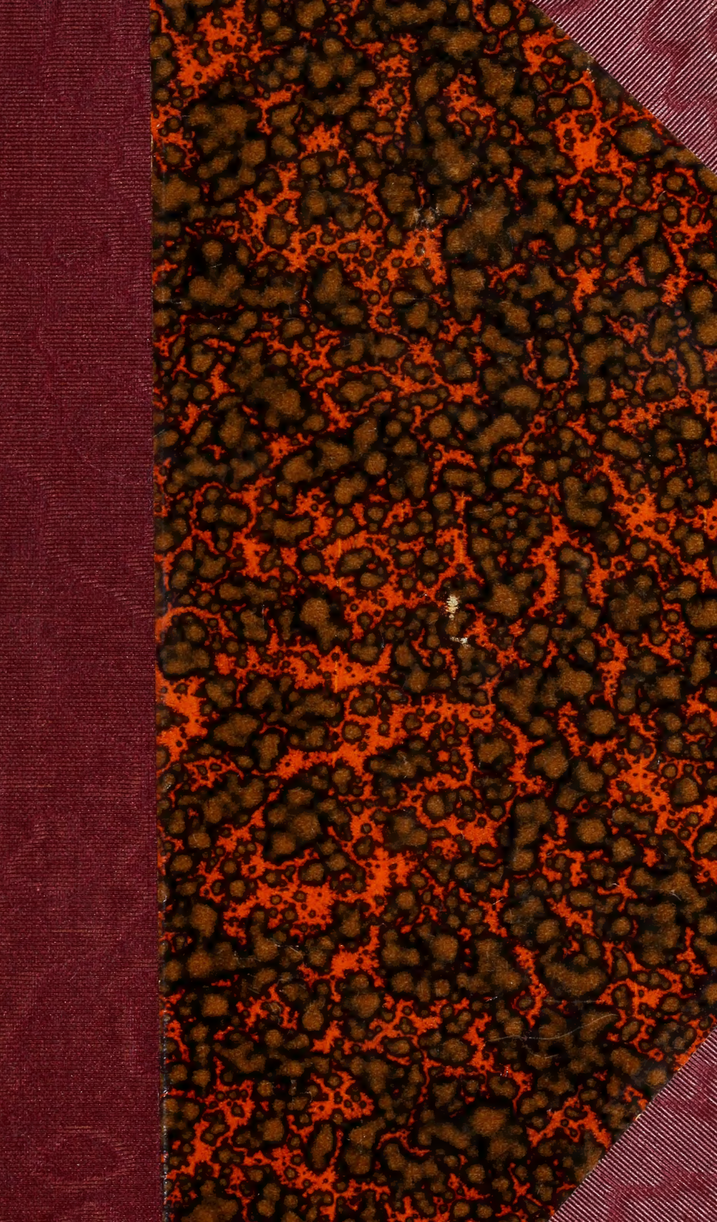
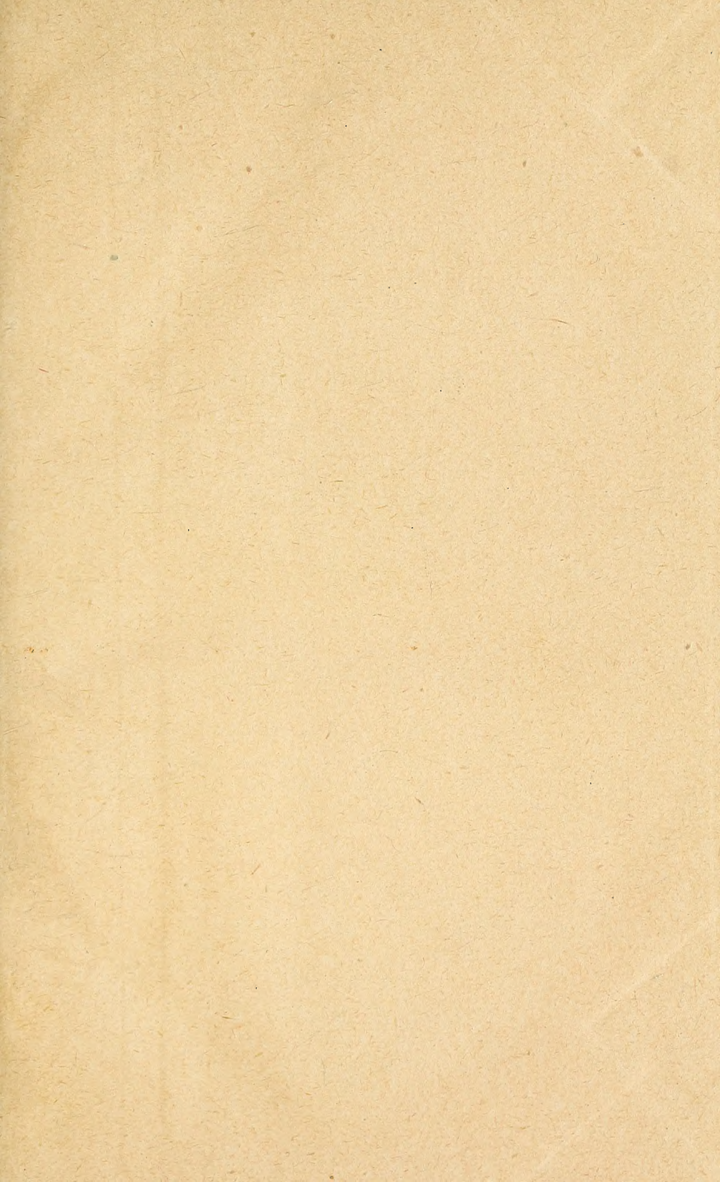








Russische Hofgeschichten.

Von Peter dem Großen bis auf die neuere Zeit.

Ein

historischer Novellen-Kreis

von

H. E. R. Belani.

„Die Weltgeschichte ist das Weltgericht."
Schiller.

Erster Theil.

Enthaltend die historischen Novellen:

Die Czarewna Sophia Alexiewna. — Eudoxia. — Alexei. — Katharina I. und Mentschikoff. Aus dem Hofleben Peter's I., Katharina I., Peter's II. und Anna von Curland.

Leipzig.

Verlag von C. L. Fritzsche.

1856.

Vorwort.

„Die Weltgeschichte ist das Weltgericht." — Die Presse der Executor dieses Gerichtshofes. Sie ertheilt Lorbeerkränze den würdigen, Dornenkronen den unwürdigen Machthabern der Vergangenheit. Ihre Pflicht beruht in ihrer Unparteilichkeit; ihr Adel, in dem Muthe, womit sie ohne Ansehen der Person und ohne Menschenfurcht die Wahrheit zu sagen wagt.

Was sind das für Wahrheiten? — Es sind Lehren der Geschichte, die für die Gegenwart nicht verloren gehen sollen.

Um mit der Gegenwart zufrieden zu sein, dürfen wir nur in den dunklen Born der Geschichte blicken. Erhebt uns das Erhabene, was wir dort sehen, und feuert es uns zur Nacheiferung an, so können wir die Gräuel einer rohen, sittenlosen Zeit und das Unheil, welches in derselben moralisch versunkene Regenten durch That und Beispiel erzeugten, nicht sehen ohne zu beten: „Ich danke Dir, Gott, daß wir nicht in solchen Zeiten, unter solchen Regenten leben." — Das Gute im eigenen Vaterlande lernt man nicht besser würdigen, als wenn man das Schlechte in fremden Landen, oder in früheren Zeiten wahrnimmt.

Das waren die leitenden Gedanken, welche den Verfasser bewogen, diese russischen Hofgeschichten des vorigen Jahrhunderts zu schreiben.

Kein Staat im civilisirten Europa hat in seinem Innern solche entsetzliche Kämpfe gehabt, um von der tiefsten Rohheit sich nur zu seinem heutigen Grade von Civilisation zu erheben, als der russische Staat.

„L'état, c'est moi!“ — sagte einst Ludwig XIV. von Frankreich, und eben so könnte seit Peter dem Großen, jeder Selbstherrscher Rußlands von sich rühmen.

Darum ist aber auch die Geschichte des russischen Hofes die des russischen Staates, ja noch mehr die der Civilisation dieses aus vielen Völkern zusammengesetzten halb asiatischen Riesenreiches.

Wenn Despotismus der Leim ist, der heute noch dieses ungeheuere Völkerconglomerat zusammenhält, so ist die Geschichte des Despotismus seiner Selbstherrscher die des Gesammtstaates. Die großen Eigenschaften Peter's I. und Katharina II., die wir bei allen ihren Fehlern nicht verkennen dürfen, haben Rußland groß und mächtig gemacht und ihm die ungeheure, nie ruhende Expansivkraft gegeben, die noch neuerlich wie ein Vulcan die Ruhe Europa's erschüttert hat.

Aber auch die Schwächen, Fehler und selbst die Verbrechen seiner Selbstherrscher von Peter dem Großen bis auf Paul I. mußten bei einem sclavisch gesinnten Volke auf die fortschreitende Civilisation einwirken, mußten durch That und Beispiel die Nation auf Generationen entsittlichen, und damit der Nachwelt ein warnendes Bild geben, wohin unbeschränkte Selbstherrschaft führen kann, wenn der Selbstherrscher kein großer edler Charakter, sondern ein Mensch mit Schwächen und Gebrechen ausgestattet ist.

Und in sofern bleiben die russischen Hofgeschichten, die wir der Lesewelt in unterhaltender Form, aber aus geschichtlichen Quellen geschöpft, ohne Zusatz der Phantasie hiermit der Wahrheit getreu vorlegen, ein belehrendes Buch, ein Werk, das die Civilisation fördert, indem sie deren Mängel aus den Büchern der Geschichte enthüllt.

Wir sind weit davon entfernt, damit der Lesewelt eine sogenannte Chronique scandaleuse des russischen Hofes geben zu wollen; denn eine solche könnte nur das Pikante in der Medisance über noch Lebende oder doch erst kürzlich Verstorbene suchen. Hier aber gehören alle geschilderten Persönlichkeiten der Geschichte des vorigen Jahrhunderts an. Es sind zudem keine neuen Enthüllungen, sondern es ist eine gewissenhafte Benutzung von längst bekannten historischen Quellen, welche zu den Erzählungen dieser Hofgeschichten bis in die kleinsten Details den Stoff gegeben haben.

Wir besorgen auch nicht, damit den heutigen russischen Hof zu verletzen. Im Gegentheil bildet hier die Geschichte nur die dunkle Folie, auf welcher der hohe Adel und der sittliche Glanz der Charaktere eines Alexander I., Nikolaus I. und Alexander II. in einem um so reinern Diamantenlichte strahlt.

Die russischen Hofgeschichten des vorigen Jahrhunderts gewähren allerdings einen Pfuhl von sittlicher Versunkenheit; aber aus einem solchen sich erheben, wie von den drei jüngsten Generationen der russischen Herrscher durch die Hohheit ihres Charakters geschehen ist, bringt mehr Ehre als darin versinken und bleibt ein höheres Verdienst, als wenn die drei letzten Träger der russischen Krone nur durch den Glanz der Tugenden ihrer Vorfahren ihren eigenen gewonnen hätten.

Diese drei Herrscher waren die Erben der Seelengröße und Charakterstärke Peter's des Großen, ohne auch Erben der Fehler und Schwächen Desselben und seiner Nachkommen und der Rohheiten eines vergangenen Jahrhunderts zu sein.

Nachdem schon ein bedeutender Theil dieses Werkes geschrieben war, erschien Krusenstolpe's Werk in fünf Bänden: „Der russische Hof rc.,“ und ist, unangefochten von der Preßpolizei, durch alle Buchhandlungen verbreitet, obwol es in fortlaufender Geschichtserzäh-

lung den russischen Hof seit Peter dem Großen in ähnlicher Weise schildert, wie dieses Buch.

Deshalb aber gewährt es diesem Werke doch keine Concurrenz. Die Krusenstolpe'schen Mittheilungen derselben Thatsachen sind mehr im trocken referirenden historischen Style gehalten; diese: „Russische Hofgeschichten" (bei aller historischen Treue) mehr im unterhaltenden Tone novellenartig erzählt, oder als Lebensbilder geschildert.

Indem ich die fortlaufende Geschichte des russischen Hofes, von Peter dem Großen bis Katharina II., in einzelne Novellen und Lebensbilder zerlegte, brachte ich künstlerische Abrundung und Abgeschlossenheit in die einzelnen Theile des großen chronologisch zusammenhängenden Ganzen, und machte mein Werk für die größere Lesewelt geeigneter, während jenes nur dem historischen Studium dient.

Diese Gesichtspunkte bitte ich festzuhalten bei dem Lesen und Beurtheilen meines Buches.

Die historischen Quellen anzugeben, halte ich um des Zweckes willen nicht für nöthig. Doch wird eine Vergleichung mit dem Krusenstolpe'schen herausstellen, daß ich deren manche benutzt habe, die jenem Bearbeiter entweder nicht bekannt oder nicht zugänglich gewesen sind. — Französische Memoiren von Zeitgenossen gaben dem Verfasser manche Einzelnheiten an die Hand, welche größere Geschichtswerke nicht bringen.

Damit empfiehlt dieses Werk zu freundlicher Aufnahme

der Verfasser.

Potsdam, im Juli 1856.

I.

Die Zarewna Sophia Alexiewna;

aus Peter's des Großen Jugendleben.

Historische Novelle.



1.

Sophia und Ghalizin. — Die Knaben Iwan und Peter. — Iwan's Thronentsagung. — Peter's Ernennung zum Czaren. — Verschwörung gegen ihn.

In jener Welt von Palästen, Klöstern, Kirchen, goldenen Kuppeln und tieftönenden, mächtigen Glocken, welche in Moskau wie ein altersgrauer Riesenbau sich erhebt, und mit einer gewissen ehrfurchtsvollen Scheu der Kreml genannt wird, erhob sich auch seit den ältesten Zeiten der alte Czarenpalast der russischen Herrscher, in welchem seit den Gräuelthaten Iwan's des Grausamen — der seinen eigenen Sohn hatte hinrichten lassen — schon mancher Despot über Millionen Sclavenseelen geherrscht hat, dort befindet sich noch heute, selbst von dem großen Brande in Moskau im Jahre 1813 verschont, ein langes, schmales Gemach mit alten Ledertapeten, auf welchen vergoldete Blumen eingepreßt sind. —

In diesem Gemache, das damals glanzvoll genug gewesen sein mag, saß auf einem vergoldeten Sammetsessel eine hohe Fürstin, der man es ansehen konnte an der junonischen Gestalt, dem gebietenden Blick, dem

großen, geistvollen Auge, der hohen, denkenden Stirn, daß sie zur Herrscherin geboren war.

Wenigstens nach ihrem Selbstgefühl war sie es, wenn auch nicht nach ihrer Abstammung als Tochter des verstorbenen Czaren Alexei Michaelowitsch, da noch zwei Brüder von ihr am Leben waren — Beide noch Knaben — der Aelteste, aus der ersten Ehe des Czaren Alexei, Namens Iwan, der Jüngere, Peter Alexeiwitsch, aus der zweiten Ehe seines Vaters mit der Tochter eines Adeligen aus der angesehenen Familie Narischkin, die Natalie hieß und noch lebte.

Es war die stolze unvermählte Czarewna Sophia Alexiewna, die wir dort erblicken. Ihr älterer leiblicher Bruder, der Czar Feodor, war nach kurzer Regierung auch gestorben; jetzt handelte es sich um die Thronfolge. Daher ihre Anstrengung.

Schön und geistreich, war sie der Gegenstand der Bewunderung, aber auch der sclavischen Unterwürfigkeit des ganzen alten Czarenhofes gewesen. Der hochmüthigste Bojar, wie der unter dessen Knute aufwachsende leibeigene Bauer warf sich vor ihren Füßen nieder, und küßte den Saum ihres, mit dem kostbarsten Zobel besetzten, grünsammetnen Oberkleides. Unter diesem trug sie die weißatlaßne Robe, von der reichsten Goldstickerei schwer verziert, vor der Brust den mit Perlen gestickten Goldlatz, auf dem Kopfe die hohe

altrussische Mütze von Goldbrocat, die ebenfalls mit Perlen und Diamanten fast übersäet war. Eben so waren Hals und Ohren mit Geschmeide überladen, und ihre Hände und Arme trugen Ringe und Armspangen, deren blitzendes Gestein in allen Regenbogenfarben strahlte.

Wir sehen sie jetzt im blühenden Jugendalter, im Anfange des Jahres 1682 alten Styls.

Eine gewisse Unruhe in ihrem ganzen Wesen, eine auffallende Gedankenlosigkeit bei der Arbeit einer Stickerei von Gold und orientalischen Perlen, die sie in der Hand hatte, aber jetzt für eine längere Pause in den Schoß sinken ließ, dann ihr hastiges Aufstehen und rasches Auf- und Niedergehen, ihr Hinsetzen und sich wieder Erheben, und endlich das stürmische Schellen mit der silbernen Klingel, — dies Alles zeigte an, daß sich eben diese Fürstin in der heftigsten Gemüthsaufregung befand.

„Ghalizin soll kommen!“ rief sie der durch den rothsammetnen, mit gelben Frangen und Quasten besetzten Thürvorhang eintretenden Kammerfrau entgegen.

„Der General steht schon im Vorzimmer,“ sprach Diese, und schnell zog sie sich zurück, den Befehl ihrer hohen Gebieterin auszuführen.

Schon in der nächsten Minute trat der Gerufene herein; — wahrlich, ein schöner Mann im kräftigsten Mannesalter, der seine gewohnte, gebietende Haltung kaum hier, seiner hohen Freundin gegenüber, verläugnen konnte.

Diese aber warf sich stürmisch an seine Brust und rief leidenschaftlich: „Wenn Du, mein geliebter, mein einziger Freund mich nicht retten willst, so bin ich verloren!"

Er wollte ihr die bei diesen Worten hervorstürzenden Thränen vom schönen Antlitz küssen, aber sie erhob sich, trat einen Schritt zurück, und rief in einer wahrhaft königlichen Haltung: „Keinen Kuß der Liebe, so lange noch nicht der Haß, der tief in meinem Busen, wie ein Feuer glüht, getilgt ist; keine weibische Zärtlichkeit, so lange wir noch der männlichen Thatkraft bedürfen, um den Gipfel der Macht zu ersteigen, zu dem wir uns durch Größe und Geburt berufen fühlen."

„Weißt Du schon, Czarewna," fragte Ghalizin, „wie die Versammlung der hohen Geistlichkeit und der Großen des Reichs ausgefallen ist, die in diesem Augenblick im goldenen Saal des Kreml abgehalten wurde?"

„Nein, bei Gott, das eben ängstigt mich so, daß ich nicht wage, irgend einen Andern darum zu befragen, als Dich, der Du mich im schlimmsten Falle mit Deinem Rath und Deiner Armee, die Deinen Befehlen gehorcht, nicht verlassen wirst."

„So höre denn: Die große und glänzende Reichsversammlung war nach dem Ableben Deines leiblichen Bruders, des Czaren Feodor III., der nur sieben Jahre regierte, und aus zwei Ehen keine Kinder hinterlassen hat,

zusammengetreten, um den Willen der beiden jungen Czaren über die Thronfolge zu vernehmen und darüber zu entscheiden."

„Und sie werden das Recht der Erstgeburt anerkannt haben?" fragte Sophia gespannt — „Iwan, der zwölfjährige Schwächling, der, stammelnd, schielend und halb blödsinnig, nie geeignet sein wird, ein großes Reich selbstständig zu beherrschen, der wäre mir der erwünschte Thronfolger, denn ihn in ewiger Unmündigkeit unter meiner, seiner vollbürtigen Schwester, Vormundschaft zu erhalten, würde nur eine der leichtesten Aufgaben meines Lebens sein, und ich würde dann unbeschränkte Beherrscherin von ganz Rußland werden, — und dahin muß es kommen, das ist mein Beruf und mein Wille! —"

„Nun, so vernimm denn, was geschah," sprach Ghalizin, mit ernstem, bedeutungsvollem Tone der Stimme, „der ältere der beiden Czarensöhne, Iwan, wurde von unserm weißbärtigen Patriarchen Joakim gefragt: „Nun aber sage mir, dem höchstverordneten Diener des Herrn, dem Stellvertreter Gottes auf Erden — und ich frage Dich, Iwan Alexeiwitsch, zuerst, im Namen Gottes und der heiligen Jungfrau: wer von Euch Beiden soll den jetzt erledigten Czarenthron besteigen?"

„Es war ein großer und bedeutsamer Augenblick, der über das Geschick einer ganzen Nation entscheiden sollte," fuhr Ghalizin fort, „und wie ein Wunder erschien

es Allen, als der bleiche, fast blödsinnige, fürstliche Knabe, der bis dahin in gebeugter Stellung, den scheuen Blick gegen den Boden gesenkt, dagestanden, von dem man noch kein anderes Wort, als ein stammelndes gehört hatte, sich nun plötzlich aufrichtete, die Hände faltete, wie zum stillen Gebet; nach einer Minute des tiefsten Schweigens ringsum erhob er Blick und Hände zum Himmel, seine matten Augen belebten sich, die ganze Gestalt erhob sich, und wie inspicirt von der Gottheit selbst, sprach er mit kräftiger Stimme und in fließender, begeisterter Rede, zum ersten Male ohne Stammeln: ,,,,Gott will es nicht, mein Vater und Bruder, daß ich die Krone der Czaren Rußlands tragen soll, denn seine gebietende Hand hat mich schwächlich, kränklich, stammelnd und kurzsichtig gemacht, und meine Geistesschwäche, die Ihr Alle kennt, würde mir ewig ein Hinderniß sein, ein großes Reich zu regieren. Ich entsage also freiwillig der Thronfolge, ich entsage mit beruhigtem Herzen, weil hier ein Würdigerer steht, ein von Gott reichlicher mit Geist und Körperkraft Begabter, mein geliebter Bruder, Peter Alexeiwitsch! Seht ihn an, zwei Jahre jünger als ich, ist er doch schon größer und kräftiger, seine blühende Gesundheit berechtigt ihn zu langer Lebensdauer. Zu seinen Gunsten, zum wahren Wohle des Reichs habe ich der Krone entsagt. Ihm mögt Ihr huldigen. Es lebe der Czar Peter I.''''

,,Und die Bojaren und Großen dieses Reichs,''

sprach Sophia in höchster Spannung, „genehmigten doch nicht diesen Unsinn?“

„Vernimm weiter, was sich begab. Während die Versammelten unter einander sich beriethen, trat Einer aus ihrer Mitte auf, der nur ein geringer Edelmann war, es war Sambelow.“

„Ha!“ rief Sophia, „einer von meinen Anhängern, dem ich die Bojarenwürde versprochen hatte, wenn er es durchsetzen könnte, daß Iwan unter meiner Vormundschaft den Thron besteigen würde; — und was sprach er?“

„Er sprach zu Gunsten Iwan's, und manche Stimme unterstützte ihn.“

„Daran erkenne ich meine Getreuen,“ rief Sophia freudig aus.

„Aber ohne Erfolg,“ sprach Ghalizin und fuhr fort zu berichten, „und da war es Iwan selbst, der die schon wankenden Gemüther zu Peter's Gunsten leitete, indem er sprach: „Erinnert Euch, meine Brüder und Freunde, daß schon bei der Geburt meines geliebten Bruders Peter ihm die Sterndeuter ein günstiges Horoskop gestellt hatten; daß der Hofastrolog Jaromonach, Simeon Polotzkoi dem Czaren, unserm verewigten Vater, verkündigt hatte, aus einem leuchtenden Punkte neben dem Planeten Mars erkannt zu haben, daß der neugeborene Peter Alexeiwitsch ein streitbarer Held, und als Solcher den Feinden des Reichs ein Schrecken sein werde.“ —

„Ja, es ist wahr,“ unterbrach ihn Sophia, die bei allem ihrem Geiste nicht frei war von dem Aberglauben ihrer Zeit, — „Gott selbst hat durch den Mund dieses Sehers für ihn gesprochen; aber,“ fuhr sie innerlich zusammenschauernd fort, „wenn Gott nicht mit uns ist, so mögen es die Mächte der Hölle sein. — Doch fahre nur fort in Deinem Bericht, und erlaß mir keinen Moment der Marterung, denn ich muß Alles erfahren, Tropfen für Tropfen, wie es auch blute in meiner Seele, um mein Gegengift dawider anwenden zu können.“

Ghalizin fuhr fort: „Weiter sprach Iwan: „„Erinnert Euch, daß mein verewigter Vater zum Gedächtniß dieser Weissagung eine Denkmünze schlagen ließ mit der Inschrift: Für die Hoffnung Rußlands! noch mehr, daß mein verewigter Bruder, der Czar Feodor, über die Kräftigkeit dieses meines Bruders Peter erfreut, in Hinblick auf meine Kränklichkeit, durch mehr als eine Äußerung die Absicht zu erkennen gegeben, ihn zur Thronfolge berufen zu wollen.“““

„Das ist wahr,“ rief Sophia, „und nur meiner Klugheit und Intrigue habe ich es zu verdanken, daß er nicht auf dem Sterbebette noch ein Testament machte, wodurch Iwan ausgeschlossen und Peter als Thronfolger ernannt wurde. Ich verzögerte das Herbeirufen des Patriarchen Joakim, bis mein Bruder, der sterbende Czar, schon sprachlos geworden war.“

„Das war allerdings ein Meisterstreich von Dir,“ sprach Ghalizin in schmeichelndem Tone, „leider aber vergeblich.“

„Sie werden doch nicht, die Unsinnigen . . .“

„Leider waren es nur Wenige, die Sambelow's Protest gegen Peter unterstützten. Die Mehrzahl rief, wie mit einer Stimme: es lebe unser Czar Peter I.! und Iwan war der Erste, der ihn umarmte und beglückwünschte, und der Patriarch segnete ihn und Alle knieten nieder, küßten den Boden zu seinen Füßen, und die ihm am nächsten standen, seinen Rock und seine Hände, und nannten den zehnjährigen Knaben in zärtlichster Weise „„Batuschka““ (Väterchen)! es ist lächerlich, so Etwas, aber Landessitte.“

„Und für mich hast Du doch die Vormundschaft gerettet?“ rief sie gespannt und leidenschaftlich.

„Es war mir für jetzt unmöglich,“ sprach der Günstling der Czarewna. „Peter selbst bat für seine Mutter Natalie; der Patriarch Joakim erklärte dieses Verlangen für recht und billig, und alle Anwesenden stimmten ihm bei. Schon ist eine Deputation an sie abgegangen, um ihr im Namen des Reichs und der Religion die vormundschaftliche Regierung zu übergeben.“

„So bin ich denn geschlagen, vernichtet,“ rief Sophia, auf das Tiefste erschüttert, „aber je tiefer erniedrigt, desto höher werde ich steigen. Alle meine Geisteskraft sei aufgeboten, diesen elenden Knaben, der es

wagte, nach der Krone meiner Väter zu greifen, zu vernichten. Ein Aufstand der Strelitzen, eine Revolution ..."

„Wage es nicht, den entsetzlichen Gedanken weiter zu verfolgen. Wer kann ermessen, wohin das Blutbad führt, das diese losgelassene Rotte einer halbwilden Soldateska anrichten wird, wenn ihre Leidenschaften aufgereizt werden?"

„Und wenn Tausende verbluten, wenn die edelsten Geschlechter niedergemetzelt werden unter diesen blutgierigen Barbaren, so werde ich ein Hosianna der Höhe! singen, wenn nur ich selbst erhöhet werde, wenn alle Narischka's gespießt werden, Natalie ins Kloster geschickt, und Peter, dieser Thronräuber, in der Czarengruft der Metropolitankirche beigesetzt würde."

Diese letzten Worte hatte sie leise und mit dumpfer Stimme gesprochen, wie vom Schauder über den eigenen Gedanken ergriffen.

Selbst Ghalizin schauderte zusammen. „Und diese Furie," dachte er, „ist Deine Geliebte!" —

Sophia schien zu ahnen, was in ihm vorgehe; sie legte ihre Hand auf seine Schulter, und fragte, indem sie einen tiefen Blick in seine dunklen Augen senkte: „Und damit wir einen Weg gehen, Ghalizin, damit Du ein Interesse dabei habest, mehr noch als die Liebe allein zu gewähren vermag, so sage ich Dir, möge Gott oder Teufel uns helfen, daß ich als Regentin oder Vormünderin die Macht der Regierung erlange, so sollst Du mit

mir theilen, Ehre, Macht und Gewalt, so verlobe ich mich Dir — doch nur für diesen glücklichen Fall — als Deine Braut, Deine Gattin! Diesen Ring und diesen letzten Kuß vor der Erfüllung unserer Pläne zum Pfande für die Treue meines Wortes; wenn es Zeit sein wird, reden wir weiter darüber."

Und damit küßte sie Ghalizin, in dessen Brust sich doch immer noch ein, wenn auch schwacher Funken edlerer Gesinnung, wenigstens einiger Menschlichkeit regte; es lief ihm ein Schauder über die Haut, als habe ihn eine kalte, herzlose Leiche gedrückt.

Doch Gahlizin war einmal in den verlockenden Banden dieses schönen, geistvollen und üppigsinnlichen Weibes, dem Nichts fehlte, als Herz und Gemüth und Tugend. Ihr glühender Ehrgeiz, ihre leidenschaftliche Herrschsucht, so wie auch ihre Alles umschlingende Aussicht auf Ehre und irdische Größe fesselte ihn an ihre Interessen; — er gelobte ihr feierlich seinen Beistand bei der Durchführung ihrer Herrscherpläne, ohne zurückzuschrecken vor den Mitteln, wodurch sie ihr Ziel nur erreichen konnte.

2.

Die Huldigung Peter's I. — Natalie als Regentin. — Beginnende Intriguen Sophiens.

Die öffentliche Huldigung des jungen Czaren Peter I. fand schon am 10. Mai desselben Jahres (1682) statt.

Das Volk war voll Jubel, Freude und Theilnahme. Selbst die Strelitzen schwuren ihm den Eid der Treue, und die verwittwete Czarin Natalie wurde ohne Widerspruch als Vormünderin des jungen Czaren und Regenten bis zu seiner Volljährigkeit ausgerufen.

Iwan war bei dieser Feierlichkeit, die mit orientalischem Gepränge begangen wurde, zugegen. Aber seine blasse, schwächliche Gestalt mit seinem blöden, gedankenlos stieren Blick, seinen matten, wasserblauen Augen erregten mehr Mitleid als Ehrerbietung.

Dagegen hatten sich aller Augen dem schönen, fürstlichen Knaben Peter zugewendet, der mit seinen dunklen, feurigen Augen und seiner stolzen, gebietenden Haltung, damals gerade 10 Jahre alt, doch schon höher und kräftiger aufgeschossen war, als sein um zwei Jahre älterer Bruder. Das braune wallende Lockenhaar, eine hohe, freie Stirn, der Sitz kühner Gedanken und die kräftige, gesunde Gestalt — das waren Eigenschaften, wodurch der junge Czar schon während der Huldigungsfeier auf Volk und Soldaten den günstigsten Eindruck machte.

Wer hätte glauben können, daß diese Volks- und Strelitzengunst schon nach fünf Tagen gerade in das Gegentheil nmschlagen werde? und doch war es der Fall. Die wandelbarsten Dinge in der Welt sind Aprilwetter und Volksgunst.

Sophia hatte ihre ganze Verstellungskunst und Selbstbeherrschung aufgeboten, um bei diesem Feste gegenwärtig zu sein, ohne mit einem Worte, oder nur mit einem Zuge ihres schönen Gesichts den tiefen Groll sich merken zu lassen, der sie bei Peter's und Natalien's Triumphe fast zu Tode peinigte.

Nur als ein Wink ihrer Augen, während die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Huldigungsrede des greisen Patriarchen Joakim gerichtet war, ihren Vertrauten Ghalizin herbeigerufen hatte, flüsterte sie ihm zu: „Sind meine Freunde thätig gewesen? kann ich mich auf sie verlassen?

„Unter den Unzufriedenen,“ flüsterte ihr der dicht hinter ihr stehende Vertraute, nur ihrem Ohr vernehmbar zu, „sind kluge Männer für uns gewonnen; so der schlaue Iwan Miloslawsky, Dein Vetter, die Gebrüder Iwan und Peter Tolstoi, der Oberstlieutnant von den Strelitzen Zikkar, Ostrow und Andere. Sie stimmen Alle für seinen Tod!“

„Noch nicht,“ entgegnete die Czarewna Sophia, hinter ihrem rauschenden Fächer leise redend, indem sie den schönen Kopf etwas zur Seite, dem Vertrauten zuwendete: „aber das Vorspiel, die Benutzung der Vorurtheile des Volks, hätte heute beginnen können.“

„Es hat begonnen,“ entgegnete Ghalizin, als er

sich unbeachtet sah, eben so leise. „Miloslawsky hat Vertraute und bestochene Popen unter die Menge geschickt, die hierhin und dorthin die Bemerkung warfen: „Und ihr versündigt euch gegen Gott, denn Ihr huldigt dem Sohn der Sünde. Gott und die heiligen Satzungen der Kirche haben die zweite Ehe eines Wittwers für Ehebruch erklärt, und dieser Czar Peter ist ein solcher Sündensohn — seine Seele gehört dem Teufel, und Diesem seid Ihr Alle verfallen, wenn er Euer Herr bleibt.“

„Und das dumme Volk?...“

„Ist dumm und abergläubisch genug, solchen Reden Glauben zu schenken; noch wagte man keinen Aufstand gegen Peter, aber er ist vorbereitet im Volkswahn.“

„Genug für heute; die Strelitzen zu gewinnen und durch Geld und Branntwein zu verführen, werde ich auf einem andern Wege versuchen.“

Während nun die neue Regentin Natalie die Gunst der Strelitzenhorde, dieser privilegirten Soldatenkaste, dadurch zu gewinnen suchte, daß sie ihnen einige der Officiere opferte, die dem rohen Haufen, der Niemand gehorchen wollte, unangenehm waren, spann Sophia in aller Stille ihren feindseligen Faden gegen den Nichts ahnenden kleinen Czaren Peter und dessen nur allzu vertrauende, gütige, aber characterschwache Mutter Natalie.

3.

Feodora. — Die Kosaken.

Sogleich nach der Rückkehr von dieser öffentlichen Feierlichkeit ließ Sophia ihre Kammerfrau Feodora zu sich eintreten.

Dieses Mädchen, das nicht mehr ganz jung, aber gut gewachsen war, hatte ihre ziemlich verlebten Gesichtszüge, nach altrussischer Sitte, mit weißer und rother Schminke sehr stark aufgefrischt. Eben so hatte auch Sophia, der Landessitte folgend, wenn auch nicht so stark, Roth und Weiß aufgelegt.

Feodora, die ein gewisses freies und freches Wesen hatte, dabei gegen ihre Herrin eine Vertraulichkeit verrieth, die erkennen ließ, daß sie bei allen denkbaren Liebeshändeln Derselben im Geheimniß gewesen war, erzählte auf Befragen, wie sie im Volke jene Aeußerungen und Zuflüsterungen gehört habe.

„Meine Freunde,“ sprach die Czarewna, „haben mir wohl gedient; aber was werden die Strelitzen dazu sagen?“

„O diese zu gewinnen, das ist meine Sache!“ rief Feodora.

„Ich weiß es, Du hast Bekanntschaft unter diesen wilden Trotzköpfen!“

„Ob ich sie kenne?“ rief Feodora lachend aus,

„wer, wie ich, früher als Marketenderin und Allerwelts-Soldatenliebste bei dem Regiment gestanden hat, wird weder einen Bartlosen, noch einen Graubart darunter finden, der sie nicht schon hundertmal geküßt hätte.“

„Nun das ist freilich etwas viel …“

„Geschah aber Alles zur Ehre meiner hohen Frau. Das ganze Regiment trägt mich im Herzen, und ich habe das ganze Regiment in der Hand. Was soll's damit?“

„Hier,“ sprach Sophia, ihre Chatouille öffnend, „eine Hand voll Gold, hier Perlen- und Diamanten-Geschmeide, damit sollst Du unter den Strelitzen mir Freunde und Anhänger werben, daß sie einen Aufstand erheben, und,“ fügte sie leise und mit gepreßter Stimme hinzu, „dem verhaßten Buben, dem kleinen Peter, das Garaus machen.“

„O das ist Spaß!“ lachte Feodora, „mit solchen Mitteln will ich zehntausend Teufel aus der Hölle gegen ihn heraufbeschwören, und solche Teufel sind meine lieben Freunde und Vettern, die Strelitzen, die mich nur vertraulich die Kosakin nennen, weil sie wissen, daß ich eine geborene Kosakin bin. Und diese Kerle in ihrer Tollwuth sind wahre Teufel in menschlicher Gestalt, sie morden Tausende so leicht, wie Weiber einen Floh todtschlagen.“

„Aber wie willst Du es anfangen, ohne das Geheimniß vor der Zeit zu verrathen?“

„Lügen — lügen — lügen!“ rief die Kosakin mit dem

Ausdruck der Wildheit ihres Volkes: „die Lüge ist des Teufels Großmutter; der höllische Lügengeist könnte Götter vom Throne stoßen, warum nicht Menschen? was sage ich Menschen? O nicht doch; einen elenden Knaben, den wir nicht aufwachsen lassen dürfen, damit er nicht dereinst unser Henker und der Tyrann von Rußland werde."

„Wohl gesprochen, Kosakin! weiter, weiter!" jubelte die Czarewna."

Und die Zofe fuhr fort: „Ich werde verbreiten, der Czar Iwan sei im Kreml von den Narischkin's auf Peters Befehl ermordet worden, weil Dieser allein herrschen wolle, und zu Anderen werde ich sagen: eine Verschwörung im Palast, an deren Spitze sich Peter, seine Mutter Natalie und die Narischkins befänden, hätten sich verschworen, eine solche That zu begehen. Sei es noch nicht geschehen, so thue Rettung Noth. Der Kremlpalast müsse erstürmt werden, die Sturmglocken geläutet, Kanonen aufgefahren. Peter und alle seine Anhänger müßten die Treppe hinabgeworfen und auf den Spitzen der Spieße der Strelitzen aufgefangen werden, sei es um Iwan zu retten oder seine Ermordung zu rächen!"

„Schön, trefflich, ein großer Gedanke!" jubelte Sophia, und die Kosakin fuhr fort:

„Und um solchen Gerüchten Glauben zu verschaffen, werde ich einige jener halb verrückten Straßen-Prediger, jener Besessenen, die das Volk wie Propheten verehrt,

bestechen und gewinnen, daß sie Iwan's Ermordung verkündigen, als hätten sie eine Vision der heiligen Jungfrau gehabt, die ihnen Solches mitgetheilt; ich werde die Branntweinschenken öffnen lassen, und die Anhänger Peter's mit der Knute bedrohen, denn in dieser Miliz und im russischen Volke ist mit der Knute und dem Branntwein Alles zu erreichen."

4.

Der erste Aufstand der Strelitzen.

Und so geschah es auch. Besessene predigten Rebellion; Strelitzen stürmten durch die Straßen; immer lauter wurde das Gemurre der Volksmenge; Einer erzählte dem Andern von Iwan's erzwungener Thronentsagung; der Andere erzählte schon weiter, daß Iwan mit dem Tode bedroht sei und unfehlbar von den Narischkins ermordet werden würde, und der Dritte rief:

„Er ist schon ermordet, rächen wir seinen Tod!" Und Priester und Besessene predigten dazwischen: „er ist schon todt, er ist ermordet; auf, nach dem Kreml, rächen wir seinen Tod!"

Ganze Volkswogen strömten dorthin; dazwischen rasselte Waffengeklirr und wilde Trupps von Strelitzen liefen mit gezogenen Säbeln und gehobenen Speeren nach ihren Sammelplätzen. Kanonen rollten, von Menschen-

händen gezogen, über die Knüppeldämme, welche damals noch in Moskau die Stelle des Straßenpflasters vertraten. Die Sturmglocken heulten zuerst in den entfernteren Stadttheilen, dann näher am Kreml.

Ein Weib mit aufgelöstem Haar, offenem Busen und flatterndem Gewande, die Fetzen einer zerrissenen Kleidung mit sich schleppend, schlüpfte durch die wildbewegte Menge, und vertheilte hier und dort Kopeken; dann blieb sie stehen, und hielt aufregende Reden an das Volk. Männer folgten ihr, und verschenkten Branntwein umsonst aus großen Humpen. Popen erinnerten daran, den Sohn der Sünde aus der zweiten, von Gott verbotenen Ehe des Czaren Alexei zu vernichten, und zum ersten Mal ertönte der Ruf: „Tod dem Czaren Peter! Tod dem Mörder von Iwan! Tod dem Narischkins! Ins Kloster mit Natalie!“

Es war den 18. Mai desselben Jahres, als dieser wilde Sturm des Strelitzenaufstandes sich gegen den Czarenpalast im Kreml heranwälzte.

Sophia jubelte im Herzen, und umarmte Ghalizin in stürmischer Lust; aber sie zitterte vor den finsteren Mächten der Hölle, die sie heraufbeschworen hatte, und nun doch nicht wieder bannen konnte.

Es war eine furchtbare Rebellion. Keine vernünftige Vorstellung fand Eingang bei der tobenden Menge. Vergebens wagte es Natalie, den zitternden jungen Iwan auf dem Altanden wüthen den Rebellen vorzuführen, und

ihnen durch die That zu beweisen, daß er noch lebe, daß, wer an seine Ermordung geglaubt, im entsetzlichen Irrthume sei.

Brüllend begrüßte der tobende Soldatenhaufen den noch lebenden jungen Czaren, der verlegen und mit blödsinnigem Blicke auf die Speere der wüthenden Menge unten im Schloßhofe aus seinen hellblauen, geistlosen Augen hinabstarrte.

Aber mit Geschrei forderten die Rebellen, daß er seine Entsagung von der Regierung zurücknehmen sollte, denn das war es, was sie glaubten, daß er zu entsagen gezwungen worden sei.

„Sterben müssen Alle, die Dir nach dem Leben trachten,“ schrien sie, „Iwan Narischkin (der Bruder Natalien's) hat sich das Diadem umgelegt. Er sterbe! Fort mit dem verfluchten Geschlecht der Narischkin! Ins Kloster mit der Czarin! verflucht seien Alle, die Anhänger Peter's sind, und auch er soll sterben!“

So wüthete der Aufstand drei Tage und drei Nächte hindurch. Die bedeutendsten Männer jener Zeit am russischen Hofe, Dolghoruki, selbst der unglückliche Bruder der Czarin, Iwan Narischkin, für den sie vergebens kniend um Gnade flehte, wurden theils durch unmenschliche Qualen der Folter zu Geständnissen gebracht, von denen sie Nichts wußten, und dann grausam hingerichtet, theils von der breiten Freitreppe des Palastes, nach der Frage

an die wüthende Menge: „ist Dieser euch recht, Brüder?“ herabgeworfen und mit der Spitze von hundert Speeren aufgefangen und in Stücke gehauen. Von der Kanibalenwuth wurden die blutenden Körpertheile im entsetzlichen Triumphe durch die Stadt getragen, wo die Sturmglocken Tag und Nacht heulten und hier und dort Feuersbrünste entstanden, die in der schrecklichen Blutarbeit Niemand Lust und Zeit hatte zu löschen.

So waren 67 angesehene Personen das Opfer dieses Blutbades geworden, darunter der beliebte Leibarzt des verstorbenen Czaren, Daniel Gutmensch.

Die grausame Ermordung des jungen Iwan Narischkin hatte endlich den Blutdurst der Rebellen befriedigt. Sie erklärten, daß sie die noch übrigen Verräther der Gerechtigkeit oder Gnade des jungen Czaren überlassen wollten.

Noch einmal erschien jetzt Iwan öffentlich vor der Menge. In seiner unbegrenzten Gutmüthigkeit bat er den empörten Volkshaufen, man möge Rücksicht auf seine körperliche Schwäche nehmen, und ihm gestatten, seinen geliebten Halbbruder Peter als Mitregenten anzunehmen.

Unter brüllendem Zuruf wurde dieses genehmigt, doch riefen mehrere Stimmen vom Anhange der Czarewna Sophia: „nur unter der Bedingung, daß Sophia als Vormünderin der beiden Czaren die Regentschaft übernimmt!“ Und das geschah auch; aber welche Scenen erfolgten jetzt!

5.

Krönung der beiden jungen Czaren, Iwan und Peter. — Ein neuer Aufstand der Strelitzen. — Peter's Bluttaufe.

Die beiden jungen Czaren, Iwan und Peter, in Goldstoff mit Spitzenbesatz gekleidet, wurden am 23. Juni 1682 unter dem glänzenden Pomp altrussischer Gebräuche vom Patriarchen öffentlich in der Kathedrale gesalbt und gekrönt. Sie saßen dabei auf einem zweisitzigen, vergoldeten Thronsessel, erneuerten ihr Glaubensbekenntniß und empfingen das Abendmahl. Darauf zogen sie auf dem mit Scharlachtuch belegten Wege mit großem, glänzendem Gefolge in die Kirche des Erzengels Michael, um sich unter den Gräbern ihrer Vorfahren der Vergänglichkeit irdischer Herrlichkeiten zu erinnern.

Die Regentin Sophia, um ihre Herrschaft zu bezeichnen, ließ ihr Bildniß neben dem der jungen Czaren auf den Münzen schlagen.

Aber zu dieser Macht hatte sich die Czarewna nur durch die Gunst der Strelitzen erhoben. Diese halb wilde Miliz regierte jetzt gewissermaßen ganz Rußland. Die Macht der Führer derselben, der beiden Chowanski, Vater und Sohn, welche sie als Günstlinge an die Spitze des Strelitzencorps gehoben hatte, war schon so hoch gestiegen, daß der Uebermuth Derselben es wagte, die Hand einer jungen Prinzessin für den Sohn des alten Chowanski zu fordern.

Sophia hatte, wie im Faust von Goethe, die böse Geisterwelt heraufzubeschwören gewußt, aber nicht die Macht, sie wieder zu bannen. Der Versuch, die Strelitzen, durch Versetzung in entfernte Garnisonen an den Grenzen des Reichs zu schwächen, ihnen ein Gegengewicht zu geben durch Vermehrung der Miliz, um den Uebermuth der Strelitzen zu zügeln, verfehlte seine Wirkung. Die Strelitzen wurden dadurch nur auf's Neue aufgeregt, da sie erkannten, daß man ihren Untergang beabsichtigte. Der harte Schlag, der sie traf, die Verhaftung und Enthauptung der beiden Chowanski, weil Diese sich in einen Aufstand der Strelitzen, welcher von einem Afterheiligen, dem Priester Nikitia, wahrscheinlich auf Sophien's Veranstaltung, erregt worden — um einen Vorwand zur Hinrichtung jener übermüthigen Häuptlinge zu haben — eingelassen hatten, entflammte die Strelitzen zur furchtbarsten Wuth. Jetzt galt der neue Aufstand der Ermordung des Czaren Peter, in dessen aufstrebendem Geiste sie nicht ohne Grund ihren Untergang voraussahen.

Da der Kreml keine Sicherheit bot, so zog sich der Hof mit den beiden jungen Czaren nach dem festen Dreifaltigkeits=Troitzkoi=Kloster, das etwa sechs Werste von Moskau, nordwärts gelegen war, zurück.

Aber auch dieses wurde, bei der Feigheit des Adels und der Hunderte von Hofbedienten, von der wilden Rotte bald erstürmt. Natalie entfloh mit ihrem Sohne

Peter in die Kirche. Vor dem Altar niederknieend, den Sohn umfassend, flehte sie zu Gott um Rettung ihres Lieblings. Aber die Meuterer-Rotte drang auch in dieses Heiligthum. Die Mörderfaust eines durch Branntwein erhitzten jungen Strelitzen war mit dem blinkenden Messer schon gezückt gegen die jugendliche Brust des hoffnungsvollen Sohnes, den Natalie knieend in ihren Armen hielt. Da — noch im letzten Augenblicke, sprang ein alter Strelitze vor, und rief dem Mörder zu, indem er ihm in die Arme fiel: „Halt, Bruder! nicht hier am Altar! Der entgeht uns doch nicht!“

So wurde Peter gerettet, einen Augenblick später, — und Rußland hätte vielleicht nie die Anfänge seiner heutigen Größe, Civilisation und Bedeutung in Europa gewonnen! So wunderbar spielend walten des Geschickes Mächte, oder, wir wollen lieber sagen, wacht die unerforschliche Vorsehung über die Geschicke großer Männer und Völker, damit Jene erhalten werden, ihre von der Weltgeschichte ihnen vorgezeichnete Mission zu erfüllen.

Denn in dem nämlichen Augenblicke verbreitete sich unter den rebellischen Strelitzen Furcht und Schrecken. Die Nachricht, daß sie von einer Uebermacht czarischer Reiter und Regimenter umstellt seien, entwaffnete die feigen Seelen, denn Feigheit ist immer mit Rohheit und Frechheit verbunden.

Die so eben noch blutdürstigen Tiger warfen ihre

Waffen fort, und flehten kniend um Gnade. Viele Derselben legten sich selbst zum Zeichen ihrer Unterwürfigkeit den Strang um den Hals; andere brachten Blöcke und Beile herbei und legten ihre Köpfe auf den Block, indem sie heulend riefen, daß sie nur würdig seien, den Tod der Hochverräther zu sterben. — Nie hat man mehr hündische Unterwürfigkeit von trotzigen Menschen gesehen als hier, aber das war ein tiefer Charakterzug dieser slavischen Naturen, die sich nur durch Branntwein oder Knute regieren lassen.

Der Hof kehrte jetzt nach Moskau in den Kreml zurück. Ganze Haufen bedeckten den Weg. Peter gab ihnen, so jung er auch noch war, im Vorbeifahren durch Geberden und Handbewegungen seinen Unwillen, so wie seine gänzliche Furchtlosigkeit zu erkennen.

Am Thore überreichten die Strelitzen den beiden jungen Czaren, zum Zeichen ihrer Unterwürfigkeit, Brod und Salz, und gaben die Diplome der Privilegien zurück, die sie während ihres Aufstandes von der Regierung ertrotzt hatten.

Dieser Vorfall aber sollte den Charakter des jungen Czaren zu Stahl verhärten.

Dreißig von den Haupträdelsführern der Rebellen wurden zum Tode verurtheilt; Peter, fast noch ein Knabe, wohnte der Enthauptung Derselben, am Orte des Verbrechens, bei.

Unter den Verurtheilten befanden sich drei Brüder, noch sehr junge Männer. Ihre Mutter umfaßte die Knie des jungen Czaren und flehete um Begnadigung eines Derselben, damit sie doch wenigstens eine Stütze für ihr Alter habe. Das Herz des fürstlichen Knaben wurde weich, von menschlichem Mitleid bewegt; er gewährte die Begnadigung, und überließ der Mutter die Wahl des am Leben zu erhaltenden Sohnes. Nach langem Kampfe im gemarterten Mutterherzen wählte sie den Jüngsten. Dieser wurde begnadigt, mußte aber Zeuge sein von der Hinrichtung seiner Brüder. Diese entsetzliche Scene jedoch erschütterte den Jüngling so, daß er plötzlich, vom Schlage getroffen, todt zu Boden fiel.

Peter war von diesem Walten des Geschicks auf's Tiefste ergriffen. Er sah darin einen Fingerzeig Gottes, der ihn an seine Regentenpflicht mahnte: keinem Schuldigen Gnade widerfahren zu lassen — ein wahrhaft entsetzlicher Grundsatz in einem Fürstenherzen! Hier aber, unter diesem barbarischen Volke, schien er gerechtfertigt zu sein. Peter sank vor dem Christusbilde in der Kirche nieder, und sprach laut seine Reue aus über diese Herzensmilde, die er für Schwäche erklärte, welche ein Regent ablegen müsse.

„Die Gerechtigkeit Gottes," sagte er zu den Umstehenden, „hat nicht gewollt, daß er am Leben bleibe. Das soll mir eine Warnung sein, in Zukunft die mir anvertraute Gerechtigkeit strenger zu üben."

6.

Peter's weitere Entwickelung. — Die Poteschnie. — Lefort. — Versöhnungs-Pläne.

So hatte Peter schon als Knabe die Bluttaufe empfangen. Sein Charakter entwickelte sich immer energischer. Er hatte das Glück, durch gute Lehrer bei seinen seltenen Geistesgaben bedeutende Fortschritte in den Wissenschaften zu machen.

Früh schon zeigte er eine Energie des Charakters, welche Sophia zittern ließ vor dessen Entwickelung in der Zukunft. Seinen festen Willen nannte sie kindischen Eigensinn; aber eben dieser Eigensinn, das fühlte sie, konnte ihr gefährlich werden, wenn er sich künftig zum Charakter des Regenten ausbildete.

In dieser Rathlosigkeit berief sie ihrem Freund Ghalizin und ihren Vetter, der weit älter war, Iwan Miloslawsky, zu sich.

Sie erzählte ihnen einen Vorfall, — eine Kinderei eigentlich, aber wichtig, wenn man ihn als Keim einer künftigen Entwickelung betrachtete — wo Peter's unbeugsamer Wille dem ihrigen geradezu entgegen gewesen war.

„Was nun beginnen?" fragte sie, „eine harte Behandlung, wozu ich als Vormünderin und Regentin berechtigt bin, würde ihn nur noch stürmischer, machen und mit Milde ist gegen ihn gar Nichts auszurichten. Schon ist

er zwölf Jahre alt, sein Körper entwickelt sich, frühreif, könnte man sagen, wenn er nicht so gesund und kräftig wäre. Sein Geist aber schreitet dieser Entwickelung noch voran. Erfolgt nicht bald eine Aenderung, so ist er im Stande und wirft mich trotz meiner Leibgarde zum Palast hinaus und setzt sich noch als Knabe auf meinen Thron. Ghalizin — was wäre Dein Rath in dieser Bedrängniß?"

„Mein Rath wäre der," entgegnete der Günstling mit Besonnenheit, „man gebe dem Czaren ein kindisches Spielwerk, um seine Aufmerksamkeit abzulenken von Staatsgeschichten, wonach er schon verteufelt neugierige Fragen thut."

„Und welches Spielwerk? Er tändelt nicht, wie Knaben, er ist schon viel zu ernst dazu."

„Man gebe ihm eine Soldatenspielerei," entgegnete der Feldmarschall, eine Compagnie von Gespielen, die er uniformiren, mit hölzernen Säbeln und Flinten bewaffnen und einexerciren kann, wobei ihm ein Unterofficier helfen mag. Soldaten spielen ist ja die Puppe kleiner Prinzen, wie die Puppe großer Monarchen. Man wird ihn durch solche Spielereien dahin bringen, daß er die Parade für das Höchste in seinem Regentenleben hält und Kamaschendienst für das Wichtigste; dann werden ihm die Regierungssorgen lästig werden, und er wird sie gern anderen Schultern überlassen."

„Wohl gesprochen, Freund!" sprach Sophia, und

setzte hinzu: „schon jetzt sammeln sich die jungen Bojaren-söhne um ihn, und lassen sich von ihm commandiren und prügeln, diese Poteschnie (Gespielen) dürfen nur vermehrt und unter Disciplin gestellt werden, und die Compagnie seiner Spielgenossen wird fertig sein."

„Aber das genügt noch lange nicht für Deine Zwecke, meine theure Nichte," sprach Iwan Miloslawsky, „eben so leicht kann dieses Experiment umschlagen, noch größere Energie in ihm zu entwickeln, denn Herrschen stählt den Charakter. Möge jenes Soldatenspiel versucht werden, aber wir müssen dahin wirken, es unschädlich zu machen, und das geschehe dadurch, das wir ihn durch schlechten Umgang zu entnervenden Lastern verführen lasse, die ihn sittlich und geistlich wie körperlich zu Grunde richten."

„Du hast meine tiefsten Gedanken ausgesprochen, Iwan," erklärte Sophia, „ich habe es nicht gewagt, in diesem Sinne damit hervorzutreten."

„Ein entsetzliches Mittel, schlimmer als Mord!" — sprach Ghalizin, ergriffen von diesem furchtbaren Gedanken.

„Aber unvermeidlich nothwendig, oder weißt Du ein besseres? gelingt es nicht, ihn auf diese Weise geistig und körperlich zu Grunde zu richten, nun so bleibt ja immer noch ein letzter Strelitzen-Aufstand das letzte Mittel — diese Bluthunde werden leicht aufzuhetzen sein — dem jungen Leben des Czaren das Garaus zu machen."

„Die Gelegenheit dazu böte sich jetzt schon dar,"

erklärte Iwan, „schon jetzt zieht ihn Wißbegierde zu den Fremden hin, die Moskau besuchen. — Man darf ihm nur einen der sittenlosesten und ausschweifendsten Derselben zuführen, und Dieser wird sein Verführer sein, wie der Teufel, der eine Seele gewinnen will.“

„Aber wie finden wir einen Solchen, der zugleich liebenswürdig genug ist, um den jungen Czaren an sich zu fesseln, und genug ergraut im Laster, um ihn sittlich und geistig zu verderben?“

„Obgleich ich es nicht über mein Gewissen bringen möchte,“ sprach Ghalizin, „dem Teufel in die Hände zu arbeiten, so könnte ich doch dienen, in dieser Sache. Ich kenne einen Fremden, wenn auch nicht jung, etwa ein Dreißiger an Jahren, aber liebenswürdig, genial, ein wahrer Teufel an Lüderlichkeit, der alle jene trefflichen Eigenschaften besitzt, die ein Versucher und Verführer bedarf, um eine menschliche Seele zu vernichten. Er ist ein Genfer von Geburt, Namens François Jaques Lefort, ein Abenteurer erster Größe, der, im Jahre 1652 als Sohn eines angesehenen Kaufmanns in Genf geboren, eine gute Jugendbildung genossen hat; aber er war ein Erztaugenichts. Erst 13 Jahr alt, entlief er seinem väterlichen Hause wegen Schulden, die er gemacht hatte. In Marseille verschaffte er sich durch seine geniale Liebenswürdigkeit Aufnahme im königlichen Cadetten-Corps. Aber hier gefiel seinem unruhigen Geiste nicht lange die

strenge Disciplin der Anstalt. Nach einigen Streichen, die er gemacht hatte, desertirte er von dort, und ging in holländische Dienste. Bei der Belagerung von Gravesand zeichnete er sich aus; doch das langsame Avancement bei den pedantischen Millionen Mynheers war bald dem unruhigen Glücksritter unerträglich. Auf's Neue ging er durch, und kam nach Rußland, um hier, im Eldorado der Abenteuer, sein Glück zu machen. So steht er denn schon seit 1675 hier in Moskau, als Secretair bei der dänischen Gesandtschaft, wo er sich sehr tüchtig in den Geschäften bewährt hat. Durch seine angenehme Persönlichkeit und seltene Gewandtheit gelang es ihm, eine reiche und glänzende Partie mit einer Bojaren-Tochter zu machen, und damit beim höchsten Adel der Residenz eingeführt zu werden. Das wäre der rechte Mann, den man in die Umgebung des jungen Czaren Peter bringen könnte, etwa als Hauptmann seiner Poteschnie."

„Indeß besorge ich," sprach Sophia, „daß ein Mann von dieser Eigenschaft des Geistes eher geeignet sein würde, den jungen Czaren mit großen Ideen zu erfüllen, und zum großen Regenten zu bilden, als ihn zu erniedrigen und geistig und leiblich unfähig zur Regierung zu machen."

„Erst recht ist er dazu geeignet. Seine Heirath war Nichts bei ihm als kluge Speculation eines Glücksritters. Er bekümmert sich nicht viel um seine ohnehin

ältere Gemahlin und ist der Adonis aller Weiber. Die französische Leichtfertigkeit in seiner Ehe vergilt ihm seine Gattin mit gleicher Münze. Er behandelt sie fein und höflich, ohne Eifersucht, und sie giebt ihm dieselbe Artigkeit zurück, und genirt ihn nicht im Geringsten in seinen Liebes-Abenteuern."

„Das wäre schon eine gute Eigenschaft. Peter ist jetzt in dem Alter der beginnenden Reife, und wird leicht zu verführen sein zu einem entnervenden Umgange mit schlechten Weibern."

„Und die andere Eigenschaft," fuhr Ghalizin fort, „ist noch günstiger. Lefort hat es dahin gebracht, der größte Säufer in Rußland zu sein. Er vermag die berühmtesten Derselben unter den Tisch zu trinken."

„Prächtig!" rief Sophia, „einmal der Trunksucht verfallen in so jungen Jahren, wird seine Gesundheit für immer aufgerieben sein."

So war denn der teuflische Plan fertig, den jungen Fürsten, der bis dahin so viele schöne Hoffnungen gab, geistig und leiblich zu Grunde zu richten, blos um dem kaltherzigen Ehrgeiz und der leidenschaftlichen Herrschsucht eines schönen Weibes zu fröhnen; aber Gott wollte es anders. Was Peter zum Verderben gereichen sollte, das gereichte ihm unter Gottes Obhut, unter der sichtlich große Herrscher stehen, zum Gedeihen seiner Größe und dem großen russischen Reiche zum Heil.

7.

Lefort's Einfluß auf Peter's Entwickelung. — Verführung zu Ausschweifungen, ohne nachtheilige Folgen. — Sophiens Besorgnisse. — Iwan's Vermählung. — Dessen Töchter.

Dieser François Jaques Lefort war es, der von Ghalizin dem jungen Czaren Peter vorgestellt wurde als der geeignetste Mann, um ihm seine Poteschnie mit europäischen Zöpfen und Kamaschen auszustatten, wie er lachend sagte.

Aber Peter faßte diesen Gedanken von der ernsten Seite auf. Die Idee, sich mit Hülfe der Fremden eine Leibgarde von europäischer Disciplin heranzubilden, um gegen die Aufstände der wilden Strelitzen eine persönliche Schutzwehr zu haben, wurde damit in seiner jungen Seele geweckt.

Peter ließ sich sogleich mit ihm in eine Unterhaltung ein, die, je länger sie dauerte, um so mehr sein Interesse für diesen geistvollen Fremden erhöhte.

Lefort besaß im seltenen Grade die Gaben des angenehmen Vortrages. Er erzählte dem jungen Czaren von fremden Ländern und Sitten, und legte so in der Seele Desselben den Keim zu dem großen Gedanken, auch seine barbarischen Völker zu civilisiren und Rußland der europäischen Cultur näherzuführen.

Peter glaubte militairische Talente in dem weltge-

gewandten Fremden zu erkennen, und ernannte ihn zum Hauptmann seiner Poteschnie.

Unter Lefort's Rathschlägen und Leitung bildete Peter nach und nach die Compagnie seiner Gespielen zu einer europäisch uniformirten Garde von zwei Regimentern aus. Diese hatte in dem reizend bei Moskau gelegenen Dorfe Preobraschenski ihr Standquartier und wurde darnach benannt. Peter trat darin zuerst als Tambour seine militairische Laufbahn an, und ließ sich nun nach und nach zu höheren Graden befördern.

Allerdings ließ sich der junge Czar, wie wir später sehen werden, durch Lefort's verführerischen Umgang und durch den sich daran immer mehr knüpfenden Verkehr mit leichtfertigen Fremden zu einer bedauernswerthen Zügellosigkeit der Sitten hinreißen. Aber seine edlere, kräftige Natur, seine seltene Geistesstärke und Genialität widerstrebten allen schädlichen Einflüssen auf Geist und Körper, die, nach Sophiens boshaften Absichten, daraus hervorgehen sollten. So sah Diese mit immer steigender Angst seine weitere Entwickelung.

Je mehr sich so Peter's Einsicht und Charakterstärke entwickelte, um so drückender mußte dem heranwachsenden Jüngling die vormundschaftliche Regierung seiner Schwester Sophia erscheinen, die, so geistreich sie auch war, um sich in ihrer Macht zu erhalten, dem Alten schmeichelte, und sich immer mehr der Leitung ihres Günstlings, des

Fürsten Ghalizin, hingab. Dadurch aber gerieth sie immer tiefer in Widerspruch mit den aufgeklärten Ansichten, zu denen sich Peter von Tage zu Tage immer mehr hinneigte.

Sophia war daher nicht ohne Besorgniß für den aufstrebenden Geist und den immer energischer sich entwickelnden Charakter ihres jungen Halbbruders, des Czaren Peter.

Auf den Rath ihres Günstlings glaubte sie ein Mittel dagegen gefunden zu haben in der Vermählung ihres Bruders, des Czaren Iwan. Trotz seiner großen Jugend, seiner leiblichen und geistigen Schwäche, vermählte sie ihn schon im Jahre 1684 mit der durch ihre Schönheit ausgezeichneten Fürstin Proskopia Soltikow. Sie rechnete so: durch diese schöne junge Frau, die ganz von ihr abhängen sollte, würde sie bleibenden Einfluß auf den Willen des ältern Czaren Iwan gewinnen, und ihn am leichtesten von seiner Zuneigung für seinen Halbbruder Peter abhalten. Aber, wunderbar genug, in dieser einen Hinsicht blieb der geistesschwache Iwan unerschütterlich fest, in der Liebe für seinen jüngern Halbbruder Peter und in der Anerkennung seiner größern Würdigkeit für den Thron. Er erklärte damals schon gegen die ihm von seiner Gemahlin, auf Sophiens Verlangen, gemachten Vorstellungen mit einer Festigkeit, die man dem schwachsinnigen, jungen Monarchen nicht zugetraut hätte, daß er die größeren Fähigkeiten seines geliebten Bruders Peter

willig anerkennen müsse, und daß er fest entschlossen sei, Demselben, sobald Peter mündig geworden sei, die Regierung zum Heile des Reichs allein zu überlassen und sich selbst in das Privatleben zurückzuziehen.

Zwei Töchter gingen aus dieser Ehe Iwan's hervor, deren Geburt nachmals nicht ohne Bedeutung in der Hofgeschichte Rußlands, und namentlich des später zu schildernden Weiberregiments wurde. Diese Töchter waren: 1. Johanna Katharina Iwanowna, vermählt an den Herzog von Mecklenburg-Schwerin (starb 1740) Ihre Tochter, Anna von Mecklenburg-Schwerin, wurde 1736 vermählt an den Herzog Ulrich von Braunschweig († 1746). Zu ihrem Unglück kam sie nach Elisabeth's Tode, jedoch erst nach Mentschikows Sturze, zur Regentschaft für ihren damals noch unmündigen Sohn, den Kaiser Iwan III., der im J. 1741entthront und im J. 1762 so schändlich ermordet wurde.

Dann 2. Anna Iwanowna, vermählt an den Herzog von Kurland, die, nach dem Tode Katharina's I., im Jahre 1730 als Wittwe Kaiserin wurde und 1740 starb.

8.

Peter's energisches Auftreten. — Seine Vermählung mit Eudoxia. — Erhöhte Selbstständigkeit. — Sein Benehmen gegen Sophiens Günstling, den Fürsten Ghalizin. — Offener Bruch mit Sophia. — Procession. — Neue Intrigue Sophiens gegen ihn.

So war Peter 16 Jahre alt geworden, als er im Jahre 1688 zum ersten Male im Staatsrath erschien und

seine Ansicht mit einer Energie geltend machte, die Sophia nie geahnt, und die sie in Schrecken setzte, weil sie darin den Untergang ihrer Macht und ihres Einflusses erkannte.

Im folgenden Jahre fand seine Vermählung mit der schönen Eudoria, Feodora Lopuschin statt, die wir als ein so folgenreiches Ereigniß seines Lebens, in der folgenden Novelle erzählen werden.

Mit der Vermählung Peter's stieg dessen Selbstständigkeit. Er war 17 Jahre alt geworden, also zur Regierung mündig nach altrussischem Herkommen. Nun wollte er sich der Vormundschaft seiner Halbschwester Sophia nicht mehr unterwerfen. Iwan überließ ihm gern die Alleinherrschaft, nur Sohiens Ehrgeiz wagte es noch, ihm diese streitig zu machen.

Der erste Beweis den er von seiner Selbstständigkeit gab, war die Verachtung, die er dem Günstling Sophiens, dem zum Feldmarschall erhobenen Fürsten Ghalizin fühlen ließ, nachdem Dieser aus dem verunglückten Feldzuge gegen die Türken als geschlagener Feldherr zurückgekehrt war, und dem Sophia unter Verbreitung falscher Nachrichten den Triumpheinzug eines Siegers in Moskau bereiten wollte. Peter ließ ihn nicht vor sich. Sophia, in der Tiefe ihres Stolzes und ihrer Herzensneigung beleidigt, war außer sich vor Wuth. Sie schwur, sich zu rächen. Eine zweite Beleidigung, die sie von Peter erfuhr, sollte die nächste Veranlassung dazu darbieten.

Peter fühlte die Nothwendigkeit, einen entscheidenden Schritt zum völligen Bruch mit dieser intriguanten und boshaften, herrschsüchtigen Fürstin herbeizuführen. Er fühlte sich dazu stark genug, denn im Stillen hatte er die von ihm unter Lefort's Mitwirkung europäisch disciplinirte Macht, worin viele Ausländer dienten, für sich gewonnen.

Die Veranlassung gab die feierliche Procession, wobei die ganze Czarenfamilie alljährlich gegenwärtig zu sein pflegte. Es war im Juni 1689. Er hatte Sophien verbieten lassen, dabei als Regentin und Großfürstin zu erscheinen, da ihre Regentschaft mit seiner Großjährigkeit ein Ende hatte. Sophia aber verließ sich darauf, daß, wenn Peter es wagen würde, in der Kirche gegen sie Gewalt zu gebrauchen, dadurch die ihr ergebenen Strelitzen, und durch die Priester das Volk gegen ihn aufgeregt werden würde.

Aber Peter war klug genug, diese Falle zu vermeiden. Als Sophia dennoch bei der Procession mit dem Diadem von Diamanten gekrönt, an der Seite des Czaren Iwan im altrussischen prächtigen Zobelpelz einer Großfürstin erschien, verließ Peter beleidigt die Kirche, und fuhr nach seinem Lieblings-Aufenthalt Preobraschenski zurück, wo seine Garde lag.

Auf das Volk machte diese Vertreibung des schon beliebten Czaren Peter von der heiligen Handlung den

erwarteten Eindruck. Alle Gemüther waren empört gegen diese Anmaßung der Regentin. Aber noch war Alles still im tiefen Murren und Grollen.

Sophia erkannte mit Entsetzen das über ihrem Haupte sich zusammenziehende Gewitter. Um sich zu retten, griff sie wieder zu ihrem alten, teuflischen Mittel — Aufwiegelung der Strelitzen.

Diesmal war das Losungswort nichts Geringeres als: „Ermordung des Czaren Peter, seiner Gemahlin Eudoxia und seiner Mutter Natalie.“

9.

Neuer Aufstand der Strelitzen. — Militairischer Anhang Peter's. — Sein Bruch mit Sophia. — Deren Demüthigung. — Unterdrückung des Aufstandes. — Schreckliches Strafgericht. — Sophiens Verweisung ins Kloster. — Peter's Einzug in Moskau. — Seine Alleinherrschaft.

Der Anführer der Strelitzen, Schtscheglowitoy, auch einer ihrer Günstlinge, ging gern auf diesen bösen Anschlag Sophiens ein. Er sah den Untergang dieses früher so mächtigen Corps voraus, wenn Peter am Leben und an der Regierung blieb.

Dieser aber hatte überall das Ohr seiner Freunde und Anhänger. Er erfuhr den ganzen Anschlag der Verschwörung bis in das geringste Detail, und zog sich mit seinen ihm ergebenen Truppen, meistens Ausländern,

in das feste Troizkoy-Kloster zurück. Durch ein Manifest, das schnell im ganzen Heere und Reiche verbreitet wurde, machte er bekannt, daß Thron und Leben ihm bedrohet sei durch eine Verschwörung der Strelitzen; er rufe daher alle Getreuen zu sich, um ihn zu schützen.

Diesen Aufruf las der General Gordon den versammelten Generalen und Stabsofficieren der Armee vor. Alles erklärte einmüthig, den Czaren Peter nicht verlassen zu wollen.

Gordon selbst übernahm es, den Günstling Sophiens, Feldmarschall Ghalizin, davon in Kenntniß zu setzen.

Erschreckend rief Dieser: „Sie werden doch nicht dieses Manifest in Umlauf setzen, ohne zuvor die Befehle der Regentin Sophia und des Czaren Iwan einzuholen?"

„Das werden wir nicht," entgegnete Gordon mit Entschlossenheit; „wir würden uns des Hochverraths schuldig machen, wenn wir nicht den Befehlen des Czaren Peter Gehorsam leisteten, denn hier ist Gefahr im Verzuge!"

Nun eilte Gordon sogleich in das Troizkoy-Kloster, und erklärte dem Czaren Peter seine und aller Generale Unterwerfung unter seine Befehle.

Während nun schon vierzigtausend Mann treu ergebener Truppen im Anmarsch waren, erkannte Sophia, daß Alles verloren war, wenn sich der jugendliche, thatkräftige Czar nicht begütigen lasse.

Vergebens schickte sie ihre beiden jüngeren Schwestern Martha und Maria mit der Schwester seines Vaters, der ehrwürdigen Matrone Titania, ab, ihn zu versöhnen.

Peter blieb unerbittlich, und die drei Prinzessinnen blieben bei ihm im Kloster.

Nun machte sich Sophia, nach einem harten Kampfe mit ihrem Stolze, selbst auf den Weg. Aber Peter ließ ihr sagen, sie möge es nicht wagen zu kommen; er würde sie nicht vor sich lassen. Eben so erfolglos war die Fürbitte des greisen Patriarchen Joakim. Der siebzehnjährige Herrscher Peter blieb eisenfest bei Dem, was er einmal, um seine Regierung zu befestigen, für recht und nothwendig erkannt hatte.

Er ließ Sophia sagen: das einzige Mittel, Gnade zu finden, sei für sie, den treulosen Befehlshaber der Strelitzen, Schtscheglowitoy, auszuliefern. Die Regentin nahm nun die Vermittelung Iwan's in Anspruch; aber Dieser ermahnte sie, seinem Bruder nicht zu widerstreben.

Und so blieb denn der ehrgeizigen Fürstin nichts Anderes übrig, als das eigene Werkzeug ihrer Wuth und Intrigue zu opfern, was ihr um so härter ankam, als Schtscheglowitoy, ein bildschöner junger Mann, aus ihrem Anhänger ihr Günstling und Geliebter geworden war.

Sie ließ denn, von ihrem entsetzlichen Geschick getrieben, jenen Häuptling der Strelitzen verhaften, durch

das Sacrament des heiligen Abendmahles zum Tode vorbereiten, und an den Czaren Peter nach dem Kloster ausliefern. Mit heißen Thränen nahm sie von ihm Abschied, und sank in Ohnmacht, als er seinem Opfertode entgegenging.

Nun erfolgte ein furchtbares Strafgericht. Man verhörte den Anführer der Strelitzen, und brachte ihn durch die Knute zum Geständniß. Mit zweien seiner Helfershelfer wurde er gerädert. Andere seiner Mitschuldigen wurden nach Sibirien geschickt, nachdem ihnen der Henker die Zunge aus dem Munde geschnitten hatte, an welcher grausamen Operation Viele starben.

Ghalizin's reiche Güter wurden confiscirt, aller seiner Würden wurde er beraubt und in die Gegend von Archangel verwiesen, wo der an schwelgerischen Luxus gewöhnte Fürst von täglich drei Kopeken, die ihm die Regierung ausgesetzt hatte, leben mußte. Er starb im tiefsten Elende, erst im Jahre 1713.

Sophia aber, die Anstifterin dieses Unheils, wollte doch Peter, als seine Halbschwester, nicht hinrichten lassen, wie sie es wohl verdient gehabt hätte; er schickte sie in das von ihr in Moskau gestiftete Kloster Nowodiwitschei, wo sie unter dem Namen Susanna den Schleier nehmen mußte und in strenger Clausur gehalten wurde. Sie lebte noch sechzehn Jahre, nicht ohne noch an einigen

späteren Intriguen Theil zu nehmen und in Folge derselben ihr Geschick noch bedeutend zu verschlimmern.

Nach diesem Strafgericht hielt der junge Czar Peter am 1. October desselben Jahres (1689) seinen Einzug in Moskau. Er befand sich zu Pferde an der Spitze von 1800 ihm treu gebliebenen Strelitzen. Seine Mutter und seine Gemahlin folgten dem Zuge im ganz vergoldeten Staatswagen. Iwan empfing seinen geliebten Bruder am Thore des Kreml mit einer Umarmung, und Peter war nach diesem Siege über seine erbittertste Feindin so gut als Alleinherrscher des großen russischen Reichs geworden, denn Iwan überließ ihm ganz und gar die Regierung.

10.

Eroberung von Azow. — Gewaltsamer Schiffsbau. — Unzufriedenheit darüber. — Sophiens Intriguen. — Verschwörung in Moskau. — Peter's Geistesgegenwart.

Azow, diese türkische Festung am Ausfluß des Don in das schwarze Meer, war erobert. Peter vergaß keinen Augenblick, daß er diese wichtige Eroberung, nächst der kühnen Aufwerfung eines der Festung immer näher rückenden Walles, besonders seiner neu erbauten Flotte zu danken hatte. Diese zu vergrößern und dadurch sich die Herrschaft über das schwarze Meer und die Ostsee zu sichern — das war das nächste Ziel seines Strebens.

Das Mittel, welches der Despot von Rußland dazu anwendete, war ein gewaltsames. Nur dadurch konnte er seinen Zweck erreichen.

Er ließ die Großen seines Reichs — die Erzbischöfe, Bischöfe und Archimandriten, die Knesen, Bojaren und reichsten Kaufleute in den Kreml zusammenberufen, und trat in ihre Mitte.

„Ich brauche eine Flotte," sprach er, „und habe kein Geld sie zu bauen; Ihr aber habt Geld und sollt sie erbauen. Hier ist das Verzeichniß der Schiffe, die Jeder von Euch binnen drei Jahren auf eigene Kosten, genau nach meinen Anweisungen, zu erbauen hat. Ich selbst werde die Erbauung und Ausrüstung der neun größten Kriegsschiffe auf Staatskosten übernehmen. Ihr aber, die Knesen Trojekurow und Tschukowski, und Du, Patriarch Adrian, werdet zwanzig große Fregatten mit 45 bis 50 Kanonen erbauen; Ihr, Soltikow, Proscowski, Dolghoruki, Rodomanowski, habt 24 Schiffe von 24 bis 42 Kanonen zu erbauen; der Handelsstand hat sieben Bombardenboote von 14 bis 18 Kanonen und vier Brander, jeden zu 8 Kanonen zu liefern. So ist es mein Wille — ich erwarte keinen Widerspruch!"

Alle waren betroffen, aber Niemand wagte zu widersprechen. Man wollte denn doch lieber einen Theil seiner, von den leibeigenen Unterthanen erpreßten Reichthümer opfern, als Alles, und nach Sibirien wandern. —

Auf den Schiffswerften zu Woronesch entwickelte sich eine ungeheure Thätigkeit. Peter ließ sich dort ein kleines Haus erbauen, worin er selbst wohnte und mit der Axt in der Hand an einem Schiffe zimmerte.

Aber unter den Großen des Reichs hatte er sich dadurch Feinde gemacht. Die Unzufriedenheit drang bis in Sophiens einsame Zelle. Briefe gingen hin und her, durch die schlaue Kosakin besorgt. Doch war sie vorsichtig genug, die empfangenen Briefe sogleich zu vernichten, die abzusendenden weder selbst zu schreiben noch zu adressiren oder zu unterzeichnen. Niemand weiß, wie weit sie sich bei den folgenden Ereignissen betheiligt hat, aber so viel ist gewiß, daß sie zu ihrer vertrauten Kammerfrau sprach: „Jetzt ist es Zeit!“

Und als Diese einwarf: „Aber das Volk ist für den Czaren, weil er liebreich und zugänglich ist;“ antwortete Sophia: „Das Volk ist dumm, ist leicht zu bethören, und, was die Hauptsache ist, die Strelitzen habe ich in der Hand. — Schreibe an Sokowin, den Staatsrath, das Haupt der Unzufriedenen, was ich Dir dictiren werde.

So bildete sich denn im Geheimen eine Verschwörung gegen das Leben des jungen Czaren, welche in der Nacht vom 2. Februar 1697 mit einer Brandstiftung zum Ausbruch kommen sollte. Peter aber hatte davon geheime Kunde empfangen, — man sagt, durch eine Warnung, wozu die wunderschöne Frau eines der Mit-

verschworenen, des Grafen Puschkin, zwei mitverschworene Strelitzen veranlaßt hatte, die sich dem Czaren zu Füßen warfen, Alles bekannten und um Gnade baten.

Peter beorderte nun eine Abtheilung seiner Leibgarde, um 11 Uhr Nachts das Haus des Staatsraths Sokowin, wo, wie er wußte, die Hauptverschworenen sich versammelt hatten, zu besetzen. Er selbst aber fuhr in der Ungeduld und in dem Irrthum, daß die Wache schon um 10 Uhr bestellt sei, ganz allein, nur von einem Okolnick begleitet, dorthin, fand die Wache nicht, glaubte, sie habe sich oben im Hause versteckt, und trat nun ganz allein mitten in den Kreis der Verschworenen.

Augenblicklich erkannte er, daß er allein war inmitten seiner Feinde, und ermaß die Größe der Gefahr. Keinen Augenblick verließ ihn jedoch die Geistesgegenwart. Wie sehr auch die Verschworenen überrascht und betroffen waren, so that er, als merke er das nicht. Mit der größten Unbefangenheit und Heiterkeit begrüßte er sie. „Ich sah im Vorbeifahren," sprach er, „hier oben noch Licht, und vermuthete, daß hier noch Gesellschaft sei. — Da wollte ich mit Euch denn noch ein Glas trinken!"

Gewohnheit des tief eingewurzelten Respects ist mächtig im Menschen. Sokowin lud den Monarchen ein, sich in ihrer Mitte niederzulassen. Man credenzte ihm den vollen Pokal, und Peter brachte den Toast aus: „auf aller guten Wünsche Erfüllung!" — Bedeut=

same Blicke, die sie einander zuwarfen, schien er nicht zu bemerken.

Jetzt schlug es 11 Uhr auf den Thurme des nahen Kreml. Peter hörte mit seinem feinen Ohre draußen leises Waffengeräusch, und wußte, was das bedeutete. Einer der Verschworenen aber flüsterte Sokowin leise zu: „Jetzt ist es Zeit, Bruder." — „Noch nicht," entgegnete Jener leise. — „Für mich aber ist es Zeit, Ihr Schurken!" — schrie Peter, der dieses Geflüster gehört hatte, mit furchtbarer Stimme, — sprang auf und schlug Den, der so gesprochen hatte, mit der geballten Faust so kräftig in das Gesicht, daß Dieser rücklings zu Boden fiel. Dann rief er: „Wache herein! bindet die Hunde!" Und alle Verschworenen, die sich entdeckt sahen, fielen auf ihre Knie, bekannten sich schuldig, and mußten auf seinen Befehl Einer dem Andern die Hände binden. In seinem Irrthume, daß die Wache zu spät gekommen sei, gerieth Peter in furchtbaren Jähzorn, und schlug den Officier, der die Wache führte, mit lauten Vorwürfen ins Gesicht; Dieser aber entschuldigte sich, und wies Peter's eigenhändige Ordre vor, wonach er erst um 11 Uhr bestellt war, und schnell versöhnt, bat ihn der Czar um Verzeihung, küßte und belohnte ihn. Die Wache vollendete nun die Verhaftung und Abführung der Verbrecher, und ein furchtbares Strafgericht erfolgte nach vier Wochen, am 5. März 1697. — Den Verbrechern wurden auf dem

Richtplatze erst Arme und Beine abgehauen, dann der Kopf und darauf wurde der Rumpf und die einzelnen Glieder an verschiedenen Orten zur Schau ausgestellt, bis sie verfaulten.

Selbst gegen die Todten wurde noch ein schaudervolles Strafgericht auf Peter's Befehl vollzogen. Die Verschworenen hatten in ihren Verhören ausgesagt, daß der vor 12 Jahren verstorbene Miloslawsky, ein naher Verwandter und Anhänger Sophiens, ein Haupträdelsführer des ersten Strelizenaufstandes gewesen sei. Man holte nun seinen fast noch unverwesten Leichnam aus der Gruft seiner Ahnen, und ließ ihn ebenfalls viertheilen und aufhängen.

Diese Grausamkeiten nannten Peter und seine Freunde, die Russen civilisiren, es war aber Nichts, als sie in ihrer Barbarei nur verstärken und noch tiefer in die Rohheit versenken, die Peter ausrotten wollte.

Es hatten die Verschworenen unter Knutenhieben und auf der Folter bekannt, daß Sophia wenigstens darum gewußt habe, indem der Zweck der Verschwörung dahin gegangen sei, sie nach Peter's Ermordung auf den Thron zu heben.

Peter begnügte sich, da Sophia seine Schwester war, ihre Haft im Kloster mit größerer Strenge überwachen zu lassen.

11.

Sophiens Groll. — Barbarische Strafen. — Die schöne Puschkin.

Wir haben schon angedeutet, wie ernstlich die Nemesis diese Fürstin verfolgte, die aus Hochmuth, Herrschsucht und leidenschaftlichem Ehrgeiz Hochverrätherin geworden war, und längst unter dem Henkerbeil gefallen wäre, hätte nicht ihr strenger, aber edler Bruder gegen die schuldige Halbschwester Gnade für Recht ergehen lassen.

So zehrte sie von Jahr zu Jahr mehr an ihrem Groll, ihrem Aerger, ihrer Schmach und dem Gefühl der schmählichsten Erniedrigung. — Sie, die sonst so schöne, gebieterische, hochmüthige Beherrscherin von Rußland, mußte sich jetzt den Geboten einer strengen Oberin unterwerfen. Aber noch wurde einige Rücksicht auf ihren Rang genommen. Man gestattete ihr ein weicheres Bett, als den harten Strohsack der Ordensregel, ein seidenes Gewand, schwarz mit der weißen Stola, den feinen Schleier von indischem Gewebe, die bessere Kost, einige Bedienung und Dispensation von den nächtlichen Vigilien in der kalten düstern Klosterkirche, auch von den strengen Fasten und von losem Rosenkranzbeten erhielt sie geistliche Dispensation. Zwei junge Schwestern, Clara und Zenobia, waren ihr als Gesellschafterinnen, gewisser-

maßen als Hofdamen beigegeben. Ihre Zelle hatte ein Vorgemach und war eine der freundlichsten im ganzen Kloster. Selbst ihre verschmitzte Kammerfrau, die Kosakin, war ihr geblieben, und durch Diese konnte sie heimliche Verbindung mit der Welt unterhalten.

Den Schmerz über Ghalizin's Verweisung nach Sibirien hatte sie in ihrer gewohnten Selbstsucht leichter überwunden, als den Groll gegen Peter, den Tyrannen, wie sie ihn nannte. Dieser Groll war im Laufe der Zeit wo möglich noch gewachsen. Ein tiefer, giftiger Todeshaß gegen diesen ihren glücklichen jungen Halbbruder, der Nichts davon ahnete, hatte sich fest genistet in ihrer Seele. Sie schwur ihm Tod und Verderben, und die Gelegenheit dazu — eine neue, noch gefährlichere Meuterei zum Sturz des Thrones anzuzetteln — sollte sich bald finden.

Unter den Hingerichteten befand sich auch der Kammerherr Puschkin, dessen schöne Gattin dem Kaiser durch die von ihr veranlaßte Warnung das Leben gerettet hatte. Vergebens flehte sie Peter's Großmuth an um die Begnadigung ihres Gemahls, den sie dadurch, ohne es zu wollen, selbst auf's Blutgerüst geliefert hatte.

Peter war ihr sehr gewogen, und fühlte die ganze Schwere ihres Unglückes. Sie war ihm früher als Eudoxia zur Gemahlin vorgeschlagen gewesen, und er hatte ihr öfter zu verstehen gegeben, wie sehr er jetzt

wünschte, daß seine Wahl auf sie gefallen wäre. Indeß sein strenges, unbeugsames Rechtsgefühl gestattete ihm nicht die Begnadigung eines Verbrechers; doch in wunderbarer Weise vereinigte sich oft Milde mit grausamer Härte in seinem Charakter. Nach Puschkin's Hinrichtnng besuchte er die unglückliche Gattin. Er sagte ihr Dank für ihre Warnung, und bezeugte ihr das tiefste Mitgefühl, erließ ihr auch die sonst gegen Hochverräther übliche Vermögensconfiscation, und schenkte ihr noch reiche Güter und kostbare Kleinodien, Pelzwerk und prächtige Kleiderstoffe.

Man sagt, die schöne Frau sei sehr dankbar für diese Beweise von Gnade gewesen, und es habe sich zwischen der Wittwe des hingerichteten Hochverräthers und dem gestrengen Richter ein zärtliches Verhältniß angesponnen, das freilich nicht lange gedauert haben konnte, da eine andere Liebschaft mit der schönen Iwanowna Mons bald sich der Neigung des Czaren bemächtigt hatte. (Davon in der andern Novelle.)

12.

Peter's Reise ins Ausland. — Aufstand der Strelitzen. — Barbarische Strafen. — Peter's Verfahren gegen Sophia.

Nun glaubte Peter durch dieses grausame Strafgericht einige Ruhe in seinem Staate geschaffen zu haben,

um es wagen zu können, den längst gehegten Wunsch einer großen Reise ins Ausland zu befriedigen. Seine Hauptabsicht dabei war, fremde Sitten und Einrichtungen kennen zu lernen, besonders aber sich in Holland praktisch mit dem Schiffsbau bekannt zu machen.

Er unternahm diese Reise, nachdem er eine aus würdigen Personen bestehende Regentschaft eingesetzt hatte. An der Spitze derselben befand sich der edle Fürst Feodor Jurjewitsch Rodomanowski.

Diese Reise erfolgte im Geleite einer großen Gesandtschaft, die aus etwa 270 Personen unter Führung seines Günstlings Lefort, als erstem Gesandten, dem noch zwei andere Gesandten, der Statthalter von Sibirien Gholowin und der Wojewode Wosnizyn, beigegeben waren. — Dies geschah im April desselben Jahres, indem er nach Königsberg aufbrach.

Peter selbst begleitete diese Gesandtschaft im Incognito eines Obersten Peter Michailow. Er folgte ihr einige Tage später, eingesegnet vom Patriarchen, begleitet von nur einem Kammerdiener, einem Lakaien und zweien seiner Lieblingszwerge, die er nicht selten auf den Schooß nahm, kniff und reckte und dann wieder küßte.

So ging der Zug, dem er sich anschloß, über Mitau, wo er am Hofe des Herzogs von Kurland glänzende Aufnahme fand, nach Königsberg, wo ihn der Kurfürst

von Brandenburg, nachmals König Friedrich I., empfing; dann ging es weiter über Berlin und Koppenbrügge im Hannoverschen nach Amsterdam *). Dort und in Saardam arbeitete er auf den Schiffswerften als Zimmermann unter dem Namen Peter Kaas, und in seiner Genügsamkeit kleidete er sich und lebte ganz wie die übrigen Schiffszimmerleute. Er beschäftigte sich meist mit Mathemathik, und lernte von bewährten Meistern den Schiffsbau gründlich kennen.

Von da aus besuchte er auch England, und kehrte, nach vielen naiven Zügen seines seltsamen Wesens, über Cleve, Dresden, Wien und Warschau in seine Staaten zurück, nachdem die Nachricht von einem neuen Strelitzenaufstande, der indeß ausgebrochen war, ihn zur größern Eile angespornt hatte.

Am 25. August des folgenden Jahres 1698 kam der Czar in Moskau an.

Ein furchtbares Strafgericht erhob sich gegen die rebellischen Strelitzenheere, die, gegen Moskau marschirend, keine andere Absicht hatten, als den Czaren zu entthronen und die Prinzessin Sophia auf den Thron zu setzen. War auch dieser Aufstand schon durch Schermetjew's

---

*) Ausführlicher, als es hier der Zweck erlaubt, ist diese Reise geschildert in dem schon oben erwähnten Werke des Verfassers: „Peter der Große, seine Umgebung und seine Zeit.“

Siege unterdrückt, so hielt doch dies den Czaren nicht ab, die Schuldigen auf eine Weise zu bestrafen, die mehr den Charakter der Grausamkeit als der Gerechtigkeit trug.

Die Hauptanführer endigten auf dem Rade; Andere wurden mit dem Strange hingerichtet, die Meisten geköpft und die Köpfe auf Schandpfähle gesteckt. Diese schreckliche Execution dauerte mehrere Wochen. Die Zahl der Opfer belief sich auf 2000. — Dem Patriarchen Adrian, der den Zorn des Czaren mit dem Marienbilde in der Hand zu besänftigen suchte, rief dieser mit funkelnden Augen zu: „Was willst Du hier mit deinem Bilde? entferne Dich schnell und bring' es dahin, wohin es gehört. Wisse, daß ich Gott fürchte und die heilige Jungfrau ehre, so gut wie Du. Aber es ist auch meine Pflicht, für das Wohl meines Volkes zu sorgen und Diejenigen zu züchtigen, die es untergraben.“

Die leidenschaftliche Wuth des Czaren bei dieser Execution war so groß, daß er, wie glaubwürdig versichert wird, mit eigenen Händen das Beil ergriff und mehreren Strelitzen die Köpfe abschlug, welche sie auf den Richtblock legen mußten. Wenigstens ist so viel gewiß, daß er seine Minister und mehrere Große seines Reichs nöthigte, bei vielen Schuldigen das Scharfrichteramt zu verrichten, was damals in Rußland keineswegs ein beschimpfendes Gewerbe war. — Nur Lefort weigerte sich

beharrlich solchen barbarischen Befehlen zu gehorchen, indem er sagte: das sei unter civilisirten Nationen, denen er selbst angehöre, nicht Sitte und gelte als Barbarei.

Gegen Sophia wurde vergebens eine Untersuchung eröffnet wegen Verdachts der Theilnahme am Aufstande. Mochte sie auch nicht frei sein von indirecten Anregungen desselben, so hatte sie doch ihre diesmaligen Intriguen so fein angelegt, daß kein nur einigermaßen genügende Beweis ihrer Mitschuld auf sie zu bringen war.

Peter aber war von ihrer Schuld überzeugt. Er begab sich selbst in das Kloster, wo sie eingesperrt war, in der Absicht sie zum Geständniß zu bringen. Als sie aber beharrlich jede Mitwissenschaft läugnete, wurde er wüthend, zog den Säbel und würde sie niedergehauen haben, wäre ihm nicht das treue Kammermädchen der Prinzessin in die Arme gefallen, mit dem Ausruf: „Halt' ein — es ist Deine Schwester!“ — Dem Czaren entfiel das Schwert. Er kehrte zur Besonnenheit zurück und küßte das Kammermädchen auf die Stirn, indem er ihr dankte, daß sie ihm die Reue über eine That der Uebereilung erspart habe.

Auch Lefort suchte seinen Zorn gegen Sophia zu besänftigen, und so schenkte er ihr das Leben, ließ nur strengere Klostergefangenschaft und Bewachung eintreten,

hatte aber die rohe Grausamkeit, rings um das Kloster hohe Galgen aufrichten zu lassen, an welchen gegen 200 Strelitzen aufgehangen wurden, wo sie hängen blieben, bis sie von den Raben verzehrt oder vermodert waren. Drei der Haupträdelsführer, die unter der Knute und Folter eingestanden, die Prinzessin von den Plänen der Verschworenen in Kenntniß gesetzt und ihr Bittschreiben, daß sie die Erhebung auf den Thron annehmen möge, überreicht zu haben, wurden vor dem einzigen Fenster ihrer Klosterzelle so aufgestellt, daß sie ihre auf Gabeln gestützten Arme, mit Bittschriften in den Händen, nach den Fenstern Sophiens ausstrecken mußten. Diese konnte nicht Luft schöpfen, da sie stets in ihrer Zelle eingeschloßen war, ohne von jenem scheußlichen Anblick und dem Geruch verwesender Leichen getroffen zu werden.

Steinere Schandsäulen und eherne Tafeln mußten das Verbrechen der rings um das Kloster her liegenden und verwesenden Leichname verkündigen. Die wenigen Strelitzen, die vom Todesurtheile nicht getroffen waren, mußten ihre Häuser in Moskau verlassen und mit Weib und Kindern — jedoch mit Ausnahme der bereits herangewachsenen Söhne, die unter die Militz gesteckt wurden — an fernen Grenzen des Reichs in der Verbannung leben.

Auch über die Provinzen erstreckte sich das gewaltige

Blutgericht, und der Czar sagte bei Gelegenheit einer Hinrichtung: „Man kann Gott kein angenehmeres Opfer bringen, als durch das Blut eines Bösewichts.“

13.

Peter's Reformen und Eroberungen. — Lefort's Tod.

Nach diesem furchtbaren Strafgericht vergingen noch einige Jahre in Peter's bewegtem Leben wenigstens in einer Art von innerer Ruhe, die ihm gestattete, seine ganze unbeugsame Willenskraft zu entfalten, große Reformen im Innern, Kriege gegen die äußeren Feinde, namentlich gegen die Schweden, Eroberungen in Finland, die Vergrößerung seines Heeres und besonders seiner Marine vorzunehmen und der Erbauung von Petersburg und den granitenen Befestigungen von Schlüsselburg beizuwohnen.

Bei aller dieser wunderbaren Thätigkeit stand ihm Niemand geschäftiger zur Seite als Lefort. Dieser ihm an Alter und Geist am nächsten verwandte Günstling wurde sein Freund im edelsten Sinne des Worts. Nie vergaß ihm Peter, daß er es gewesen, der den Wissensdurst des jungen Czaren angefeuert und befriedigt hatte. Keiner hatte es so verstanden wie Lefort, in den Geist, die großen Gedanken und Absichten des Czaren einzugehen und ihre Ausführung zu fördern.

Lefort. Dieser war unter allen Günstlingen, welche die russische Hofgeschichte so zahlreich bringt, der Einzige, der niemals die Gunst seines Herrn für die Förderung seiner Privatinteressen gemißbraucht hatte. Er hatte durch Rath und Mitwirkung dem russischen Reiche außerordentlich genützt, und die Geschichte giebt ihm das Zeugniß, daß er starb, ohne nur so viel Vermögen zu hinterlassen, als seine Begräbnißkosten veranlaßten.

Allein Lefort's sinnliche Ausschweifungen im Trunke und in der Liebe hatten seine Gesundheit vor der Zeit zerrüttet. Er war erst 46 Jahre alt, als er im Jahre 1690 starb.

Peter befand sich gerade auf den Schiffswersten in Woronesch, als er die Nachricht von seinem Tode empfing. Nun eilte er sogleich nach Moskau, um an dem Sarge eines Mannes zu trauern, der seit 15 Jahren mit seltener Uneigennützigkeit sein treuester Freund und Rathgeber gewesen war. In seinem Schmerze rief er aus: „Nun habe ich keinen treuen Diener mehr! Auf ihn allein konnte ich mich verlassen!“

Lefort war gestorben, wie er gelebt hatte, wenig im religiösen Geiste lebend und sterbend.

Priesterlichen Trost und Zuspruch wies er beharrlich zurück; dagegen war sein einziger und letzter Trost Horazens Ode „an Quintus Dellius, die er sich vorlesen ließ. Sie lautet wörtlich, ins Deutsche übertragen:

„Erhalte sorgsam, waltet die böse Zeit,
Dein Herz in Gleichmuth, doch in der guten auch
Von ungezähmtem Uebermuthe,
Dellius, rein, o du Raub des Todes!

All' deine Straße müssen wir; Allen rauscht
Die Urn' im Umschwung; früher oder später fällt
Das Loos des Schicksals, uns zum ewig
Währenden Banne in den Kahn zu setzen."

Als er sein Ende herannahen fühlte, suchte er durch geräuschvolles Getön von Trompeten und Pauken, die er in seinem Nebengemach erschallen ließ, den Todesschrecken zu betäuben.

Peter billigte bei seiner religiösen Gesinnung durchaus nicht diese heidnische Art und Weise zu sterben, die der Welt ein Aergerniß geben mußte. Im Volke verbreitete sich der Wahn, daß der Teufel bei Lefort's Leiche seinen höllischen Spuk getrieben habe.

Peter aber war so sehr von Liebe und Treue für den Verstorbenen durchdrungen, daß er es seinem Verdienste schuldig zu sein glaubte, eine glänzende Leichenfeier anzuordnen. Das Garderegiment des Verstorbenen eröffnete unter Trauermusik den Leichenzug. Dann folgte der Czar zu Fuß, mit der Trauerschärpe und dem umflorten Sponton in der Hand. Einige Große des Reichs mußten den Commandostab, Panzer, Wappen und Handschuhe des Verewigten tragen. Fünf evangelische Geistliche — denn Lefort war ein Reformirter

geblieben — gingen vor dem Sarge her, den 28 Obersten abwechselnd trugen. Darauf folgten die Verwandten, auch ein Neffe Desselben, 24 Bojaren, eine Menge Hof-, Staats- und Kriegsbeamte, und zuletzt die Wittwe Lefort's, in tiefer Trauerkleidung, von ihren Damen geführt und von der ganzen Dienerschaft gefolgt.

Einem Manne von der hohen Stellung, die Lefort eingenommen hatte, konnte es bei aller persönlichen Liebenswürdigkeit nicht an Feinden und Neidern fehlen. So läßt sich wol annehmen, daß die meisten der angesehenen Bojaren, deren alt hergebrachte Privilegien und Vorrechte, wie ihre despotische Willkür über ihre Leibeigenen und die alten orientalischen Sitten Peter, unter Lefort's Einwirkung, nur zu oft gekränkt hatte, sich nur durch das Beispiel des Monarchen gezwungen sahen, sich im Trauerhause zu versammeln, wo damals noch die Leiche ausgestellt war. Denn als einst Peter sich entfernt hatte, glaubten Viele diesen Umstand benutzen zu können, um sich ebenfalls unbemerkt zurückzuziehen. Aber Peter begegnete den Herabkommenden schon auf der Treppe.

„Ha! — rief er ihnen zu — „währt es Euch zu lange, bis Ihr wieder nach Hause seid und Euch freuen könnt über den Tod des Admirals? Oder scheuet Ihr Euch, dem Trauermahle beizuwohnen, damit nicht die scheinheilige Traurigkeit in meiner Gegenwart Eure innere

Freude verrathen? Ihr frohlockt, als hättet Ihr etwas Gutes gewonnen durch den Tod des Mannes, der mir so werth war und mir mit solcher Treue diente!"

Die hohe, imponirende Gestalt des Czaren und diese donnernde Strafrede bewog Alle umzukehren und auszuhalten bis zum Ende der Trauerfeierlichkeit.

Der Tod dieses Günstlings sollten einem andern Begünstigten den Weg bahnen, um von einer noch tiefern Stufe — als Sohn eines leibeigenen Bauern — noch höher, bis zum Regenten Rußlands emporzusteigen und dann, wieder von seiner Höhe herabgestürzt, im Elende der Verbannung nach Sibirien zu endigen.

Und dieser Andere war der Fürst Alexander Mentschikoff, der Ahnherr des berühmten Mannes der neuern Zeit, dessen Paletot im brüsken Auftreten gegen den Sultan die heutigen europäischen Wirren entzündet hat.

14.

Sophiens Lebens-Abend und Ende.

Den Rest ihres Lebens vertrauerte Sophia, oder Susanna, wie sie jetzt als Nonne hieß, in ihrer einsamen Zelle in einem entlegenen Kloster der strengen Büßerinnen, wohin sie gebracht worden war.

Alle Bequemlichkeiten des Lebens, jeden Luxus,

woran sie in der glänzenden Periode ihres Lebens gewöhnt war, hatte man von ihr entfernt. Ihre Zelle war ein kleines, nur acht Fuß im Quadrat enthaltendes Gemach. Die Wände waren kaltes Mauerwerk ohne Abputz, der Boden von Stein; das Bett eine steinerne Bank, worauf ein Strohsack und ein rundes Kopfpolster lag. Auf ein Marienbild an der nackten Wand fiel der einzige Lichtstrahl durch ein kleines vergittertes Fenster unter der Decke. Ihr Gewand, welches die früher mit Goldstoff und Perlen bedeckt gewesenen zarten Glieder bekleidete, war ein grobes Büßergewand von graubrauner ungefärbter Wolle. An einem Knotenstrick, welcher dieses umgürtete, und womit sie sich zu geißeln hatte, hing ein Rosenkranz, welcher zur sühnenden Erinnerung an ihre untergegangene Größe aus orientalischen Perlen bestand. Ein kleines goldenes Kreuz hing daran. Ein Wasserkrug und trockenes, nicht selten verschimmeltes Brod waren ihre einzigen Gesellschafter und der Hauptbestandtheil ihrer Nahrung. Selbst Nachts, auf ihrem harten Lager, durfte sie nicht ungestört der Ruhe genießen, deren ihre abgehärmte Gestalt so sehr bedurfte. Mit dem Tone der Mitternachtsglocke holten sie allnächtlich zwei Schwestern ab in die Klosterkirche, um die Vigilien mitzusingen.

Und doch dürfen wir behaupten, daß die moralischen Leiden der Reue, des gekränkten Hochmuths, des

tiefen Grolls, die Erbitterung gegen Gott und Menschen — die stillen Flüche gegen ihren Halbbruder den Czaren, dem sie einst den Tod geschworen hatte, die körperlichen Leiden noch überwogen.

Die einzige versöhnende Milde des Geschicks wurde nach und nach die Macht der Gewohnheit und der Apathie einer gänzlichen Abstumpfung der Seele, die sie allmählich dahin brachte, daß sie, völlig abgeschnitten von der Welt, ein gedankenloses Dasein verlebte, ohne eine andere Veränderung wahrzunehmen, als den Wechsel von Tag und Nacht. Selbst das Gedächtniß schien sie verloren zu haben, so daß auch nicht einmal mehr Erinnerungen an ihr vergangenes Leben durch den Vergleich mit der traurigen Gegenwart sie quälen konnten.

So vegetirte sie noch neun Jahr nach jener entsetzlichen Katastrophe, wo sie nicht hatte Luft schöpfen können, ohne Leichengeruch zu wittern, nicht aus ihrem Fenster auf zum Himmel blicken, ohne von dem scheußlichen Anblick verwesender Leichname getroffen zu werden.

Erst als sich die kummervollen Tage ihres Lebens auf dem langen Siechbette dem Ende zu neigten, gewann sie wieder in lichten Zwischenräumen Rückblicke in ihre Vergangenheit. Aber Unglück führt am Ende selbst das verhärtetste Gemüth der Menschen zu Gott — und so auch das der Zarewna Sophia. Sie fing an zur Erkenntniß ihrer Versündigungen zu kommen, und

die Reue darüber löste sich auf im Gebet zu Gott. — So vergingen noch Tage auf Tage. Immer reiner und verklärter wurde ihr Geist, und endlich, nachdem sie sich mit Gott und der Welt versöhnt hatte und den Tröstungen der Religion durch einen würdigen, wahrhaft frommen, weißbärtigen Priester zugänglich geworden war — erlosch ihr Lebenslicht — von Zeit zu Zeit noch einmal aufflackernd, wie das Licht einer Lampe, der das Oel ausgegangen ist.

Ihr letztes Gebet war: Herr, mein Gott und Vater, — erbarme Dich meiner armen sündigen Seele, und nimm sie auf in Deinen Gnadenschooß! —

Sie starb im Jahre 1707, unbeweint und vergessen von der Welt, die sie einst zu beherrschen gedachte.

II.

Eudoxia.

Aus dem Leben Peter's des Großen, Katharina I. und Peter's II.

Historische Novelle.



1.

Der Knees Feodor Abramowitsch Lapuschin und Eudoxia, seine Tochter.

Sechs Werste von der alten Czarenstadt Nowgorod entfernt spiegelte sich schon gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts ein alterthümliches Bojarenschloß in einem nicht großen, aber von Birken- und Fichtenwaldung, grünen Wiesen und wogenden Kornfeldern umgebenen Landsee; kleine, elende Hütten, von Balkenlagen gezimmert, lagen umher, theils vereinzelt, theils zu Dörfern vereinigt. Waren auch die Hütten nur mit Stroh oder Schilf gedeckt, kaum mannshoch über den Boden emporragend, so gewann doch die ganze Gegend ein freundliches, ländliches Ansehen, das nur durch die Mauern und Festungsgräben mit rasselnden Zugbrücken, wie sie dort seit den ältesten Zeiten jedes dieser uralten Feudalschlösser und die reichen Klöster zum Schutze gegen die durch die Steppen streifenden räuberischen Tartarenhorden umgaben, den düstern Charakter erhielt.

Die Hütten aber in jenen dünnbevölkerten Gegenden bewohnen leibeigene Bauern, welche die meilen-

großen Aecker ihres Herrn zu bestellen haben und, durch die Knute regiert, durch Branntwein erheitert, Nichts besitzen außer ihrem Schmuz und ihren unreinlichen Schafpelzen, als was der Herr in seiner Gnade ihnen zuwirft, oder sie von den Producten, die sie bauen, genießen läßt.

Hier aber zeigte sich eine seltene Reinlichkeit und eine gewisse Wohlhabenheit unter diesen vollbärtigen Leibeigenen, und wenn man sie nach ihrem Gutsherrn fragte, so nahmen sie die hohen Pelzmützen ab von ihrem oft verwirrten langen Haupthaar, falteten die Hände und sprachen im Tone der Andacht und Liebe: „Gott erhalte uns unsern Vater Feodor Abramowitsch, und“ — setzten Andere hinzu — „den Engel, seine Tochter Eudoria Feodorowna;“ — auch riefen die Weiber: „Gesegnet sei ihr Bruder Abraham Feodorowitsch, der uns mit seinem Löwenmuth schon manche Horde Tartaren zurückgeschlagen hat“ — „und so freundlich und liebevoll ist“ — fügten die jungen Mädchen nicht selten erröthend hinzu.

Daß es der Knees Feodor Lapuschin, das Haupt einer der reichsten Fürstenfamilien in dem großen Gouvernement Nowgorod war, den sie wie ihren Gott den Vater verehrten, das wußte kaum eine von den 10,000 leibeigenen Seelen, die den Reichthum dieses mächtigen, aber gütigen Grundherrn ausmachten.

Betrat man das Innere dieses alten Feudal-

schlosses mit seinen grünen Kuppeln und schlanken orientalischen Thürmen, so führte der gastfreie Empfang jeden Reisenden über die niedere Zugbrücke, durch die finsteren, von hohen Mauern umgebenen Höfe, die enge Wendeltreppe hinauf in den alten Waffensaal, wo zunächst dem Gaste Brod und Salz gereicht, und ein großes Glas Branntwein credenzt wurde, zum Zeichen des Willkommens; — ehe aber so ein rechtgläubiger Russe das Geringste annahm, oder auch nur die freundliche Begrüßung des Hausherrn erwiderte, wendete er sich gegen die Ecke, wo ein Marienbild mit dem Christuskindlein, Gesicht und Hände gemalt, die Krone mit Diamanten besetzt, die Glorie von Goldsternchen, das Gewand von Seidenbrocat, Silber oder Goldstoff, reich mit orientalischen Perlen gestickt, von ewig brennenden Votivlampen umgeben, die Stelle der Hausgötter bei den alten Römern und Griechen versah, und den höchsten Schatz, das Heiligthum der Familien bildete.

Dort kniete diesmal ein junger Mann, der, nachdem er sich mit Hülfe der Diener aus seinem Bärenpelze geschält hatte, im reichsten Bojaren-Anzug alter Zeit, im langen, bis auf die Füße niedergehenden Kaftan von gelbem Atlas mit geschlitzten hängenden Aermeln, reicher Goldstickerei und Zobelpelzbesatz den polnischen Starosten verrieth, der zum Besuch, vielleicht um eine freundliche Familienverbindung einzuleiten, in

diese ferne Gegend gekommen war. Die hohe mit Zobel besetzte viereckige Mütze nahm er vom Haupte, den schlanken Leib umgürtete das goldene Kuppel eines stark-gekrümmten türkischen Damascenersäbels — ein Beweis gemachter Beute in einem der vielen Türkenkriege, die niemals endigen zu wollen schienen.

Nachdem der edle Pole sein kurzes Gebet zur heiligen Maria beendigt hatte, erhob er sich, und begrüßte den hochgewachsenen Schloßherrn, der ihn mit einer väterlichen Umarmung empfing. Der Fremde nannte seinen Namen, der den edelsten Geschlechtern Polens angehörte — Stephan Poniatowsky — Sohn des berühmten Staatsmanns, und Abraham Feodorowitsch führte ihn in die Halle ein, wo sein Sohn und seine liebliche Tochter vor den hellodernden Kaminflammen saßen, welche hin und wieder Streiflichter warfen auf blitzende Trophäen von türkischen kostbaren Waffen, worunter sich auch eroberte Halbmonde mit drei Roßschweifen befanden. Hier stellte der Schloßherr seinen jungen Gast vor, indem er seinen erlauchten Namen nannte.

Der Fremde machte mit seinem höflichen, graziösen Benehmen, wie es vornehmen Polen eigen ist, auf die ganze Familie, besonders, wie es schien, auf die schöne Eudoxia den günstigsten Eindruck.

Dieser erhöhte sich noch während der verschwenderisch mit zahllosen Gerichten in silbernen Schüsseln be-

setzten Tafel, wobei denn auch natürlich die feinsten Ungarweine und selbst Champagner nicht fehlten.

Nach einer bekannten Sitte der polnischen Galanterie erbat sich der junge Pole einen der goldgestickten Atlasschuhe der neben ihm sitzenden jungen Dame. Eudoria gewährte, nach erfolgter Genehmigung ihrer Vaters, diese Bitte, nicht ohne Verlegenheit, mit einem anmuthigen Erröthen, das ihre feinen, jugendlichen Gesichtszüge noch höher schmückte, da sie den Gebrauch polnischer Galanterie nicht kannte. Der Fremde stand auf, füllte den Schuh mit Tokaier, und trank daraus auf die Gesundheit und das Wohl der edlen Kneesentochter Feodorewna Eudoria Lapuschin, die sich, verschämt dankend, verneigte. Dann bat der edle Ritter um die Gnade, den Schuh als ein theures Andenken an diese schöne, unvergeßliche Stunde bewahren und am Ende seiner Tage, auf seinem Herzen ruhend, mit in die Gruft seiner Ahnen nehmen zu dürfen.

Fragend sah Eudoria ihren Vater an, und Dieser genehmigte mit einer Verneigung im Namen seiner Tochter den galanten Wunsch seines Gastes, welcher dann den Schuh in die innere Brusttasche seiner mit goldenen Schnüren geschmückten Litefka schob. Diese feierliche Handlung war bezeichnend genug für die Enthüllung der eigentlichen Absichten des jungen Polen, und da eine solche Verbindung seines Hauses mit einem so

nahen Verwandten des Königs von Polen dem alten Kneesen nur schmeichelhaft sein konnte, so gab er durch verdoppelte Aufmerksamkeit und Gastfreundlichkeit seine stillschweigende Zustimmung zu den weiteren Bewerbungen um die Hand seiner geliebten Tochter zu erkennen.

Junge Mädchen aber haben ein feines Gefühl für ihnen geweihte Huldigungen, besonders wenn sie, über das Maß leichter bedeutungsloser Galanterie hinausgehend, ernstlichere Absichten verrathen. So auch Eudoria, die zum ersten Male in ihrem jungen Leben jenes seltsame unruhige Klopfen des Herzens empfand, jene angenehme Aufregung, deren Bedeutung sie in ihrer Unschuld sich kaum zu erklären vermochte.

Der junge Abraham Feodorowitsch Lapuschin aber fühlte sich eben so warm hingezogen zu dem liebenswürdigen jungen Polen, der ihm an Bildung allerdings weit überlegen war, aber an Offenheit und Edelmuth des Charakters gleich stand. Nach alt russischer Sitte nannte er ihn jetzt schon immer Bruder — eine in Polen nicht übliche trauliche Bezeichnung, die der junge Poniatowsky für ein günstiges Zeichen hielt.

Der alte Knees trug in seiner Freude über die Aussicht einer solcher Familienverbindung das Seinige dazu bei, den Eindruck noch zu erhöhen, den Eudoria's Schönheit und ihr liebenswürdiges Wesen auf den jungen Mann

schon gemacht hatte. Er erzählte von seiner längst gestorbenen geliebten Gemahlin mit einer Wärme und Innigkeit, die dadurch noch an Lebhaftigkeit gewann, daß er hinzufügte, Eudoxia sei das wahre Ebenbild Derselben, sowol an Schönheit und Anmuth, wie an Adel der Seele und Tugend des Charakters. So enthüllte er, indem er von ihrer verewigten Mutter sprach, mit hoher Begeisterung ein wahrhaft lebendiges Bild von den trefflichsten Eigenschaften des Geistes nnd Herzens seines geliebten Kindes, dessen Wohl und Wehe ihm so sehr am Herzen liege, da er darin den einzigen Ersatz für seine unvergeßliche Gattin sehe.

Der junge Pole dagegen wirkte, ohne es zu wollen und zu wissen, selbst dahin, daß der günstige Eindruck, den seine Erscheinung und sein liebenswürdiges Wesen auf die junge Eudoxia gemacht hatte, noch durch einen weit tiefern Eindruck überwogen wurde, den der junge Pole, mit dem seiner Nation eigenen Feuer, durch eine Schilderung der glänzenden Eigenschaften an Geist und Körper des jungen Czaren Peter hervorbrachte, in der für alles Große so empfänglichen Seele der jungen Eudoxia. Poniatowsky kam so eben aus Moskau. Er schilderte die entsetzlichen Strelitzenaufstände, welche Sophiens Herrschsucht erregt hatte, mit den lebhaftesten grausigsten Farben; dann die Lebensgefahr, worin sich der kleine Peter Feodorowitsch schon in seiner zartesten

Jugend in der Kirche vor dem Altar befunden hatte; darauf seine allmähliche Ermannung zur Selbstständigkeit, seine frühzeitig entwickelte Klugheit, seinen aufstrebenden Geist, seinen allmählichen Sieg über seine hochmüthige Halbschwester, seine kräftige, schöne Gestalt und unbeschreibliche Liebenswürdigkeit. Seine grausame Bestrafung der Rebellen schilderte er im mildesten Lichte der nothwendigen Energie eines Regenten; seine Verirrungen zur Sinnlichkeit, seine frühzeitigen Liebschaften und Hinneigung zum Trunk und leichtfertigen Umgang mit Fremden überging er so schonend als möglich, und erweckte dadurch in der erregbaren Phantasie des jungen Mädchens das Bild eines Ideals vollkommner Männlichkeit und Fürstenhoheit, das wohl geeignet war, den Eindruck, den die Gegenwart des jungen Polen auf sie gemacht hatte, noch weit zu überstrahlen. Die Schlußbemerkung Desselben, daß bei seiner Abreise von Moskau dort das Gerücht im Umschwunge gewesen sei, der junge Czar beabsichtige auf den Rath seiner Mutter, sich mit einer der Töchter des Landes zu vermählen, war genügend, um diese jungfräuliche Seele mit Ahnungen, Wünschen und Hoffnungen zu durchschauern, von denen sie selbst sich nicht Rechenschaft zu geben wußte.

Noch ehe diese glänzenden Schilderungen ganz vollendet waren, wurde ihrem Vater, dem Fürsten Lapuschin, gemeldet, daß im Vorgemach ein so eben aus Moskau

angelangter Courier harre, um in seine eigenen Hände eine Depesche vom Czaren Peter abzugeben.

Sogleich erhob sich der würdige Feodor Abramowitsch mit einigen entschuldigenden Worten vom Tische, und ging hinaus. Dort im Empfangzimmer traf er den Courier, einen Odolnik des Czaren, der ihm mit orientalischer Feierlichkeit ein Schreiben übergab, welches nach altrussischer Sitte noch, statt eigenhändig vom Czaren unterzeichnet zu sein, mit seinem Handsiegel beglaubigt war. Der Knees empfing das in ein Tuch von Goldstoff gewickelte Schreiben kniend, und erhob sich dann wieder, um es zu lesen.

Wenig im Lesen geübt, verwendete er längere Zeit auf das Studiren der Depesche. Nachdem er den Inhalt entziffert zu haben glaubte, steckte er das Schreiben in die Falten seines sammetnen Kaftans, und begab sich zurück in den Familiensaal, wo Alles schweigend seiner Erklärung über den Inhalt der Depesche erwartete. Aber der alte Fürst beobachtete darüber eine strenge Zurückhaltung, und da er selbst sehr wortkarg geworden war, so kam das früher so lebhaft gewesene Gespräch schwer wieder in den Gang.

Der junge Pole und selbst Eudoxia fühlten es heraus, daß die Stimmung des alten Herrn gegen den Erstern auffallend kälter geworden war. Der feinfühlende Fremde befand sich dadurch seinen Hoffnungen

gegenüber in der peinlichsten Lage. Er durfte kaum zweifeln, daß eine ungünstige Mittheilung über ihn aus Moskau an den Kneesen angelangt sei, welche seine baldige Entfernung aus diesem früher so gastfrei gewesenen Hause wünschen ließ. In der That fühlte sich offenbar der alte Fürst jetzt durch die Gegenwart eines Fremden gedrückt. Er hatte augenscheinlich Etwas auf dem Herzen, das er seiner Familie mitzutheilen durch die Gegenwart des Fremden verhindert war.

Feinfühlend, wie Dieser war, erhob er sich von der Tafel, und bat um Erlaubniß, sogleich abreisen zu dürfen, da seine Reise Eile habe. Der Fürst machte einige schwache Höflichkeitsversuche, ihn noch zum längern Verweilen zu nöthigen, indem er bat, wenigstens im Schlosse zu übernachten, da er auf einen längern Aufenthalt nicht dringen könne, indem er durch einen Befehl des Czaren sich genöthigt sehe, morgen mit Tagesanbruch mit Sohn und Tochter nach Moskau abzureisen.

Jetzt fiel es dem Fremden wie Schuppen von den Augen, und er zweifelte keinen Augenblick mehr, daß dieser Ruf in die Residenz jedenfalls ein Vermählungsproject des Czaren mit der Tochter des Kneesen Lapuschin betreffe. Mit tiefem Schmerz sah er alle seine Wünsche und Hoffnungen gescheitert, in dem Augenblicke, wo er deren Erfüllung schon so nahe geglaubt hatte. Er ließ sich daher nicht abhalten, auf der Stelle abzu-

reisen, um in einer elenden Judenschenke, an der Grenze einer viele Tagereisen langen Steppe, in einer langen Nacht im Stillen seinen Schmerz über getäuschte Hoffnungen ausweinen zu können.

Kaum war der Fremde abgereist, ohne eingeladen zu sein wiederzukommen, so küßte der alte Fürst seine Tochter auf die Stirn, und sagte zu ihr: Heil Dir, Eudoxia, es steht Dir ein großes Glück bevor. Der junge Czar hat die Absicht, unter den Töchtern des weiten Reichs sich die würdigste, die schönste und trefflichste an Geist und Herz zur Gemahlin auszuwählen. An 300 Einladungen sind durch ein Manifest an adelige Jungfrauen im ganzen Reiche erlassen worden. In einigen Tagen wird im Kreml die große Vorstellung Derselben sein, zur Auswahl für den jungen Czaren. Ich zweifle keinen Augenblick, daß Du, meine geliebte Tochter, als die schönste und herrlichste der Jungfrauen alle überstrahlen und den Blick des siebzehnjährigen jungen Peter Feodorowitsch auf Dich ziehen wirst. Meine Tochter, die Krone ihres Geschlechts, wird die Krone Rußlands erringen. Dann Heil und Segen Gottes Dir und meinem ganzen Hause und Geschlechte!"

Der greise Vater sprach dieses große Wort so tief bewegt und mit einer so wahrhaft prophetischen Zuversicht aus, daß es kein Wunder war, wenn diese glänzende Aussicht in der einmal aufgeregten Phan-

tasie des jungen Mädchens die lebhafteste Sympathie fand.

„O mein Vater," — rief sie aus — „wenn ich auch weit davon entfernt bin, mich unter den dreihundert schönen Jungfrauen Rußlands für die schönste zu halten, so sagt mir doch eine innere Gottesstimme, daß ich des Thrones würdig sein werde, wenn der Herr der himmlischen Heerschaaren die Blicke des Czaren auf mich lenken würde. Und eine Ahnung in der Tiefe meiner Seele sagt mir: es wird geschehen — mit Gott! und mein Herz jubelt bei dem Gedanken, die Gemahlin eines Ideals von schöner Männlichkeit zu werden, eines Fürsten und Herrn, der die Welt und sein Reich beglücken wird, wie sein Weib!"

O, wie manche schöne Jugendphantasie im reinen weiblichen Herzen hat schon die rauhe Wirklichkeit in schweren Lebesstürmen entblättert! — Eudoxia's schwärmerischen Phantasien sollte es nicht besser ergehen.

2.

Peter's jugendliche Ausschweifungen. — Lefort.

Wir haben gesehen,*) wie früh schon in Peter's Jugendleben seine großen, ganz außerordentlichen

*) In der ersten Novelle: „Die Zarewna Sophia Alexiewna."

Geistesgaben, verbunden mit einer seltenen Willens- und Charakterstärke, sich entwickelten. Eben so bedeutend und klar war sein Verstand und seine Gabe, Alles, was er sich vornahm, mit einer so beharrlichen, praktischen Tüchtigkeit anzugreifen, daß ihm Nichts mißlingen konnte.

Leider aber standen diesen seltenen Vorzügen auch große Fehler zur Seite. In Folge seiner mangelhaften Erziehung waren, trotz seiner eminenten Fassungsgabe, seine Kenntnisse sehr lückenhaft geblieben. Seine Bildung war nicht so weit gelungen, daß er im Stande gewesen wäre, seine Leidenschaften zu zügeln, und zu diesen gehörte besonders ein rasch auflodernder Jähzorn, der in seinen Aeußerungen keine Grenzen kannte; ferner eine Neigung zum Trunk von Wein und Branntwein, die kein größeres Vergnügen kannte, als Andere unter den Tisch zu trinken; vor Allem aber eine flatterhafte, oft wechselnde Neigung zum schönen Geschlecht, die jedoch in ihrem Wesen orientalische Sinnengluth mit nordischer Kraft verband — eine Richtung, die überhaupt in seinem Charakter und Handeln vorherrschend war. Peter war ein genialer Jüngling, mit den seltensten Geistes- und Körpergaben von der Natur ausgestattet, aber auch mit großen Fehlern behaftet, die später manchen düstern Schatten auf sein so glänzendes Regentenleben warfen.

Jener Hang zur Völlerei und zu sinnlichen Aus-

schweifungen, der sich schon bei dem 16 jährigen fürstlichen Knaben auf eine erschreckende Weise entwickelt hatte, war eine der unglücklichen Früchte seines vertrauten Umganges mit den Fremden, die er in seine Umgebung gezogen hatte. Besonders war es der leichtsinnige Genfer Lefort, der ihn wie ein Mephistopheles von einer lockenden Verführung zur andern fortzog — Lefort, der ihm den großen Gedanken eingegeben hatte, sein Volk zu civilisiren, der ihm sein Heer nach europäischer Disciplin gebildet und die Anfänge einer vorher noch nie dagewesenen Marine geschaffen hatte. — Lefort war auch einer der größten Säufer seiner Zeit, der, nach damaligem Zeitgeschmack an Höfen, eine Ehre darin suchte und fand, in den nächtlichen Trinkgelagen als Sieger allein auf dem Platze zu bleiben, wenn Alles um ihn her sinnlos am Boden lag; Lefort war nicht nur selbst ein Don Juan, der Schrecken aller Mütter, der Liebling aller galanten Frauen, der gewandte und elegante Verführer aller unschuldigen jungen Mädchen, die sein Basiliskenblick nur erreichen konnte, sondern auch, wie gesagt, der Mephistopheles, der sich eine Freude daraus machte, seinen jungen Herrn schon in der Blüthe seiner Knabenzeit in alle Laster, die er selbst trieb, einzuweihen.

Wir bekennen gern und erkennen es mit Schauder: das war entsetzlich; aber es war einmal so an dem be-

ginnenden Hofe des so kräftig aufstrebenden jungen Czaren Peter. Wir würden uns an der Geschichte versündigen, wollten wir hier in feiler Pruderie die entsetzliche Wahrheit verhüllen.

Nur indem wir einer rohen, sittenlosen Zeit furchtlos ins Auge blicken, können wir uns der beruhigenden Ueberzeugung hingeben, daß es doch bei allen geheimen Gebrechen moderner Civilisation bei uns so arg nicht mehr ist.

An Höfen bleibt Nichts geheim, so auch nicht Peter's zügelloses Leben, das aber — ein wahres Phänomen in der physischen Welt — anstatt seine Kräfte zu schwächen, dieselben vielmehr nach jeder Orgie nur neu zu beleben schien.

Es läßt sich nicht bezweifeln, daß die ehrwürdige Matrone, die tugendhafte verwittwete Czarin Natalie, Peter's Mutter, mit Bekümmerniß das zügellose Leben ihres geliebten, hoffnungsvollen Sohnes beobachtete. Ihm darüber Vorstellungen zu machen, war bei seiner Selbstständigkeit und früh schon entwickelten Charakterfestigkeit vergebens. Sie glaubte daher in ihrer Unschuld, daß nur eine schöne und tugendhafte Gemahlin Peter's entfesselten Neigungen würde Zügel anlegen können, und sie überredete ihren Sohn leicht, sich aus dreihundert der schönsten und edelsten Jungfrauen des russischen Adels im ganzen weiten Reiche die schönste und edelste als Gemahlin auszu-

suchen. — Sie ahnete dabei nicht, daß diese Wahl nichts Anderes war als: ein Opferlamm zur Schlachtbank führen.

3.

Die Brautschau. — Eudoria. — Deren Wahl.

Welcher feurige Jüngling von 17 Jahren würde nicht einen solchen Vorschlag mit Freuden angenommen haben? So auch Peter. Damals war es am russischen Hofe noch nicht Sitte, die Geschlechtsregister europäischer Potentaten nach freibaren Prinzessinnen aufzuschlagen und bei der Wahl der Gemahlin eines regierenden Fürsten oder Thronfolgers nur allein die Politik, nicht das Herz, zu Rathe zu ziehen.

So gewährte denn eines Tages der goldene Saal im Kreml zu Moskau ein Schauspiel, wie es wol selten in der Geschichte und später nie wieder vorgekommen sein mag.

Es war durch ein Manifest im ganzen weiten russischen Reiche bekannt gemacht worden, daß der Czar Peter sich entschlossen habe, sein Herz und seinen Thron mit der vollkommensten Jungfrau, die sich durch Geburt, durch Schönheit und Jugendreiz auszeichnen würde, zu theilen. Alle Bewerberinnen um dieses Glück und diese Ehre sollten daher am 19. Junius 1689 (a. St.) im großen Fürstensaal des Kreml-Palastes zu Moskau zu einer be-

stimmten Stunde sich versammeln, damit der junge Czar aus ihnen seine Gemahlin erwählen könne.

Nun öffneten sich am gedachten Tage zur festgesetzten Stunde die Thore des Kremls, und an dreihundert edle Jungfrauen, alle im reichsten orientalischen Schmuck der alten Bojarensitte, bildeten im großen, prachtvoll vergoldeten Fürstensaale einen weiten Halbkreis, wie ihn noch nie das Auge eines Mannes schöner gesehen hat.

Das war die jungfräuliche Blüthe des ganzen russischen Adels, erlesen aus Millionen, in den Blüthentagen ihres Lebens.

Der feurige, junge Czar trat an der Hand seiner Mutter in diesen blühenden Kreis des Vollendetsten, was die Menschenwelt zu schaffen vermag.

Sein Auge war geblendet von tausend Reizen, die das Herz entflammten. Aber Peter war auch ein bildschöner junger Fürst, mit dunklem, leicht gelocktem Haar, großen, geistvollen Augen, hoch gewachsen, schlank und doch kräftig, in jeder Bewegung Adel und wahrhaft majestätischen Anstand, bei einer natürlichen Ungezwungenheit, die ihn für weibliche Herzen so unendlich liebenswürdig machte.

Eine tiefe Stille herrschte im weiten Kreise — eine Spannung der Gemüther, welche sich mit Worten nicht beschreiben läßt. Hatte auch keine von den anwesenden

Jungfrauen ihres jugendlichen Herzens geheimste Regungen in diesem großen, entscheidenden Momente verrathen, so ließ sich doch Vieles von den Herzensmysterien dieses großen Moments in den schönen Augen lesen, die bald sittig niedergeschlagen, bald lockend in tieftreffenden Blicken ihm entgegenstrahlten. — Wenn auch wol die meisten der Ehrgeiz ihrer Familien hieher geführt hatte, so war es doch jetzt gewiß bei allen der tiefverschlossene Herzenswunsch der Jungfrau, die Glückliche zu sein, die von diesem edlen und schönen Fürsten-Jüngling als Geliebte mehr noch, wie als Gemahlin beglückt werden würde.

Peter wurde unruhig. So viel weibliche Reize auf einmal hatte er noch nie gesehen. Unentschlossen irrte sein blitzendes Auge im weiten Halbkreise umher. Wie sollte sein Herz hier ohne Wanken entscheiden, wo es in jedem Augenblick von neuen Annehmlichkeiten überrascht wurde? Wäre es möglich gewesen, er würde sie alle, alle zu seinen Gemahlinnen erwählt haben. Sein Herz war noch frei von dem Eindruck einer Einzelnen — er liebte Alle als eine Masse wahrhaft himmlischer Reize.

Da wa es seine Mutter, die Czarin Natalie, welche die Aufmerksamkeit des unentschlossenen Jünglings auf eine der Anwesenden lenkte, die bescheiden, aber in der Hoheit eines edlen Selbstbewußtseins, an der Seite ihres Vaters fast im Hintergrunde stand.

Sie wurde ihm vorgestellt. Es war Eudoria Feodorowna Lapuschin, aus einem der edelsten Geschlechter Rußlands entsprossen.

Ihr Vater, Feodor Abramowitsch Lapuschin, war das Haupt einer Familie, die von jeher zu den ersten des weiten Czarenreichs gezählt worden war. Diesem Manne hatten Naturgaben und Zufall eine seiner Zeit voraneilende Bildung gegeben. Er war edel genug, in einem Weibe das höchste Glück seines Lebens zu finden; aber schon im zweiten Jahre seiner Ehe hatte er seine angebetete Gattin verloren. Sein einziger Trost war Eudoria, die liebliche Tochter, die sie ihm hinterließ.

Auf seinen ausgedehnten Besitzungen, im Großfürstenthum Nowogrod, fern vom Hofe, war sie aufgeblühet zur herrlichen Jungfrau, geliebt bis zur Anbetung von ihrem Vater, wie von ihren leibeigenen Umgebungen.

Eine tieferglühende, gefühlvolle Seele und ein hoher, kühner Geist war ihr Erbtheil, das sie von ihren Aeltern empfangen hatte. Der Werth desselben wurde durch den Zauber einer seltenen Schönheit noch erhöhet.

Sie war die Wohlthäterin, das Glück und die Freude aller ihrer Umgebungen. Dabei aber war sie seit ihrer frühesten Kindheit daran gewöhnt, Alles durch ihre Liebenswürdigkeit nicht blos zu bezaubern, sondern auch zu beherrschen. Aber Gehorchen, Dulden und Schwei-

gen erschien ihr nicht als eine Pflicht der höhern Weiblichkeit, sondern sie sah darin nur ein Zeichen des niedern Sclavensinnes.

Viele der reichsten und vornehmsten Bojaren Rußlands hatten sich bereits um ihre Hand beworben; aber bei keinem fand sie die Erhabenheit der Gesinnung und den Adel der Seele, den sie suchte.

Alles dagegen, was sie von dem jungen Czaren Peter vernommen hatte, begeisterte sie für seinen Ruhm und die künftige Heldengröße, die schon die ersten Thaten seiner Jugend verriethen.

Einfach gekleidet, aber desto majestätischer in ihrer Haltung, war sie an der Hand ihres Vaters in den Saal getreten, in welchem 300 edle Jungfrauen der Entscheidung ihres Erdenlooses harrten.

Viele Derselben erschienen befangen, andere herausfordernd und coquett, alle im höchsten Grade aufgeregt, wie sich in ihren Zügen und Blicken verrieth. Nur allein Eudoxia trat ruhig in ihrer Hoheit vor, und näherte sich in der ihr eigenen majestätischen Haltung dem unter einem Baldachin von Purpursammet mit Draperien, die mit Hermelin aufgeschlagen waren, auf Stufen erhöhten Thron. Dort hatte sich der junge Czar nach seinen Rundgang im Kreise der Schönen niedergelassen, um nach altslavischer Sitte von jeder der Jungfrauen einzeln den Handkuß zu empfangen.

Während alle anderen, nach altrussischer Sitte, weiß und roth stark aufgelegt hatten und aussahen, wie schöne angemalte Wachsbilder, so erschien Eudoria im reinen Schmuck der Jugend mit den Lilien und Rosen, welche ihr die gütige Mutter Natur auf die Wangen und über den Schwanenhals und Nacken wie hingehaucht hatte.

Als sie, nach den üblichen drei Verneigungen vor dem Throne, die Augen hob, traf ihr Blick auf Peter's Feuerauge, aus dem eine rasch aufflammende Leidenschaft ihr bis in die Tiefe der Seele drang.

Als sie auf den Stufen des Thrones nach alter Sitte niederkniete, litt es Peter nicht, daß sie ihm die Hand küßte; er ergriff die ihrige, drückte sie zärtlich an seine Lippen, und küßte dann ihre schneeweiße Stirn.

Das war deutlich genug gesprochen. Der junge Czar hob die Sitzung auf, noch ehe die Umschau vollendet war. In tiefer Bewegung trat er in ein Nebenzimmer, und indem er seine Mutter umarmte, rief er: „Eudoria oder Keine!“ —

Die würdige Czarin Natalie billigte und segnete diese Wahl.

Eudoria wurde hereingeführt, und nun war Peter wie begeistert. Als er sie wiedersah, rief er laut:

„So viel Vollkommenheit habe ich nie gesehen!“ und in den feurigsten Worten bot er ihr Herz und Hand.

Eudoria empfing das Geständniß seiner Liebe und seiner Wahl mit einem Herzen, das vor Wonne bebte, aber auch äußerlich mit einer Bescheidenheit, wie sie nur den edelsten Seelen eigen ist. Seine zärtlichen Liebkosungen — die ersten die das jungfräuliche Wesen jemals von einem Manne empfangen hatte — entzückten sie, und diese natürliche Freude, das Hochgefühl des Bewußtseins, sich den Hunderten der edelsten Jungfrauen vorgezogen zu sehen, ergoß sich im Freudengefühl gegen den Geliebten ihrer Seele, dessen ganzes Lebensglück sie machen zu wollen im Stillen sich feierlich gelobte.

4.

Vermählung Eudoria's mit Peter. — Anfängliches Glück dieser Ehe. — Allmähliche Erkaltung seiner Liebe.

So wurde denn schon am 27. Januar 1690 die Vermählung des jungen Czaren Peter mit der um einige Jahre ältern Eudoria Lapuschin mit aller der kirchlichen und höfischen, wahrhaft orientalischen Pracht gefeiert, welche am Czarenhofe seit den ältesten Zeiten bei solchen Gelegenheiten Sitte war.

Zwei Jahre flogen der glückseligen jungen Czarin Eudoria wie im Freudenrausche dahin.

Vermißte sie auch bald wol bei ihrem Gemahl jene Innigkeit seelenvoller Herzlichkeit, die sich ihre reine Phantasie stets als das Ideal ehelicher Liebe gedacht hatte, so war sie doch selbst noch zu jung und zu unerfahren, um zu erkennen, daß es Nichts als ein Rausch des Sinnenzaubers war, was ihren Gemahl so gewaltig fesselte an das schönste Weib seines Reichs.

Sie hattte nicht die leiseste Ahnung davon, wie vergänglich im Leben einer solcher Sinnenzauber ist. Sie gab sich, in der Begeisterung ihrer Feuerseele, allen Täuschungen der reinen und edlen Liebe in ihrem eigenen Herzen hin. Sie schmückte in ihrer Phantasie ihren Gemahl mit allen Tugenden und den edelsten Gesinnungen, die ihr selbst eigen waren, woran sie auch bei ihm glaubte, wie an das heilige Evangelium.

Noch in diesem glücklichen Wahne, wurde sie am Ende des ersten Jahres ihrer Verbindung Mutter eines Sohnes, der den Namen Alexander erhielt; aber schon nach wenigen Wochen hatte sie den ersten Schmerz ihres jungen Lebens, diesen ersten Sprößling der Liebe ihres angebeteten Gatten durch den Tod zu verlieren.

Das folgende Jahr, also 1691, brachte ihr wieder Ersatz dafür, wie sie dankbar gegen Gott wähnte, durch die Geburt eines zweiten Sohnes: Alexei, der zu seinem Unglück ein höheres Lebensalter erreichte.

Diese beiden Prinzen waren die einzigen Pfänder einer Liebe, deren Feuer mit der Befriedignng der Sinne allmählich in dem Herzen des jungen Czaren erlosch.

Nach und nach machte ihre Zärtlichkeit ihm lange Weile — ihre Liebe erweckte ihm Ueberdruß; er fing schon an zu fühlen, daß er sich zwingen müßte, ihre Zärtlichkeit zu erwiedern. In ihren Armen waren seine Gedanken nicht selten schon bei anderen Schönen, die seine flatterhaften Neigungen zu fesseln gewußt hatten.

Fühlte Eudoria das Kälterwerden seiner Neigung, das Erzwungene seiner Zärtlichkeit, und machte sie ihm darüber sanfte, liebevolle Vorwürfe, so läugnete Peter jedes Erkalten seiner Liebe; aber es war ihm unangenehm, mit solchen, wenn auch noch so leise gewagten Vorwürfen belästigt zu werden.

Das war ein böser, böser Anfang vom Rückgange ihres Glückes, und wenn im menschlichen Leben, wie in der ganzen Natur, kein Stillstand denkbar ist, so mußte auch hier das traurige Geschick dieses mit jedem Tage sich unglücklicher fühlenden jungen Weibes unrettbar dem einmal gegebenen Impulse folgen.

5.

Mons de la Croix. — Iwanowna Mons, Peter's Geliebte. — Der preußische Gesandte, Graf Kaiserling. — Eudoria's Gefühle und Enttäuschung.

Heftig und stürmend, wie in allen Dingen, war der junge Czar Peter auch in seinen Liebesabenteuern. Viele derselben, wozu ihn oft seine leichtfertigen Freunde — Lefort und später Mentschikoff — verleiteten, waren kaum mehr als ein vorübergehender Sinnenrausch; aber eine Neigung zu der schönen Iwanowna Mons sollte in seinem Herzen tiefere Wurzel fassen.

Peter's tägliche Gesellschafter waren meistens Ausländer, mit denen er am liebsten umging, weil sein wißbegieriger Geist bei ihnen mehr Nahrung fand, als bei den geborenen Russen.

Einer dieser seiner damaligen Lieblinge war ein junger Franzose, Mons de la Croix. Sein Vater, der den russischen Namen Iwan angenommen, hatte sich als Réfugié aus Frankreich zuerst in Riga niedergelassen; alsdann war er mit seiner Familie nach Moskau gezogen, wo er im deutschen Quartier, oder, wie man es nannte, in der Nometzkaja Stoboda, eine Weinschenke eingerichtet hatte. Dort machten seine zwei wunderschönen Töchter, die Schwestern jenes jungen Franzosen, nach französischer Sitte die Schenkmädchen. Mons de

la Croix führte den jungen Czaren dort ein. Da die jungen Mädchen neben ihrer Schönheit und ihrem eleganten Wesen im Umgange eine feine Coquetterie besaßen, auch der Wein des alten Iwan vortrefflich war und besonders von so schönen Lippen gewürzt ganz vorzüglich mundete, so fühlte sich Peter ungemein dort hingezogen. Bei der Verbannung aller Etiquette von seinem Hofe wurde er dort fast täglicher Stammgast.

Peter war nicht gewohnt, bei den Schönen, die sein Auge auf sich gezogen hatten, lange den blöden Schäfer, oder den girrenden Täuber zu spielen. Die jüngere der beiden Schwestern war allerdings ein liebliches Geschöpf, aber sie schien noch mehr Unschuld und Sittlichkeit zu haben, als die ältere, Iwanowna. Jene war mehr sentimental; Diese mehr heiter, muthwillig und coquett, und das war es eben, was Peter mehr zu dieser ältern Schwester hinzog. Seine stürmischen Liebeserklärungen und besonders die reichen Geschenke und Anerbietungen, die er ihr machte, fanden leicht Gehör bei dem eitlen Mädchen.

Iwanowna schien sich in den Kopf gesetzt zu haben, sich durch den reichen und hochstehenden Liebhaber nach Möglichkeit zu bereichern und zu hohen Ehren erheben zu lassen. „Wer weiß“ — meinte sie in ihren Gedanken — „wohin diese Liebe führen kann? — „Wird er der Czarin müde, läßt er sich von ihr scheiden,

warum sollte er nicht mich an ihre Stelle erheben können, wenn ich es nur klug anfange?“

So war ihre Liebe für den jungen Czaren mehr speculativ als innig. Alles war bei ihr schlau berechnet — der Wechsel von glühender Sinnlichkeit, womit sie ihm Alles gewährte, mit der erheuchelten Reue, der schwermüthigen Selbstanklagen — dem schlauen Versagen in erheuchelter Tugend, und dann wieder das scheinbare Hingerissensein von einer stürmisch erwachenden Leidenschaft — auch die Kunst, womit sie große Geschenke von ihm zu erschmeicheln wußte — das Alles war berechnet und blieb nicht ohne Wirkung. Gegen den wankelmüthigen jungen Czaren war dieses Spiel der Coquetterie von großen siegenden Erfolgen. Eifersüchtig auf die Galanterie anderer jungen Männer, nahm er sie aus dem Hause des Weinschenken fort, und schenkte ihr ein schönes Haus mit einem glänzenden Jahrgehalt, welches sie mit ihrem Bruder bewohnte. Immer merklicher und größer wurde ihr Einfluß auf Peter, der, ohne es zu bemerken, gleichsam in den Fesseln der schönen Mons lag.

Aber ein schlauer Diplomat, der preußische Gesandte, Baron von Kaiserling, hatte — was ohnehin bald allgemein bekannt wurde — den Einfluß, den den diese neue Favoritin auf den jungen Herrscher übte, bemerkt. Gewandt und liebenswürdig, schön von Gestalt

und noch im blühendsten Mannesalter, suchte er sich zuerst bei dem jungen Mons de la Croix einzuschmeicheln. — Dadurch eingeführt bei der schönen Iwanowna, gewann er heimlich ihre Zuneigung und bald ihre schwärmerische Liebe.

Es gestaltete sich damit ein eigenthümliches Verhältniß, wie es wol so leicht nicht wieder vorkommen möchte. Graf Kaiserling erreichte mit dieser sehr heimlich gehaltenen Liebschaft seine diplomatischen Absichten, durch Iwanowna jeden Gedanken des Czaren in Beziehung auf seine Politik zu erforschen, denn Peter war von Natur ein offener Charakter, der am wenigsten gegen seine Geliebte damit zurückhaltend war. Das gab dem Diplomaten Stoff zu interessanten und oft wichtigen geheimen, in Chiffren geschriebenen Depeschen, was ihn bei seinem Hofe insinuirte. Gegen Iwanowna spielte er den leidenschaftlichen Geliebten und sprach selbst von Verlobung mit ihr, im Fall der Czar ihrer überdrüssig werden und mit ihr brechen sollte.

Wollte aber Iwanowna in ihrer schwärmerischen Liebe für Kaiserling selbst eine solche Katastrophe herbeiführen, so wendete Dieser es ab, und stellte ihr vor, daß sie erst suchen müßte, durch die Gunst des Czaren möglichst große Reichthümer und einen höhern Rang in der Gesellschaft zu erlangen; deshalb solle sie dem Czaren Liebe heucheln, ihm aber solche gewähren.

Der junge Mons, der bereits Kammerjunker am Hofe der Czarin Eudoria — in Rußland schon eine bedeutende Stellung — geworden war, wurde mit in dieses seltsame Complot gezogen. Auch er suchte dadurch, daß seine Schwester Favoritin des Czaren war, Gewinn für sich selbst zu ziehen, und wußte durch ihre Fürsprache mancherlei Begünstigungen zu erlangen. Er kannte aber den Czaren und wußte, daß seine Neigungen veränderlich waren, und für den Fall seiner Ueberdrüssigkeit dieser Liebe galt es ihm als eine günstige Retraite für seine Schwester, wenn die entlassene Geliebte des Herrschers noch die Gemahlin eines auswärtigen Gesandten werden konnte.

Ihre öffentliche Anerkennung als Favoritin des Czaren und Ihre Erhebung zu einem hohen Range durfte aber Iwanowna nicht eher erwarten, als nach dem Tode der verehrten Mutter des Czaren, Natalie, die schon sehr anfing zn kränkeln, worauf denn, wie Mons meinte, ohne Zweifel Peter's Trennung von seiner Gemahlin erfolgen und der Ehrenplatz an der Seite des Czaren offen sein würde.

Bei seiner Stellung am Hofe hatte es dem jungen Mons nicht an Gelegenheit gefehlt zu bemerken, daß schon sichere Vorboten einer solchen Trennung in einer immer bedeutendern Spannung eingetreten waren.

Eudoria würde schon in den ersten Monaten ihrer

Ehe Veranlassung gehabt haben, sich über den Leichtsinn ihres Gemahls im Umgang mit dem weiblichen Geschlechte zu betrüben; aber ihr himmlisch reiner Glaube an die Vollkommenheit aller Tugenden, womit Liebe und Phantasie ihren Gatten schmückte, ließ lange keinen Zweifel dagegen in ihrem unschuldigen Herzen aufkommen. Wer würde es auch gewagt haben, die edle junge Fürstin, die so allgemein beliebt war, aus ihrem schönen Wahne zu reißen, der sie so hoch beglückte?

Als nun der Himmel ihren Schooß abermals gesegnet hatte, und sie nach dem Verluste ihres ersten Kindes wieder einen schönen Knaben auf ihrem Schooße wiegte — da war sie stolz auf dieses Pfand seiner Liebe, und trotz dem beginnenden Kälterwerden ihres Gatten konnte sie, seitdem sie Mutter war, lange nicht an die Untreue Desselben glauben. Nach ihren rein sittlichen Gefühlen war eheliche Untreue unbedingt eine Vernichtung des heiligen Bandes der Ehe.

In diesem schönen Glauben an die eheliche Treue ihres Gemahls hatte sie auch Anfangs Nichts dagegen, ihre schöne Nebenbuhlerin, als die Schwester ihres Kammerjunkers, in den Kreis ihrer Hofdamen aufzunehmen und zu gestatten, daß ihr im Palaste eine Wohnung angewiesen wurde. Da erwachte freilich der Neid der Uebrigen, denn hundert Augen lauschten auf das Geheimniß der heimlichen Besuche des Czaren bei seiner

Geliebten, und man säumte nicht, davon Eudoxia, unter dem Scheine der unterwürfigsten treuen Anhänglichkeit, in Kenntniß zu setzen.

Der Schlag einer solchen Enttäuschung wirkte furchtbar auf ihr Gemüth. Im Sturmdrange ihrer tief-verletzten Gefühle verlor sie alle Besonnenheit und Klugheit. — Anstatt den Versuch zu machen, ihre Eifersucht zu verbergen und durch Sanftmuth und Geduld ihren Gatten auf einen andern Weg zu führen, brach sie in die heftigsten Vorwürfe gegen ihn aus, die gerade die entgegengesetzte Wirkung hatten, als welche sie in ihrem tiefgekränkten Herzen erwartete. Anstatt ihn zu versöhnen und zur Umkehr zu bewegen, bewirkte sie nur Bitterkeit und Kälte in dem stolzen Herzen des Fürsten, der, gewohnt zu herrschen, keine andere Macht über sich anerkannte, als seinen eigenen freien Willen. Ihre Thränen, ihre Verzweiflung, womit sie ihre Beschwörungen und Bitten, mindestens den Umgang mit der Mons aufzugeben, zu unterstützen glaubte, erhöhten nur seine Verstimmung. Er selbst ohne tiefes Gefühl, nannte die Aeußerungen seiner Gattin Empfindelei, Ueberspannung. Seine Lieblosigkeit gegen Eudoxia wandelte sich immer mehr in Abneigung und Haß. Schon damals würde Peter bei der Heftigkeit und Energie seines Charakters seine immer noch schöne Gemahlin verstoßen haben, hätte er nicht noch Rücksichten der Pietät auf

seine verehrte Mutter genommen, denn wie sehr auch der Trotz des Herrschergeistes in ihm aufloderte, das eine, rein menschliche Gefühl war ihm geblieben: ein wahrhaft kindlicher Sinn für seine geliebte Mutter.

6.

Natalie versucht eine Vermittelung. — Eudoria's Leidenschaftlichkeit gegen Peter. — Bruch zwischen Beiden. — Iwanowna. — Nataliens Tod.

Der würdigen Czarin Natalie, entsprossen aus einem der edelsten und ältesten Geschlechter Rußlands, der Familie Narischkin, deren Tugenden die Geschichte preiset, konnte das unglückliche Zerwürfniß zwischen ihrem Sohne und dessen Gemahlin Eudoxia nicht entgehen. Sie sah den Schmerz, die Trauer und den Ausdruck der Verzweiflung auf den bleichen Zügen der Unglücklichen, und auf ihr mütterlich zärtliches Andringen entdeckte ihr Diese die ganze Größe ihres herzzerreißenden Kummers.

Die menschenfreundliche Matrone, welche die Welt und das Leben besser kannte, als ihre mehr in Idealen schwärmende Schwiegertochter, hatte schon lange nicht ohne Wehmuth die Verirrungen erkannt, zu denen sich ihr übrigens so talentvoller Sohn hinreißen ließ, sowol durch eigene Leidenschaftlichkeit, als durch die Verführungen seiner leichtfertigen Freunde.

„Liebe Tochter,“ sprach sie mit der Würde und Ruhe des Alters, „das Unrecht ist leider auf Seiten meines Sohnes. Aber der junge Czar wird mehr durch sein Temperament und durch Verführungen zu den unglücklichen Verirrungen hingerissen, die wir Beide beweinen, als durch eine tiefere Verderbniß seines edlen Herzens. Noch ist Rettung möglich, denn er ist jung und hat ein für alles Große und Edle offenes Gemüth. Darum zeige ihm Deine eigene Seelengröße, und die seinige wird dadurch geweckt werden. Unterdrücke Deine Empfindlichkeit, zeige ihm Nichts als Liebe und Geduld, und er wird Dich bewundern, die Vorzüge Deines Geistes und Herzens erkennen; deine Reize werden ihn wieder fesseln, und nach und nach wird die Liebe für Dich in seinem Herzen wieder erwachen, die Dir, hoffentlich nicht für immer, eine feile Buhldirne geraubt hat. Ich werde suchen durch mütterliche Vorstellungen das Meinige dazu beizutragen, daß er wenigstens nicht ferner die äußeren Rücksichten verletze und vor Allem die freche Buhlerin von Deinem Hofe entferne, wo möglich sie verheirathe.“

Eudoria dankte ihrer mütterlichen Freundin für ihren wohlgemeinten Rath. Ihr Verstand sah wohl ein, daß, wenn noch Besserung und Rettung möglich sei, dieses nur durch einen hohen Grad von Selbstverläugnung von ihrer Seite erreicht werden köne. Aber ihr heftiges, leidenschaftliches Temperament machte ihr eine

so ruhige Behandlung einer, die heiligsten Gefühle ihres reinen Herzens so tief durchwühlenden Angelegenheit zur Unmöglichkeit.

„Zu einer Scheidung," dachte sie — „wird er es nicht kommen lassen, schon aus Rücksicht auf seine würdige Mutter, und so werde ich es schon wagen dürfen, ihm sein unsittliches und liebloses Benehmen recht dringend ans Herz zu legen.

Anstatt dem trefflichen Rathe ihrer verehrungswürdigen Schwiegermutter zu folgen, und wenigstens den Versuch zu machen, ihren hohen Gemahl durch Sanftmuth zu gewinnen, ließ sie sich durch die Heftigkeit ihres Schmerzes und die tiefe Indignation ihres sittlichen Gefühls hinreißen, ihn bei seinem nächsten Besuche mit Vorwürfen zu überhäufen, und in ihrer Leidenschaftlichkeit gebrauchte sie dabei die härtesten Ausdrücke, die das stolze Selbstgefühl des Czaren, wie des Mannes, beleidigen mußten.

Anstatt einen zerknirschten reuigen Sünder, wie sie erwartet hatte, zu ihren Füßen niedersinken und mit Thränen im Auge um Vergebung flehen zu sehen, wurde der Blick des jungen Czaren von Minute zu Minute ernster und finsterer, seine Haltung majestätischer und drohender.

„Weib — schweig!" unterbrach er sie mit einer tief grollenden Stimme, „und wage es nicht mich wei-

ter zu reizen, mich zu zwingen, Maßregeln zu ergreifen, die geeignet sein werden, mich gegen Majestätsbeleidigungen zu sichern. Das bin ich der Würde der mir von Gott verliehenen Krone schuldig, und von meinen Handlungen habe ich nur Gott — keinem Menschen auf Erden, und wäre es meine Gemahlin, die sich so unwürdig benimmt — Rechenschaft zu geben."

Mit diesen Worten wollte Peter sich entfernen. Da schrie sie in herzzerreißenden Tönen, die schönen großen Augen von Thränen gefüllt, die ihr über die bleichen Wangen rollten: „So ist denn Alles verloren! Helfe Gott, daß ich meinen Schwur halte, nie wieder das Bett mit Dir zu theilen, nie wieder eine zärtliche Annäherung von Dir zu dulden."

„Besorge Nichts," entgegnete er mit schneidender Kälte, „ich werde nie wieder in Versuchung kommen, mich einer Person freundlich zu nähern, welche die Achtung vergißt, die sie der Majestät schuldig ist."

„Der Mutter Deines Sohnes!" rief sie aus mit schrillendem Schmerzenston.

„Den ich beklage," entgegnete Peter, „denn er wird der Erbe sein der Abneigung, die seine Mutter durch ihr rohes Benehmen mich zwingt gegen sie zu empfinden."

Mit diesen Worten verließ Peter, ohne ihr nur einen andern, als einen drohenden Blick zuzuwerfen,

ihr Gemach; sie warf sich auf ihre Knie und rief mit gerungenen Händen: „Gott der Erbarmer, er verstößt mich aus meinen heiligen Rechten um einer Buhlerin willen; bist Du ein gerechter Gott im Himmel, so zerschmettere diese Verruchte mit den Blitzen Deines Zornes!“

Peter war höchst aufgebracht über die Vorwürfe, welche ihm seine Gemahlin gemacht hatte. Sein Unwille war um so lebhafter, da er ein ungerechter war. Sein Geist, im kraftvollen Gefühle der Selbstständigkeit, hielt ihre Aeußerung einer gerechten und tiefen Entrüstung für eine unschickliche Anmaßung. Es kam noch hinzu die stolze Verachtung des Weibes, als eines Geschöpfes von niederer Ordnung, das nur von Gott die Bestimmung erhalten, dem Manne zu dienen, nicht aber, ihn zu beherrschen. Dieser Glaube des Orientalen lag auch tief in Peter's angeborener Natur. Nur die Civilisation weiß das Weib höher zu stellen und ihr gleiche Rechte mit denen des Mannes einzuräumen. — Was Peter für die Verbesserung der gesellschaftlichen Stellung der Frauen in Rußland that, war weniger aus einer tiefern Achtung für das Geschlecht geschehen, als in der Absicht, daß seine Nation auch in dieser Hinsicht hinter den Forderungen der Civilisation nicht zurückbleiben dürfe.

Schon damals wäre Eudoxia durch Peter's Zorn verstoßen und in ein Kloster verbannt worden, hätte ihr

nicht, wie gesagt, die Mutter des Czaren, so lange sie lebte, wie ein Schutzengel zur Seite gestanden.

Die Scheu vor Dieser hielt Peter in den Schranken des äußern Anstandes. Er entfernte auf ihren Wunsch die schöne Mons vom Hofe; aber er schenkte ihr einen noch größern Palast, und umgab sie mit einem fast fürstlichen Glanze. Alle seine Erholungsstunden brachte er in ihren Armen zu, und hatte Peter sie verlassen, so schlich im Dunkel der Nacht, tief in seinen Mantel gehüllt, ihr diplomatischer Freund und heimlich Verlobter herbei, und ließ sich von ihr jedes Wort berichten, das der Czar arglos mit ihr gewechselt hatte.

So zog sich das gespannte Verhältniß zwischen den hohen Vermählten mit möglichster Schonung des äußern Anstandes hin, bis zum Tode der Czarin Wittwe Natalie, welcher im Jahre 1694 erfolgte.

7.

Eudoria's unvorsichtiges Benehmen gegen Lefort. — Dessen Rache. — Beabsichtigte Ehescheidung. — Gutachten der Geistlichkeit. — Verbannung Eudoria's ins Kloster.

Da war es wieder Eudoria's Leidenschaftlichkeit und Unbesonnenheit, welche endlich den äußern und offenen Bruch mit ihrem Gemahl herbeiführte.

Es war wol natürlich, daß, je mehr Eudoria das

tiefe Zerwürfniß mit ihrem hohen Gemahl blicken ließ, sie um so mehr in ihrer meistens weiblichen Umgebung Willfährigkeit fand, ihr über jeden Schritt, welcher die Untreue Peter's beurkundete, Mittheilungen zu machen.

Dadurch gewann Eudoria nach und nach die Ueberzeugung, daß es kein Anderer war, als der leichtsinnige damalige Graf von Lefort, der den Czaren zu der Fortsetzung seines Umganges mit der schönen Iwanowna Mons verleitete.

Bei ihrem Mangel an Welt- und Menschenkenntniß glaubte sie, daß Alles gewonnen sei, wenn es ihr gelingen würde, diesen Menschen einzuschüchtern und von seinen verderblichen Einflüssen auf den jungen Czaren abzuhalten.

Was versucht nicht Alles eine unglückliche, rathlose junge Frau, um ihr höchstes Gut, die verlorene Liebe ihres, immer noch im Stillen geliebten Gatten zu retten, und wie selten oder nie mit Erfolg!

So ließ denn eines Tages Eudoria Lefort, diesen vertrautesten Freund und Rathgeber des Czaren kommen, und machte ihm die heftigsten und bittersten Vorwürfe über seine ehrlosen und das Glück ihrer ehelichen Verbindung zerstörenden Hülfeleistungen bei den Ausschweifungen ihres Gemahls.

Lefort spielte den Erstaunten, als wäre der Ver-

dacht, den die Czarin gegen ihn aussprach, der ungerechteste auf der Welt. Eudoria aber, entrüstet über diese freche und schamlose Heuchelei des Günstlings, welche alle Hoffnung auf Besserung ausschloß, glaubte nun ihren Zweck besser erreichen zu können, wenn sie ihm unter drohenden Demüthigungen merken ließ, daß er ihre Rache zu fürchten habe, sofern er nicht von diesem verbrecherischen Treiben ablassen würde.

Lefort konnte ein sarkastisches Lächeln nicht unterdrücken, da er ihre Machtlosigkeit bei dem Mangel an allem Einfluß auf den Czaren kannte.

Er kniff boshaft die Lippen auf einander, und verließ, nach einer tiefen Verneigung gegen die Czarin, ihr Gemach. Aber im Innern seines bösartigen Sinnes kochte ein tiefer, unauslöschlicher Groll gegen die unglückliche hohe Frau. Er fürchtete nicht ihren unmittelbaren Einfluß, aber die Macht der Intriguen, die, geschickt geleitet, bekanntlich an solchen Höfen Alles vermögen.

Lefort erzählte dem Czaren die Scene, die er mit seiner Gemahlin gehabt hatte, und übertrieb vielleicht noch ihre Aeußerungen über ihn und seine Geliebte.

Peter gerieth darüber in die äußerste Wuth. „Was fange ich an,“ rief er aus, „diesem verhaßten, verruchten Weibe, das sich wie Blei an die Schwingen meines Glückes hängt, den Mund zu stopfen?“

„Die Sache ist sehr einfach,“ entgegnete Lefort,

„der kürzeste Weg bleibt immer, um für alle Zukunft unanständigen Begegnungen von ihrer Seite zu entgehen, sie in aller Stille verhaften zu lassen, und in ein Nonnenkloster, von der strengsten Regel, zu sperren, damit sie unter gehöriger Aufsicht als Novize sich vorbereite, den Schleier zu nehmen."

„So geschehe!" rief Peter, „da es kein anderes Mittel giebt, dieses rebellische Weib zum Schweigen zu bringen und unschädlich zu machen. Doch haben wir die öffentliche Meinung zu schonen. Ich werde zuvor die hohe Geistlichkeit für meine Ehescheidung von ihr zu gewinnen suchen, und dann wird es an einem Vorwande nicht fehlen, entschiedener gegen sie vorzuschreiten."

Der Czar erließ an die Erzbischöfe, Bischöfe und Archimandriten einen Befehl: die Nichtigkeit seiner Ehe mit Eudoria auszusprechen und die Gründe dafür im kanonischen Rechte zu finden. Die hohe Geistlichkeit befand sich darüber in nicht geringer Verlegenheit. Nach den Satzungen der Kirche fanden sie keinen Nichtigkeitsgrund in den vorliegenden Verhältnissen, und das heilige Sacrament der Ehe aufzulösen hielten sie sich eben so wenig für berufen. Zudem war die ganze Geistlichkeit auf Eudoria's Seite, da der Czar ihre Vorrechte zu beschränken suchte; aber dem Selbstherrscher aller Reußen zu widersprechen wagte sie noch weniger, und so

that sie denn den Ausspruch, daß nur ein Machtwort des Czaren diese seine Ehe zu scheiden vermöge. Aber das wagte Peter noch nicht. Er begnügte sich daher vorläufig damit, nach Lefort's Rathe die Czarin Eudoxia in einer Nacht durch ein Commando von Leibgardisten unter Lefort's Anführung, auf deren mit Gold erkaufte Verschwiegenheit man sich verlassen zu können hoffte, verhaften zu lassen und sie, die Mutter des Thronfolgers, im blühenden, freilich durch tiefen Seelenschmerz gebrochenen Lebensalter von 28 Jahren in ein dreißig Werste von Moskau gelegenes Kloster vom Orden der Brasilianerinnen, das für Frauenzimmer von höherem Stande gestiftet war, bringen zu lassen, mit dem strengen Befehl an die Oberin, sie als Novize zu behandeln und unter strenger Clausur zu halten, vor Allem aber jeden Verkehr Derselben mit der Außenwelt abzuschneiden.

Ihre Lage sollte indeß noch schlimmer werden durch die Qualen einer marternden Eifersucht. War schon das Verhältniß des Czaren zu der schönen Iwanowna Mons ihrem Herzen schmerzlich gewesen, so hatte sie sich doch daran einigermaßen gewöhnt, und edlere Frauen ertragen eher ein sinnliches Verhältniß ihres ungetreuen Gatten, weil es in der Natur des Menschen liegt, daß Sinnlichkeit sich am Ende selbst abstumpft, und solche Verirrungen nur einen vorübergehenden Eindruck machen; dagegen wenn das Herz ins Spiel kommt,

wenn leidenschaftliche Liebe den Sinnenreiz erhöht und dauernder macht, so wird auch damit die Kränkung für das Gemüth der betrogenen Gattin immer schwerer und unheilbarer verletzend. Und so wurde es auch für Eudoria ein noch tiefer nagender Kummer, als sie erfuhr, wie das neue Liebesverhältniß ihres Gemahls zu der schönen Gefangenen von Marienburg einen engern und leidenschaftlichern Charakter anzunehmen drohte. Als nun aber Katharinens heimliche Vermählung und dazu ihre offene Erhebung zur Czarin für sie die Folge hatte, daß sie in ein strengeres Kloster versetzt und gezwungen wurde den Nonnenschleier zu nehmen, da erreichten ihre Seelenleiden den höchsten Grad menschlichen Schmerzgefühls; aber es blieb ihr Nichts übrig, als sich dem despotischen Willen ihres Gemahls zu fügen, und durch das Klostergelübde eine Scheidung ihrer Ehe herbeizuführen, die ihren Platz auf dem Throne einer Andern, einer tief gehaßten, glücklichen Nebenbuhlerin einräumte. *)

Von einem glänzenden Throne gestoßen zu werden, ist hart, die Freiheit zu verlieren, entsetzlich, losgerissen zu werden von dem Herzen eines Gatten, der einst die ganze Welt eines liebenden Frauenherzen war, ist gewiß

---

*) Ausführlicher erzählt in der Novelle: Katharina I. und Mentschikoff.

ein tiefer, unheilbarer Seelenschmerz und — dazu noch der Sieg einer glücklichern Nebenbuhlerin! — aber Alles übertrifft das Weh einer Mutter, die sich losgerissen sieht von dem kleinen Liebling ihrrs Herzens, dem letzten Pfande einer nun verlorenen Gattenliebe, und hingegeben der Angst, was aus diesem Kinde, das ihr so theuer war, werden sollte, wenn es, verwahrloset in der Erziehung und der das Herz bildenden Mutterliebe beraubt, von einem despotischen Vater, der seine Lieblosigkeit gegen die verstoßene Gattin auf dieses Kind überträgt, fremden Händen übergeben wird.

Armer Alexei, letzte Frucht dieser unglücklichen Ehe, dein entsetzliches Geschick werden wir auch noch später *) nicht ohne tiefe Wehmuth erzählen müssen.

Hier nur soviel zum Verständniß von Eudoria's weiteren, so schmerzlichen Lebensereignissen. Alexei war allerdings der unglückliche Erbe der Abneigung des Czaren gegen seine Gemahlin gewesen. Seine Erziehung wurde im höchsten Grade vernachlässigt; durch Mentschikoff's Intriguen war dieses absichtlich geschehen. Die Früchte davon sollten nicht ausbleiben. Alexei bekam eine Gesinnungsrichtung, die den Vater besorgen ließ, daß sein Sohn und Thronfolger einst, wenn er zur Regierung kommen sollte, Alles wieder vernichten würde, was Peter für sein Volk

*) In der folgenden Novelle: „Alexei."

und die Ehre Rußlands begonnen und geschaffen hatte. Ein unheilbarer Bruch zwischen Vater und Sohn war die Folge davon. Alexei entfloh ins Ausland. Er wurde zurückgeführt. Der vom harten Vater gegen ihn verhängte Proceß endete mit seinem geheimnißvollen Tode, und das allgemein verbreitete Gerücht sagte, daß er auf Befehl seines bis zur Grausamkeit strengen Vaters heimlich hingerichtet worden sei.

Von dieser entsetzlichen Geschichte blieb Eudoxia nicht ohne die genaueste Kunde. Geschäftige Frauen in ihrer Umgebung wollten sich ein Verdienst in ihren Augen erwerben, indem sie die unglückliche Mutter auch nicht mit dem geringsten Detail dieser Schaudergeschichte verschonten.

Es läßt sich denken, wie sehr das Gemüth dieser unglücklichen Frau darunter leiden mußte. Doch auch auf ihre äußere Lage und die Verschärfung der ohnehin strengen und schonungslosen Behandlung sollte der unglückliche Ausgang des Verfahrens gegen ihren Sohn die verderblichste Rückwirkung äußern.

8.

Rückwirkung auf Eudoxia.

Der Tod des Prinzen war nicht das einzige Opfer, welches der Unwille des Czaren gefordert hatte. Wer

nur immer mit Alexei in der entferntesten Verbindung gestanden hatte, wurde verhaftet. Man hatte den unglücklichen Czarensohn gezwungen, auch die geringste Beziehung mit ihnen anzugeben, und diese Opfer grausamsten Despotismus wurden durch die schauderhaftesten Martern der Folter genöthigt, Bekenntnisse abzulegen, die auch die unschuldigste Beziehung der Betheiligten zu dem Prinzen zum Hochverrath stempelten und ganz Unschuldige compromittirten, welche dann gleich den Schuldigen unter dem Henkerbeil der Rache verbluten mußten.

Der stärkste Verdacht des Czaren aber war gegen Eudoxia gerichtet. Ihre Schuld zu ermitteln, damit man sie nach der vollen Strenge der Gesetze am Leben strafen könnte — denn ihr Dasein war an sich selbst schon ein ewig schneidender Vorwurf für den Czaren — das war das Bestreben jener grausamen Blutgerichte, welche der Czar eingesetzt hatte zu diesem furchtbaren Criminalproceß.

Eudoxia hatte es gewagt, in schmerzlich aufgeregtem Muttergefühl an ihren Gemahl zu schreiben und flehentlich, als einzige und letzte Gnade, die ihr der Czar erweisen möge, um das Leben ihres Sohnes zu bitten. Sie gestand es ein, mit Diesem und mit Maria, Peter's Schwester, Briefe gewechselt zu haban; allein wegen aller übrigen gegen sie erhobenen Anschuldigungen berief

sie sich auf des Czaren eigene Ueberzeugung, die unmöglich sie für schuldig halten könne. Besonders aber wies sie mit der tiefsten sittlichen Empörung die Anschuldigung zurück, daß sie mit dem Obersten Glebow, in vertrauten Liebesverhältnissen gestanden habe. Selbst die von ihr an verschiedene Bekannte aus ihrer düstern Klosterzelle geschriebenen Briefe bezeugten ihr Nichtwissen von irgend einem Plane der Empörung. Sie athmeten alle den Engelsfrieden einer edlen Seele, die Milde und Weisheit mit wahrer Frömmigkeit verbunden.

Demungeachtet wurde ihr der Proceß gemacht. Was aber ein solcher Proceß in einem barbarischen Lande bedeutet, wenn man die Angeklagte schuldig finden will, das sollte Eudoxia im vollsten Maße erfahren.

Diese zartgebildete Frau, die einst das reizendste Mädchen im ganzen weiten russischen Reiche gewesen war, dem Alles huldigte, das den Czar durch den Zauber ihrer schönen Weiblichkeit angezogen, unter Hunderten für sich gewonnen hatte; diese feinfühlende, tief am Herzen verwundete Mutter, die einst mit ihm den Thron getheilt hatte, sollte jetzt, wie die gemeinste Verbrecherin, unter den Schrecken der Folter Verbrechen bekennen, die ihrer Seele fremd geblieben waren, deren Gedanke schon sie mit Abscheu erfüllt haben würde.

Düstere Nacht bedeckte ihre Augen schon beim Anblick jener schrecklichen Marterwerkzeuge, deren entsetzlichen Gebrauch ihr der Henker mit kalter Herzlosigkeit höhnend erklärte. Sie sank in Ohnmacht, aus welcher sie erst durch die Folterqualen des ersten Grades der Marterung wieder erweckt wurde. Mit tiefer Scham sah sie sich fast entkleidet von roher Hand, und nur um dieser Verletzung ihrer Weiblichkeit und diesen Martern zu entgehen, bekannte sie, was man von ihr verlangte, selbst mit Erröthen des Unwillens und der Scham in ihrer bleichen Todesfurcht, daß sie einen verbrecherischen Umgang mit dem aus dem Militair geschiedenen Obersten Glebow gehabt habe.

Ihre entsetzte Einbildungskraft war von der Androhung der Folter so beherrscht, daß sie selbst in der Confrontation mit ihrem angeblichen Verführer bei dem einmal abgelegten Bekenntnisse blieb, obgleich Glebow sie in tiefster Wehmuth fragte, wie sie mit einer solchen Unwahrheit sich beflecken könne? Er selbst ertrug mit männlicher Festigkeit die fürchterlichsten Schmerzen der Knute, die auf seinen entblößten Körper zu wiederholten Malen angewendet wurde, standhaft beim Läugnen eines so schändlichen Vergehens, welches weniger ihn selbst, als die unglückliche Fürstin entehren würde. „Eudoxia," erklärte er noch selbst auf der Folter, „ist völlig unschuldig und nur durch Marterzurüstungen verleitet worden,

sich selbst solcher empörenden Verbrechen anzuklagen, woran ihre reine Seele nie gedacht haben kann, ein Verbrechen, das ohnehin in dem streng bewachten Kloster eine Unmöglichkeit gewesen sein würde."

Vergebens ließ man den heldenmüthigen Glebow sechs Wochen lang Martern erdulden, deren Beschreibung schon jedem menschlichen Gefühl widerstreben würde. Er blieb standhaft bei der Versicherung der Schuldlosigkeit der Czarin und seiner selbst. Doch den hartherzigen und barbarischen Richtern, welche der Czar eingesetzt hatte, genügte vollkommen das erpreßte Geständniß Eudoxia's, um den standhaften Mann, den man einmal verdammen wollte, schuldig zu finden. Es wurde ihm eine der barbarischsten Strafen auferlegt, die man füher nur im Orient gekannt hatte. Er wurde lebend auf einen spitzen Pfahl gespießt, und man erzählt, daß Peter, der die grausame Gewohnheit hatte, bei Vollstreckung von Todesurtheilen gegenwärtig zn sein, ja einmal auch, bei der großen Massacre der empörten 1200 Strelitzen, selbst am Enthaupten derselben mit geholfen hatte, sich dem auf dem Pfahl gespießten Leidenden, in seinem jammervollen Zustande zwischen Leben und Tod, genähert und ihn beschworen habe, die Wahrheit zu bekennen. Da soll ihm der Gemarterte ins Antlitz gespien und gestammelt haben: „Geh', Despot, und laß mich ruhig sterben!"

Ein entsetzliches Loos traf auch Eudoria's einzigen Bruder, Abraham Lapuschin. Es war ihm die Strafe der Enthauptung durch das Beil zuerkannt. Als er bereits den Kopf auf den Block gelegt hatte, der noch naß war von dem Blute der vor ihm hingerichteten Unglücklichen, traf ihn Begnadigung des Czaren. — Aber was für eine Begnadigung war das! Ein schneller Tod wäre Wohlthat dagegen gewesen. Dem Unglücklichen wurde die czarische Gnade zu Theil, daß ihm die Zunge aus dem Munde mit einer Zange abgerissen wurde, er zwanzig seinen Körper zerfleischende Knutenstreiche empfing und nach Sibirien verwiesen wurde, wohin man nur seine Leiche noch schaffen konnte, denn auf dieser halbjährigen Reise war er unter den entsetzlichsten Martern verstorben.

Und das nannte man, nach damaliger Hofsprache, einen zum Tode verurtheilten Verbrecher mit dem Leben begnadigen.

Kein weltlicher Richterstuhl konnte sich für befugt halten, über Eudoria ein Urtheil zu sprechen. Sie wurde daher einem geistlichen Gerichte übergeben, dem der Czar ausdrücklich befahl, ihr Vergehen nach aller Schärfe der geistlichen Gesetze und der Kirchensatzungen zu richten.

Aber nur e i n Geist beseelte die Erzbischöfe, Bischöfe und Archimandriten und mehrere Andere der von

der angesehensten Geistlichkeit zusammengesetzten Versammlung, die vom innigsten Mitleid mit dem harten, unverschuldeten Geschick, welches Eudoxia betroffen hatte, und von Bewunderung der in ihrem Unglück bewiesenen Seelengröße durchdrungen war. Sie vereinigten sich einmüthig zu dem gewagten, aber ehrenwerthen Ausspruch: „Gott hat uns kein anderes Schwert anvertraut, als das seines Wortes; nicht den Tod des Sünders wünschen wir, sondern seine Bekehrung.“

Es gelang ihnen, der unglücklichen Dulderin das Leben zu retten. Sie wurde zu einer strengen Klosterzüchtigung verurtheilt. Man brachte sie in ein anderes Kloster am Ladogasee. Dort erhielt sie, im Beisein des ganzen Nonnenconvents, auf die entblößten Theile ihres zarten Körpers von zwei Nonnen eine schmerzhafte und noch tiefer beschämende und alles Gefühl empörende Ruthenzüchtigung.

Auch die Prinzessin Maria, des Czaren leibliche Halbschwester, erhielt in Gegenwart der Hofdamen und Cavaliere, welche der Czar zwang der Execution beizuwohnen, hundert Ruthenstreiche auf ihren entblößten Rücken und Schenkel, und wurde dann in die Festung Schlüsselburg gesperrt.

Die Beichtväter, Domestiken und alle diejenigen Personen, denen die Prinzessin jemals Vertrauen bewiesen hatte, wurden von der Hand des Büttels gegeißelt und,

wie behauptet wird, mit aufgeschlitzter Nase oder abgeschnittener Zunge in die Wüsten Sibiriens verbannt.

Die meisten unter diesen Unglücklichen oder fast alle haben unschuldig gelitten. Sie wurden durch Peter's despotische Regierung auf den blosen Verdacht hin zu den grausamsten Strafen verurtheilt. Es ist nie erwiesen, daß sie die geringste Kenntniß von einer Verschwörung gehabt haben, welche nur erst im Werden war, die jedoch, wenn sie zum Ausbruch gekommen wäre, allerdings Peter's Thron hätte umstürzen können.

Durch barbarische Grausamkeit und Strenge war sie im Keime erstickt, und der Thron Peter's des Großen war gerettet. Aber sein Lebensziel war ihm auch gesteckt vom Geschick, und das viel gequälte, leidende Weib sollte ihn noch überleben.

9.

Eudoria's weiteres Geschick. — Ihre Einkerkerung in die Festung Schlüsselburg.

Mit Peter's des Großen Tode (am 16. Jan. 1725) war Eudoria's qualvoller Lebenslauf noch nicht abgeschlossen. Auf neue Schmerzen, neue Verschlimmerungen ihrer Lage sollte jedoch, wie nach der nordischen Mythe der Schwan vor seinem Tode noch einmal singt, und wie das Licht vor seinem Erlöschen noch

einmal aufflackert, eine freundlichere Wandlung ihres Geschickes erfolgen und gleichsam die Tragödie ihres Lebens versöhnend abschließen.

Wir müssen dabei dem langsamen Gange der Geschichte vorgreifen, um Eudoria's Lebensbild, das ein abgeschlossenes Ganzes bildet, nicht zu zersplittern.

Die nächste Verschlimmerung ihrer Lage traf sie nach Katharinens Thronbesteigung, als Mentschikoff offen als deren allmächtiger Günstling hervortrat.

Es ist ein Fluch, der ehrgeizige Menschen beherrscht, daß, wenn sie endlich das Ziel ihres Strebens, die Macht der Herrschergewalt erreicht haben, sie sich leicht dem grausamsten Despotismus in die Arme werfen, um durch Gewalt zu erhalten, was sie durch Gewalt und Intrigue oft mit Unrecht errungen haben. Der vom Glück zur höchsten Macht erhobene Despot lebt in steter Furcht, wieder zu verlieren, was er mühsam erstritten hat. und in dieser Feigheit wird er grausam.

Von einer Allgewalt des Ehrgeizes und der Herrschsucht lassen sich selbst edlere Gemüther hinreißen, und nicht ohne Bedauern können wir es aussprechen, daß auch Katharina I., die sonst treffliche Seiten des Gemüths, der Charakter- und Geistesstärke auf ihrer wunderbare Lebensbahn, von der Tochter eines liefländischen Bauern, auf den Kaiserthron Rußlands, sich von solchen Einflüssen nicht frei erhalten hatte.

Mentschikoff, dieser kühne Glücksritter ohne Ruhe und Rast, der als Katharinens Vertrauter zu einer nie vorher geahnten Macht gelangt war, lebte in beständiger Angst, sich diese durch irgend eine Revolution gegen Katharinens Herrschaft wieder entrissen zu sehen. Wie früher gegen den Czarewitsch Alexei ihn dieselbe Besorgniß getrieben hatte zu den Intriguen, durch Vernachlässigung seiner Erziehung ihn unfähig für die Thronfolge zu machen; wie er dadurch dessen Thronentsagung und seinen Tod (wenn nicht heimliche Hinrichtung) veranlaßt hatte, so waren jetzt seine besorglichen Blicke auf die einsame Klosterzelle gerichtet, in welcher Eudoria in frommer Resignation den Rest ihres wie eine Blume von roher Hand geknickten Lebens vertrauerte.

Noch immer hatte diese unglückliche Fürstin im Volke einen großen Anhang. Ihre Herzensgüte hatte ihr im Glück zahllose Verehrer gewonnen, die nun in ihrem Unglück mit ihr trauerten. Die ihr widerfahrene harte Behandlung hatte einen Groll im Volke erweckt, welcher allerdings einen Ausbruch erwarten ließ, zumal da der Schreckensname, Peter ihm nicht mehr Furcht einflößen konnte. Mentschikoff, der die Welt kannte, wußte, daß selbst die strengste Klosterzucht einer unglücklichen gefangenen Fürstin ihr nicht alle Freunde und Vertraute rauben könne, und daß es unmöglich sei, ihr im Kloster jede Verbindung mit der Außenwelt und

damit aufregenden Einfluß auf die Unzufriedenen abzuschneiden.

Diese Besorgniß hatte Mentschikoff Katharinen mitzutheilen gewußt. Sie genehmigte schweigend die strengeren Maßregeln, die er ihr vorzuschlagen keinen Anstand nahm, um Eudoxia und ihre Partei unschädlich zu machen.

So wurde denn die unglückliche Fürstin in einer rauhen Februarnacht aus ihrem stillen Asyl entführt und auf die Festung Schlüsselburg gebracht, deren Granitbastionen aus dem Meere sich erheben. Dort befinden sich in halb unterirdischen Kasematten jene kalten, kellerartigen, halbdunklen Zellengefängnisse für Staatsgefangene, in welche durch die kleinen Luftlöcher, die sich wie Schießscharten nach dem Meere zu öffnen, die Hochfluthen einbrechen.

Dort wurde sie eingeschlossen. Die mit Eisen beschlagenen Doppelthüren dieses nur mit einer steinernen Schlafbank, einer Matratze, einer Decke und einem Wasserkrug ausgestatteten Gefängnisses, das nur mit einem Marienbilde an der rauhen Mauerwand geschmückt war, welches man aber in der ewigen Dämmerung, die dort herrschte, nicht sehen konnte, führten hinaus in einen tiefen Festungsgraben von wenigen Schritten in der Länge und Breite, der einen kleinen Vorhof bildet. Diese offene Gruft war aber auch das einzige Plätzchen, wo

sie Luft schöpfen und, zum Himmel aufblickend, ihre stillen Gebete emporsenden konnte zum ewigen Vater des Lichts.

Aber welche Vergünstigung war das! In der übertriebenen Furcht, daß sie demungeachtet Verbindungen mit der Außenwelt unterhalte, wurde die tugendhafte, sittlich reine Wittwe des verstorbenen Czaren jedesmal bei ihrem Austreten aus dem Kerker bis auf's Hemd entkleidet, um sie zu visitiren, ob sie nicht irgend einen heimlich empfangenen Brief bei sich habe, und dies geschah, mit echt russischer Schamlosigkeit,*) durch den Officier der Wache, im Beisein der Soldaten, die rings umher auf der Bastion als Schildwachten standen.

Man gab ihr auch eine Dienerin in ihr Gefängniß; aber um jede Zuneigung, die zum Einverständniß führen könnte, zu verhindern, war es eine häßliche, immer kränkliche Zwergin, welche die wahrhaft himmlische Güte und Geduld der hohen Dulderin selbst verpflegen mußte, anstatt von dieser ihrer Dienerin Pflege und Dienste zu verlangen, und so mußte die edle Wittwe des Czaren sich zu den niedrigsten Handleistungen ver-

---

*) Diese bezeugt auch die bekannte, von allen Reisenden in Rußland bezeugte Thatsache, daß sich dort Männer und Frauen jeden Alters im offenen Flusse am hellen Tage baden, und ohne Scham sich den Blicken der Vorübergehenden preisgeben.

stehen, wenn sie nicht selbst in verpesteter Luft und Unreinlichkeit ihrer Zelle umkommen wollte. Sogar der Trost der Religion wurde ihr versagt, denn als sie, um in ihrem Kummer einige Erleichterung zu finden, einen Priester verlangte, um das heilige Abendmahl zu nehmen, wurde ihr die Zulassung eines Geistlichen mit unerhörter Härte verweigert, aus Furcht, daß sie mit ihm conspiriren könne.

10.

Freundliche Wendung des Geschickes Eudoria's. — Katharinens Tod. — Peter II. — Eudoria als Kaiserin Mutter. — Peter's II. Tod. — Eudoria's Tod.

So hatte sie den Gipfel ihrer maßlosen Leiden erreicht, und es dauerte dieser bejammernswerthe Zustand zwei Jahre seit dem Tode des Czaren, so lange Katharina I. als Kaiserin ihn überlebte. Da sollte ihr Geschick eine freundlichere Wendung nehmen.

Eines Tages öffneten sich zur ungewöhnlichen Stunde die Thüren ihres Kerkers, und heller Fackelschein blendete die vom Licht entwöhnten Augen Eudoria's. Den dunklen Gang, der zu ihrem Gefängniß führte, füllte ein glänzendes Gefolge, und hindurch schritt ein hochgewachsener Mann, im alt russischen, mit Zobel besetzten Kaftan. Er trug die hohe Zobelpelzmütze der Bojaren,

und ein langer weißer Bart wallte nieder auf seine Brust — alles Zeichen, daß mit dem Tode des Herrschers, der die alte Tracht mit Gewaltmaßregeln verfolgt hatte, diese wieder Sitte geworden war. Kaum erkannte sie ihn wieder, den ihr einst so theuren Neffen, den Einzigen der früher so angesehen Familie Lapuschin, der die Schreckenszeit der Czarischen Strafgerichte überlebt hatte. Es war der Bojar Alexander Lapuschin. Zu tief erschüttert, um nur ein Wort reden zu können, überreichte er ihr mit zitternden Händen ein Schreiben, das mit dem großen kaiserlichen Siegel versehen war. Soviel nur der enge Raum des jetzt so glänzend erleuchteten Kerkers fassen konnte, so viele der Vornehmsten vom kaiserlichen Hofe warfen sich ihr zu Füßen und küßten ihr mit Freudenthränen im Auge die Hände und das Kleid.

Eine große Veränderung, von der sie einen Augenblick früher keine Ahnung gehabt, hatte sich in Hinsicht der Thronfolge in Petersburg ereignet. Katharina hatte nur zwei Jahre lang das Glück genossen, die unbeschränkte Beherrscherin eines der größten Reiche der Erde zu sein. Nach dem Testamente Katharinens hatte Peter Alexiewitsch, Sohn des unglücklichen Alexei, Eudoxia's Enkel, den Thron seiner Väter bestiegen. Dieser junge Prinz war 1715 geboren und wurde Kaiser im Jahre 1727, also in seinem zwölften Lebensjahre.

Er war, bis er sein sechzehntes Lebensjahr erreicht hätte, unter die Vormundschaft eines Regentschaftsrathes und der beiden Töchter Katharinens, Anna und Elisabeth, gestellt worden. An der Spitze desselben, als leitender Vormund und Regent, hatte sich Mentschikoff im Testament der Kaiserin ernennen lassen.

Erst als Dieser durch die Dolghoruki's gestürzt war,*) durfte es der bis dahin in Abhängigkeit erhaltene junge Kaiser wagen, sich seiner unglücklichen Großmutter anzunehmen; er zögerte damit keinen Augenblick, und der kaiserliche Knabe, der unter dem Namen Peter II. den Thron bestiegen hatte, gedachte mit kindlicher Pietät an seine unglückliche Großmutter, die ihn in seiner Kindheit so oft mit Liebe auf ihren Armen gewiegt hatte. Dem Wunsche, sie zu befreien, der unmittelbar aus dem Herzen des jungen Kaisers hervorgegangen war, wagte Niemand zu widerstreben.

Das kaiserliche Schreiben, welches Lapuschin seiner edlen Tante überreichte, enthielt die Zusicherung ihrer Befreiung, die Erhebung Derselben zu der Würde einer Kaiserin Mutter und der Zusicherung eines Palastes, eines Hofstaats und eines reichen Jahrgehaltes. Das weiche Herz des jungen Kaisers war tief gerührt, als

---

*) S. die historische Novelle: „Katharina I. und Mentschikoff."

er diesen Gnadenbrief unterzeichnete. Seine Thränen träufelten auf das Papier und besiegelten, daß seine Unterschrift nicht blos aus der Feder, sondern aus dem edelsten Herzen geflossen war.

Nie hat wol eine menschliche Seele ein größerer, rascherer und mehr unerwarteter Glückswechsel getroffen und tiefer gerührt und erschüttert, als diese Nachricht Eudoria traf. Das Unglück zu ertragen hatte diese edle Frau Charakterstärke genug gehabt; aber das Glück, welches so urplötzlich über sie gekommen, zu ertragen, war sie zu schwach. Sie erlag fast unter den Empfindungen, die ihre Seele überflutheten. Beinahe ohnmächtig sank sie in die Arme der sie umgebenden Frauen. Ihre Pulse stockten; ihr Herzschlag hatte aufgehört. Ein Arzt, der sich im Gefolge Lapuschin's befand, machte sich schon bereit, ihr die Ader zu öffnen, — da brach ein Thränenstrom aus ihren Augen, und dieser Erguß menschlicher Rührung löste allmählich die Erstarrung, in welche sie der zu plötzliche Uebergang vom tiefsten Elend zum höchsten Glück versetzt hatte.

In diesem überschwänglichen Seelenzustande verließ sie ihren Kerker, um bei dem Commandanten der Festung vorläufig ihre Wohnung zu nehmen, bis sie sich über die Wahl ihres künftigen Aufenthalts, ganz nach freiem Belieben, entschieden haben würde.

Erst nach einiger Zeit und allmählich konnte sie an

die Wahrheit ihres Glückes glauben, das ihr bis dahin mehr wie ein schöner Traum, wie als Wirklichkeit erschienen war.

Es kam ihr ganz neu und wunderbar vor, daß man sie, die gewohnt gewesen war, ihre labende Wasser- und Brodsuppe aus grobem, thönernem oder hölzernem Geschirr mit dem bleiernen Löffel zu essen, jetzt als Kaiserin Mutter ehrte und bediente. Das feinste Leinenzeug wurde ihr als Leib- und Bettwäsche von gebildeten und gefälligen Kammerfrauen angelegt; die reichsten und schwersten Seidenstoffe wurden für sie zu Kleidern und Roben verarbeitet; das kostbarste Silbergeschirr zierte ihre täglich mit den feinsten Delicatessen aller Welttheile bedeckte Tafel. Kammerherren und Hofdamen, glänzende Equipagen und Lakaien in reich mit Gold galonnirten dunkelgrünen Livreen kamen an. Wie ein Märchen der Scheherazade hatte sich urplötzlich, mit einem Zauberschlage, der dunkle Keller in einen mit allen nur ersinnlichen Luxusgegenständen reich ausgestatteten kaiserlichen Palast verwandelt; statt der Mäuse und Ratten und der widerlichen Zwergin, die ihre einzige unsaubere Gesellschaft gebildet hatten, war sie in die Mitte eines glänzenden Hofes versetzt worden, wo Jeder sich beeiferte, ihre leisesten Winke zu erfüllen, nachdem bis dahin rohe Soldaten und finstere Kerkermeister ihr weibliches Scham- und Zartgefühl auf das Tiefste verletzt hatten.

Der junge Kaiser hatte es ihr mit Zustimmung des Regentschaftsraths freigestellt, ob sie sogleich zu ihm nach Petersburg kommen, oder lieber nach Moskau gehen wollte, wohin er binnen Kurzen eilen würde, um seiner geliebten Großmutter ehrfurchtsvoll die Hand zu küssen. Eudoria wählte das Letztere; die alte Czarenstadt, an welche sich die süßesten Erinnerungen ihres Lebens, aber auch die tiefsten Seelenschmerzen knüpften, war ihr lieber gewesen, als die neue Wunderschöpfung ihres Gemahls, die Riesenstadt St. Petersburg an der Newa, welche sie sich nicht entschließen konnte nur zu sehen.

Sie reiste nach Moskau im großen Gefolge, mit aller Pracht, welcher ihrem Range gebührte. Doch hatten das Glück und der hohe Rang, den sie jetzt einnahm, ihre muthige Seele, die sich in dankbarem, frommem Gemüthe vor Gott als dem Geber ihres Glückes beugte, nicht stolz und eitel gemacht. Sie verschmähte es, einen Palast im Kreml zu beziehen, nahm vielmehr ihre bescheidene Residenz in einem adeligen Jungfrauen-Kloster, wo sie vom Volke mit jubelndem Entzücken und vom hohen Adel der Stadt und der ganzen Umgegend mit huldigender Ehrfurcht und tiefer Rührung empfangen wurde.

Hier sammelten sich auch wieder um sie die geächteten und zerstreuten Glieder ihrer Familie, denen

Peter II. durch eine Ukase alle ihre Güter, Besitzungen und Ehrenstellen zurückgegeben hatte.

Die ganze hohe Geistlichkeit segnete feierlich ihren Eintritt.

Eudoxia empfing alle diese Huldigungen mit Dank und liebevollem Wohlwollen, aber auch mit stillem, wehmuthsvollem Ernst. Es war ihr ein höchst wohlthuendes Gefühl, daß sie sich überall vom Volke, dessen Czarin sie einst gewesen war, so geliebt sah. Es war ihr eine schöne Beruhigung, damit zu erkennen, daß die Verleumdungen, die man so geflissentlich über sie verbreitet, so wenig Glauben gefunden und Wurzel im Volksleben geschlagen hatten.

Nach Verlauf einer Woche seit der Ankunft Eudoxia's in Moskau traf auch der junge Kaiser mit seiner um ein Jahr ältern Schwester Natalie dort ein. Beide waren noch liebliche Kinder, Jene 13 Jahre, Dieser 12 Jahre alt, Beide in reiner, zarter Jugendblüthe, voll Geist und Anmuth, Liebe und Ehrfurcht. Tief bewegt erschienen sie vor ihrer so schwer geprüften Großmutter.

Unbeschreiblich war die Rührung, womit die ehrwürdige Matrone, zum ersten Male in ihrem Leben, ihren geliebten Enkel und die reizende, junge

Enkelin, Jenen als Kaiser des unermeßlich weiten moskowitischen Reichs, in ihre Arme schloß. Alle Anwesende zerflossen in Thränen der innigsten, freudigsten Theilnahme.

Eudoria umschlang ihren jungen Enkel mit beiden Armen, und zum ersten Male füllten sich ihre immer noch schönen Augen, die seit so vielen Jahren nur Thränen der tiefsten Seelenschmerzen geweint hatten, mit Freudenthränen unnennbarer Wonne.

Von der Macht ihrer Empfindung überwältigt, sank sie in eine tiefe Ohnmacht, so daß man mehrere Stunden lang zweifelte, ob sie jemals wieder daraus erwachen würde. Wäre es ihr Lebensende gewesen, so würde nie ein menschliches Wesen einen schönern Tod gefunden haben als sie. Doch sie erwachte, und konnte erst lange die unermeßliche Größe ihres Glückes nicht fassen. Mit offenen Augen saß sie da und lächelte wie beseligt, eine verklärte Träumende, die ihre himmlischen Visionen hat.

Der Krönungstag des jungen Monarchen rückte heran, und öffnete für dessen zärtliche Großmutter einen neuen Freudenquell.

Sie war gegenwärtig bei dieser glänzenden Festlichkeit, die in der Kathedrale in Moskau mit alt czarischem Glanze und orientalischer Pracht gefeiert wurde.

Sie erhielt ihren Ehrenplatz am Hochaltare neben dem Thronsessel des in Goldstoff gekleideten jungen Kaisers, und in ihrer einfachen christlichen Demuth das graue Seidengewand allen glänzenden Stoffen, die ihr vorgelegt worden waren, vorziehend, überstrahlte sie doch durch ihre majestätische Erscheinung und hohe Würde allen den prunkenden Glanz der in Gold, Silber, Perlen und Edelgesteinen prangenden Meßgewänder der hohen Geistlichkeit.

Nach der Krönung wurde ihr die Urkunde mit dem Reichssiegel zugestellt, wonach sie, den Ehepacten mit Peter dem Großen gemäß, die Anweisung auf ein Wittwenthum von 60,000 Rubel jährlicher Renten empfing. Auch wurde angeordnet, daß ihr Name unmittelbar nach dem des Kaisers in das Kirchengebet für das hohe Regentenhaus aufgenommen wurde. Ihr Namenstag wurde in allen Provinzen und Städten des russischen Reichs mit derselben Solennität wie der des Kaisers gefeiert.

Der junge Kaiser wünschte die geliebte Großmutter, deren Weisheit und Erfahrung er gelernt hatte zu ehren, immer in seiner Nähe zu haben; aber Eudoria wollte Moskau nicht verlassen, und Peter II. entschloß sich, um sich nicht von ihr trennen zu müssen, seine Residenz von Petersburg nach Moskau zu verlegen. —

Das war ein Entschluß, der Eudoria ganz glücklich machte.

Aber wenn ein griechischer Weltweiser sagt: „Vor seinem Tode ist Niemand glücklich zu preisen," so fand auch dieser Spruch auf das Glück, das an Eudoria's Lebensabend ihr zu Theil geworden war, Anwendung. Es sollte nicht Dauer haben bis zu ihrem Tode.

In ganz Rußland gab es über den jungen Kaiser nur eine Stimme der Liebe und Bewunderung. Ungeachtet seiner zarten Jugend schien sich doch die Hoffnung, daß er einst einer der trefflichsten Regenten zum Heile Rußlands werden würde, bestätigen zu wollen. In gleicher Weise entfalteten sich bei ihm Geist und reiches Gemüth. Seine unbeschreibliche Herzensgüte war mit eben so viel Verstand gepaart, und seine Wißbegierde machte es ihm leicht, sich reiche Kenntnisse zu erwerben, wie sie einem Herrscher ziemen. Noch heute nennen die Traditionen alter Russen die kurze Regierungszeit Peter's II. Rußlands goldene Zeit.

Da schien es, als sollte der erste tiefe Schmerz seines jungen Lebens seine Seele läutern und gewissermaßen den Charakter härten, um dereinst schwerere Schicksalsschläge, die nicht selten ein Regentenleben treffen, ertragen zu können.

Seine geliebte, blühende Schwester Natalie, die sich jungfräulich entfaltet hatte, so lieblich wie eine holde Rose, sank in ihrem funfzehnten Lebensjahre ins Grab — ein Verlust, der das Herz Eudoxia's nicht weniger schmerzlich traf, als das ihres kaiserlichen Enkels.

Aber an dieser Prüfung war es noch nicht genug für die von den Schlägen ihres Geschickes so tief gebeugte kaiserliche Großmutter. Wenige Wochen nach Natalien's Tode sank auch Eudoxien's Enkel, der junge Peter, ins Grab. Er starb am 30. Januar 1730 (a. St.) an den Blattern, die damals eine noch höchst lebensgefährliche Krankheit waren. Seine letzten Seufzer athmete er aus in den Armen seiner unglücklichen Großmutter.

Ohnmächtig sank sie neben der geliebten Leiche nieder. Ihr Herz war gebrochen — ihr Leben war bis in ihre letzte Stunde der Trauer um die beiden geliebten Enkel geweiht.

Der Senat, die Feldmarschälle und der Erzbischof mit den Bischöfen und Archimandriten versammelten sich in Nowgorod, und da der junge Kaiser gestorben war, ohne einen Thronerben zu ernennen, so schritten sie, nach Peter's des Großen Erbfolgegesetz, zur Wahl eines neuen Regenten, und trugen einstimmig Eudoxien die Kaiserkrone an.

„Mich hat Gott vor Tausenden erlesen,“ entgegnete sie auf diesen feierlichen Antrag, „Euch zu lehren, das zu würdigen, was die Welt Glanz und Größe nennt. Wählt Euch einen andern Herrscher, und laßt mich mit meinen Enkeln sterben. Mein Herz und Geist gehören nicht mehr dieser Welt an, sondern dem ewigen Jenseits.“

Nun brachte sie den Rest ihres verkümmerten Lebens in nie endendem Grame hin.

Die Prinzessin Anna, welche Peter II. auf dem Throne gefolgt war, bemühte sich mit der zartesten Aufmerksamkeit, ihre Thränen zu stillen. Sie bewog sie, bei ihrer Krönung als Kaiserin zu erscheinen, und räumte ihr alle Vorrechte ein, die Eudoxien bei der Thronbesteigung ihres geliebten Enkels so hochgestellt hatten.

Aber Nichts konnte die unheilbar tief Bekümmerte mehr erfreuen. Sie sah jetzt mit gebrochenem Herzen alle diese Herrlichkeiten nur im Schatten der Vergänglichkeit aller irdischen Dinge. — So wurde nach und nach der zarte Körper der edlen Dulderin durch Seelenleiden, die ihr liebevolles Herz unaufhörlich mit schmerzlichen Erinnerungen nährte, gebeugt und aufgerieben. Aber sieben Jahre — eine lange, letzte Prü-

fungszeit — lag sie hinfällig und siech auf ihrem letzten Krankenbette, bis endlich die milde Hand des Todes ihre lebensmüden Augen schloß.

Ihre letzten Worte waren: „Gott hat mich gelehrt, die Größe und Glückseligkeit der Welt nach ihrem wahren Werthe zu schätzen.“

III.

Alexei.

Aus Peter's des Großen Leben.

Historische Novelle.



1.

Alexei's Kindheit. — Abneigung des Czaren gegen ihn. — Mentschikoff wird sein Erzieher.

Während Peter mit seiner gewaltigen Titanenkraft und eiserner Charakterstärke am politischen Horizont den Himmel erstürmen zu wollen schien, mit wechselndem Kriegsglück vieljährige Schweden- und Türkenkriege führte und an der Ostsee Dorpat und Narwa eroberte, Schlüsselburg, Kronstadt und Petersburg im finnischen Meerbusen erbaute, den Aufstand in Astrachan unterdrückte, in der gewaltigen Schlacht bei Pultawa den Schwedenkönig vernichtete, ihn in das Exil nach Bender vertrieb, die Eroberung von Liefland und Esthland vollendete, im Türkenkriege, am Pruth, durch Katharina's Geistesgegenwart — wie erzählt worden — großen Gefahren entging, die Feldzüge in Pommern, Holstein, Finnland, die Seezüge in der Ostsee, die zweite Reise nach Holland und Frankreich seinen Geist und seine Thatkraft beschäftigten, und Katharina und Mentschikoff von Tage zu Tage an Ansehen, aber auch im Ehrgeize gewaltig wuchsen, bereiteten sich im Innern seiner Familie tra-

gische Ereignisse vor, die zunächst das Geschick und das Ende seines unglücklichen Sohnes aus der ersten Ehe des Czaren mit der Schmerzensmutter Eudoxia betrafen.

Die Katastrophe dieses beklagenswerthen Ereignisses fiel in die Zeit seiner zweiten Rückkehr aus dem Auslande.

Es ist nicht zu läugnen, daß die Erziehung des Czarewitsch Alexei auf das Unverantwortlichste vernachlässigt wurde.

Er war acht Jahre alt, als seine Mutter, die ihn auf das Zärtlichste verzogen hatte, ihm entrissen und in das Kloster gesperrt wurde. Er war alt genug, um ihren Schmerz zu erkennen und einigermaßen mitzuempfinden. Die Ausbrüche der Klagen seiner Mutter über die Härte und Lieblosigkeit seines Vaters, machten schon in seiner jugendlichen Seele den tiefsten Eindruck.

So wurde in dem noch kindlichen Gemüthe des jungen Prinzen früh schon eine tiefgewurzelte Abneigung gegen seinen Vater begründet, die durch keinen Zug von Freundlichkeit oder Annäherung von dessen Seite irgend eine Milderung empfing.

Wie es im menschlichen Leben so oft sich bewahrheitet, daß Sympathien und Antipathien gegenseitig sind — so auch hier, und das um so mehr, als

es ein natürlicher Zug in der Brust eines Mannes ist, daß Zuneigung oder Abneigung gegen die Mutter seiner Kinder sich auf Diese überträgt. Hier war es die in tiefen Groll und Haß sich umwandelnde Kaltherzigkeit Peter's gegen seine erste Gemahlin Eudoxia, die ihn auch gegen Alexei, den sich mit Scheu und Angst gegen ihn benehmenden kleinen Sohn aus dieser unglücklichen Ehe, mit Kälte und Lieblosigkeit erfüllte.

So ließ er Anfangs das blasse, schwächliche Kind unbeachtet aufwachsen unter den bisherigen Umgebungen am gewesenen Hofe Eudoxia's, die noch immer, meistens pensionirt und mit freier Wohnung, in den oberen Mansarden-Räumen des Kremlpalastes wohnend, dort ihr heimliches Unwesen trieben. War schon Eudoxia von Pfaffen, altrussischen Bojaren und frömmelnden Weibern umgeben, — entschiedenen Gegnern von allen Reformen, Civilisationsversuchen, herbeigezogenen Fremden, Eroberungen und dem Schiffsbau ihres Gemahls, — so hatte diese Abneigung um so mehr auch in ihren früheren Umgebungen, deren Pflege Alexei nunmehr anvertraut war, fortgepflanzt und festgesetzt, als es dieselben Leute waren, die in Eudoxia's Seele den Samen der Unzufriedeuheit mit den Bestrebungen ihres Gemahls genährt hatten.

Das begriff endlich Peter, als er einst, im Jahre 1700, nach einer Rückkehr aus einem Feldzuge, den

finstern, menschenscheuen Knaben sah, der, nun zehn Jahre alt geworden, noch nicht lesen und schreiben konnte, höchstens einige Gebete auswendig gelernt hatte, die er gedankenlos herzuplappern wußte, wenn er dazu aufgefordert wurde, seinem gestrengen Vater zu beweisen, daß er doch Etwas gelernt habe. Der Czar begriff, daß hier Etwas geschehen müsse.

„Bei Gott!“ rief er aus, „so geht es nicht weiter! — Der soll einmal mein Thronfolger werden und lernt nicht so viel, um einem Popen beweisen zu können, daß dieser das dümmste Vieh auf Gottes Erde sei! — Alexander soll kommen!“

Nach wenigen Minuten trat der Fürst Alexander Mentschikoff herein in das Cabinet des Czaren.

„Siehe,“ sprach Peter, „dieses verlorene Kind an, das in der Ecke sitzt und weint, aus Angst, weil es ein Paar Minuten bei seinem Vater aushalten muß, und wieder nach seiner Amme und ihrem Zuckerbrod verlangt. Siehe, Alexander, ich lege es auf Dein Gewissen, mache mir einen Menschen aus diesem ungestalteten Erdenkloß, einen Menschen, dem ich einmal mit Ruhe mein großes Reich und dessen Civilisation, so wie andere Eroberungen in Europa anvertrauen kann.“

„Mir gestatten höhere Pflichten und die Ausführung großer Pläne für die Beglückung meiner Völker

nicht, mich mit dem Einzelnen, der Bildung meines Thronfolgers, zu beschäftigen. Dich aber, Alexander, ernenne ich zu seinem Gouverneur, und lasse Dir völlig freie Hand, seine Erziehung zu leiten. Bedenke, ich lege damit Rußlands künftige Geschicke auf Dein Gewissen!"

Menschikow gelobte feierlich, zu thun, was menschliche Macht vermöge, um den Prinzen, der gleichsam mit der Muttermilch die Opposition gegen alle die großen Civilisationsgedanken des Czaren eingesogen habe, zu einem würdigen Erben und Thronfolger heranzubilden.

„Dazu helfe Dir Gott!" rief der Czar feierlich bewegt; denn da er noch weiter keinen Leibeserben hatte, so meinte er es in diesem Augenblick wirklich gut mit Alexei, als dem künftigen Thronfolger, und im Vertrauen auf Menschikoffs oft bewährte Klugheit gab er sich den besten Hoffnungen hin.

In diesen Gefühlen rief er den blassen, menschenscheuen Knaben herbei, und stellte ihm Mentschikoff als seinen Gouverneur vor.

Alexei fing an zu zittern und zu weinen, und dieser Zug von Unmännlichkeit empörte den kräftigen Selbstherrscher. Seine mächtigen Zornadern der Stirn schwollen an; das furchtbare, krampfhafte Zucken aller Gesichtsmuskeln, welches den herannahenden Sturmausbruch verkündigte,

verbreitete Schrecken in seiner Umgebung, und er sprach mit drohender Stimme: „Diesem hier, dem Fürster Mentschikoff, wirst Du gehorchen, oder Du erhälst täglich Deine funfzig Ruthenstreiche. Er wird Dir Lehrer geben, und wenn Du nicht fleißig bist und tüchtig lernst, so giebt es wieder Schläge und Nichts zu essen, verstanden? Du Bube, den man eher für eine Nachtmütze als für einen Prinzen halten sollte!“

Da begann Alexei auf's Neue bitterlich zu weinen und rief: „Ich will zur Mama ins Kloster! ich will mit ihr weinen und beten!“

Es war ein entsetzlicher Moment, der für einen Augenblick Peter's ganzes Gemüth zu erschüttern drohte; aber schon in der nächsten Minute gewann sein bekannter unglücklicher Jähzorn wieder die Oberhand, und mit dem Ausruf: „Die erste Lection will ich dem Buben selbst geben für seine Frechheit“ — hob er schon seinen Krückstock, den bereits mancher breite Rücken eines russischen Großen, selbst Mentschikoff, gefühlt hatte, um den schwächlichen Knaben vielleicht mit einem Schlage für immer niederzuschmettern. — Da hielt ihm Mentschikoff den gehobenen Arm und sprach: „So erzieht man keinen Thronfolger; — mir aber, o Herr, hast Du die Verpflichtung auferlegt, über seine Erziehung zu wachen. Erlaube, daß ich damit jetzt beginne und Dich bitte, das arme, eingeschüchterte Kind mit Güte zu entlassen.“

Schnell begütigt, wie das immer bei seinem Jähzorn war, küßte der Czar nach seiner altrussischen Weise Mentschikoff, und dankte ihm, daß er begonnen, so gewissenhaft seine Pflicht zu erfüllen.

„Nun aber," fuhr er fort, „führe mir den Prinzen aus den Augen, ich habe andere Dinge zu thun, als solche Litaneien anzuhören!"

Dann hielt er mit abgewendetem Gesicht dem armen Kinde seine Hand hin zum Kuß und sprach etwas milder: „Nun geh, Alexei, sei artig und gehorsam, und ich werde Dir ein gnädiger Vater sein!"

2.

Alexei's Mentor, Baron von Huysum. — Mentschikoff bewirkt dessen Entfernung. — Mentschikoff und Katharina intriguiren zu Alexei's Verderben.

Nicht umsonst hatte der Czar an Mentschikoff's Klugheit appellirt. Dieser aber machte einen ganz andern Gebrauch davon, als Peter beabsichtigt und erwartet hatte.

Nach den Bestimmungen des Czaren gab er dem Prinzen einen Lehrer, der den Ruf großer Gelehrsamkeit für sich hatte. Mentschikoff selbst hatte Anfangs weder Lust noch Zeit, sich viel um die Erziehung des fürstlichen Knaben zu bekümmern; desto eifriger war der ihm gegebene Lehrer, ein Deutscher, Baron von

Huysum aus dem Waldeck'schen, besorgt, in dem Prinzen Thronfolger ein Wunder von Gelehrsamkeit zu erziehen, womit er in ganz Europa Ehre einzulegen gedachte. — Wenigstens konnte er schon nach Verlauf von wenigen Jahren an mehrere Diplomaten der bedeutendsten Cabinette Europa's schreiben: „Prinz Alexei besitzt ausgezeichnete Fähigkeiten. Drei Stunden täglich wendet er zu seinen Studien an. Schon sechsmal hat er die heilige Schrift, fünfmal in slavonischer Sprache, einmal in deutscher, durchgelesen, auch die griechischen Patres, nebst den geistlichen und weltlichen Büchern, die in slavonischer Sprache in Moskau, Kiew und in der Walachei gedruckt sind, fleißig durchblättert. Deutsch uud französisch redet und schreibt er gut. Täglich lernt er Etwas auswendig, denkt über das Leben und die Thaten großer Kaiser und Könige nach, und stellt sich die besten unter ihnen zur Nachahmung vor; kurz, er ist ein Prinz, der gegen Gott wahre Verehrung, gegen den Czaren kindlichen Respect und tiefen Gehorsam, gegen einheimische und fremde Minister besondere Achtung und gegen seine Leute und Unterthanen eine mit Ernst vermischte Liebe zeigt."

Auch der Czar hatte in diesem Sinne einen Erziehungsbericht über Alexei erhalten, der ihn aber wenig befriedigte.

„Uebertriebenes Lob!" rief er aus, indem er Ment=

schikoff den Bericht zuwarf, „wenn nur die Hälfte davon wahr wäre, so erhielte Rußland einen Herrscher, der zu den gelehrtesten und besten in Europa gehörte.“

„Leider,“ entgegnete Mentschikoff, „bewährt sich auch hier, was man so oft schon erlebt hat: der Meister lobt sein eigenes Werk, um sich selbst die Glorie auf's Haupt zu setzen; so auch dieser deutsche Baron. Er lobt die erzielten Erziehungsresultate an seinem Zögling, um als der erste Mentor auf der Welt vor ganz Europa zu glänzen. Aber dieser frömmelnde Gedächtnißkram wird nie den Geist zum Selbstdenken bringen, ohne welches kein Herrscher bestehen kann.“

„Meine eigenen Gedanken,“ rief der Czar, „hast du damit ausgesprochen, Alexander!“

„Leider,“ entgegnete Mentschikoff, „habe ich vergebens dahin gestrebt, eine Unterrichtsmethode bei dem Großfürsten einzuführen, die geeignet sein würde, ihm Geist und Herz zu bilden. So lange dieser deutsche Erzpedant sein Mentor bleibt, ist jede Hoffnung dazu verloren; der Czarewitsch wird auf diesem Wege eher ein frömmelnder gelehrter Mönch werden, als ein aufgeklärter Monarch, der geeignet wäre, Deine geistigen Schöpfungen, gnädigster Herr, einst zu erhalten und zu vollenden.“

„So muß dieser Huysum entfernt werden,“ rief der Czar lebhaft.

„Und das wäre leicht zu machen,“ versetzte Mentschi-

10 *

koff, man darf nur diesem Baron von Huysum, unter dem Vorwande, ihn zu belohnen für seine großen Verdienste um die Erziehung des Thronfolgers, einen diplomatischen Posten im fernen Europa anvertrauen, und ich würde freie Hand erhalten, den Czarewitsch im Geiste und nach den Wünschen seines Vaters und würdig der einstigen Thronfolge zu erziehen."

„Du hast Vollmacht dazu, es so einzuleiten!"

So geschah es denn auch. Der Mentor wurde mit ehrender Anerkennung seiner Verdienste nach Wien geschickt und der dortigen russischen Gesandtschaft attachirt.

Bei seinem Scheiden schenkte er noch dem Czarewitsch eine französische Prachtausgabe des Telemach, und empfahl ihm, sich dieses treffliche Buch für sein ganzes Leben als Leitfaden dienen zu lassen.

Nun hatte Mentschikoff, bei der häufigen Abwesenheit des Czaren, völlig freie Hand, die fernere Erziehung des jungen Alexei ganz nach seinen Plänen und Absichten zu leiten. Wie diese aber gemeint waren, möge uns ein geheimes Gespräch, welches er mit Katharina darüber hatte, verrathen.

Katharina war an diesem Tage im Jahre 1703 aus der Kirche zurückgekehrt, wo sie, um den Czaren desto sicherer und dauernder an ihre Person zu fesseln, auf Mentschikoff's Rath zum russisch-griechischen orthodoxen Glauben übergetreten war.

Der blasse, schwächliche Alexei, im 13. Jahre seines Lebens, mußte auf Befehl seines Vaters Pathenstelle dabei vertreten. Katharina nahm beim Uebertritt den Namen Katharina Alexiewna an. Der Czar hatte sich zur Feier dieses Tages bei einem Trinkgelage im Hause seines Knesenpapstes und ehemaligen Lehrers Sokow einen tüchtigen Rausch angetrunken. Sokow war als der berühmteste Säufer damaliger Zeit von Peter zum Präsidenten jenes Cardinalcollegiums ernannt worden, das er im rohen Humor aus den größten Trunkenbolden Rußlands zusammengesetzt hatte, eigentlich in der Absicht, das Laster der Völlerei, dem die russischen Großen jener Zeit so sehr ergeben waren, vor der Welt lächerlich zu machen. — Sein Hofnarr, der Portugiese da Costa, den er zum König der Samojeden und Grafen einer unbewohnten Sanddüne ernannt hatte, war auch dabei. Der Czar war, von zwei Okolnos geführt, auf die Bärenhaut eines dieser Leibdiener hingesunken, um den Rausch auszuschlafen, während der andere ihm mit seinem Leibe zum Kopfkissen dienen mußte und bei der geringsten Bewegung, die den Czaren störte, Püffe erhielt.

So war gegen 12 Uhr Nachts die günstige Gelegenheit für Mentschikoff herbeigekommen, seiner jungen Freundin Katharina, die in einer der oberen Mansarden des Palastes damals noch unter dem Titel Ossudara einige der Zimmer der Ehrendamen der frühern Czarin be-

wohnte, noch einen späten heimlichen Besuch zu machen; denn der Czar hatte es ihm streng untersagt, ihm bei seiner Katharina, die er früher in seinem Hause gehabt habe, als er, wieder ins Gehege zu kommen. Mentschikoff hatte aber Wichtiges mit ihr zu besprechen.

So klopfte er denn leise an ihre Thür, auf eine Weise, die man im Innern verstand, und als eben die tiefen Töne auf einem der nahen Glockenthürme im Kreml 12 Uhr schlugen, öffnete Katharina, damals noch in schönster Jugendgestalt, von bereits beginnender üppiger Fülle ihrer schönen Körperformen, doppelt reizend im weißen Nachtnegliǵée, die Thür ihres Cabinets, ließ ihn, mit einem „Pst"! auf die im Vorgemach schaffende Kammerfrau deutend, eintreten in das Allerheiligste der Frauengemächer, in ihr lieblich duftendes Boudoir, das mit dem Luxus vom Hofe einer Pompadour ausgestattet war.

„Was bringt mir mein Freund noch so spät in der Nacht?" fragte sie angenehm überrascht und reichte ihm die Hand zum Kuß, denn, wie früher, den schönen Mund zu küssen, wagte doch Mentschikoff nicht mehr, eingedenk des strengen Verbotes des Czaren.

„Zunächst meine Glückwünsche zu dem ersten Schritt zum Czarenthrone," entgegnete Mentschikoff, nachdem er sich an ihrer Seite auf dem schwellenden Divan niedergelassen hatte, während er ihre feine weiße Hand mit den strah-

lenden Diamantringen zwischen seinen Händen behielt und küßte, oder auch wol scherzend und schmeichelnd ihren vollen schwanenweißen Arm streichelte.

„So hoch gehen meine Gedanken nicht," entgegnete Katharina, indem sie schwermüthig die langen Wimpern ihrer wunderschönen blauen Augen senkte; „ich will schon Gott und der heiligen Jungfrau auf meinen Knien danken, wenn mir der Czar nur meinen ehrlichen Namen wiedergiebt, und meine Verbindung mit ihm durch den Segen der Kirche heiligen läßt."

„Und das wird geschehen, so wahr Gott lebt, Ossudara," entgegnete Mentschikoff mit leuchtenden Blicken; „laß mich dafür sorgen, und Du wirst erst heimlich, dann öffentlich ihm angetraut werden, denn Du bist das einzige Weib auf Erden, das dauernd in seiner Gunst sich festsetzen kann. Du bist klug genug, ihn nicht mit Eifersucht zu quälen und ihm seine kleinen Galanterien, oder, sagen wir lieber: seine sinnlosen Ausschweifungen gegen Andere, nachzusehen."

„Würde ich es ändern können, wenn ich ihm Vorwürfe darüber machte? hat nicht Eudoxia dadurch seine Liebe verloren?"

„Ferner," fuhr Mentschikoff fort, „Du hast Geist genug," um in seine geheimsten Gedanken einzugehen, seine Pläne für die Umbildung und Vergrößerung seines Reichs aufzufassen und fortzubilden; Du bist aufmerksam

genug, ihm die leisesten seiner Wünsche abzulauschen und zu erfüllen. Du bist das einzige Weib auf Erden, das die Macht hat, seinen furchtbaren Jähzorn zu beschwören; Du begleitest ihn überall hin, ins Feldlager, wie zum Trinkgelage. Katharina, ich bewundere Dich, Du hast meine Erwartungen noch übertroffen, Du hast Dich ihm unentbehrlich gemacht!"

"Gebe Gott, daß Du recht habest, aber glaube mir, Alexander, um dahin zu gelangen, hat es mir große Selbstverläugnung gekostet, und Dein Rath ist mir dabei stets ein richtiger Leitstern gewesen."

"Möge er es auch ferner sein. Unsere Geschicke hat Gott in einander verflochten. *) Geht Eines von uns unter, so wird das auch der Untergang des Andern sein. Wir müssen uns gegenseitig halten und stützen, denn Herrengunst ist oft wandelbar wie Aprilwetter."

"Leider wahr!" seufzte Katharina, und Mentschikoff fuhr fort:

"Für die Zukunft habe ich große Pläne entworfen. Wisse, Ossudara, der Czar geht damit um, sich als Kaiser krönen und salben zu lassen. Jetzt schon giebt ihm die Courtoisie des englischen Gesandten den Titel: Kaiserliche Majestät. — So Etwas ist verlockend für einen mäch-

---

*) Man sehe die folgende historische Novelle von Katharina I. und Mentschikoff.

tigen Selbstherrscher, und wenn auch noch Jahre darüber hingehen, ehe er, der Zustimmung von ganz Europa gewiß, diesen Gipfel seines Glückes erreichen kann, so sei doch überzeugt, er wird ihn erreichen, denn Peter mit seiner ungeheuren Energie beginnt Nichts, was er nicht durchsetzen wird."

„Desto weiter," seufzte Katharina, „wird der Abstand zwischen ihm und der Tochter eines Leibeigenen werden."

„Sage, desto geringer; jeder Abstand wird verschwinden, denn Du, Ossudara, wirst an seiner Seite erst Czarin, und dann gesalbte Kaiserin von Rußland werden, das verspreche ich Dir, wenn Du stets meinem Rathe folgen wirst."

„Alexander," rief sie aus, und bedeckte mit ihren feinen, von Diamanten blitzenden Händen ihre schönen Augen, mir schwindelt vor dem glänzenden Stern, den Du mich am Horizonte der Zukunft sehen läßt. — Noch einmal sei es gesagt: So hoch steigt mein Ehrgeiz nicht."

„Er wird schon steigen und noch höher, denn das ist ja das Eigenthümliche des menschlichen Ehrgeizes, daß ein gewagter Schritt mit Naturnothwendigkeit den andern nach sich zieht. Vom Ehrgeiz kann man sagen, es verhält sich damit, wie es dem Menschen bei einer guten Mahlzeit ergeht: l'appétit vient en mangeant.

Der Czar aber, darauf kannst Du sicher rechnen, wird kein hohes Alter erreichen. Von der Natur mit einem eisenfesten Körper begabt, reibt er sich doch auf durch Ausschweifungen aller Art. Körperliche und geistige Anstrengungen, die weit über menschliche Kräfte hinausgehen, haben jetzt schon seine Gesundheit bedeutend zerrüttet. Kaum vier Stunden wagt er bei seiner ungeheuren Thätigkeit dem Schlafe, zu widmen. Selbst dieser ist noch oft unterbrochen; er läßt sich mitten in der Nacht Licht bringen, und schreibt auf eine Tafel die Gedanken von dem, was er am folgenden Tage ausführen will. Wo soll das hinaus? Selbst Titanenkräfte müßten solchen Anstrengungen erliegen. Zudem ist er älter als Du; er wird sterben in der Blüthe seiner Jahre, lange, so Gott will, vor Deinem Lebensziel. Was dann? was soll alsdann aus Dir, was aus mir werden? wer wird nach ihm den Thron erben?"

„Der Czarewitsch Alexei — wer sonst?"

„Wer sonst? — Ich sage Dir, Katharina, der Thron Peter's des Großen gehört nach Gottes Willen nicht dem Blödsinn, nicht der geistigen und leiblichen Schwäche, nicht dem willenlosen Werkzeuge feindseliger Parteien der Pfaffen und der Altrussen, sondern er gehört der Schönheit, der Grazie, dem Geiste, der in Peter's große Gedanken eingedrungen ist, und der Charakterstärke, welche die Macht haben wird, sie auszuführen. — Der Kai-

serthron gebührt Dir, Katharina, als Selbstherrscherin aller Reußen!"

„Du schwindelst, mein Freund, und mir schwindelt mit Dir; darum laß uns abbrechen davon, es ist Thorheit mit solchen Gedanken, Unmöglichkeit."

„Nicht Thorheit, nicht Unmöglichkeit," rief Mentschikoff lebhaft und wie im begeisterten Seherblicke, so strahlten seine dunklen Augen. — „Es ist eine höhere, unabweisliche Nothwendigkeit, daß Du seine Nachfolgerin in der Regierung werdest, denn käme Alexei mit seiner Partei, den Altrussen, zur Regierung und Eudoxia als Regentin auf den Thron, welches Loos würde dann das unsrige werden? — Für Dich die Schrecken des Klosters, in kalter, düsterer Zelle, in grobem, härenem Büßergewande, auf einer steinernen Schlafbank, den Wasserkrug als einziges Geräth in der Klosterzelle neben Dir am Boden, darüber ein Crucifix, höchstens noch ein Heiligenbild an der Wand, so würdest Du den Rest deines Daseins, lebend im Grabe, vertrauern müssen."

„Hu! Du malst schaudervoll die Zukunft."

„Aber wahr, mit vielleicht noch viel zu schwachen Farben. Und was würde mein Loos sein? nach richtigem Empfang von 999 Knutenhieben — wenn ich es überlebte — ewige Verbannung in die Bergwerke Sibiriens, wo meine Gebeine längst schon vermodert sein werden, ehe die Welt nur erfährt: Fürst Alexander Mentschikoff,

einst der mächtige Günstling Peter's des Großen, jetzt eine Nummer ohne Namen, hat ausgelitten von seinen zahllosen Qualen. Sein Körper ist ein Aas geworden, das christlich zu beerdigen sich kein Priester die Mühe giebt. Dahin aber, Katharina, darf es nicht kommen!"

„Es wäre entsetzlich; aber wie retten, wie helfen?"

„Ganz einfach: Alexei darf den Thron nicht besteigen!"

„Mord?" rief Katharina empört. „Um Gott, nein! nie werde ich einwilligen, mein Glück auf Blutschuld zu bauen. O, glaube mir, Alexander," fuhr sie mit innerlich grausenden Gefühlen fort, „Blut ist ein schlüpfriger Baugrund für menschliches Glück, Gott selbst nimmt den Mörder nicht in seinen schützenden Arm."

„Es giebt auch noch mildere Mittel, Ossudara," entgegnete Mentschikoff mit einem sardonischen Lächeln, das an die Ironie eines Mephistopheles, oder die Casuistik eines Jesuiten erinnert haben würde, hätte er andere Zeugen gehabt, als Katharina, die so eben die langen, seidenen Wimpern ihrer schönen Augen niederschlug.

Dann fuhr er fort: „Man braucht einen Menschen nicht zu tödten, um ihn geistig und leiblich zu vernichten. Es giebt gerade hier noch einen mildern, freundlichern Weg, diesen Czarensohn, den Gott wie einen Stein des Anstoßes auf die Kometenbahn unseres Czaren geworfen hat, unschädlich zu machen, daß er nicht um=

stoße, was Peter's großer Geist so mühsam erbauet, nicht uns selbst zertrümmere, die wir von Gott die Mission haben, dieses große Werk der Weltverbesserung fortzusetzen und einst Rußlands Größe und Weltbedeutung für alle Zukunft zu begründen."

„Alexander, mich schaudert! was Du da andeutest, ist Verbrechen!"

„In der Politik giebt es kein Verbrechen, keine Moral, kein Recht, es sei denn, wo es als Deckmantel der Selbstsucht gebraucht wird; denn Politik ist Nichts weiter, als die Selbstsucht des einen Staats, welche die des andern im Zaume hält, und Alexei wäre nicht der erste Fürstensohn und Thronfolger, welchen eine höhere Politik durch dessen Erziehung unfähig gemacht, einen großen Staat zu regieren."

„Entsetzlich!"

„Allerdings entsetzlich, hier aber nothwendig, denn die Richtung, die er einmal eingeschlagen hat, ist eine verderbliche für das Reich. Ihn zu bessern, auf andere Gedanken zu bringen, scheint mir eben so unmöglich als gefährlich bei seinem schwankenden Charakter; wir haben also nur ganz einfach dahin zu intriguiren, daß Alexei in dieser oppositionellen Richtung gegen den Czaren erhalten und bestärkt werde, und der Czar darf das nur erkennen, um es für seine heiligste Pflicht zu halten, einen solchen Unfähigen, der zertrümmern würde, was

er gebauet, von der Thronfolge auszuschließen. Die Macht dazu, dafür zu sorgen, daß es dahin komme, hat der Czar selbst in meine Hand gelegt, indem er mir Alexei's Erziehung anvertraute."

„Schändlicher!" rief Katharina empört, „Gott wird Dich strafen!..."

„Segnen!" entgegnete er, „denn Alles geschieht ja in majorem gloriam des großen russischen Weltreichs!"

Armer Fürstensohn, wie wird Dein Loos fallen unter den Händen eines solchen Erziehers!

3.

Mentschikoff's entsetzliche Erziehungsmethode. — Alexei wird geistig und sittlich zu Grunde gerichtet. — Der Czar macht ihn zum Soldaten. — Er erhebt ihn zum Reichsverweser. — Mentschikoff's Hintergedanken dabei.

Nachdem Mentschikoff durch Huysum's Entfernung freie Hand erhalten hatte, den Czarensohn nach seinen Absichten zu erziehen, begann er damit, dessen Umgebungen zu ordnen, d. h. alle Personen, die ihm verdächtig waren, in guter Absicht dem jungen Prinzen achtbare Gesinnungen, Liebe zu den Wissenschaften, Anhänglichkeit und Gehorsam gegen seinen Vater oder Aufklärung über dessen Reformen beizubringen, — und das waren freilich nicht Viele, — von ihm zu entfernen.

Nun wurden, nach Mentschikoff's Befehle, mit einiger Sorgfalt lüderliche, unwissende Mönche dem jungen Czarensohn als Gesellschafter zugeführt. Die ärgsten Branntweinsäufer wurden seine Diener, ausschweifende Zofen verführten früh schon die Sitten des bis dahin noch unschuldigen Knaben. Unleidliche und unwissende Pedanten wurden seine Lehrer, die noch dazu Ordre hatten, den Kopf des jungen Czarewitsch mit Lernen nicht allzu sehr anzustrengen. So sah denn Mentschikoff von Tage zu Tage mehr die Früchte seiner Erziehungsmethode ganz nach seinen schändlichen Absichten. Der zum Jünglinge erwachsene Knabe wurde früh schon entnervt durch Trunk und Verführung zur Sinnlichkeit. Sein ganzes Wesen wurde schlaff, und am liebsten lag er auf seinem Ruhebett, indem er gedankenlos vor sich hinstarrte und von Zeit zu Zeit durch eine Näscherei oder ein Glas Branntwein seine Lebensgeister auf Momente wieder aufzufrischen suchte, worauf dann um so größere Erschlaffung erfolgte. — Wie das bei allen frühzeitig entnervten jungen Menschen der Fall ist, so war seine Stimmung sehr oft weichlich und weinerlich; dann glaubte er, in hergesagten Gebeten die verlorene Gemüthsruhe wiederzufinden, und die Mönche und Popen versäumten nicht, den einstigen Thronfolger zum vollkommensten Frömmler und Heuchler auszubilden.

Nicht ohne Absicht gestattete Mentschikoff unzufrie-

denen Altrussen, störrischen Bojaren und geheimen Anhängern der Czarin Eudoria bei ihm den Zutritt. So gewann man Einfluß auf seine Gesinnungen. Erfüllt von den Eingebungen der altrussischen Partei hielt er nun alle Reformen seines Vaters, des Czaren, besonders die Abnahme der langen Bärte, für heillose Ketzerei, und um der ewigen Verdammniß zu entgehen, womit ihm seine Umgebungen drohten, that er ein heimliches Gelübde, wenn er einst zur Regierung kommen würde, Alles wieder herzustellen, wie es noch vor einem Viertel-Jahrhundert in Rußland gewesen war. Begreiflich verfehlte man nicht, einzelne unvorsichtige Aeußerungen dieser Art von Seiten des jungen Czarewitsch dem mächtigen Czaren, in der Regel noch mit Uebertreibungen, zu hinterbringen.

Der Zorn des Czaren Peter war fürchterlich, besonders da Mentschikoff ihm erklärte, daß die unbeschreibliche Trägheit seines erlauchten Zöglings jeder Belehrung widerstrebe. Aber noch wollte der Czar den letzten Versuch machen, seinen einzigen Sohn auf andere Wege zu bringen.

„Ein Beherrscher von Rußland," sagte er zu Mentschikoff, „muß vor Allem ein tüchtiger Krieger sein. Es schadet weniger, wenn er nicht lesen und nicht mehr als seinen Namen schreiben kann, wie Du ja auch, Alexander, nicht mehr gelernt hast, und bist doch ein tüchtiger Soldat und Staatsmann geworden, und so soll Alexei vor

Allem die Muskete schultern lernen. Er wird dadurch abgezogen von seinen jetzigen Umgebungen, von seinen frommen Grübeleien, und den mit der Muttermilch eingesogenen Vorurtheilen gegen alle Verbesserungen im Staat und Heere."

Und Alexei, der schlank und hoch aufgeschossen war, aber schwach von Körperkräften, einknickend mit den Knien, verdrossen und schläfrig in allen Bewegungen, wurde in den dunkelgrünen russischen Soldatenrock von grobem Tuch mit rothen Aufschlägen gesteckt, und mußte die damals noch so schwere Muskete tragen, mit steifen Knien Parademärsche einüben und mit gemeinen Soldaten den Fuselgeruch ihres Wodkoj (Branntwein) unter demselben Zelte einschlürfen. — Wie der Czar selbst aus freiem Willen vom Tambour auf und mit der Muskete im Arm seine militairische Laufbahn begonnen hatte, so sollte auch Alexei seine Carrière machen zur Würde des Oficiers.

„Bis er," erklärte der Czar, „Liebe und Geschick gewonnen haben wird zu dem Stande, der einst sein Hauptberuf werden muß, um zu erhalten, was ich eroberte, soll er gemeiner Soldat bleiben. Unwissende und ungeschickte Unterofficiere und Officiere kann ich nicht gebrauchen in meinem Heere, und wenn es Noth thut," so schloß der Czar mit funkelnden Zornesblicken, „so

werde ich ihm Liebe zum Soldatenstande auf seinem Rücken einzufuchteln wissen!“

So mußte denn der Czarensohn, als gemeiner Grenadier zu Fuß, die Feldzüge in Polen und Liefland mitmachen und selbst an dem großen Triumpheinzug in Moskau in der Montur eines gemeinen Soldaten Theil nehmen. Im Heere wie in ganz Europa nannte man nur den Prinzen Alexei: „den ewigen Grenadier“.

Das war nun wol nicht die Methode, ihm Liebe für einen Beruf einzuflößen, der ihm mit jedem Tage durch grenzenlose Beschwerden, durch Strapazen, die über seine Kräfte gingen, durch eine Disciplin, die seiner Neigung zur Trägheit widerstrebte, immer verhaßter wurde, um so mehr verhaßt, als gerade in diesem Stande die altrussischen Sitten am meisten niedergetreten wurden.

Aber einem unzufriedenen Thronfolger fehlt unter keinen Umständen, in keiner Lebenslage der geheime Anhang von gleich ihm unzufriedenen Menschen, und Diese giebt es überall, wo es eine herrschende Macht giebt, um so mehr, je energischer diese gegen althergebrachte Vorurtheile auftritt.

Mentschikoff triumphirte heimlich, denn der Riß zwischen der Unzufriedenheit des Vaters und der Abneigung des Sohnes gegen Diesen wurde mit jedem Tage größer, so wie es denn immer deutlicher hervortrat, daß Alexei keine der Eigenschaften zeigte, welche den besorgten

Vater glauben lassen konnten, daß dieser ungerathene Sohn, wie er ihn nannte, jemals geeignet sein würde, einst das große Werk, welches die Hauptaufgabe im Leben Peter's des Großen gewesen, in seinem Geiste fortzuführen und zu vollenden.

Doch ein Vater, wenn er auch sein Kind nicht liebt, vermag nicht so leicht die letzte Hoffnung, ihn noch geschickt zu machen für die ihm bestimmte Lebensbahn, so gänzlich aufzugeben.

Alexei hatte, wie jeder Unterdrückte von schwachem Charakter, heucheln gelernt. Er schwur seinem Vater zu, daß er den Soldatenstand leidenschaftlich liebe und für den ersten in der Welt halte, daß er Nichts sehnlicher wünsche, als einmal ein großer Kriegsheld zu werden, daß er aber wünschen müsse, für jetzt davon erlöst zu werden, um die ihm sonst noch nöthigen Kenntnisse zu erlernen.

Aber Peter war ein feiner Menschenkenner. Er schüttelte bedenklich den Kopf und sagte: „Gebe Gott, daß Du nicht mich und Dich selbst belügst. Um Dir aber Gelegenheit zu geben, Deine künftigen Regentenpflichten auch im Innern der Staatsverwaltung kennen zu lernen, will ich Dich vor meinem Abgange zum Heere an den Pruth zum Reichsverweser in meiner Abwesenheit ernennen, in welcher Eigenschaft Du jedoch an die Zustimmungen des Senats gebunden sein wirst."

Mentschikoff sagte zu Katharina, die indeß Czarin geworden war und ihrem hohen Gemahl zwei liebliche Töchter, Anna und Elisabeth, die der Vater zärtlich liebte, geschenkt hatte: „Jetzt wird der letzte Trumpf ausgespielt werden für Alexei. Er wird entweder Alles gewinnen, oder Alles verlieren. Ich stimme der letztern Meinung bei, denn, zu dem Range eines Reichsverwesers erhoben, jetzt einundzwanzig Jahre alt, wird er auf die gefährliche Klippe gerathen, von der unzufriedenen Partei der Altrussen sich umringt zu sehen und, unerfahren wie er ist in der Politik, wird der Fanatismus der Klerisei ihn verleiten, sich gegen seinen Vater auf eine Weise über seine Gesinnungen auszusprechen, die ihm für immer das Genick brechen wird.“

4.

Alexei als Reichsverweser. — Mentschikoff's Intriguen und Verleumdungen. — Alexei's Unvorsichtigkeit. — Des Czaren Unzufriedenheit.

Mentschikoff säumte nicht, seine lichtscheuen Pläne gegen den unglücklichen Czarewitsch weiter zu verfolgen.

Er zog nach und nach Alle, die das Vertrauen des Czaren besaßen, in sein Interesse. Er erzählte ihnen mit dem Scheine des tiefsten Bedauerns, auf welchen Irrwegen sich der junge Thronfolger befinde; wie tief es zu beklagen sei, wenn einst die großen Werke des Czaren

durch seinen Nachfolger wieder zu Grunde gerichtet werden sollten. Wer ihm bei diesen Absichten den meisten Verschub that war da Corta, der als lustiger Rath des Czaren Diesem jede Wahrheit sagen durfte, ohne dessen Jähzorn fürchten zu müssen.

So war der Czar mit Verläumdern gegen Alexei umstellt, die ihm aus dem Leben des Prinzen die einzelnen verwerflichen Züge, woran es freilich nicht fehlte, nicht selten mit Uebertreibungen hinterbrachten.

Wenn der Czar darüber seinen Unwillen gegen Mentschikoff ausließ, so zuckte Dieser schmerzlich die Achseln und sagte gleißnerisch: O Herr! tief beklage ich Dein Unglück und das des Reichs nach Deinem Tode; ich habe alles Mögliche versucht ihn zu bessern; aber so unmöglich es ist, aus einem Basiliskenei einen Adler auszubrüten, so unmöglich ist es, diesen Sohn Eudoria's, dessen Gesinnungen sie schon mit der Muttermilch vergiftet hat, zu einem Deiner würdigen Thronfolger zu erziehen."

„Die jetzige größere Freiheit, seine Umgebungen zu wählen, die ihm als Reichsverweser nicht entzogen werden kann," sagte da Corta nach Mentschikoff's Instruction zu dem Czaren, benutzt er nur, sich mit Creaturen zu umgeben, welche lechzen nach Deinem Blute, um diesen Verlorenen auf Deinen Thron zu heben, Eudoria als Regentin an seine Seite zu setzen, Schweden, Finn=

land und alle Eroberungen wieder zurückzugeben, den Patriarchen wieder in seine angemaßte Gewalt einzusetzen, die Marine vermodern zu lassen, das Heer zu demoralisiren, Petersburg, Deine kaum begonnene herrliche Wunderschöpfung, in Ruinen verfallen zu lassen, den Bojaren ihre despotische Gewalt über ihre Leibeigenen, den Popen die ihnen eigene Verdummung und die des Volkes wieder in die Hand zu legen, die Fremden, welche Rußland civilisiren sollen, zu vertreiben, den Gerichten ihre Bestechlichkeit, den Beamten ihre Willkürherrschaft zu gestatten und kurz, Dein lichtvolles Reich, o Herr, zu zerstören und Deine Schöpfungen dem Fürsten der Finsterniß zu opfern."

Solche Reden machten Eindruck auf den Czaren. Er sagte zu da Corta: „Du Narr stehst als Souverain der Samojeden über dem Treiben der Parteien; Dich beauftrage ich, den Czarewitsch beobachten zu lassen und mir täglich über sein Thun und Treiben mit gewissenhafter Wahrheit, die, wie der heutige Lauf der Welt ist, nur ein Narr sagt, Rapport zu erstatten. Ich will, daß Alexei sich bessere und ein würdiger Thronfolger werde, oder daß er vernichtet werde durch meinen Zorn."

Dieses Gespräch fiel vor, als der Czar mit Katharina sich schon auf der Reise nach dem Süden seines großen Reichs befand, um am Pruth sein Heer persönlich gegen die Türken zu führen.

In Petersburg aber, an dessen Riesenbauten und Austrocknung der Sümpfe nahe an 50,000 aus allen Theilen des Reichs zusammengetriebene Menschen arbeiteten, wobei Tausende umkamen, residirte der Czarensohn auf Befehl seines Vaters, mit tiefem Groll auf die neuen gewaltigen Schöpfungen sehend, welche Mentschikoff dort mit rastloser Thätigkeit und rücksichtslosem Despotismus auf das Eifrigste betrieb.

Er fühlte sich erleichtert durch seine angesehene Stellung, die ihm erlaubte, die mit den jetzigen Verhältnissen Unzufriedenen um sich zu sehen, ihre Klagen und Beschwerden anzuhören und sie auf bessere Zeiten zu vertrösten. Wollte er aber, im Gefühl seiner Stellung als Reichsverweser, manche dieser Klagen abstellen oder hier und da alte Sitten und Gebräuche wieder einführen, so trat ihm der vom Czaren aus Moskau nach Petersburg versetzte Senat mit einem Veto entgegen, und erstattete dann dem Czaren ungünstige Berichte über Alexei's Bestrebungen und verderbliche Richtung.

Der Czarewitsch fühlte sich höchst gedrückt und unglücklich über diese Anmaßungen des Senats, wie er dessen instructionsmäßiges Verfahren nannte, und wagte es, die Beschwerden der Unzufriedenen, die er für gerecht hielt, bei dem Czaren zu vertreten und um Abhülfe derselben zu bitten.

„Da seht Ihr,“ rief der Czar, „wie er unfähig

ist, dieser Schwachkopf, jemals die Regierung meines großen Reichs zu übernehmen." In der unglücklichen Nacht am Pruth, als er von der Uebermacht türkischer und tatarischer Heeresmassen umringt, aus der Gefahr, gefangen genommen zu werden, nur durch Katharinens Klugheit und Geistesgegenwart gerettet wurde, *) schrieb er den Brief, worin er dem Senat auftrug, im Fall er in Gefangenschaft gerathen würde, sich an keine Befehle zu kehren, die er vielleicht gezwungen erlassen würde, und die Regierung, ohne Rücksichten zu nehmen, dem „Würdigsten" anzuvertrauen.

Alexei aber verwickelte sich immer mehr in Verbindungen mit der unzufriedenen Partei. Bei allen sinnlichen Ausschweifungen war er doch, was man nicht selten vereinigt findet, ein Frömmler. Am liebsten verkehrte er mit Geistlichen, mit denen er sich in theologische Streitfragen einließ über die Auslegung der Aussprüche von Kirchenvätern. Kam man auf weltliche Dinge zurück, so sagte man ihm, er bedürfe, um einnal zur Regierung zu gelangen, des Beistandes des Volkes und des Adels und diesen könne er nicht besser für sich gewinnen als dadurch, daß er erkläre, wenn er einst zur Regierung kommen würde,

---

*) S. die Novelle: „Katharina I. und Mentschikoff."

so sollten alle Neuerungen seines Vaters verschwinden, die jetzt vor Gott und der Welt so viel Aergerniß und Anstoß fänden.

In der That ließ sich der unvorsichtige Prinz zu solchen Aeußerungen gegen seine Vertrauten hinreißen, und die Folge war allerdings, daß er von der fanatischen Priesterschaft, dem an Alten hängenden Adel und dem dummbigotten Volke als ein neuer Messias gepriesen wurde.

Peter erfuhr natürlich jede seiner Aeußerungen dieser Art wieder. — Auch über seine ausschweifende Lebensweise wurden ihm betrübende Nachrichten hinterbracht. Aber noch nicht war die Langmuth des Vaters erschöpft. „Ich werde ihm eine kluge und schöne Gemahlin geben,“ sprach er, „die wird ihn von seinen Verirrungen zurückbringen.“

5.

Alexei's Vermählung. — Unglückliche Ehe desselben. — Geburt von Natalie und Peter, Kindern des Großfürsten. — Alexei's Maitresse Euphrosine. — Tod seiner Gemahlin. — Geburt von Katharinnes Sohn Peter.

Nach seiner Rückkehr vom Pruth überlegte der Czar mit Katharina und Mentschikoff, in welchem europäischen Fürstenhause ein solches Wunder der Natur zu suchen sei, das geeignet sein würde, diesen rohen Klotz

zu hobeln und in ein zierliches Geräth für das Leben umzuformen.

Die Wahl fiel, nach Mentschikoff's Vorschlage, auf die schöne, anmuthige Prinzessin Charlotte Christine, Tochter des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel, Schwester der Gemahlin des Kaisers Karl XI. von Oesterreich.

Diese Verbindung sollte nach Peter's Berechnungen zugleich den Zweck haben, ihm und seinen Nachkommen durch verwandtschaftliche Beziehungen Einfluß auf deutsche Angelegenheiten zu verschaffen.

Natürlich betrachtete es der kleine deutsche Fürst als eine hohe Ehre seines Hauses, mit den beiden mächtigsten Monarchen der Erde in so nahe verwandtschaftliche Verbindung zu treten, und Peter mit Katharina und Alexei reiseten nach Torgau, wo denn im Jahre 1711 in seltsamer Mischung von fürstlichem Glanz und und durchsichtigem Incognito das hohe Beilager des Thronerben von Rußland mit der deutschen Fürstentochter gefeiert wurde.

Peter ließ dem jungem Neuvermählten die Wahl, noch ein Jahr im bescheidenen, freundlichen, kleinen Vaterlande seiner Braut zuzubringen, oder in das kalte nordische Czarenreich zurückzukehren. Er hatte dabei die Absicht, seinen Sohn eine Zeit lang entfernt zu halten von seinen bisherigen verderblichen Umgebungen

und ihn an den gebildeten Umgang in der feinern Gesellschaft an europäischen Höfen zu gewöhnen. Aber der rohe, finstere Sohn des Nordens fühlte sich dort nur unbehaglich; er benahm sich steif und linkisch, wo sich die Gesellschaft mit französischer Leichtigkeit und Grazie bewegte. Auf den spiegelblanken, gebohnten Parquets des herzoglichen Schlosses in Wolfenbüttel glitt im versuchten Tanze, wozu ihn die Braut beredete, der lange Nordlandsrecke aus, und maß mit seiner ganzen Leibeslänge den Boden, oder er stieß einen mannshohen Spiegel entzwei, den er für eine offene Durchgangsthür hielt, oder einen Theetisch mit chinesischem Porzellan um, indem er nach einer andern Seite hin eine Verbeugung machte, oder er betrank sich an der Seite seiner Braut an der herzoglichen Tafel. — Der Wein, selbst der stärkste Tokaier, schien ihm nicht stark genug, da er an Branntwein gewöhnt war, und die feinen gedrechselten Fräuleins waren ihm vollends zuwider; wenn er an die vollen, stämmigen Liefländerinnen dachte, die ihm ein Arm voll waren, so konnte er an diesen gebrechlichen Puppen keinen Gefallen finden.

Er bat daher seinen Vater, zurückkehren zu dürfen, um, wie er heuchlerisch sagte, im Vaterlande selbst zu lernen, wie sein Vater das Volk beglücke.

Was ihn Anfangs einigermaßen bei seiner jungen Gemahlin anzog, war Nichts, als ihre wunderbare Schön-

heit, die seine rohe Sinnlichkeit anregte und befriedigte. Aber die feinfühlende junge Frau fühlte sich selbst von den Ausbrüchen der wilden Zärtlichkeit ihres Gemahls auf das Tiefste verletzt, mehr noch von seinen verwilderten Neigungen, seiner Trunksucht, seiner Frömmelei, seinem rohen Jähzorn und der ausschweifenden, unanständigen Gesellschaft, womit er sich umgab.

Machte sie ihm die sanftesten Vorstellungen darüber, so wurde er grob und zornig, schalt sie einen unleidlichen Zieraffen, und vergaß sich einmal in der Trunkenheit so weit, daß er sie schlug, und noch öfter mißhandelte er sie auf andere Weise.

Was eine Frau, deren Herz nur die edelsten Empfindungen kannte, dabei empfinden mußte, läßt sich nur mitfühlen, nicht aussprechen. Charlotte Christine von Braunschweig war in ihrem ehelichen Leben das vollkommenste Seitenstück von Eudoxia, der Mutter des Czarewitsch. Beide schöne, unschuldige Frauen hatte die Rohheit und die Untreue ihrer Männer unglücklich gemacht. — Vater und Sohn hatten in dieser Hinsicht gleiche Versündigung gegen schöne Weiblichkeit begangen, nur war der Vater eine übrigens männliche und achtbare, selbst historisch bedeutende Persönlichkeit, der Sohn aber ein elender, verlorener Schwächling.

Wenn Alexei's Mutter im Kloster den Rest

ihres Lebens vertrauerte, so bewahrte die mildere Hand des Todes seine Gemahlin vor einem ähnlichen Geschick.

Nachdem sie im Jahre 1714 ihrem undankbaren Gemahl eine Tochter, die Prinzessin Natalie, geschenkt hatte, wurde sie am 12. October 1715 von einem Sohne entbunden, der den Namens seines Großvaters, Peter, erhielt, und später auf kurze Zeit unter dem Namen Peter II. zum Throne berufen wurde, bald darauf aber an den Pocken starb.

Die Geburt dieses Sohnes war zugleich der Todeskeim der unglücklichen Charlotte Christine von Braunschweig.

Sie lag bereits im Milchfieber, als ihre Amme, die nach der Weise gemeiner Leute sich bei ihrer hohen Herrin einzuschmeicheln suchte, ihr unter dem Scheine der aufrichtigsten Theilnahme erzählte, daß ihr Gemahl, der Czarewitsch, sich eine Maitresse halte, eine liefländische Leibeigene, Namens Euphrosine, also ein Mädchen von gemeiner Abkunft, aber von noch gemeinerer Gesinnung und ausschweifenden Sitten.

Dieser Schlag aber war zu hart für die feinfühlende junge Frau, die mit ihren jungfräulich reinen Gefühlen sich vermählt, indem sie in der Ehe — wie noch heute so viele edlere Seelen — ein Ideal irdisch Glückseligkeit gesehen hatte. Sie verfiel in ein heftiges Fieber; aber je größer die Gefahr, ihre geliebten Kin-

der einem Rabenvater hinterlassen zu müssen, um so größer war die Beängstigung, die sie peinigte.

Sie ließ ihre Kinder vor's Bett bringen, dann ihren Gemahl rufen, und die letzte Kraft ihres hinsiechenden jungen Lebens wendete sie an, ihren Gatten unter tausend Thränen zu beschwören, diesen seinen Kindern ein treuer, liebevoller Vater sein zu wollen.

Finster und stumm hörte Alexei diese letzte rührende Bitte einer sterbenden Mutter an, die jedes andere Herz tief erschüttert haben würde, aber kein Zug seines kalten, frostigen Gesichts verrieth, daß diese Bitten den geringsten Eindruck auf sein verhärtetes Gemüth gemacht hatten.

Desto tiefer war der Eindruck, den diese Scene auf Peter machte, der auch in ihrer letzten Stunde an ihr Sterbelager getreten war. Dieser gelobte in tiefer Gemüthsbewegung, statt seines Sohnes Vaterpflichten an den nun bald mutterlosen Kindern zu üben.

Die junge Wöchnerin, schön wie ein weißes Marmorbild, segnete ihre umstehende weinende Dienerschaft, der sie immer eine gütige Herrin gewesen war, und hauchte ihren letzten Athemzug aus. Peter drückte ihr bewegt die gebrochenen Augen zu, und Alexei schlich sich davon, um in Euphrosinens Armen und im Kreise seiner Trinkgenossen eine Scene zu vergessen, die ihn ängstigte wie ein Schreckgespenst, denn diese Beängstigung

war eine unbewußte Mahnung seines Gewissens, dem sich auch der gesunkenste Mensch niemals ganz zu entziehen vermag.

Zwei Tage später, als der Czar tief bewegt von der Leichenbestattung seiner so jung schon, in ihrem einundzwanzigsten Lebensjahre, geopferten Schwiegertochter zurückkehrte, erfreute ihn Katharina durch die Kunde, daß sie so eben von einem Prinzen entbunden sei, der später in der Taufe ebenfalls seinen Namen, Peter, empfing.

So hatte denn der Czar Peter, statt des verloren gegebenen Sohnes Alexei, zwei jüngere Thronerben seines Namens, Peter Alexiewitsch und Peter Petrowitsch, wieder empfangen, und er konnte sich nun der schönen Hoffnung hingeben, durch sorgfältige Erziehung dieser jungen Sprößlinge wenigstens in einem derselben einen würdigen Nachfolger seiner Krone und seines Thrones von Gott erhalten zu haben.

6.

Peter's schriftliche Erklärung gegen Alexei. — Kikin's böse Rathschläge. — Alexei's heuchlerische Antwort an seinen Vater. — Strenge Antwort des Czaren darauf. — Alexei's mündliche Thronentsagung.

Diese letzte Scene am Sterbebette seiner Schwiegertochter hatte in der Seele des Czaren nur noch mehr

die Ueberzeugung festgesetzt, daß ein Mensch, wie dieser Prinz, dem jedes menschliche Gefühl fehlte, der so tief versunken war in Gemeinheit der Gesinnung, Rohheit der Sinnlichkeit und in verderbliche Vorurtheile, unmöglich dereinst zu Rußlands Heil den Thron besteigen dürfe. Jetzt erst wurde es ihm eine heilige Gewissenssache, ihn von der Thronfolge auszuschließen.

Noch ehe ihm ein zweiter Sohn geboren wurde, hielt er die Ausführung dieses Gedankens für möglich und nothwendig. So groß auch Peter's Fehler waren, so hat doch die Stimme der Geschichte entschieden, daß er, als ein ungeschliffener Diamant, im tiefsten Kern der Seele eine edle Natur war. Nicht der persönlichen Abneigung gab er bei dieser großen Entschließung Gehör, sondern dem höhern Pflichtgefühl, so wie denn alle Grausamkeit, die man ihm vorgeworfen hat, nicht Grundzug seines Charakters war, sondern ein unglückliches Zusammentreffen von Pflichtgefühl, eisenfester Charakterstärke und Jähzorn.

Nachdem Peter Alles reiflich überlegt hatte, begab er sich, zurückkehrend von dem Leichenbegängnisse seiner Schwiegertochter, die er wegen ihrer vortrefflichen Eigenschaften sehr geschätzt hatte und jetzt tief betrauerte, in die Wohnung seines Sohnes Alexei. In der Gruft der Entschlafenen hatte sich Peter zu dem großen Entschlusse, welchen er auszuführen sich berufen fühlte, durch Gebet

gestärkt, denn bei aller Toleranz in Glaubenssachen war der große Czar doch immer ein wahrhaft gottesfürchtiger Fürst. Er betrat die Gemächer seines Sohnes scheinbar nur, um der Etiquette gemäß ihm einen Beileidsbesuch zu machen. Er war zurückhaltend in seinen Aeußerungen, und sprach keinen Tadel aus über dessen Benehmen; diesen aber hatte er in der Hand. Beim Abschiede übergab er ihm eine Schrift, und sprach dabei mit ernster Betonung Nichts als die Worte: „Zur Beherzigung!“

Der erschreckende Czarewitsch sah sich kaum wieder allein, so begann er zu lesen, was ihm sein Vater geschrieben hatte. Immer größer wurde seine Betroffenheit darüber

Im gehaltensten Tone, der aber eben durch seine Ruhe und Leidenschaftlosigkeit den gewaltigen Eindruck eines unabänderlich gefaßten großen Entschlusses machen mußte, setzte er ihm, der Czar, in der Einleitung seines Schreibens aus einander, was er selbst Alles für Rußlands Macht und Ansehen gethan, wie er damit das Reich in die erste Reihe der mächtigsten europäischen Staaten erhoben habe, und dann fuhr er fort:

„Wenn ich aber meinen Blick auf die Zukunft richte, dann nagt der Kummer an meinem Herzen und verzehrt die Freude über die bisherigen Erfolge. Und diesen Kummer erregst Du mir, mein Sohn, der Du

alle Mittel verschmähst, Dich fähig zu machen dereinst in meinem Sinne zu regieren. Ja, Deine Unfähigkeit beruhet auf Eigensinn; es fehlt Dir weder an Verstandes-, noch an Körperkräften, Deiner Pflicht zu genügen. Die Waffen sind es, durch die wir uns bei anderen Nationen Namen und Achtung erworben haben; Dir aber sind alle Waffenübungen verhaßt. Es sei fern von mir, daß ich Dich ermuntern sollte, ohne gerechte Ursache Krieg zu führen; aber das darf ich fordern, daß Du nicht in der Kriegskunst ein Laie seist. Ohne die Kriegswissenschaft, ohne Einsicht in die Gesetze und das Wesen der Waffenkunst ist es unmöglich, wohl zu regieren, weil die erste Pflicht des Regenten darin besteht, das Vaterland zu vertheidigen. Gute Generale haben, reicht für diesen Zweck nicht hin; Jeder sieht auf das Haupt. Wenn willst Du, selbst ein Fremdling in der Kriegskunst, Anderen befehlen, oder wie willst Du auch sie nur belohnen und strafen? Du würdest nur durch fremde Augen sehen, durch fremde Arme handeln; Du würdest dem Vogel im Neste gleichen, der nur den Schnabel öffnet, um Nahrung zu empfangen."

„Ich bin ein Mensch und sterblich. Wer wird das Gewonnene erhalten, das Begonnene weiter ausführen? Soll ich es einem Menschen hinterlassen, der, gleich dem faulen Knechte im Evangelium, sein Pfund unter die Erde vergräbt? — Wie oft habe ich Dir

dies vorgehalten, wie oft Dich gestraft! Auch geschwiegen habe ich seit mehreren Jahren; doch weder das Eine, noch das Andere hat geholfen. Wo ich thätig war, liebtest Du den Müßiggang. Jetzt muß dieses Unwesen ein Ende finden; mein Beschluß ist gefaßt. Besserst Du Dich nicht bald, so werde ich, wie man ein faules Glied abschneidet, Dich von der Thronfolge ausschließen. Wähne nicht, daß, weil Du bis jetzt mein einziger Sohn bist, dies nur eine leere Drohung sei; was ich sagte, soll, so Gott will, zur That werden. Habe ich für das Vaterland und für die Wohlfahrt meiner Unterthanen das eigene Leben nicht geschont, so werde ich noch weniger das eines Unwürdigen schonen. Lieber überlasse ich mein Reich einem würdigen Fremden, als dem eigenen unwürdigen Sohne."

Dieses Schreiben machte einen um so tiefern Eindruck auf den Czarewitsch, als es bald darauf durch die Kunde von der Geburt eines jungen Sohnes des Czaren einen um so größern Nachdruck empfing. — Die große Freude, die dieses Ereigniß im Volke verbreitete, kam ihm überraschend, und machte ihn nur noch zaghafter.

Unentschlossen, wie es in seinem Charakter lag, befragte er seinen Vertrauten Alexander Kikin, was er nun beginnen sollte.

Dieser hinterlistige, undankbare und intriguante

Mensch war am Hofe der Czarin Eudoxia erzogen. Eingeweiht in deren Grundsätze, hegte er gegen den Czaren einen tiefen Haß, der sich bis zum Fanatismus steigerte. Der Czar hatte ihn nach Eudoxia's Verbannung als Dentschik (Adjutant und Diener zugleich) in seinen persönlichen Dienst genommen. Dieses Vorrecht benutzend machte Kikin zweimal den Versuch den Czaren zu ermorden. Beide Male versagte das gegen die Brust seines schlafenden Herrn abgedrückte Pistol. Zum ersten Mal schlich er sich unbemerkt davon. Beim zweiten Mal erwachte der Czar durch das Knarren des Hahns am Mordgewehre, und mit seiner gewohnten Geistesgegenwart packte er den Mörder. Dieser fiel vor ihm auf die Knie, bekannte seine That und sprach überrascht und zugleich in seltener Geistesgegenwart: „Gott hat mich gesandt, Dir zu verkünden, daß Du unter seinem Schutze stehst und menschliche Bosheit Dich nicht zu verderben vermag. Dieses Pistol, das nie versagte, hat zweimal versagt, als ich nach Deinem Herzen zielte."

Peter, dem sowol der Gedanke, unter dem unmittelbaren Schutze der Vorsehung zu stehen und deshalb unverletzlich zu sein, als die Geistesgegenwart des Mörders gefiel, stand auf und ging einige Mal im Gemach auf und nieder, dann trat er vor den zitternd auf seinen Knien liegenden Verbrecher hin, und sprach in mildem Tone: „Da Du Dich für einen Gesandten ausgiebst, so

bist Du straflos. Der Gott, dem ich vertraue, wird Dir verzeihen.“

Peter schenkte ihm sogar seine Gnade wieder, und da er Talent für die Marine in dem Verbrecher gefunden zu haben glaubte, so erhob er ihn zum Admiralitätsrath. Kikin aber machte sich Veruntreuungen zu Schulden und wurde nach Sibirien gewiesen. Doch dieses Mal war bei dem sonst so strengen Czaren der Born der Gnade unerschöpflich. Abermals begnadigt kehrte Kikin noch einmal in seine früheren Verhältnisse zurück. Anstatt aber daß diese Milde das Herz des Bösewichts hätte rühren sollen, verhärtete es sich nur noch mehr gegen seinen Wohlthäter. Der Gedanke, den Prinzen, auf dessen Thronbesteigung er die glänzendsten Hoffnungen gesetzt hatte, von der Thronfolge ausgeschlossen zu sehen, steigerte seinen fanatischen Haß gegen den Czaren.

„Bewillige Alles,“ sprach er zu Alexei, „und handle alsdann, wie es die Umstände gebieten. Ein erzwungenes Wort bindet nicht. Du darfst heute dem Throne entsagen nnd morgen ihn besteigen, wozu eine vorläufige Flucht und künftige Thronrevolution am sichersten Dich führen wird.“

Alexei setzte sich an seinen Schreibtisch, und schrieb mit mühsamen Zügen — denn das Schreiben war ihm wenig geläufig — folgende gleißnerische Worte:

„Wenn Ew. Majestät mich, wegen meiner Un=

fähigkeit, der russischen Krone berauben wollen, so mag Ihr Wille geschehen. Ich bitte sogar inständigst darum. Meine geistigen und physischen Kräfte sind durch Krankheit sehr geschwächt; ich fühle mich untüchtig, so viele Völker zu regieren. Auch wenn ich keinen Bruder hätte, würde ich auf die Thronfolge gern verzichten; jetzt verlange ich sie noch weit weniger. Ich wünsche dem Neugeborenen das beste Gedeihen und nehme Gott zum Zeugen und schwöre es bei meiner Seele, daß ich auch künftig keinen Anspruch auf die Thronfolge machen will. Meine Kinder befehle ich Ew. Majestät; für mich selbst bitte ich nur um einen geringen Unterhalt für meine übrige Lebenszeit."

Bescheidener und demüthiger hat wol nie ein Thronfolger dem Throne entsagt, als hier geschah, und doch genügte das noch lange nicht dem strengen Vater und Selbstherrscher.

„Du sprichst von der Thronfolge," schrieb er nach mehreren Wochen zurück, „und entsagst ihr, als ob ich Deiner Beistimmung zu einer Verfügung bedürfte, die lediglich von meiner Willkür abhängt. Warum erwähnst Du nicht auch der Unfähigkeit, die Du selbst verschuldest? Ich habe Dir mein Mißvergnügen über Deine schlechte Aufführung zu erkennen gegeben, und Du schweigst still dazu. Die Ermahnungen des Vaters müssen Dein Herz wenig gerührt haben; geschieht dies

aber bei meinem Leben, um wie viel weniger Werth wirst Du nach meinem Tode darauf legen! Aber selbst wenn Du die Absicht hättest, Deine Zusage zu halten, würden die Hofschranzen Dich bald umlenken und Dich verleiten, Dein Wort zu brechen. Diese Leute wegen ihrer müßigen und lüderlichen Lebensart durch mich von Staatsämtern entfernt, haben ihre ganze Hoffnung auf Dich gesetzt, und zwar mit Recht. Denn Du, statt Dem, der Dir das Leben gegeben, in seinen Regierungssorgen eine Stütze zu sein, verleumdest und verfluchst Alles, was ich meinem Volke für gut und nützlich halte und ihm, oft mit Gefahr meines Lebens, zu Wege bringe. Ist die Besorgniß nicht gerecht, daß Du nach meinem Tode meine Schöpfungen zu nichte machen würdest? Unmöglich kann ich mich Deinetwegen beruhigen, unmöglich Dich wie ein Thier dahinleben lassen; darum erhältst Du diese letzten Zeilen. Aendere Dein Betragen und suche der Thronfolge würdig zu werden; wo nicht, so geh' ins Kloster! Antworte mir sogleich nach dem Empfange dieses Schreibens mündlich oder schriftlich, da ich sonst mit Dir wie mit einem Verbrecher verfahren muß."

Alexei konnte sich nicht entschließen, Besserung seines Wandels und Aenderung seiner Gesinnungen anzugeloben, wohl wissend, daß er zu jener nicht die Kraft, zu dieser nicht den Willen habe. Da ihm bekannt ge-

worden war, daß der Czar sich zu einer Reise nach Deutschland, Dänemark und Frankreich vorbereitete, so suchte er vor allen Dingen nur Zeit zu gewinnen. Auf Kikin's Rath legte er sich ins Bett und stellte sich krank. Das war die Entschuldigung, die er dem Czaren melden ließ, daß er unmöglich jetzt schriftlich antworten könne. Der Czar mißtraute der von ihm vorgegebenen Krankheit und besuchte ihn selbst. Er fühlte dem im Bette liegenden Sohn an den Puls, und da er sich in Holland einige chirurgische Kenntnisse erworben hatte, so erkannte er bald, daß ein Fieber nicht vorhanden sei. „So krank bist Du nicht," sagte der Czar, „daß Du auf meine Frage keine bestimmte Antwort geben könntest," — und nun erklärte Alexei nochmals, daß die von ihm gegebene Erklärung aufrichtig gemeint sei und schwur, daß seine Neigungen ihn nach dem Kloster zögen. Der Czar empfahl ihm, sich nicht zu übereilen, und gab ihm noch ein halbes Jahr Bedenkzeit.

7.

Eudoxia im Kloster. — Gerücht von der beabsichtigten Hinrichtung Alexei's auf Befehl seines Vaters. — Mentschikoff's Abwendung desselben durch ein grausames Blendwerk. — Eudoxia's Ahnung.

Es mochte um dieselbe Zeit — gegen das Ende des Jahres 1717 — sein, oder kurz vorher, als in St. Pe-

tersburg das allgemeine Gerücht von einem entsetzlichen Ereignisse entstand, dessen Wahrheit wir weder zu vertreten noch zu bestreiten wagen.

Da es einer gefangenen Fürstin nie an Personen in ihren Umgebungen fehlt, welche, sei es aus Instinct angeborener Unterwürfigkeit, oder um sich für den doch immer möglichen Fall einer einstigen Befreiung und Wiedererhebung Derselben zu insinuiren, ihr alle nur möglichen Stadtneuigkeiten zutragen, so erhielt auch Eudoria von Zeit zu Zeit in ihrer einsamen Klosterzelle ausführliche Nachricht von dem, was sich zwischen dem Czaren und Alerei zugetragen hatte, freilich so verdreht, daß Jener als der furchtbarste Tyrann, Dieser als der unschuldigste Märtyrer erscheinen mußte.

So war es denn auch nichts Unglaubliches, als einst Schwester Beate, eine siebzigjährige Nonne, die keine andere Lebendigkeit zeigte, als die einer sehr redefertigen, scharf einschneidenden Zunge, eines Abends auf dem Steinblock vor dem harten Lager, worauf die kranke Eudoria lag, sitzend ihr Folgendes erzählte.

„Es ist unglaublich, aber doch wahr, daß, nachdem der Czar höchst ungerechter Weise einige Priester nach Sibirien geschickt hatte, der Czarewisch Alerei, in einer schönen Regung der Menschlichkeit und Frömmigkeit seiner Gesinnungen, es gewagt hatte, dem Czaren Vorstellungen dagegen zu machen und um ihre Be-

gnadigung und Zurückberufung zu flehen. Mentschikoff hatte es übernommen, diese gefährliche Bittschrift dem Czaren zu übergeben. Nicht ohne Absicht aber hatte er den ungünstigsten Zeitpunkt dazu gewählt, nämlich als Peter nach der Tafel und nach einem stundenlangen Trinkgelage sich in einem höchst aufgeregten Zustande der Trunkenheit befand. Eingeleitet hatte er diese Bitte durch Klagen über die Widerspenstigkeit des Prinzen gegen alle Ermahnungen zur Besserung, über seine Frömmelei, seine Hinneigung zur Klerisei und sein Widerstreben gegen alle Verbesserungen des Czaren. Als er Diesen dadurch in die höchste Wuth gebracht hatte, legte er ihm das Bittschreiben des Prinzen vor."

„Hier der Beweis," rief Peter aufgebracht, „daß dieser Mensch unverbesserlich ist. Ich gebe die Hoffnung auf, in ihm noch einen Thronfolger zu erziehen. Wenn ich ihn auch in ein Kloster sperre, wer bürgt mir dafür, daß nicht seine Partei, wenn ich todt bin, ihn gewaltsam befreie und auf den Thron hebe? Ich aber bin vor Gott verantwortlich, daß meinen Völkern ein so unfähiger Regent nicht gegeben werde. Milde und Nachsicht wären hier Schwäche. Nur sein Tod wird das Reich vor dem einstigen Untergange sichern können, — er soll sterben!"

„Alle waren entsetzt über diesen Ausspruch, den man noch nicht für Ernst zu halten wagte. Aber der Czar

sprang auf, zog den Säbel und rief mit donnernder Stimme Mentschikoff zu: „Ja, sterben soll er, und zwar sogleich hier vor meinen Augen, und Dich, Alexander, beauftrage ich mit der Execution, oder, beim Himmel! es kostet Dich Deinen eigenen Kopf. Ich will nicht, daß menschliche Schwäche mich beschleiche, um zu hindern, was einmal nothwendig ist, mein Reich und meine Schöpfung zu retten. In einer halben Stunde sei entweder Alexei enthauptet, oder Du verlierst den Kopf. Dort vor meinem Fenster werde der Richtblock aufgestellt; denn ich selbst muß mich überzeugen, daß mein Befehl buchstäblich vollzogen werde."

„Einer solchen Drohung ließ sich Nichts entgegensetzen, als blinder Gehorsam. In dieser bedenklichen Lage begab sich Mentschikoff in die Wache, und fragte, ob Einer da sei, der bereit wäre, um dem Czarewitsch das Leben zu retten, selbst für Denselben zu sterben."

„Da erbot sich ein junger Dragoner dazu, der ungefähr Alexei's Größe und Statur hatte. Ma bekleidete ihn ähnlich, wie sich der Prinz zu tragen pflegte, und führte ihn auf den innern Schloßhof, wo der Richtblock, der schon viel Strelitzenblut getrunken hatte, aufgestellt war."

„Schon war die Dämmerung eingebrochen, der Unglückliche blieb standhaft, empfahl seine Seele Gott und legte sein Haupt auf den Block — ein Entschluß, der

nur einem Russen möglich ist. — Das Beil blitzte, und der Kopf des Unschuldigen fiel, einer wilden Despotenlaune zum Opfer."

„Der Czar sah es am offenen Fenster. Die Abenddämmerung und Sinnentäuschung machte ihm glaubhaft, daß er seinen eigenen Sohn habe hinrichten lassen. Als ein starker Charakter tröstete er sich mit dem Gedanken der Pflicht und der höhern Nothwendigkeit. Doch war er tief erschüttert. Die Hände faltend sprach er: „Er hat vollbracht, Gott sei seiner Seele gnädig!"

„Ohne ein Wort weiter zu sagen, ließ er sich von seinen Dentschicks nach seiner harten Schlafstelle bringen."

„Am andern Morgen aber, nachdem er in wüsten Träumen seinen Rausch ausgeschlafen hatte, überdachte er die gestrige That. Es ergriff ihm ein Schauder der Reue, und er ließ Mentschikoff kommen."

„Du hast Dich schwer versündigt, Alexander," sprach er zu Diesem. „Wie kann ein vernünftiger Mensch den Blutbefehl eines Betrunkenen vollziehen?"

„Sollte ich etwa mein eigenes Haupt auf den Block legen?"

„Immer besser, als Deinen Herrn zum Mörder seines Sohnes machen."

„Nun wohl," entgegnete Mentschikoff, „wenn das Deine heutigen Gesinnungen sind, o Herr, so darf ich kühn die Wahrheit enthüllen." Nun erzählte er ihm

die Täuschung, die er bewirkt hatte und der Czar nahm ihn beim Kopf, küßte ihn, und bedauerte dann den unschuldig enthaupteten jungen Menschen, dessen Mutter er eine Jahresrente anweisen ließ — freilich noch keine Entschädigung für einen ermordeten Sohn!" —

„Ich danke Dir," sprach er zu Mentschikoff, „Du hast mir ein Verbrechen erspart."

„O Himmel! rief Eudoria, nachdem die Nonne diese Erzählung vollendet hatte, diese heillose Geschichte hat nach dem Charakter des Czaren nichts Unwahrscheinliches. Ich danke Gott, daß es so gekommen ist; aber ich zittere bei dem Gedanken, daß dieses nur ein Vorspiel gewesen, und daß Alexei's Ermordung dennoch dereinst zur Wahrheit werden könne."

Ihre Ahnung hatte — die Wahrheit getroffen.

8.

Neuer Verdacht des Czaren gegen Alexei. — Schreiben des Czaren an ihn. — Alexei's Entschluß zur Flucht. — Seine Flucht nach Wien. — Stimmung des Kaisers Karl VI. für den Czarewitsch. — Dessen Aufnahme in Wien. — Der Czar fordert ihn zurück. — Dessen Abgeordneter. — Brief des Czaren an den Kaiser. — Dessen Brief an Alexei. — Sein Entschluß zur Rückkehr.

Als die sechsmonatliche Frist, welche der Czar seinem Sohne als Bedenkzeit gewährt hatte, abgelaufen war, befand sich Peter mit Katharina in Kopenhagen, um

von dort aus sowol die Allianz als die Kriegsrüstungen gegen den stürmischen jungen Schwedenkönig Karl XII. mit desto größerem Erfolge betreiben zu können.

Dagegen erhielt er einen Brief von Mentschikoff, den er in Petersburg zur Betreibung der großartigen Bauten und Anlagen, wie auch, um auf Alexei die Oberaufsicht zu führen, zurückgelassen hatte. Mentschikoff schrieb ihm: „Der Prinz hat sich bis jetzt noch nicht erklärt; aber er ist gleichsam tiefsinnig geworden. Leider kann ich es nicht hindern, daß er viel mit verdächtigen Leuten verkehrt. Jedenfalls ist Etwas im Werke. Die Fäden einer Verschwörung liegen tief verborgen, und wenn nicht Alles täuscht, so verlieren sie sich in die einsame Klosterzelle Eudoria's. Ich bin beschäftigt, diesem Complot, bei dem jedenfalls Alexei mit seinen Umgebungen betheiligt ist, auf die Spur zu kommen, und werde Dir Weiteres berichten, sobald ich Entdeckungen gemacht zu haben glaube. Indeß rathe ich Dir, o Herr, laß Deinen Sohn zu Dir kommen und nimm ihn unter Deine nähere Aufsicht. Seine Entfernung von hier wird entweder seine hiesigen verbrecherischen Beziehungen zerreißen oder an den Tag bringen. Nur in einem dieser beiden Fälle werden Dir Thron und Leben gesichert bleiben.“

Diesen Brief empfing der Czar in einer ernsten Stimmung, die ihn mehr zu einer ruhigen und wirksamen Entschließung, als zum Aufbrausen seines Zornes

hinneigte. Er berieth sich darüber mit Katharina, und sagte ihr, daß er es für das Beste halte, kurzen Proceß zu machen, seinen Sohn verhaften zu lassen, die Verdächtigen durch Knute und Folter zum Geständniß zu zwingen und ein Paar Dutzend Köpfe springen zu lassen, möchten auch erlauchte dabei sein, die seinem Blute nahe verwandt sind. Es sei besser, ein faules Glied abschneiden, als gewärtigen, daß der Brand den ganzen Körper ergreife.

„Meinst Du denn," entgegnete Katharina, „daß Knute und Folter die Mittel sind, die Wahrheit an den Tag zu bringen? Sie bringen Geständnisse der Angst, die Lügen erzwingen, wo man die Wahrheit nicht hören will; sie lassen den Unschuldigen oft strafbarer finden, als den hartgesottenen, charakterfesten Verbrecher. Sie sind eine Verhöhnung der Gerechtigkeit, in deren Namen sie angewendet werden. Sie geben dem Richterspruch auf Grund von Geständnissen, die durch die Qualen der Folter erzwungen sind, den Namen Mord! Willst Du Deine Geschichte mit den Verbrechen eines Nero und Caligula beflecken?"

„Ich fühle, daß Du recht hast, Katharina, und ehre Deine philanthropischen Ansichten; aber ich bin ein Mann der praktischen Erfahrung. Dort, unter meinen rohen Völkern, ist keine Gerechtigkeit, keine Unterdrückung von Verschwörungen und Aufständen, keine Erhaltung der Ordnung, keine Sicherung des Throns möglich, ohne

jene Gewaltmittel anzuwenden, welche die Philosophen Tyrannei nennen, und die man noch heute nicht abzuschaffen gewagt hat in den civilisirten Staaten Europa's. Oder was sollte ich sonst beginnen?"

„Ganz einfach Mentschikoff's Rath befolgen, den Czarewitsch unter Deine Aufsicht nehmen, den Verdacht, den sein Benehmen erweckt hat, Dir nicht merken lassen; desto leichter werden die Verschworenen sich zu einer Unvorsichtigkeit verleiten lassen, was zu Entdeckungen führen wird, und darum, mein Freund, rathe ich Dir, lade ihn freundlich ein, hieher zu kommen, um an den Kriegsunternehmungen Theil zu nehmen, oder er möge sich entschließen, sofort ins Kloster zu gehen, und der Sturm, der Dir droht, wird damit am sichersten beschworen werden."

„Dein Rath ist gut," sprach Peter, „ich werde ihm folgen."

Dann schrieb er an seinen Sohn Alexei:

„Die Dir reichlich zugemessene Bedenkzeit ist nun abgelaufen. Entschließe Dich nunmehr bei Empfang dieser Zeilen. Ist es Deine Absicht, Dich zur Thronfolge tauglich zu machen, so komm binnen hier und acht Tagen in mein Hauptquartier und wohne den Kriegs-Unternehmungen bei. Hast Du dagegen das Kloster erwählt, so benachrichtige mich, wo und an welchem Tage Du Deinen Entschluß zur Ausführung bringen willst,

damit mein Herz ruhig sei und ich wisse, wie ich mit Dir daran bin. Es ist mein ernstlicher Wille, daß Du Dich zu etwas Gewissem entschließest, und ich verlange, daß Du durch den zurückkehrenden Courier mich von Deinem Entschlusse unterrichtest."

Alexei war bei dem Lesen dieses Briefes wie vom Donner gerührt. Gerade der ruhige, feste Ton dieses Schreibens hatte etwas Fürchterliches für ihn. Die heftigsten Vorwürfe, die schärfsten Drohungen, selbst Scheltworte und Schläge würde er abgeschüttelt haben, denn er wußte, daß Ausbrüche des Zorns seines Vaters leicht vorübergehen und mit Versöhnung endigen würden. Hier aber stand es fest, wie ein Fels im Meer, entweder ins Kloster, oder unter die eiserne Zuchtruthe seines Vaters sich zu begeben. Das Eine war ihm so fürchterlich als das Andere. Ein Drittes war nicht mehr möglich, so wenig, als noch ein Aufschub dieses ihn so nahe bedrohenden Verhängnisses.

Entsetzliche Lage! Alexei, ein schwankendes Rohr, konnte sich weder zu dem Einen, noch zu dem Andern dieser Alternative entschließen. Er versammelte um Mitternacht mit der größten Vorsicht seine Freunde und Vertrauten in seinem Cabinet, und trat mit ihnen in Berathung.

An der Spitze der Unzufriedenen, die der Prinz in sein Vertrauen gezogen hatte, stand der schon genannte undankbare Verräther Kikin.

„Wir sind Alle verloren," sprach Dieser, „und Du, o Czarewitsch, mit uns, wenn Du der Einladung Deines Vaters folgst. Wir sind verloren, wenn Du Dich in eine Klosterzelle einschließen läßt. In beiden Fällen wird man uns öffentlich, Dich heimlich hinrichten lassen. Das einzige Mittel zur Rettung ist Flucht. Der Czar muß getäuscht werden. Diese Einladung wird die Flucht erleichtern."

Alle Anwesenden stimmten ihm bei. Auch Alexei war derselben Meinung. Doch hielt Dieser, mit einem ganz richtigen Instinct, Frankreich für das sicherste Asyl, indem der Czar mit Frankreich nicht im besten Vernehmen stehe und dieser Staat mächtig genug sei, ihn gegen die Reclamation seines Vaters zu schützen.

Kikin dagegen schlug vor, nach Wien zu gehen und sich unter den Schutz seines Schwagers, Kaisers Karl VI., zu begeben. Es möge nur dem Czarewitsch belieben, ihn dorthin vorauszusenden, um die Stimmung des Kaisers über diesen Punkt zu sondiren.

Das wurde genehmigt, und die Verschworenen beschlossen nun, daß Alexei List mit List, Verstellung mit Verstellung vergelten solle. Dem gemäß antwortete er in den unterwürfigsten Ausdrücken, die von unbedingtem

Gehorsam und kindlicher Verehrung eingegeben zu sein schienen, daß er dankbar die milde Hand der väterlichen Gnade küssen werde, daß er sich bessern wolle, seine Verkehrtheit bereue und sich vorbereite, in den nächsten Tagen abzureisen, um unter den Augen seines erlauchten Vaters zu lernen, die Feinde des Reichs zu besiegen und sein Volk zu beglücken.

Als Peter diesen Brief seines Sohnes empfing, gab sein offener Charakter keinem Mißtrauen mehr Raum; da die Zeit drängte, so trat er seine weitere Reise nach Amsterdam an, und ließ den Befehl zurück, daß ihm Alexei dorthin folgen solle.

Aber bald nach seiner Ankunft in der damaligen Weltstadt des Großhandels und der Schifffahrt sollte er schrecklich enttäuscht werden.

Alexei erhielt, unter dem Vorwande, nach Kopenhagen zu seinem Vater reisen zu wollen, von Mentschikoff 1000 Ducaten und vom Senat noch 20000 Rubel Reisegeld. Dazu wurden noch sieben Tausend Rubel im Geheimen unter seinen Anhängern, als Anleihe, zusammengebracht, und so überreich mit Reisemitteln ausgestattet, trat Alexei im August 1716 in Begleitung von zwei vertrauten Dienern und seines finnischen Mädchens, Euphrosine, von der er sich nicht trennen konnte, seine heimliche Fluchtreise an. Man sah ihn ohne Verdacht abreisen, da er seine Richtung nach Stral=

sund nahm, von wo aus er leicht nach der dänischen Hauptstadt übergeschifft werden konnte.

Kikin war noch nicht zurück von Wien, aber die Reiseroute war verabredet, und Alexei zweifelte nicht, ihn zu treffen, ehe er die österreichische Grenze überschritten haben würde.

Und richtig, schon in Libau traf er diesen Vertrauten, der seine Reise auf das Aeußerste beschleunigt hatte.

Der gewandte Vertreter des Prinzen hatte das Glück gehabt, persönlich zur Audienz bei dem Kaiser gelassen zu werden.

In den beweglichsten Ausdrücken schilderte er dem gutmüthigen Monarchen die unverschuldeten Leiden und die ungerechte Thronberaubung, die der Prinz von seinem tyrannischen Vater zu erdulden habe. Er schilderte die Liebe des Volkes zu dem so unschuldig verfolgten Czarensohne und behauptete, daß bei der Kränklichkeit des Czaren nur für eine kurze Frist dem Prinzen ein Asyl zu gewähren sei; alsdann würde ihn das Volk von selbst wieder auf den Thron zurückrufen.

Karl VI. hatte, wie auch die allgemeine Stimme war, mit Mißfallen die Verstoßung Eudoria's angesehen; eben so verletzend war ihm die Erhebung einer Leibeigenen auf den Thron, und in der Abneigung gegen den Erstgeborenen sah er Nichts als eine sträfliche Vorliebe für den jüngstgeborenen Sohn Katharinens. Alexei

galt ihm als Märtyrer, der Czar als herzloser Tyrann. Den Erstern zu retten hielt er, abgesehen von der Menschenpflicht, für eine heilige Regentenpflicht. Wie sehr auch sein Minister aus politischen Gründen den Kopf schüttelte und abmahnte, so sagte doch der Kaiser dem Flüchtlinge seinen Schutz zu, unter der Bedingung, daß das tiefste Geheimniß bewahrt werde; „denn," fuhr er fort, „erführe es der Czar, so würde ich, um eines Actes der Menschlichkeit willen, meine Staaten in einen Krieg mit Rußland verwickeln."

Das war die ermuthigende Kunde, welche Kikin dem Czarensohn brachte, und Dieser entschloß sich, einen geheimen Zufluchtsort, der ihm von Wien aus zugesichert worden war, anzunehmen.

Der Kaiser war allerdings dadurch in nicht geringe Verlegenheit gerathen. Eben so wenig, wie er es mit dem mächtigen, kriegerischen Czar von Rußland hatte verderben wollen, konnte er sich entschließen, den Unglücklichen, der seine Großmuth angerufen hatte, in sein Elend zurückzuweisen. Endlich glaubte er einen verborgenen Zufluchtsort für Denselben gefunden zu haben und wies dem Flüchtling das kaiserliche Schloß Ehrenberg in Tyrol als Asyl an.

Dies geschah so vorsichtig und heimlich, daß selbst der russische Gesandte in Wien, Wesselowski, nicht einmal die Ankunft des Prinzen erfuhr.

Man kann sich die Wuth des Czaren denken, als er Gewißheit erhielt, daß der Prinz ihn betrogen und seine Reise in der Richtung nach Wien fortgesetzt habe.

Peter beauftragte nun sogleich zwei kluge und entschlossene Männer aus seinem Gefolge, den Hauptmann seiner Leibwache, Romanzow, und den gewandten Diplomaten, Geheimrath Tolstoi, der sich schon früher in wichtigen Aufträgen an europäische Cabinette bewährt hatte, den Aufenthalt des Prinzen zu ermitteln. Diese folgten seiner Reiseroute und entdeckten bald, daß er nach Schloß Ehrenberg in Tyrol gebracht sei. Als sie aber sich in diese romantisch belegene Burg Eingang zu verschaffen wußten, war Alexei mit seinem kleinen Gefolge verschwunden. In einer dunklen Nacht war er abgereist, und Niemand in Tyrol wußte zu sagen wohin.

Aber ein solcher Flüchtling läßt sich nicht in ein Mäuseloch verstecken. Durch Bestechungen und Erkundigungen brachten die klugen Abgeordneten des Czaren heraus, daß auf der hohen, dem Vesuv gegenüber belegenen Burg St. Elmo bei Neapel ein vornehmer Staatsgefangener unter fremdem Namen eingebracht sei, der, nach der gegebenen Beschreibung seiner selbst, seiner Begleiter und seiner Dame, Niemand gewesen sein könne, als Alexei mit seiner Euphrosine.

Nun erst begaben sich die Abgesandten zum Kaiser,

und überreichten ihm den für diesen Fall aufgesetzten Brief des Czaren.

Dieser schrieb in den gemessensten Ausdrücken: „Ich habe es immer gut mit meinem Sohne gemeint; ich habe ihm eine Behandlung widerfahren lassen, daß ich mir keinen Vorwurf darüber machen darf. Aber er hat meine guten Gesinnungen durch Ungehorsam und Widerspenstigkeit erwidert. Höchst ungerecht und von den bedenklichsten Folgen würde es also sein, wenn mir mein Sohn vorenthalten würde, über den ich, als Vater und Regent, eine unbeschränkte und von keinem andern Richter abhängige Gewalt besitze."

Der Ueberbringer dieses Schreibens, Geheimer Rath Tolstoi, fügte noch mündlich die eindringlichsten Vorstellungen und Beweggründe hinzu.

Der Kaiser mit seiner Gutmüthigkeit wurde durch die politische Wichtigkeit dieser Reclamation so in die Enge getrieben, daß er den beiden Abgesandten des Czaren erlaubte, selbst nach Neapel zu gehen und den Versuch zu machen, den Czarewitsch zur freiwilligen Rückkehr zu bewegen.

Um den Prinzen zu sprechen, wendeten sie, im Einverständniß mit dem Gouverneur, die List an, daß Dieser den Prinzen zu sich einladen ließ, da er ihm wich-

tige Eröffnungen zu machen habe. Nun denke man sich den entsetzlichen Schrecken des unglücklichen Czarensohnes, als er dort die beiden ihm nur zu wohl bekannten Männer aus dem Gefolge des Czaren, Romanow und Tolstoi, antraf. Der Letztere übergab ihm den an ihn gerichteten energischen Brief seines Vaters.

„Dein Ungehorsam," schrieb Dieser, „Deine Verachtung meiner Befehle sind nunmehr weltkundig geworden. Du hast sie auf's Höchste getrieben, indem Du entflohest und Dich als ein Verräther unter fremden Schutz begabst. Nie hat man Aehnliches erhört. Wie betrügst Du Deinen Vater! Welchen Kummer häufst Du auf seine Seele! Thue jetzt, was Tolstoi und sein Begleiter Dir empfehlen werden; thue es und fürchte Dich nicht. Ich versichere Dich, ich verspreche es hiermit bei Gott und dem jüngsten Gerichte, daß ich Dich nicht bestrafen, sondern, wenn Du Dich meinem Willen durch Gehorsam und Zurückkehr unterwirfst, mehr als je lieben werde. Thust Du es aber nicht, so gebe ich, kraft der mir von Gott verliehenen Gewalt, Dir den ewigen Fluch, erkläre, als Dein Oberherr, Dich für einen Verräther, und werde mit der Hülfe Gottes (deren ich in meiner gerechten Sache mich gewiß erfreuen darf) Mittel finden, Dich als solcher zur Strafe zu ziehen. Uebrigens erinnere ich Dich, daß ich Dich nie, wie ich

wol hätte thun können, zu irgend Etwas gezwungen habe."

Das Gemüth des Prinzen war so verhärtet, daß diese beweglichen väterlichen Vorstellungen nicht den geringsten Eindruck auf ihn machten. Mißtrauisch, wie alle solche Charaktere sind, die bei schwachen Geistesgaben überall sich verfolgt und unterdrückt sehen, erkannte er Nichts darin, als eine Falle, um ihn desto sicherer in die Gewalt seines Vaters zurückzuführen und dann hinrichten zu lassen. Alle Vorstellungen dagegen waren vergebens. Er wollte lieber in St. Elmo als Gefangener leben, als zu dem trügerischen Glanze des Thrones zurückzukehren.

Erst als ihm der Gouverneur geradezu erklärte, daß ihn sein kaiserlicher Herr gegen die gerechten väterlichen Ansprüche des Czaren nicht schützen könne, indem es die Politik Oesterreichs nicht gestatte, sich seinetwegen in einen Krieg mit Rußland zu verwickeln, und dann Euphrosine, die Tolstoi mit Gold und Romanzow mit Schmeicheleien und Gnadenversicherungen gewonnen hatten, ihm den dringenden Rath gegeben, zurückzukehren und sich der Gnade des Czaren zu unterwerfen, entschloß er sich dazu, und trat, in Begleitung seiner Getreuen, als Gefangener der beiden Abgeordneten, seine Rückreise nach St. Petersburg an.

9.

Demüthiges Schreiben Alexei's an seinen Vater. — Ankunft des Czarewitsch in Moskau. — Erste Zusammenkunft des Vaters und Sohnes. — Alexei als Gefangener. — Seine Demüthigung in der Reichsversammlung, — Alexei's Thronentsagung. — Ernennung des zweiten Sohnes des Czaren, Peter Petrowitsch, zum Thronfolger. — In der Kathedralkirche. — Weiteres Verfahren gegen Alexei in Petersburg. — Manifest darüber. — Verhöre. — Compromittirte. — Feierliches Gericht im Senatspalaste. — Vertheidigung des Prinzen. — Gutachten der Geistlichkeit. — Todesurtheil des Staatsgerichtshofes.

Der Prinz hatte ein demüthiges Schreiben an seinen Vater vorausgeschickt, worin er, mit Grimm im Herzen, aber voll Angst und Argwohn, mit gleißenden Worten schrieb:

„Mit Thränen in den Augen danke ich Ew. Majestät, daß Dieselbe mir, auf den Fall meiner Rückkehr, Gnade und Verzeihung zugesichert hat für meine ohne Erlaubniß unternommene Flucht. Ich erkenne die Größe meines Verbrechens und wie strafbar und der väterlichen Gnade unwerth ich bin, verlasse mich aber auf die mir gegebene Versicherung, und werde den beiden Abgesandten folgen."

Am 1. Februar 1718 kam Alexei mit seiner Begleitung in Moskau an; ein schrecklicher Augenblick für sein Gemüth, als er die goldglänzenden Kuppeln des Kreml wiedersah, dieses alten Czarenschlosses, wo er einst als Herrscher seinen Einzug zu halten sich berufen gefühlt

hatte und nun als Gefangener eingeführt wurde, mit der furchtbaren Aussicht auf eine entsetzliche, hoffnungslose Zukunft.

Der Czar war schon vor ihm von seiner Reise zurückgekehrt und angekommen. Mentschikoff, und leider auch Katharina — die bei den Herrschergedanken, welche Jener ihr eingeflößt, ihren Ehrgeiz gesteigert hatte, so daß sie Nichts so sehr fürchtete, als die Versöhnung zwischen Vater und Sohn und damit Zerstörung ihrer Pläne und Hoffnungen für die Zukunft — hatten dafür gesorgt, daß der Czar mit gesteigertem Unwillen gegen seinen Sohn erfüllt war.

Der Prinz erhielt auf seine flehenden Bitten noch an demselben Abend, als er in Moskau angekommen war, die Erlaubniß, sich zu den Füßen seines Vaters niederzuwerfen und um Gnade zu flehen.

Was bei dieser Unterredung, die über das Geschick des unglücklichen Prinzen entscheiden sollte, zwischen Vater und Sohn geredet worden, hat außer ihnen kein menschliches Ohr vernommen. Doch verbreitete sich das Gerücht, dessen Wahrheit auch in späteren Manifesten des Czaren, welche über diesen beklagenswerthen Proceß veröffentlicht wurden, Bestätigung fand: der Czar habe ihn zum Handkuß zugelassen und die Zusicherung seiner Gnade und Verzeihung erneuert, jedoch, wie hinzugesetzt wurde, nur auf den Fall, daß er offen bekenne, wer irgend um seine Pläne und seine

Flucht gewußt, oder dazu gerathen habe, oder dabei behülflich gewesen sei.

Der Czar hatte dabei die Absicht, durch ein offenes Geständniß des Prinzen in den Stand gesetzt zu werden, seine ganze ihm gefährliche Partei kennen zu lernen und sie dann mit Stumpf und Stiel auszurotten, weil er meinte, daß es so allein möglich sei, seinen Thron gegen einstige Herrschergelüste des Prinzen sicherzustellen.

„Und wenn Du," schloß er mit furchtbar drohenden Blicken, „durch den Lauf der Untersuchung überführt werden solltest, daß Du nur mit dem leisesten Rückhalt, um einen oder den andern Deiner Mitschuldigen der gerechten Strafe zu entziehen, Etwas wissentlich verschwiegen hast, so sei überzeugt, und ich schwöre es Dir bei dem gerechten Gott im hohen Himmel, so stirbst Du den Henkertod des Verbrechers! das bin ich Rußland und der mir von Gott verliehenen höhern Mission schuldig!"

Groß war das Erstaunen der Menge, als man zwei Tage später, am 3. Februar, früh Morgens in ganz Moskau ungewöhnliche militairische Bewegungen sah. Die Garderegimenter umstellten das Palais des Prinzen und die ganze Garnison besetzte alle Thore und öffentlichen Plätze. Vor dem Kreml wurde eine Batterie Kanonen aufgefahren. Dies geschah, um einen Auf-

stand, den man zur Befreiung des Czarewitsch besorgte, unterdrücken zu können.

Ein Adjutant des Czaren begab sich, von vier Officieren begleitet, zum Prinzen, und forderte ihm den Degen ab. Jetzt war Alexei wie vernichtet. „Ich bin verloren," rief der Prinz, „mein Vater hat meinen Tod beschlossen!"

Es war ihm zugleich angekündigt worden, daß er als Staatsgefangener in den Kreml geführt werden solle.

Man führte den Prinzen in den großen, mit vergoldeten Stuccaturen reich geschmückten Marmorsaal. Dort, wo sonst in glänzender Audienz die Gesandten fremder Mächte von dem auf dem purpurnen Thronsessel sitzenden Czaren empfangen wurden, empfing Dieser jetzt, umgeben von seinen Generalen und den Bojaren, Staatsräthen und anderen Großen seines Reiches, seinen durch Angst und Demüthigung tiefgebeugten Sohn.

Kaum war der Prinz vor diese große und glänzende Versammlung geführt und seinem Vater, dem Czaren, gegenübergestellt, so kniete er nieder, bekannte sich für schuldig und bat um Nichts, als daß ihm sein Vater nur das Leben, welches er durch sein Verbrechen verwirkt habe, schenken möge.

Der Czar sagte es ihm zu unter der früher schon gemachten Bedingung einer Enthüllung aller Mitschul-

digen. Darauf befahl er seinem Sohn, ihm in sein Cabinet zu folgen, damit er Alles ohne Scheu und ungehört von Anderen ihm entdecken könne.

Nach Verlauf einer Stunde kehrten Beide in die große Versammlung zurück. Hier gab ihm der Czar öffentlich die Versicherung, sein Leben zu schonen, wenn er durch einen feierlichen Act dem Thron entsagen und ohne allen Rückhalt Alles entdecken würde.

Dem unglücklichen Prinzen blieb keine Wahl; er unterzeichnete die bereits auf Pergament ausgefertigte Resignations-Acte ohne Zögern, und die Großen des Reichs mußten diese Urkunde mit unterzeichnen.

Darauf erklärte Peter seinen zweiten Sohn Peter Petrowitsch, den noch unmündigen Sohn Katharina's, zum nunmehrigen Thronfolger des russischen Reiches, und die ganze Versammlung mußte, ohne sich von der Stelle zu rühren, demselben den Eid der Treue leisten.

Dann begab sich die Versammlung mit dem Czaren und dem Prinzen in die Kathedralkirche des Kreml, wo Derselbe vor den dort versammelten Erzbischöfen, Bischöfen und Archimandriten seine frühere, beschämende Thronentsagung wiederholte, worauf die hohe Geistlichkeit ebenfalls dem neu ernannten Thronfolger den Eid der Treue leisten mußte.

Nunmehr hoffte Alexei wenigstens, daß damit die

Sache abgethan sein und daß ihm gestattet werden würde, sein Leben, in der Zurückgezogenheit einer Klosterzelle, einsam in äußerer Ruhe hinzubringen. Aber er irrte sehr, da er eine solche Milde seines Geschicks erwartete.

Man führte ihn zunächst unter eben so starker Bedeckung in sein Palais zurück, und bald darauf wurde er, streng bewacht, als Staatsgefangener nach St. Petersburg transportirt.

Alexei begriff, daß nun erst so recht der Ernst seiner Situation angehen werde. Er war darüber um so mehr in Besorgniß, als er, getrennt von seiner Geliebten und seinen Rathgebern, die ebenfalls sämmtlich verhaftet waren, ganz allein auf sich selbst angewiesen war. Der eigentliche Criminalproceß gegen ihn sollte erst jetzt angehen.

Um die Nation darauf vorzubereiten, erließ der Czar ein Manifest, worin der Welt verkündigt wurde, daß der Prinz Alexei feierlich in voller Versammlung der Großen des Reichs am 3. Februar auf die Thronfolge Verzicht geleistet, auch die Theilnehmer und Mitwisser seiner Vergehungen angezeigt, und daß in Folge dieser Entsagung der Czar seinen jüngern Sohn Peter Petrowitsch zum Thronfolger erklärt habe. Sodann enthielt die Urkunde eine rücksichtslose Enthüllung der bisherigen Lebensweise des Prinzen Alexei, erwähnte

seine Abneigung gegen den ihm dargebotenen Unterricht, seine Hinneigung zu schlechten Rathgebern und verderbten Menschen.

Unter anderen bekannten Vorwürfen, die seine völlige Unfähigkeit zur Regierung nachweisen sollten, hieß es ferner: „Auch seine Verbindung mit einer selbstgewählten, verständigen, geistreichen und tugendhaften Prinzessin besserte ihn so wenig, daß er vielmehr die eheliche Treue brach, mit einem Frauenzimmer der niedrigsten Abkunft öffentlich lebte und hierdurch darauf hinwirkte, die Lebenstage seiner Gemahlin zu verkürzen. Seine Flucht erfüllte das Maß seiner Verbrechen u. s. w.“

Dann heißt es weiter im Manifest: „Daß er strafbar sei, erkennt er selbst an; daß er den Tod verdient, leidet keinen Zweifel; aber die Zärtlichkeit des Vaters läßt Gnade für Recht ergehen. Ich verzeihe ihm sein Verbrechen, und erlasse ihm die Strafe. Doch läßt es mein Gewissen nicht zu, die Thronfolge in unwürdige Hände zu legen. Die verderbte Aufführung eines solchen Regenten würde den Ruhm der Nation vernichten, die durch unablässige Anstrengungen erworbenen Provinzen verloren gehen lassen, die zum Besten des Reichs und zum Glanz der Nation von mir begründeten wissenschaftlichen Anstalten wieder zerstören. Meine Unterthanen würden in einen Zustand der Barbarei zurückgeworfen

werden, der beklagenswerther wäre, als derjenige, aus de mich sie gehoben habe."

„Es geschieht daher im Interesse der Wohlfahrt meines Reiches, wenn ich hierdurch, sowol aus väterlicher Gewalt, als aus landesherrlicher Machtvollkommenheit, meinen Sohn Alexei wegen seiner Verbrechen und seiner Unwürdigkeit der Nachfolge auf den russischen Thron für verlustig erkläre. Er soll derselben verlustig sein, auch wenn kein Zweig meiner Familie mehr übrig wäre."

Ferner hieß es: „Sollte Alexei sich unterfangen, jemals Anspruch auf die Erbfolge machen zu wollen, so treffe ihn mein väterlicher Fluch ꝛc."

Die Großen des Reichs und die hohe Geistlichkeit verpflichteten sich eidlich und schriftlich, diese Verordnung anzuerkennen, und unterschrieben dieselbe. Auch Alexei unterschrieb und beschwor nochmals die Entsagungsacte, erkannte darin seinen Halbbruder Peter an, und gelobte nicht nur, sich nie um die Thronfolge zu bewerben, sondern auch, wenn sie ihm jemals angetragen werden sollte, dieselbe abzulehnen.

Vor dem Altar und auf das Evangelium gelobte er ferner — und das war, wie er anerkennen mußte, die Bedingung seiner Begnadigung — ohne Hehl Alles, was seine Entweichung betreffe, vor dem Czaren

wie vor Gott zu entdecken, und unterwarf sich, sofern er Etwas verheimlichte, den Tod zu erleiden.

Nun begannen die Verhöre, und Alexei mußte Geständnisse ablegen, die viele angesehene Personen, wie auch Leute aus den unteren Ständen arg compromittirten. Zunächst war es Kikin, dessen Mitwirkung wir schon erwähnt haben, und der Kammerpage Palkanowski, der, hinter dem Stuhle des Czaren stehend, gehört hatte, daß ein Courier an Mentschikoff abgesendet werden sollte, mit dem Befehle, jenen Rathgeber des Prinzen verhaften zu lassen. Seine Warnung war zu spät gekommen. Beide mußten dafür mit dem Leben büßen.

Die weitere Untersuchung hatte auf vermeintliche Entdeckung der Mitwissenschaft der unglücklichen Czarin Eudoxia, welche sich damals im Kloster zu Susdal befand, geführt. — Die Folgen dieser Entdeckung für die Unglückliche haben wir bereits geschildert. *)

Gegen Alexei war die Untersuchung noch nicht beendigt. Man hatte von Zeit zu Zeit neue Beweise gefunden. Er mußte, mit der Folter bedroht, manches Geständniß nachholen, manchen Mitwisser, den er gern geschont hätte, noch namhaft machen, auch wol, eingeschüchtert durch Drohungen und furchtsam, wie er war, Manchen nennen, der unschuldig war.

---

*) In der Novelle: „Eudoxia.“

Was noch das Schmerzlichste war, seine leichtfertige Freundin Euphrosine, an die er seine Liebe und sein Geld verschwendet, seine Ehre und Sittlichkeit hingeworfen hatte, war, durch seine Feinde bedrängt und durch die Folter geängstigt, auf der andern Seite durch Geld und Bestechungen gewonnen, höchst undankbar als Zeugin gegen ihn und seine Mitwisser aufgetreten. Sie erhielt dadurch ihre Freiheit und ansehnliche Belohnungen.

Nachdem nun Alles vorbereitet war, und der Czar auf einen bestimmten Tag alle Großen und die hohe Geistlichkeit nach Petersburg berufen hatte, begab sich die angesehene Reichs-Versammlung, mit dem Czaren an der Spitze, nach der Kirche, um den Beistand Gottes in dieser wichtigen Sache anzurufen.

Es war am 25. Juli 1718 (a. St.), als der Czar in tiefer Bewegung des Gemüthes, aber mit der eisenfesten Strenge seines Charakters, im großen Saale des Senats, bei offenen Thüren und Fenstern, in der großen Versammlung das feierliche Gericht eröffnete, welchem Alexei durch vier Unterofficiere der Garde als Gefangener vorgeführt wurde.

Die vorangegangene Untersuchung hatte Thatsachen ans Licht gebracht, die ihn noch schwerer belasteten, als es Anfangs der Fall gewesen war.

Es hatte sich ergeben, daß er die Mitwissenschaft

von Personen, die ihm durch Liebe und Vertrauen besonders nahe gestanden, Anfangs verschwiegen hatte. Daraus wurde ihm ein neues Verbrechen gemacht, indem er dadurch die Bedingung seiner Begnadigung unerfüllt gelassen und seinen Eid gebrochen habe. Es sei damit die Begnadigungs-Acte des Czaren durch des Prinzen eigene Schuld annullirt worden.

Ein zweiter Vorwurf traf ihn noch schlimmer. Es war nämlich durch Zeugenaussagen und Briefe nachgewiesen, daß er seine Thronentsagung nur als erzwungene, und damit unverbindlich für ihn betrachte, und daß er nach dem Tode seines Vaters jede Gelegenheit benutzen wolle, die bestehende Ordnung der Dinge zu verändern und sich des Thrones zu bemächtigen. Ja, es kamen selbst Anzeichen vor, die ergaben, daß Alexei, wenn etwa noch bei Lebzeiten des Czaren eine Revolution ihn auf den Thron berufen sollte, diesem Rufe folgen würde.

Alle diese Thatsachen wurden ihm vor dem versammelten Gericht vorgelegt und dabei wurde ihm vorgehalten, daß er sich dadurch der väterlichen Gnade unwürdig gemacht habe. Alexei gestand Alles ein und bat auf's Neue um Gnade. Der Czar aber wendete sich zuerst an das geistliche Gericht, und verlangte eine gründliche Belehrung darüber, welche Strafe das Verbrechen seines Sohnes, der dem Absalom gleiche, nach göttlichen und

menschlichen Gesetzen, nach der heiligen Schrift und den Satzungen der Kirche verdiene? — „Ich setze," fuhr er fort, „mein Vertrauen auf Euch, als Bewahrer der göttlichen Gesetze, als getreue Hüter der christlichen Gemeinde und als wohlgesinnte Bürger, und beschwöre Euch bei dem jüngsten Gerichte und Eurer geistlichen Weihe, jeder Verstellung und jeder Furcht zu entsagen."

In ähnlicher Weise wendete er sich auch an die weltlichen Stände. Er sagte ihnen: „Ich schwöre Euch vor Gott und dem jüngsten Gerichte, daß Ihr durchaus Nichts zu fürchten habt. Enthaltet Euch jeder Rücksicht darauf, das es der Sohn Eures Oberherrn ist, über den Ihr ein Urtheil sprechen sollt. Uebet die Gerechtigkeit ohne Ansehen der Person, und sorget, daß weder Eure noch meine Seele befleckt werde, unser Gewissen uns nicht an jenem Tage verklage und das Vaterland Schaden leide."

So mußte denn der unglückliche Prinz in öffentlicher Versammlung die beschämendsten Geständnisse ablegen. Aber er that dieses nicht, ohne seinem Vater über die grenzenlose Vernachlässigung seiner Erziehung indirecte Vorwürfe zu machen. Es war gewissermaßen seine letzte Beichte, was er zu seiner Vertheidigung an den Czaren schrieb: „Von Kindesbeinen an sah ich nur meine Hofmeisterin und ein Kammermädchen um mich, die mich Nichts lehren konnten, als Spiel und Zeitver-

treib und scheinheiliges Wesen. Von meinen späteren Umgebungen lernte ich nichts Besseres. Man gab mir auch Lehrer, die mir die deutsche Sprache und andere Kenntnisse beibringen sollten. Aber der Einfluß meiner Umgebungen gestattete mir nicht, das Nützliche mit Anstrengung zu betreiben, und so blieb in meinem Gedächtnisse Nichts haften. Mein Vater, der oft auf seinen Feldzügen oder sonst abwesend war, hatte mich unter die Aufsicht des Fürsten Mentschikoff gestellt, und in dessen Gegenwart mußte ich die Studien allerdings mit Ernst treiben. So wie er sich aber entfernte, verleitete die Narischkin und die Basemskoi mich wieder zum Nichtsthun, und sie führten mich zu Priestern und Mönchen, wo wir uns dem Trunke hingaben. Diese und ähnliche Ausschweifungen zogen mich je länger je mehr von meinem Vater ab, und ich bekam bald vor den Kriegsübungen und anderen Lieblingsbeschäftigungen meines Vaters einen Abscheu, der sich bald auf seine Person erstreckte und mir seine Nähe verhaßt machte. Er übertrug mir die Regentschaft des, Reichs und meinte es ohne Zweifel gut damit; ich aber sah die mir verliehene Würde nur als ein Mittel an, die unter Priestern, Mönchen und anderem Gesindel mir zur zweiten Natur gewordenen Lüste besser befriedigen zu können. Kikin bestärkte mich in meinen Lastern, und meine früheren bösen Gewohnheiten waren viel zu tief eingewurzelt, als daß der

Aufenthalt im Auslande mich davon hätte losmachen können. Einmal entschlossen, überall das Gegentheil von meinem Vater zu sein, wurde mir auch der Vorsatz nicht schwer, auf jedem andern, nur nicht dem von ihm vorgeschriebenen Wege zur Thronfolge zu gelangen, selbst wenn es durch die bewaffnete Unterstützung des deutschen Kaisers geschehen müßte."

Dieses Geständniß des unglücklichen Prinzen rollte ein entsetzliches Seelengemälde auf. Es war eine Anklage gegen seinen Vater und zugleich eine Entschuldigung für sich selbst. Es bewies mit psychologischer Schärfe, wohin vernachlässigte Erziehung bei unglücklichen Naturanlagen einen Prinzen Thronfolger führen kann, zumal wenn noch die schändlichsten Intriguen und Parteistrebungen hinzukommen, den armen Prinzen völlig zu verwirren, verstockt und regierungsunfähig zu machen. Gern würden sie ihn daher freigesprochen haben; aber wer hätte das wagen dürfen in einem autokratisch regierten Staate, unter einem Herrscher von der Energie und furchtbaren Strenge Peter's des Großen? Als geistliche Partei, die von seiner Thronbesteigung Wiederherstellung ihrer Macht und ihres frühern Einflusses hätte erwarten dürfen, würden sie seine Begnadigung und spätere Erhebung auf den Thron, selbst durch eine Revolution, gewünscht haben. So legten sie denn nach langer Berathung die Entscheidung

in des Czaren Hand, indem sie ihn jedoch an die göttliche Barmherzigkeit erinnerten.

In einem schriftlichen Gutachten, welches sieben Bischöfe, vier Archimandriten und eine Menge anderer Geistlichen unterschrieben hatten, stellten sie mit großer theologischer Gelehrsamkeit Beispiele zusammen, welche die Bibel vom kindlichem Ungehorsam und dessen Strafen enthält. — Es schloß dieses geistliche Bedenken mit den Worten: „Will nun unser Herr den Gefallenen strafen nach seinen Thaten, so möge er sich auf die Exempel im alten Testamente berufen. Will er aber Barmherzigkeit üben, so sehe er auf das Beispiel Jesu Christi, der den verlorenen, aber reuigen Sohn aufnimmt, die auf frischer That ergriffene Ehebrecherin frei entläßt, und mehr Gefallen hat an Barmherzigkeit, denn an Opfern. Auch das Exempel David's möge er beachten, der seinen Sohn Absalom, welcher ihn verfolgte, zu schonen gebot. — Das Herz des Czaren steht in der Hand Gottes! Er wird wählen, wozu die Hand Gottes es lenken wird!"

Ganz anders lautete das Urtheil des großen Gerichts der weltlichen Stände, denen der Czar dieses Bedenken der Geistlichkeit mitgetheilt hatte.

Nach einer weitläufigen Ausführung, daß sowol die Gesetze der heiligen Schrift wie des russischen Reichs Diejenigen, die ein gefährliches Vorhaben gegen den

Czaren und dessen Regierung wirklich begonnen, oder doch nur beabsichtigt haben, mit dem Tode bestraft wissen wollen, heißt es weiter in diesem Urtheil, das von 126 obersten Staatsbeamten des Civil- und Militair-standes, natürlich nach dem Willen des Czaren und den Anträgen Mentschikoff's abgegeben war:

„Dieses Willens, dieser Absicht, eine Revolution gegen seinen Souverain anzustiften, ist der Prinz überführt; er ist des Verbrechens eines doppelten Vatermordes schuldig . . . . Wir fällen dieses Urtheil mit bekümmerten Herzen und thränenvollen Augen, sintemal wir Knechte und Unterthanen sind, denen es nicht gebührt, in so wichtiger Sache über den Sohn unsers Oberherrn zu richten. Weil es aber des Czaren Wille ist, daß wir richten sollen, so erklären wir den Czarewitsch Alexei Petrowitsch des Todes schuldig. Dieses Urtheil bleibt der souverainen Macht und gütigen Revision unsers Monarchen anheimgestellt; wir aber sprechen dasselbe mit einem freien christlichen Gewissen aus, daß wir es vor dem gerechten Gerichte Gottes zu verantworten uns getrauen."

10.

Alexei's Tod. — Officielle Schilderung seines Lebensendes.

Ueber Alexei's Tod ruhet ein noch nicht aufgeklärtes Dunkel der Geschichte. Die Quellen sind von allen

Seiten so unklar und unzuverlässig, daß die Frage: „ist Alexei eines natürlichen Todes gestorben, oder ist er heimlich hingerichtet worden?“ noch nicht als zuverlässig entschieden angesehen werden kann und vielleicht nie entschieden werden wird.

Es ist wohl begreiflich, daß die amtlichen Bekanntmachungen der Actenstücke über Alexei's Proceß den Tod des Letztern den natürlichen Ursachen des Entsetzens und Schreckens über dieses furchtbare Todesurtheil zuschreiben und Umstände anführen, die dieses wahrscheinlich machen.

Eben so begreiflich ist es aber auch auf der andern Seite, wenn die öffentliche Meinung sich dadurch nicht für befriedigt erklärt, sondern mit ihrer feinen Spürnase ganz andere und weit entsetzlichere Todesursachen, nämlich heimliche Hinrichtung auf Befehl des Vaters, als gewiß annehmen will.

Gott allein kennt die Wahrheit!

Wir haben in einem andern Buche*) ausführlicher, als hier nothwendig war, die officielle Geschichte dieses Todes mitgetheilt, die alle loyalen und officiellen namhaften Schriftsteller, nach amtlichen Actenstücken, als wahr angenommen haben.

---

*) In meinem Werke: „Peter der Große ꝛc.,“ ist ausführlicher als hier die officielle Geschichte nach den Proceßacten mitgetheilt. Die anderen Gerüchte sind nur erwähnt.

So wird sehr rührend erzählt: Der Mornach kämpfte lange mit dem Vater; Jener sah mit der Thronbesteigung eines so unwürdigen Nachfolgers die mühsame blühende Schöpfung seines ganzen Lebens zerstört, Dieser konnte unmöglich den Regungen des Vaterherzens widerstreben. Zuletzt siegte die einmal erkannte Pflicht des Regenten; er befahl dem Rechte seinen Lauf zu lassen, ohne jedoch die Vollstreckung des blutigen Urtheils anzuordnen.

Der Prinz Alexei wurde darauf aus dem Gefängniß in den Gerichtssaal eingeführt, um den Ausspruch seiner Richter zu vernehmen. Die über ihn verhängte Todesstrafe erschütterte ihn dergestalt, daß er in sein Gefängniß zurückgeführt werden mußte. Convulsivische Zufälle traten hinzu und raubten ihm den Gebrauch seiner Sinne. Am folgenden Morgen hatte sich sein Zustand soweit gebessert, daß er das Sacrament empfing und den Wunsch aussprach, seinen Vater noch einmal sehen zu dürfen. Der Czar indeß hatte auf die Nachricht, daß der Prinz in Folge der erlittenen Gemüthserschütterung vom Schlage gerührt sei und sich in Lebensgefahr befinde, um die Mittagszeit alle Geheimräthe und Senatoren um sich versammelt. Auf die weitere Nachricht, daß die Gefahr zunehme und der Kranke vielleicht den Tag nicht überleben würde, begab er sich mit ihnen sofort zu dem Prinzen. Mit Thränen im

Auge und die Hände gefaltet bekannte Dieser wiederholt, daß er sich schwer an Gott und seinem Vater versündigt habe; er verdiene nicht zu leben und hege auch keine Hoffnung, von dieser Krankheit zu genesen. Seine letzte Bitte sei, daß der Czar vor seinem Ende jeden Fluch von ihm nehmen möge, den er auf ihn gelegt; daß er ihm die begangenen Verbrechen verzeihe, ihm seinen Segen ertheile und für seine Seele beten lasse.

Diese Scene soll herzzerreißend gewesen sein; der Czar, tief gerührt, hatte sich jedoch bald wieder gesammelt. Er redete mit Würde und tiefer Empfindung zu dem Sohne, und verzieh ihm seine Vergehungen. Dann segnete er ihn und schied.

Am Abend war der Prinz todt, bevor er, nach seinem Wunsche, noch einmal seinen Vater hatte widersehen können.

Seine Leiche wurde zwei Tage lang in der Dreifaltigkeitskirche ausgestellt. Das Volk drängte sich herbei, und küßte die kalten Hände des abgeschiedenen Prinzen, den es einst als Thronfolger verehrt hatte. Dann wurde die prinzliche Leiche unter Kannonendonner und militairischen Paraden in der neuerbauten Czarengruft, der Dreifaltigkeitskirche der Festung beigesetzt. Der Czar, seine Gemahlin und die Großen des Hofes, unter ihnen auch Mentschikoff, — Dieser gewiß nicht mit so ganz schuldfreiem Gewissen, — folgten dem langen Leichenzuge

mit geweihten, brennenden Wachskerzen in der Hand. Die Leichenrede verbreitete sich über den Bibeltext: „Ach Absalom! mein Sohn Absalom!“ — Der unglückliche Vater weinte.

Nach dieser Bestattung wurde die Untersuchung gegen die Theilnehmer fortgesetzt. Die, oft nur auf der Folter ermittelten Schuldigen wurden hingerichtet; Tolstoi und einige andere Officiere, die sich bei den Ermittelungen am thätigsten bewiesen hatten, wurden belohnt.

So würde dieses historische Trauerspiel doch noch mit einiger Beruhigung für das Gemüth geendet haben, wenn nicht der Gedanke störend einwirkte, daß die in französische Memoiren aufgenommene Behauptung von der Hinrichtung des Czarewitsch dennoch in der Wahrheit begründet sein könne.

11.

Gerüchte über die heimliche Hinrichtung des Prinzen Alexei.

Es war wol kein Wunder, daß bei der Unwahrscheinlichkeit eines so plötzlichen Todesfalles auf natürlichem Wege, sich bald entsetzliche Gerüchte über seine gewaltsame Todesart durch ganz Rußland und das Ausland verbreiteten, Gerüchte, die mehr mit dem gewaltsamen Charakter Peter's übereinstimmten,

der selbst die furchtbarsten Grausamkeiten nicht scheute, wenn es galt, das, was er einmal für seine Zwecke als recht und nothwendig erkannt hatte, ohne alle Rücksicht auf menschliches Gefühl durchzusetzen. Hatte auch der Czar bei geeigneten Veranlassungen wol Anwandlungen von weichen Gefühlen gezeigt, war auch in der Tiefe seines energischen Charakters ein gewisser edler Kern nicht zu verkennen, so waren doch solche mildere Eindrücke bei ihm nicht andauernd, wenn entweder sein Verstand ihm sagte: „es muß geschehen!" oder sein furchtbarer Jähzorn ihn hinriß, in der Uebereilung eine gewaltsame Handlung zu begehen.

Ehrgeiz und Despotismus sind immer geneigt zur Furchtsamkeit über Vereitelung ihrer Pläne und zur Grausamkeit in der Abwendung vermeintlicher Gefahren, welche die ehrgeizigen Herrscherpläne zu bedrohen scheinen; dem dadurch gesteigerten Mißtrauen genügt dann der leiseste Verdacht, um die entsetzliche Grausamkeit für nothwendig und gerechtfertigt zu halten.

So auch hier. Mentschikoff kannte die Macht der großen altrussischen Partei der Geistlichkeit und des Volkes, welche Alexei als ihren Messias, als den Wiederhersteller abgeschaffter, althergebrachter Zustände, Sitten und Mißbräuche betrachtete. Ist der gewaltige Selbstherrscher todt, der diesen bösen Dämon des Volkes und der Geistlichkeit noch in Fesseln hält, so wird kein Kerker

fest genug sein, keine Klosterhaft sicher genug, um jener Partei zu hindern, die Ketten und Schwüre des Czarensohnes zu brechen und ihn auf den Thron zu erheben. Was sollte dann aus Mentschikoff's und Katharinens Herrscherplänen werden? — Für ihn Sibirien, für sie das Kloster!

Diese Besorgnisse theilte Mentschikoff der ihm vertrauenden Czarin mit, und Diese schwieg. Gedrängt, ihre Zustimmung zu einer Intrigue zu geben, die den Tod des Prinzen bezweckte, und damit für sie die Sicherstellung ihrer Thronfolge, antwortete sie: „Möge mich Gott bewahren, daß ich den Tod eines Menschen fördere, aber wenn es, wie Du sagst, die Sicherstellung der Wohlfahrt Rußlands verlangt, so würde es Schwäche sein, vor einer That zurückzubeben, welche der Verstand als nothwendig erkennen läßt, wenn sie auch das Gefühl verletzt. In Deine Hände, Alexander, lege ich mein Geschick; Du hast mich bis hieher zum Glücke geführt, nun führe mich auch weiter. — Handle, wie es Dir Deine bessere Einsicht gebietet und wie Du es vor Gott, der unser Aller Vater und Richter ist, dereinst wirst verantworten können.“

Mentschikoff lächelte über diese religiöse Ekstase Katharinens bei einer an sich so gottlosen Sache, denn die Religion hatte nie tiefe Wurzeln geschlagen in seinem leichtsinnigen und ehrgeizigen Herzen. Er erwiderte:

„Ich werde mit dem Czaren darüber reden; von Deiner Klugheit aber erwarte ich, Katharina, daß Du in traulicher Stunde meine Pläne unterstützest, denn das Nothwendige muß geschehen, und sollten noch tausend Köpfe springen müssen!"

So geschah es denn auch. Mentschikoff fand zu gelegener Stunde Gehör bei dem Czaren, und nur zu geneigt war Dieser, in der Lebenserhaltung des Prinzen Gefahren für seinen Thron und sein Regierungssystem zu sehen.

War es nun begründet, was allgemein bezweifelt wurde, daß Alexei unmöglich, in Folge des Entsetzens über sein Todesurtheil, das er ja längst vorausgesehen haben mußte und das ihm wenig schaden konnte, da ihm ja sein Vater Begnadigung verheißen hatte, so plötzlich verstorben sein konnte, so war es, wie entsetzlich auch immer, doch nicht unwahrscheinlich, was das Gerücht erzählte.

Man sagte, da der Czar es nicht gewagt habe, bei der für Alexei noch immer herrschenden, günstigen Stimmung Denselben öffentlich hinrichten zu lassen, um das Todesurtheil des großen Staatsgerichts zu vollziehen, daß er auf Mentschikoff's Rath und unter Katharinens stillschweigender Billigung beschlossen habe, ihn heimlich durch Gift hinrichten zu lassen.

So erzählte man weiter, der Czar habe den General Weide zu dem Hofapotheker, einem Deutschen von Geburt, geschickt, um daselbst nach einem ihm mitgegebenen Recepte einen starken Gifttrank bereiten zu lassen. Der Apotheker sei heftig darüber erschrocken habe aber doch, aus Furcht den Czaren zu beleidigen, zugesagt, in einigen Stunden den Gifttrank bereit zu halten. Als nun der General Weide wiedergekommen sei, um den Trank abzuholen, habe der Apotheker Bedenken getragen, denselben in andere Hände, als in die des Czaren zu übergeben. So habe denn der General den Apotheker mit in den Palast genommen, und der Czar habe aus dessen Händen den Trank empfangen.

Darauf, so erzählt das entsetzliche Gerücht weiter, begaben sich der Czar und Weide in Alexei's Gefängniß, wo der unglückliche Prinz allerdings krank im Bette lag, allein keineswegs lebensgefährlich. Der Czar befahl ihm den Trank zu trinken, den Weide hielt, und Dieser setzte zweideutig hinzu: „Es ist ein Heiltrank, Prinz, der Dich von allen Deinen Leiden befreien wird.“

„Ja,“ sagte Alexei schaudernd, „das habe ich geahnet, und darum wird keine Macht der Erde mich bewegen, diesen Trank einzunehmen. Will Gott mein Leben beeendigen, so geschehe es wenigstens nicht durch einen Selbstmord.“

Finster ging nun der Czar hinaus, und herein trat ein Mensch mit aufgestreiften Hemdärmeln, eine riesige Figur von herkulischer Kraft, mit einen blanken Beil in der Hand. Dieser hob zunächst eine Diele auf, damit das Blut dort hineinfließen könne, wie er schonungslos sagte. Alexei mußte diese Vorbereitungen zu seiner Hinrichtung sehen. — Er zitterte, wurde bleich, und eine wohlthätige Ohnmacht entzog das Weitere seinem Bewußtsein. Der Henker zog den ohnmächtigen Prinzen aus dem Bette, und mit einem Hiebe war sein Kopf vom Rumpfe getrennt, und sein Blut rann in den Sand unter die Diele.

Dann öffnete der General die Thür, und rief halb laut, innerlich schaudernd, hinaus: „Es ist vollbracht — er ist todt!“

„Gut!“ schallte es leise zurück; „ich werde Jemand senden den Kopf wieder anzunähen an den Rumpf; Du aber, Weide, bist mir verantwortlich dafür, daß alle Spuren dieser Hinrichtung verschwinden, und daß der Kerl belohnt und zum Schweigen gebracht wird.

Zum Schweigen wurde der Mörder allerdings gebracht, denn am Abend in der Dunkelheit fand man seine Leiche, von Dolchstichen durchbohrt, auf dem Corridor des Schlosses vor Weides Zimmer, von dem er hatte seine Belohnung holen wollen. Weide aber und

der Apotheker wurden durch reiche Geschenke zum Schweigen gebracht.

Der Czar begab sich indeß in seinen Palast zurück und erzählte Katharinen, was geschehen war. Diese schauderte über die That; das Entsetzen malte sich auf ihren schönen, erblassenden Gesichtszügen; aber geschehene Dinge ließen sich nicht mehr ändern. Sie empfahl daher die entschlossenste und vertrauteste ihrer Kammerfrauen, Anna Kramer, zur Vollziehung eines entsetzlichen, letzten Liebesdienstes, und dieser war kein geringerer, als die Blutarbeit, den Kopf des Enthaupteten wieder an den entseelten Rumpf desselben anzunähen.

Um diese grausame Blutnaht zu verbergen, war der Hals des ermordeten Prinzen, ganz gegen die damalige Sitte, mit einem dicken Tuche umwickelt gewesen, als die Leiche auf dem Paradebett, mit allem Glanze einer kaiserlichen Leichenfeierlichkeit, öffentlich ausgestellt worden war.

Dieser Umstand, den gleichzeitige Geschichtschreiber bewahrheiten, bestätigte mehr als genügend das immer lauter werdende Gerücht seiner Hinrichtung auf Befehl des als furchtbar streng bekannten Vaters dieses Unglückssohnes. Selbst der Umstand, daß mit so großer Bestimmtheit die Namen der Theilnehmer an diesem Verbrechen

gegen die Menschlichkeit genannt wurden, macht es nur zu glaubhaft, daß hier das Entsetzlichste geschehen sei, wovon schon die frühere Geschichte Rußlands, unter Iwan dem Grausamen, der ebenfalls seinen eigenen Sohn hatte hinrichten lassen, ein alles Gefühl empörendes Beispiel enthielt.

IV.

Katharina und Mentschikoff.

Aus dem Leben Peter's des Großen und seiner Nachfolger.

Historische Novelle.

1.

Lefort's Tod. — Mentschikoff's Jugendleben. — Er wird Günstling des Czaren. — Iwanowna Mons.

Der Tod seines Freundes Lefort war dem Czaren sehr zu Herzen gegangen.

„Nun habe ich keinen treuen Diener mehr, auf den ich mich verlassen kann," sprach er trauernd.

Diesem Freunde Peter's folgten bald zwei andere, seine bedeutendsten Generale, Schein und Gordon.

In seiner trostlosen Verlassenheit sah Peter sich in seinen Umgebungen um, und bemerkte den jungen Mentschikoff, von dem ihm Lefort schon viel Gutes gesagt hatte, und den er bei mehreren Gelegenheiten schon als einen treuen und gewandten Diener zur Erfüllung seines Willens erkannt hatte.

Schon auf seiner großen Reise nach Holland befand sich dieser Mentschikoff, als Führer einer Abtheilung seiner Leibgarde, im Gefolge der Gesandtschaft, in welcher Peter selbst seine Incognito-Reise machte.

Alexander Mentschikoff war von dunkler Herkunft, der Sohn eines leibeigenen Bauern in einem kleinen

Dorfe unweit Moskau, wo er im Jahre 1674 geboren wurde; also damals, als er nach Lefort's Tode begann Günstling des Czaren zu werden, war er gerade 25 Jahre alt. Als Knabe war er in die Lehre eines Piroggenbäckers in Moskau gekommen, wo er dieses in Rußland beliebte Backwerk *) auf den Straßen ausrufen mußte. Eines Morgens sah Lefort aus den Fenstern seiner Wohnung den muntern, hübschen Knaben, der das Gebäck auf einem Brete auf dem Kopfe trug, vorübergehen. Sein Ausrufen der Waare mit seiner klaren, kräftigen Stimme und besonders mancherlei Witze, wodurch er die Käufer anzulocken wußte, machten den genialen Günstling des damals noch jungen Czaren aufmerksam auf ihn. Er rief ihn herauf, kaufte ihm etwas Gebäck ab, und ließ sich mit dem kecken Knaben, der ihm keine Antwort schuldig blieb, in ein Gespräch ein. Sowol die gescheidten Antworten als die klugen lebhaften Augen des jungen Menschen gefielen ihm.

So unter Anderem fragte er ihn: „Wie heißt Du?“ „Alexander der Große,“ antwortete der kleine Mentschikoff.

„Der Kleine, willst Du sagen,“ lachte Lefort.

---

*) Pirroggen ist ein in gewöhnlicher Zubereitung ekelhaftes Backwerk, das mit gehacktem Fisch gefüllt und mit Leinöl gebraten und genossen wird. Die verfeinerte Kochkunst hat jedoch für die Tafel der Vornehmen eine Leckerei daraus zu schaffen gewußt.

„Nein, Alexander der Große,“ antwortete der Bube mit komischer Ernsthaftigkeit; „was ich noch nicht bin, kann und will ich noch werden.“

„Nun, bei Gott, viel kecker Muth!“ rief Lefort heiter; „willst Du bei mir bleiben, so werde ich schon dafür sorgen müssen, daß Glück und Geschick aus dem kleinen Alexander einen großen machen. Willst Du bei mir bleiben?“

„Ob ich will? das versteht sich, und wahrlich, hoher Herr, ich werde Dir Ehre machen.“

So nahm ihn denn Lefort zuerst in seine Bedienung zu sich, da er aber Freude daran fand, den talentvollen Knaben selbst zu unterrichten, so war Mentschikoff viel bei ihm, und bei solcher Gelegenheit sah ihn der noch sehr junge Czar, der nur um zwei Jahre älter war als Mentschikoff.

Nachdem Lefort theils selbst, theils durch tüchtige Lehrer eine gute Grundlage für die Ausbildung der seltenen Geistesgaben Mentschikoff's gelegt hatte, brachte er ihn in die Dienste des Czaren, der ihn erst als Page annahm, dann ihm eine Unterofficierstelle in seinem Leibregiment der Preobaschenskoi gab. In dieser Eigenschaft nahm ihn der Zar mit auf die große Reise durch Europa. Als Füher dieser Mission versäumte es Lefort nicht, seinen jungen Schützling auf alles Bemerkenswerthe in der Fremde aufmerksam zu machen,

und ihn so gleichsam einzuweihen in alle Gedanken und Staatsmaximen des Czaren, welche der kluge und gelehrige Mentschikoff mit großer Leichtigkeit sich zu eigen machte.

So vorbereitet, war der junge Mann ganz geeignet, von seinem Beschützer, dem Czaren empfohlen zu werden, und Dieser fand bald soviel Gefallen an dem aufstrebenden Jüngling, daß er ihn mit reißender Schnelligkeit von einem Ehrenposten zum andern erhob.

Mentschikoff verstand es aber auch, wie kein Anderer, sich bei seinem Herrn einzuschmeicheln. Er theilte dessen Trink- und Lustgelage, wurde bald einer der unverwüstlichsten Trinker seiner Zeit, verschaffte dem Czaren manche Gelegenheit zu Liebes-Abenteuern, und stieg dabei so in dessen Gunst, daß sich Alles vor ihm, als dem allmächtigen Günstling des Czaren, mit der Unterwürfigkeit russischer Sclavenseelen beugte.

Zwei Züge aus seinem Leben bezeichnen ganz die Geschmeidigkeit, womit er beflissen war, in die Gedanken und Absichten des Czaren einzugehen.

Wir wollen sie erzählen.

Einst schrieb er an den Czaren: „Verordne doch, gnädigster Herr, daß die Mönche in der Besoldung den Soldaten gleichgestellt werden und jährlich sechs Rubel erhalten. Das ist für sie genug. Die Soldaten müssen sogar etwas mehr haben, als die Mönche, weil manche

von ihnen Weib und Kinder haben und harte Dienste leisten, während die Mönche Nichts thun und füglich mit Wasser und Brod auskommen können. Auch sind sie ja durch ihr Gelübde verbunden, dem Gelde zu entsagen und dem Beispiele der heiligen Väter in freiwilliger Armuth zu folgen."

Der Czar freute sich, solche Gesinnungen, die er ganz billigte, bei einem seiner Diener zu finden, wagte es jedoch noch nicht, solche Reformen einzuführen, ehe er, was er schon früher beabsichtigte, die Patriarchenwürde mit seiner Krone verbunden haben würde.

Die andere Geschichte bezeichnet noch mehr die despotische Weise, womit damals in Rußland die alte Sitte gewaltsam abgeschafft wurde.

Das meiste Aergerniß gaben dem Czaren die großen Bärte und langen bis auf die Füße niedergehenden Kaftane der Altrussen. Es ging so weit, daß er an den Thoren der Stadt den Unterofficieren Ordre gab, die mit langen Röcken einpassirenden Russen — mit Ausnahme der Bauern und Juden — zu nöthigen niederzuknien. Dann mußten sie ihnen rund herum den Kaftan abschneiden, so weit er die Erde berührte. Darauf wurde der Mann in die Wache geführt, und dort ihm von einem angestellten Barbier der große Bart, den der gemeine Mann heilig hielt, mit Gewalt abgeschoren.

Die Meisten baten es sich dann als eine Gnade aus, ihre abgeschorenen Bärte mit nach Hause nehmen zu dürfen, um sie nach ihrem Tode mit in ihren Sarg legen zu lassen, damit sie, wie sie meinten, dem lieben Gott und allen Heiligen beweisen könnten, daß sie nicht aus Irreligiosität ihre Bärte abgeschoren hätten, sondern daß diese ihnen mit Gewalt abgenommen seien.

Zudem wurde eine Steuer von einem Rubel auf die Bärte und eben soviel auf die langen altrussischen Kaftans gelegt.

Viele fügten sich den neuen Anordnungen in sclavischer Unterwürfigkeit; Andere aber trotzten den Befehlen des Czaren, und bezahlten lieber die Steuer, als daß sie sich eines ehrwürdigen Schmuckes beraubten, der sie nach ihrer Meinung Gott ähnlich machte. Zu diesen Widerstrebenden gehörten unter Anderen auch viele der alten reichen Bojaren, und besonders die würdigen Väter der Stadt Woronesch — wo der Czar seine Schiffswerfte hatte — manche aus Frömmigkeit, andere aus Hochmuth und Trotz. Wie sehr sich auch der Czar über diese Hartnäckigkeit, wie er es nannte, ärgerte, so waren sie doch weder mit Güte, noch durch Spott, Hohn und Zurücksetzung von Seiten des Czaren von dieser ihrer heiligen, althergebrachten Sitte abwendig zu machen.

So kam denn, als sich einst der Czar wegen des

Schiffbaues in Woronesch aufhielt, das Osterfest heran. Mentschikoff wollte seinem Herrn zu diesem von allen Russen hoch gefeierten Feste eine freundliche Ueberraschung bereiten. Deshalb lud er am Abend vor dem Feste alle widerspenstigen Bojaren und Magistratspersonen zu sich ein, und als sie in ihrer altrussischen Tracht den Saal füllten, ohne zu ahnen, was sie bei dem Günstling des Herrschers sollten, trat Mentschikoff zu ihnen ein, und redete sie also an: „Der Czar hat mir Auftrag gegeben, Euch zu eröffnen, daß Ihr entweder sogleich Eure Kaftans ablegen und diese Kleider nach europäischem Schnitt, die ich habe anfertigen lassen, anzieht, auch Euere ungeheuren Bärte abscheren lasset, oder Euch zur Reise nach Sibirien bereit halten sollt. Tretet ans Fenster: die Kibitken und Kosaken, die Euch dorthin führen werden, stehen schon vor der Thür; hier aber ist die Wache, um Euch zu verhaften.“ Darauf ließ er die Flügelthüren aufmachen, und bewaffnete Soldaten erschienen in Menge. „Dort aber im Nebenzimmer“, fuhr Mentschikoff fort, „erwarten Euch Barbiere, um Euch Barbaren der civilisirten Menschheit ähnlich zu machen — nun wählet!“ —

Der Schrecken der langbärtigen Würdenträger war unbeschreiblich. Viele schwuren in heulenden Tönen, lieber Tod und Verbannung zu ertragen, als sich von ihren Bärten und ihrer Nationalkleidung zu trennen. Mentschikoff blieb unerbittlich. Als sie noch länger zö-

gerten, ließ er die Soldaten eintreten, und befahl ihnen, die Widerspenstigen zu ergreifen, zu binden und in die Kibitken zu werfen. Da faßte zuerst ein junger Mann, dem die Trennung von einer jungen Gemahlin, die ihm Tages vorher angetraut worden war, schmerzlich fiel, den herzhaften Entschluß, daß er ausrief: „Der Wille des Himmels geschehe!“ und er unterwarf sich der Bartscherung und dem Kleiderwechsel. — Nun folgten auch die älteren Männer, mit Thränen in den Augen. Seltsam genug nahmen sie sich freilich aus in den altfranzösischen Galakleidern mit langen, zum Theil goldgestickten Schoßwesten, bei der leinenen Unterhose, welche den Kaftan bisher bedeckt hatte, bei den hohen russischen plumpen Stiefeln von halbgarenem Roßleder, wie sie zur Nationaltracht der Russen gehören, und mit den kleinen dreieckigen Hüten, statt der hohen Zobelmützen. Aber Jeder fügte sich und mit dem theuren Bart in der Hand schlich er davon.

Mentschikoff aber hatte ihnen angedeutet, in dem neuen Costume morgen zur Gratulationscour vor dem Czaren zu erscheinen. Dieser war sehr erfreut über die seltsame Verwandlung, und küßte jeden mit den gewöhnlichen Osterworten: „Christus ist auferstanden!“ worauf die Antwort erfolgte: „Christus ist wahrhaftig auferstanden!“

Als er aber Mentschikoff's That erfuhr, mißbilligte

er zwar zum Schein die Gewaltthat; aber im Grunde des Herzens wurde er dem neuen Günstling nur um so gewogener.

Er gab ihm das Andreaskreuz von seiner eigenen Brust, nannte ihn seinen braven Bruder, Kind und Kamerad, erhob ihn zum Generallieutenant, gab ihm den Titel eines russisch-czarischen Fürsten, stattete ihn mit reichen Geschenken, großen Gütern, Tausenden von leibeigenen Seelen aus, verschaffte ihm später noch vom deutschen Kaiser die Würde eines römisch-kaiserlichen Fürsten, und bewies damit, was Herrengunst aus einem Pastetenbäckerjungen und Sohne eines leibeigenen Bauern machen kann.

Wie sehr aber auch Mentschikoff es verstand, sich in der Gunst seines Herrn festzusetzen, so vermochte er doch nicht, auch die Gunst der herrschsüchtigen Geliebten desselben, der immer noch schönen Iwanowna Mons,*) für sich zu gewinnen.

Beide hatten ein Ziel: den Czaren zu beherrschen. Beide strebten darnach, sich ihm unentbehrlich zu machen und den Andern zu stürzen. Iwanowna intriguirte, unter Rath und Leitung ihres heimlichen Geliebten, des preußischen Gesandten Graf Kaiserling, nicht ohne Geschick.

---

*) Ihre Geschichte s. in der Novelle „Eudoxia."

Sie hatte Mentschikoff's schwache Seite erkannt — dies war eine maßlose Verschwendung, und, um die ewig sich erneuernden Lücken in seinen Finanzen zu füllen, eine große Bestechlichkeit und mancherlei Unterschleife; dazu benutzte er unter Anderem seine Stellung als Oberbefehlshaber eines sächsischen Regiments, welches ihm der König von Polen, um dem Czaren ein Compliment zu machen, verliehen hatte.

Iwanowna unterließ nicht, den Czaren darauf aufmerksam zu machen, und Dieser machte ihm mit seinem Krückstock handgreifliche Vorstellungen darüber.

Darum begriff nun wol der kluge Mentschikoff, daß er Alles daran setzen müsse, seine schöne Nebenbuhlerin aus der Gunst des Czaren zu verdrängen. Er speculirte dabei auf die wechselnden Neigungen desselben; wie oft er ihm aber auch Gelegendeit bot, mit schönen Mädchen und Frauen in ein vertrautes Verhältniß zu kommen, so wußte doch keine dieser gefälligen Schönen das Herz des Herrschers dauernd zu beschäftigen. Iwanowna's Schlauheit und Coquetterie hielt ihn noch immer in ihren Netzen gefangen.

Da war es der ausbrechende schwedische Krieg, der ihm das rechte Werkzeug, das geeignete weibliche Wesen für seine Absichten liefern sollte, und dies war die schöne Gefangene von Marienburg, die nachmalige Kaiserin Katharina I.

2.

Anfang der Schwedenkriege. — Eroberung und Zerstörung von Marienburg. — Die schöne Gefangene.

Die Kriegsgeschichte Peter's hier übergehend,*) hier, wo es mehr sein Privatleben gilt, erwähnen wir nur, daß nach der Eroberung von Asow, welches ihm den Schlüssel des schwarzen Meeres in die Hände geliefert hatte, Peter's Haupt-Augenmerk darauf gerichtet war, sich durch Eroberung von Ingermannland, Kurland und Liefland auch zum Herrn der Ostsee zu machen, in der Tiefe des finnischen Meerbusens eine große Stadt (St. Petersburg), eine unüberwindliche Festung (Kronstadt) anzulegen und damit sein asiatisches Reich zu einem europäischen zu erheben.

Der Vorwand zu einem Angriff darauf war leicht gefunden. Der kriegerische junge Schwedenkönig Karl XII., wahrlich kein unbedeutender Gegner, nahm den ihm hingeworfenen Fehdehandschuh mit Freuden auf. Peter sah sich nach Bundesgenossen um, und fand einen solchen in dem prachtliebenden Könige von Polen August II., Kurfürsten von Sachsen, der freilch in Mitten der verschwenderischen Genüsse eine üppige Maitressenwirthschaft führend, in vielfacher Bedrängniß mit

*) Diese ist in dem früher erwähnten Werke des Verfassers: „Peter der Große 2c." ausführlich geschildert.

den polnischen Großen um die Krone streitend, ein sehr unzuverlässiger Bundesgenosse war.

Indeß für Peter's nach dem Großen strebenden Unternehmungsgeist gab es weder Bedenken noch Hindernisse. Er begann das gewagte Spiel mit seinem noch wenig disciplinirten, noch wenig kriegserfahrenen und gebildeten Heere gegen die Schweden, die unter Karl's XII. Führung damals für die tapfersten, entschlossensten und disciplinirtesten Truppen in Europa galten.

Peter spielte „Va banque!“ — „Ich weiß wohl,“ sagte er, „meine Truppen werden von den Schweden geschlagen werden; aber dadurch eben werden sie siegen.“

Nun ging es ans Werk.

Schon am 9. September 1700 hatte ein Theil der russischen Truppen das von aller schwedischen Besatzung entblößte Ingermannland durchzogen, und stand an der Grenze von Esthland vor der Stadt und Festung Narwa. Der schnell herbeieilende Schwedenkönig entsetzte die Stadt, und die völlig geschlagenen Russen erlitten große Verluste.

„Ich denke,“ schrieb Peter, als er die Nachricht von diesem Unfall erhielt, „die verlorene Schlacht bei Narwa wird die Russen aus ihrer Trägheit reißen und sie zwingen zu lernen, was sie noch nicht wissen.“

Er eilte mit großer Hilfsmacht herbei, um diese Scharte an seiner Kriegesehre wieder auszuwetzen. Um

Geschütze zu haben, ließ er die Glocken aus den Kirchen nehmen und zu Kanonen umgießen.

Nun entbrannte der Krieg auf's Neue. Aber das wechselnde Kriegsglück brachte ihm eine schöne Eroberung, die für sein ganzes Leben entscheidend wurde.

Während im Norden die Kriegesfurie wüthete, hatte der russische Feldmarschall Schermetjew nach einem glücklichen Gefecht auch das Städtchen Marienburg zur Uebergabe gezwungen. Dies geschah am 23. August 1701. Der Commandant des Städtchens, Major Thielo, war bereits im russischen Lager und der Ort besetzt, als der Artillerie-Capitain Wulf und der Stückjunker Gottschlick sich in das Pulvermagazin warfen, dort Feuer anlegten und sich selbst mit vielen Russen und Schweden in die Luft sprengten.

Schermetjew erklärte diese entsetzliche That für einen Bruch der Capitulation, nahm die Einwohner und die Soldaten gefangen und übergab die unglückliche Stadt der Plünderung und den Flammen.

Eine Episode in dieser Gräuelscene war noch, daß der Stückjunker Gottschlick in rasender Eifersucht seine schöne junge Frau gezwungen hatte, ihn in den Pulverthurm zu begleiten. Dort wurde sie von der furchtbaren Explosion zerrissen, während er selbst, wie durch ein Wunder, entkam. Doch auf seiner Flucht

wurde er in Riga ergriffen und der Nemesis zum Opfer hingerichtet.

Wie Aphrodite, schön wie kein Weib auf Erden, den Wogen des Meeres entstieg, so Katharina, die schöne Geliebte Peters, Beherrscherin von Rußland, den Flammenwogen eines stürmenden Kriegsmeers.

3.

Katharinens Jugendgeschichte. — Ihre Gefangenschaft. — Sie kommt in Mentschikoff's Besitz. — Der Czar nimmt sie zu sich als Kochsfrau, als Ossudara (gnädige Frau). — Ihre Taufe. — Ihre Töchter.

Auf Katharinens Geburt und ihrer früheren Lebensgeschichte ruht noch immer einige Dunkelheit, und das ist begreiflich, wo es den Machthabern galt, gewisse Thatsachen, welche dem Glanze der Krone einer Kaiserin nachtheilig sein konnten, nicht in die Oeffentlichkeit dringen zu lassen.

Wie sehr aber auch despotische Macht die Presse des Inlandes zu beherrschen vermag, auf die des Auslandes bleibt ihre Einwirkung nur von schwachen Erfolgen.

An Höfen kann Nichts verborgen bleiben. Die öffentliche Meinung hat einen feinen Scharfblick, um auch das Geheimnißvollste zu erspähen, und wenn französische Memoiren in der Geschichte des Privatlebens

der Kaiserin Katharina I. — und das gilt auch von ihren Nachfolgerinnen — so manche Mysterien enthüllen; so entsteht freilich immer noch die Frage: ist das historische Wahrheit oder Salongeschwätz, Medisance-Verleumdung? —

Wir wissen, daß alle vom Glücke rasch erhobene Menschen ihre Feinde und ihre Neider haben; wir wissen, daß Neid und Feindschaft Verleumdungen erfinden und verbreiten, dürfen daher nur mit Vorsicht auch in die Jugendgeschichte Katharinens aufnehmen, was neben der officiellen Geschichte erzählt wird.

Soviel ist überdies gewiß, daß im Jahre 1686 einem armen leibeigenen Bauern, katholischer Religion, auf einem kleinen Dorfe in Liefland eine Tochter geboren wurde, die in der Taufe den Namen Martha empfing. Als leibeigener Bauer hatte ihr Vater keinen Familiennamen, sondern wurde nach seinem Taufnamen „Samuel" genannt. Er starb und seine Frau war zu arm, die Tochter zu ernähren. Als sie noch nicht das Alter hatte, dienen zu können, nahm sich ein evangelischer Geistlicher, Namens Daut in Roop, ihrer an, der sich durch das bildhübsche Kind, welches einst vor seiner Thür ein kleines Neujahrslied sang, um für ihre Mutter ein Almosen zu erlangen, angezogen und zum Mitleid angeregt fühlte. Der würdige Geistliche nahm sie

auf in sein Haus, und erzog sie in den Lehren des evangelischen Glaubens.

Dort blieb sie einige Jahre. Ihre keimende Schönheit und ihre wunderbare Fassungsgabe entwickelten sich mehr und mehr, weit über ihren Stand hinausgehend. So sah sie einst auf einer Inspectionsreise bei dem Pastor Daut der Propst Gluck aus dem nahegelegenen Städtchen Marienburg. Er nahm sie in seine ehrenwerthe Familie auf, um sie allerdings in dienenden Verhältnissen zu erziehen, aber doch zugleich mit seinen Töchtern in den feineren weiblichen Handarbeiten und anderen Gegenständen unterrichten zu lassen.

Obgleich sie im Hause des Propstes die Dienstleistungen einer Magd verrichten mußte, so wurde sie doch besser gehalten, als Andere ihres Standes, und so konnten sich ihre natürlichen Anlagen auf das Lieblichste entfalten. Dasselbe geschah mit ihrer wunderbaren Schönheit, die mit dem Aufblühen ihres jungfräulichen Alters sich immer reizender entwickelte. Sie wurde in der lutherischen Confession vom Propste Gluck confirmirt und eingesegnet.

Nun aber, in dem schönen und gefährlichen Lebensalter der Jungfrau, wo sich für das ganze Leben die Wege zur Tugend und zum Laster scheiden, entsteht in den Quellen der Geschichte ein Zwiespalt, ob sie sich diesem oder jenem Wege zugewendet habe.

Die loyalen und officiellen Schriftsteller wagen es kaum, ihre frühere Verheirathung zuzugeben, oder gestehen höchstens, daß sie sich in reiner jungfräulicher Liebe mit einem jungen schwedischen Dragoner-Unterofficier verehelicht und daß diese glückliche Verbindung nur zwei Tage gedauert habe. Da sei ihr Gatte beordert worden, mit seinem Regiment aus Marienburg auszurücken, und da dieses zwei Tage später durch die Russen unter Schermetjew in Flammen aufgegangen sei, so habe sie ihren später in russische Gefangenschaft gerathenen und an die äußersten Grenzen des Reichs verbannten Gatten, Namens Rabin mit dem Familiennamen Scaworski, nie wiedergesehen. Wenn dabei die romanhafte Absicht vorlag, die Jungfrau oder junge Frau möglichst rein, selbst von dem zügellosen Libertin Mentschikoff nicht entweiht, in die Hände des Czaren zu bringen, so wußte doch die böse Welt ganz andere Geschichten von ihrem Jugendleben zu erzählen, und französische Memoiren, die gar zu gern die Chronice scandaleuse aufgreifen, erzählen es gläubig nach.

Nach diesen Quellen hatte ein schwedischer Dragoner-Officier, der bei dem Propste Gluck in Quartier lag, das bildschöne junge Mädchen, das ihm aufzuwarten hatte, verführt. Dieser Umgang hatte Folgen, wie man erzählt, die es dem Propst Gluck unmöglich machten, die Gefallene länger in seinem Hause zu behalten. Der schwe-

dische Officier nahm die ausgewiesene Magd des Propstes bei sich auf. Bald nach der Geburt ihres Kindes starb dasselbe wieder, und sie lebte eine Zeit lang mit dem Officier als seine Maitresse. Da er sie aber nicht heirathen konnte, so gab er ihr eine Ausstattung, und verheirathete sie an einen Unterofficier seiner Schwadron, und dies war der Rabin Scaworski, von dem oben die Rede war.

Ist nun jene Episode mit dem schwedischen Officier richtig — und sie trägt nichts Unwahrscheinliches an sich, da man noch heute täglich Beispiele vor Augen hat, wie nicht selten die schönsten und unschuldigsten jungen Mädchen im zartesten Jugendalter den Verführungen eines liebenswürdigen Wüstlinges, besonders vom glänzenden Officierstande, unterliegen, und da die damalige Zeit und die allgemeine Rohheit in Rußland solchen sinnlichen Verirrungen noch viel gefährlicher war, als die heutige Civilisation — so dürfen wir auch noch manches Andere glauben, was gleichzeitig und später ein halblautes Salongeschwätz von ihren Verirrungen zu erzählen wußte.

Daß während des Brandes von Marienburg sich die von ihrem Gatten, wie von ihrem Liebhaber verlassene sechzehnjährige Martha wieder der Familie des Propstes Gluck anschloß, und von derselben im Drange der Noth verzeihend und großmüthig wieder aufgenommen wurde, läßt sich nicht bezweifeln, und daß sich der

Probst mit seinem ganzen Hausstande in den Schutz des edlen, greisen russischen Feldmarschalls Schermetjew begab, ist bekannt. So kam Martha in die Kriegsgefangenschaft dieses Eroberers von Marienburg.

Dort sah sie Mentschikoff, der, aus dem Bauernstande entsprossen, sich zu den höchsten Ehrenstellen eines mächtigen Günstlings des Czaren aufgeschwungen hatte. Als Kenner des weiblichen Geschlechts erkannte er auf den ersten Blick, daß diese seltene Schönheit, begabt mit einem feinen Verstande und einer reizenden Coquetterie, wie keine Andere geeignet sei, den Czaren aus den Banden seines zärtlichen Verhältnisses mit der schönen Liefländerin Iwanowna Mons zu befreien, jener stolzen Schönheit, die sich darauf capricirt zu haben schien, ihren Rival in der Gunst des Czaren, den nachmaligen Fürsten Mentschikoff, zu verdrängen, da sie sich in den Kopf gesetzt hatte, nur allein auf den Willen desselben durch die Macht seiner Leidenschaft Einfluß üben zu wollen.

Mentschikoff aber hatte gegen solche Einflüsse seiner schönen und darum von ihm gehaßten Nebenbuhlerin keine andere Waffe, als ihm die Unbeständigkeit der Neigungen des Czaren gegen das schöne Geschlecht an die Hand gab.

Er wußte daher den alten Feldmarschall zu bereden, ihm die junge Martha zu überlassen, da es

schade sei, wenn sie unter den Rohheiten des Krieger=lebens ganz versinken sollte. Er wolle sie nach Moskau senden, wo sie unter der Aufsicht einer würdigen Matrone in seinem Hausstande angestellt werden sollte.

Nur ungern überließ der alte General das bild=schöne junge Weib dem allbekannten Wüstling; aber Mentschikoff stand viel zu hoch in der Gunst des Czaren, dessen Jähzorn es bedenklich machte, einen so einfluß=reichen Günstling desselben durch Versagung eines Wun=sches vor den Kopf zu stoßen. Er konnte also Mentschi=koff, der in solchen Fällen unversöhnlich war und nicht eher ruhte, bis er einen Gegner, der ihm ungefällig war, gestürzt hatte, diese Bitte nicht abschlagen.

Martha fuhr nicht blos im Gefolge Mentschikoff's, sondern auch an seiner Seite, in der engen Kibitke liegend, Tag und Nacht durch die weiten Steppen Ruß=lands nach Moskau, und um ihr vorläufig eine ehrbare Stellung in seinem Hausstande zu geben, wurde sie dort als Wäscherin angestellt.

Wie weit Mentschikoff dieses Verhältniß benutzte, um sich vorläufig in der Gunst der künftigen Beherr=scherin Rußlands festzusetzen, dies blieb wol ein Ge=heimniß, welches Beide mit ins Grab genommen haben mögen; so viel aber ist historisch gewiß, daß Mentschikoff keine aufrichtigere Freundin hatte, als Katharina, die

mehr als einmal durch ihre kluge Verwendung den gegen ihn gerichteten Zorn des Czaren zu beschwichtigen und seine Ungnade, wie seinen Sturz von der Höhe herab abzuwenden wußte; daß dagegen auch Mentschikoff ihr treuester Rathgeber war und sie ihm allein später ihre Erhebung zur regierenden Kaiserin von Rußland zu danken hatte.

Bekanntlich liebte der Czar Peter den Trunk und das schöne Geschlecht gleich leidenschaftlich. Man konnte beinahe von ihm sagen — so sprach sich die böse Welt über ihn aus — was einst von Julius Cäsar gesagt wurde: „Er war der Mann aller Weiber!"

Einst hatte der Czar bei einem Gastmahl in Mentschikoff's Hause mit vielen anderen Gästen, die zugegen waren, tapfer gezecht. Die Köpfe waren erhitzt, und die gute Laune ergoß sich über Gegenstände der Unterhaltung, die auf dem Prüfstein der Moralität eben nicht Stich halten würden.

Bei dieser Gelegenheit rühmte Mentschikoff seine Wäscherin als eine Person, die für die Liebe wie geschaffen sei.

Der Czar in seiner heitern Weinlaune ließ sich das nicht zweimal sagen. Er verlangte dieses Wunder der Natur, wie er sich lachend ausdrückte, augenblicklich zu sehen. Martha mußte eintreten in die mehr als halbtrunkene Gesellschaft. Mit niedergeschlagenen Augen

stand sie da, hob sie aber bald, blickte einen Moment den Czaren lächelnd an, und senkte dann wieder, wie verschämt, ihre langen seidenen Wimpern.

„Bei Gott!“ rief der Czar, indem er ihre schlanke Taille umfing und sie auf seine Knie zog, „dieses Mädchen ist mein. Sie ist reizend wie eine der Houris im Paradiese der Muselmänner. Den Tod schwöre ich Jedem, der sie berührt; Dir aber vor Allen, Alexander, sage ich: hast Du mit ihr Dein Gutes genossen, so muß das nun ein Ende haben — bei meiner Ungnade! — und Ihr wißt, was das bedeutet!“

Damit drückte er einen wilden, flammenden Kuß auf ihre rosigen, schwellenden Lippen und sagte zu ihr: „Nun, Katharina!“ — so nannte er sie — „halte Dich bereit, mit mir nach Hause zu fahren; ich werde Dir an meinem Hofe eine Stellung anweisen, die Deiner würdig ist; doch vorläufig wirst Du mit einem untergeordneten Range zufrieden sein müssen; den höhern werde ich Dir geben, sobald es die Umstände erlauben.“

Damit entließ er sie vorerst, und sagte zu Mentschikoff halblaut: „Verdammt! ehe ich sie zur Ossudara (gnädigen Frau) erheben kann, habe ich erst noch andere Verbindungen zu lösen.“

„Die eitle Mons?“ fragte Mentschikoff ganz leise. Der Czar nickte listig lächelnd, und legte zum Zeichen des

Schweigens den Finger auf den Mund. Er selbst aber brach das Schweigen, indem er auch den Namen „Eudoxia" aussprach und damit einen geheimen Wunsch verrieth, der ihn lange schon drückte.

Katharina lebte einige Jahre im Kreml unter der Bezeichnung: Frau eines Kochs. Jeder aber am Hofe wußte, was der Name „die Kochsfrau" bedeutete. Sie stieg durch ihre Klugheit und Hingebung von Tage zu Tage höher in der Gunst des Czaren. Ihr Einfluß wurde immer größer, je bescheidener die Stellung zu sein schien, die sie einnahm. Aus Klugheit trat sie im Jahre 1703 zur griechischen Kirche über, und da der Czarewitsch Alexei, dieser Unglückssohn des Czaren aus dessen erster Ehe, damals erst 13 Jahre alt — denn in Rußland war Alles möglich — auf Befehl seines Vaters bei dieser Taufe Pathenstelle hatte vertreten müssen, so nahm sie neben dem Namen „Katharina" noch den Namen „Alexiewna" an, und wurde nun, nachdem die vom Czaren angedeuteten Hindernisse beseitigt waren, am Hofe mit dem Ehrentitel „Ossudara" (gnädige Frau) genannt. Unter diesem Titel begleitete sie, als zum Hofstaat gehörig, den Czaren auf seinen Reisen und selbst auf seinem Feldzug gegen die Türken am Pruth.

Vorher aber, im Jahre 1707, hatte sich Peter, wenn auch nicht öffentlich, mit ihr trauen lassen. Die Geburt zweier Töchter, Anna (1708) und Elisabeth

(1709) erhöhte noch das Glück dieses unlegitimen Verhältnisses. Höher stieg sie in der Gunst des Czaren durch die großen Dienste, welche sie ihm am Pruth geleistet hatte, wohin sie Denselben auf ihr dringendes Verlangen im Frühjahre 1711 begleitet hatte.

4.

Katharina und Peter am Pruth. — Bedenkliche Lage des Czaren. — Die Nacht am Pruth. — Katharinens Geistesgegenwart. — Karl XII. und der Großvezier. — Rettung. — Frieden.

Dort am Pruth, an der äußersten Grenze des russischen Reichs, wo dieser Fluß in die Donau fällt, war es, wo Katharina Gelegenheit hatte, den Czaren aus einer großen, dringenden Gefahr durch ihre Besonnenheit und Klugheit zu erretten.

In dem getäuschten Vertrauen auf den Beistand des Fürsten der Walachei, Brankowan, hatte sich Peter mit seinem Heere zu weit vorgewagt und, von einer bedeutenden Uebermacht der Türken umstellt, von allen Lebensmitteln entblößt, befand er sich am Pruth mit seinem Heere in einer bedenklichen Lage.

In einer entsetzlichen schlaflosen Nacht saß er, den Kopf auf die Hand gestützt, in seinem Zelte. Das Licht brannte düster; eben so düster waren die Gedanken, die seine Seele peinigten.

Mehrere Abtheilungen seines Heeres waren theils abgeschnitten, theils noch zurück. Die Zufuhren von Mundbedürfnissen blieben allmählich aus, weil dieselben entweder den beutelustigen Tartaren, welche zu vielen Tausenden das russische Heer umschwärmten, in die Hände fielen, oder lieber gleich von den Bewohnern des Landes in das türkische Lager gebracht wurden. Das Gras, womit man die Pferde hätte füttern können, war durch Heuschrecken bis auf die Wurzeln abgenagt. Der Rückzug schien unerläßlich, und es wurde vom Kriegsrath beschlossen, ihn auf dem kürzesten Wege auszuführen. Das Russenheer zog durch die Ebene, zwischen dem Gebirge und dem Flusse, vereinigte sich mit dem noch zurückgebliebenen Heerhaufen, und freute sich eben, auf einer Anhöhe ein Gehölz zu erreichen, das einigen Schutz versprach. Aber es ergab sich, daß auch hier der Tartaren-Chan den Russen bereits zuvorgekommen war. Am folgenden Tage griff Derselbe das russische Heer an, und beunruhigte besonders das Hintertreffen. — So unter steten Kämpfen zog sich Peter's Armee auf dem morastigen Boden am Stromufer fort; man hoffte endlich Nachmittags einige Ruhe zu finden. Erschöpft und ermattet lagerte sich das Heer in der Nähe des Pruth.

Die Stellung der Russen war jetzt eine fast verlorene zu nennen. 200,000 Türken und Tartaren schlossen das weit schwächere russische Heer, welches mit dem

Rücken an den Fluß gelehnt war, vollständig ein. Es kam zu einer Schlacht. Der Erfolg derselben war den Russen einigermaßen günstig. Die Türken zogen sich mit einem Verluste von 7000 Mann beim Anbruch der Nacht zurück, ohne doch besiegt zu sein. Die Russen schöpften wieder einige Hoffnungen. Sie verschanzten sich durch eine Wagenburg und trafen Zurüstungen zum neuen Kampfe. Dabei litten sie alle Qualen des Tantalus, weil die auf der andern Seite des Flusses errichteten türkischen Batterien Menschen und Pferde niederschossen, die sich, vom furchtbarsten Durst getrieben, bei dem entsetzlichen Wassermangel des Heeres dem Flusse nahten, um den allein ihr Leben rettenden Labetrunk zu schöpfen.

Der Czar verkannte keinen Augenblick die Gefahr, worin er sich mit seinem Heere befand. In der Einsamkeit der Nacht peinigten ihn die entsetzlichsten Vorstellungen. Der Gedanke, von der Höhe seines Ranges so schnell zu der Tiefe des Besiegten herabgestiegen zu sein und keine Rettung vor sich zu sehen, war ihm schrecklich. Er peinigte sich mit Vorwürfen über gemachte Fehlgriffe. Diese wieder gut zu machen mußte er nach der jetzigen Lage der Dinge für unmöglich halten. Und doch blieb ihm Nichts übrig, als ein verzweifelter Angriff oder ein schimpflicher Friede.

In derselben Zeit bedachte auch Katharina in ihrem

Zelte die Lage der Sache. Es kam ihr der Gedanke ein, daß sich doch wol noch ein ehrenvoller Friede erreichen lasse, wenn nur die rechten Mittel angewendet würden den Großvezier sich geneigt zu machen. Sie meinte Bestechung — die unter den damaligen Zuständen in der Türkei bei den Großen des Divans stets von unfehlbarer Wirkung war.

Auf ihren Vorschlag veranlaßte der Untercanzler Schaffiroff die Zusammenberufung eines Kriegsraths. Schaffiroff war auch ein Günstling des Glücks, den der Czar vom Ladendiener zu den höchsten Würden des Reichs erhoben hatte, der aber seiner Stellung — als der bedeutendste Diplomat Rußlands — Ehre machte.

Katharina erschien in dieser nächtlichen Versammlung, von der der Czar Nichts wußte. Sie machte den Vorschlag, noch einmal einen Friedensboten mit annehmbaren Vermittelungsvorschlägen an den Großvezier zu senden. Sie stellte dabei ihr durch Geschenke des Czaren überreich ausgestattetes Juwelenkästchen auf den Tisch, als Opfer der Liebe für den Czaren und das Vaterland. Sie ließ noch kostbare Zobelpelze dazu legen und forderte die Generale auf, Alles, was sie an Schmucksachen oder Gold besäßen, hinzuzufügen, um diese Reichthümer — nach der orientalischen Sitte, Gesandtschaften durch Geschenke einleiten zu lassen — dem Großvezier zu überreichen.

Jetzt begab sich Katharina, an der Spitze der Generale und des klugen Schaffiroff, nach Mitternacht in das Zelt des Czaren.

Katharinens Beredtsamkeit gelang es, Peter zu bewegen, noch diesen letzten Versuch zu wagen, um einen ehrenvollen Frieden zu erlangen. Um das Ehrgefühl Desselben zu schonen, geschah der Geschenke mit keinem Worte Erwähnung.

Peter genehmigte zwar diesen letzten Versuch, doch ohne Hoffnung auf Erfolg. Noch in der nämlichen Nacht schrieb er an den Senat den merkwürdigen Brief, der ihm Ehre machte.

„Ich melde," schrieb er, „daß ich mit meinem ganzen Heere, ohne Schuld oder Versehen, wegen erhaltener, lügenhafter Anzeige durch eine viermal stärkere türkische Macht umringt, von allen Proviantwegen abgeschnitten, ohne besondere Hülfe, nichts Anderes voraussehen kann, als völligen Untergang oder türkische Gefangenschaft. Im letzten Falle habt Ihr mich nicht mehr als Euren Czaren und Herrscher anzusehen, auch Nichts von Demjenigen zu erfüllen, was ich, wenn auch eigenhändig, von Euch fordere, bis ich in eigener Person unter Euch erscheine. Sollte ich aber umkommen, und es gingen sichere Nachrichten von meinem Tode bei Euch ein, so wählet unter Euch selbst den Würdigsten zu meinem Nachfolger!" Peter küßte den Officier, der

es übernommen hatte, sich durch die Schaaren der Feinde hindurchzuschleichen und dieses Schreiben dem Senate zu überbringen, und sprach: „Reise mit Gott!"

Gleichzeitig wurde die Gegenwehr gerüstet. Schon donnerten auf beiden Seiten die Kannonen, als von türkischer Seite „Halt!" geboten wurde.

Katharinens Geschenke hatten den Großvezier günstiger gestimmt. Vergebens machte Poniatowski, der sich im Interesse des Königs Karl XII. im türkischen Hauptquartiere befand, im Verein mit dem kriegerisch gesinnten Kihaja (commandirenden General-adjutanten des Großveziers) alle möglichen Vorstellungen gegen die Annahme der den Russen günstigen Friedens-vorschläge. Der Vezier bewilligte erst einen sechsstündigen Waffenstillstand, dann dem russischen Heere, gegen Zurückgabe einiger Eroberungen, einen ehrenvollen Abzug.

Vergebens war Karl XII. in einem Ritt von 18 Meilen von Bender herbeigeeilt, war in der Ungeduld, um schneller im türkischen Lager anzukommen, mit seinem Pferde durch den Pruth geschwommen; er hatte mit Erstaunen alle Anzeichen des Waffenstillstandes gesehen, stürmte nach dem prächtigen Zelte des Großveziers, welches im Innern mit persischen Fußdecken belegt und an den Wänden mit Cashemirshawls bekleidet war, und sagte zum Großvezier, der ihn ehrerbietig empfing und ihn einlud, sich neben ihn auf dem Divan niederzulassen:

„Der Sultan wird doch aus diesem Kriege größere Resultate ziehen, wenn er des Czaren selbst sich bemächtigte. Ich bin bereit, ihm die Person Desselben zu liefern, sofern Du mir nur 20,000 Deiner Janitscharen anvertrauest."

„Allah Kerim!" („Allah behüte mich!") sprach der Türke mit Ruhe, nachdem er einen langen Zug aus seinem Tschibuk gethan hatte; „Allah hat die Erde unter die Fürsten getheilt und Jedem seinen Wirkungskreis zugewiesen. Wer würde das russische Reich regieren, wenn ich es seines Czaren beraubte? Der Friede ist geschlossen und es muß dabei verbleiben."

Empört darüber stand Karl auf, und im Weggehen riß er im Aerger dem Großvezier mit seinen langen Spornen ein großes Loch in den seidenen Kaftan. Der Türke that aber, als ob er die Beleidigung nicht bemerkte, und lud den Schwedenkönig ein, in seinem Lager zu übernachten. — „Nein!" rief Dieser heftig und verließ das Zelt. — Er war eine große kriegerische Figur, schrecklich anzusehen in seinem Zorn. Er war mit einem blauen Waffenrock mit gelbem Kragen und dergleichen Aufschlägen, einer Reihe großer, halbkugelförmiger, kupferner Knöpfe, und großen ledernen Stulphandschuhen bekleidet, das lange Schwert mit dem breiten Riemen um den Leib gegürtet. Seiner Gewohnheit nach, fuhr er sich mit der Hand in die struppig verschnittenen Haare, setzte

dann den kleinen dreieckigen Hut auf, und stürmte ohne zu grüßen hinaus. Das türkische Lager verließ er augenblicklich, und nahm im Lager der Tartaren sein Nachtquartier. Nachdem er vergebens versucht hatte, Diese gegen die Russen aufzuwiegeln, jagte er eben so schnell, wie er gekommen war, voll tiefen Grolls nach Bender zurück.

Dem bestochenen Großvezier ließ er übrigens seinen Zorn fühlen. Auf seine Anklage beim Sultan setzte Dieser Denselben als Landesverräther wegen des ungünstigen Friedens ab.

Der Frieden von Hus blieb indeß geschlossen, wurde auch später von dem Sultan ratificirt; Peter war gerettet, und kehrte in sein Reich zurück. — „Diesen Dienst,“ sprach er zu Katharina, indem er sie umarmte, „werde ich Dir nie vergessen!“

Dies geschah am 23. Juli 1711.

5.

Katharina bis zu ihrer Erhebung zur Czarin. — Ihre Kinder. — Mentschikoff's Vermittelung. — Rückwirkung auf Eudoxia.

Katharina schenkte ihrem Gemahl, außer den genannten beiden Töchtern Elisabeth und Anna, noch fünf Kinder, nämlich noch drei Töchter: Natalie und Margaretha, die schon als kleine Kinder starben, und noch eine Natalie, die jedoch ihren Vater nur um einige

Wochen überlebte und mit ihm zugleich in die Gruft beigesetzt wurde. Dann noch zwei Söhne: Paul und Peter, die aber auch als Kinder starben.

Noch fehlte Katharinen die öffentliche Anerkennung als Gemahlin des Czaren. Obwol heimlich mit ihm vermählt, führte sie doch öffentlich keinen andern Titel, als: „Gnädige Frau!“ Wurde sie auch als anerkannte Favoritin des Czaren allgemein am Hofe geehrt und hatte sie auch schon ihren Hofstaat, so hatte doch eben das Glück ihren Ehrgeiz gesteigert. Ihr Stolz fühlte sich verletzt, wenn man ihr den Titel, „Czarin,“ versagte, was sie doch im Grunde schon war, und blickte sie auf ihre Kinder, so ergriff sie ein lebhafter Schmerz, daß Diese, in der That ehelich geboren, vor der Welt nicht als Prinzen und Prinzessinnen von Geblüt auftreten durften, sondern höchstens als natürliche Kinder des Czaren galten.

Der Gegenstand war zu zart, um von ihr selbst bei dem Czaren in Anregung gebracht zu werden. Aber sie ließ stets eine tiefe Traurigkeit blicken, und gab dem Czaren auf seine zärtlichen Fragen nach der Ursache derselben keine andere Antwort als die: „Als Gattin bin ich glücklich, aber als Mutter trage ich Kummer!“

Halb und halb verstand der Czar ihren Schmerz. Er sprach darüber mit Mentschikoff. Dieser kannte Katharinens Wünsche, und er sagte dem Czaren, daß

seine Gemahlin viel zu bescheiden sei, um nicht, mit Erinnerung an ihre dunkle Geburt, sich schon durch ihre jetzige Stellung hochbeglückt zu fühlen; daß es sie aber mit Schmerz erfüllen müsse, wenn sie sehe, wie der Czarewitsch Alexei, als Prinz von Geblüt erzogen, als künftiger Thronfolger mit Stolz und Verachtung auf seine Halbgeschwister herabblicken müsse, welche ja doch auch Blut von seinem Blut und Fleisch von seinem Fleisch seien und die, in christlicher Ehe geboren, noch immer vor der Welt als Kinder eines Kebsweibes gelten sollten, anstatt ihnen die Rechte und Ehren von Prinzen und Prinzessinnen von Geblüt zu gewähren, worauf sie doch rechtliche Ansprüche hätten. Der Wille und die Macht des Czaren sei so groß, daß seine Wahl zur Gemahlin allein der Gewählten, wenn sie auch im niedrigsten Stande geboren sei, den Rang und die Vorrechte des höchsten Adels verleihe.

„Nicht um die Ossudara Katharina," schloß er, „für Deine Rettung am Pruth zu belohnen, würde es wünschenswerth sein, daß sie öffentlich für die Gemahlin und Czarin erklärt werde, sondern um deren Kindern gerecht zu werden, ihnen die einstigen Rechte auf die Thronfolge, die ja jetzt auf so schwachen Füßen steht, zu sichern, und Deine Töchter, o Herr, zu der ihnen gebührenden Würde von Prinzessinnen zu erheben, wäre es zu wünschen, daß Deine Verehelichung

mit Katharina Deinen Völkern frei und öffentlich verkündigt würde.“

„Aber,“ sprach der Czar sehr ernst und nachdenkend, „wird es nicht böses Blut setzen, wenn ich diese meine zweite Vermählung meinen Völkern proclamire, ehe die Scheidung von meiner ersten Gemahlin amtlich ausgesprochen ist? — Habe ich nicht Alles versucht, um die Bischöfe und Archimandriten zu bewegen, Nichtigkeitsgründe dieser meiner Ehe mit Eudorien im canonischen Rechte zu finden? Habe ich nicht die Gesinnungen der hohen Geistlichkeit darüber erforscht, und haben sie mir nicht geantwortet, nur ein Machtspruch von meiner Seite könne diese Ehe gewaltsam lösen? — Darf ich aber meinen Völkern gegenüber einen solchen Machtspruch wagen? Würde man nicht sagen: der Czar, der von Gott eingesetzt ist, die Heiligkeit der Ehe zu beschützen und Bigamie zu bestrafen, treibt selbst Bigamie, und maßt sich an, das heilige Sacrament der Ehe eigenmächtig aufzulösen, das nach den Satzungen der Kirche doch unauflöslich ist? — O glaube mir, Alexander!“ — fuhr Peter mit Bewegung fort, „Keiner fühlt es tiefer, als ich, daß immer noch meine Kinder, und zwar die, welche mir die liebsten sind, eines Vorrechtes beraubt bleiben, das ich ihnen nicht gewähren kann, ohne einen öffentlichen Skandal zu veranlassen, und daß ich immer mehr bedauern

muß, meine geliebte Katharina, die mir mit jedem Tage theurer wird, von Rechten auszuschließen, welche sie um meine Krone so hoch verdient hat. Rathe mir, Alexander, was ich machen soll? — Es gäbe ein Mittel, Eudoxien in einen Proceß zu verwickeln, denn es leidet keinen Zweifel, daß sie um die große Verschwörung, die ich durch mein schreckliches Strafgericht niedergedrückt habe, gewußt hat, und meine Gerichte würden sie zum Tode verurtheilen; aber ich gestehe, ihre Hinrichtung, wie sehr sie auch dieselbe verdient haben mag, würde mein Gefühl verletzen. Also gieb Rath, was soll ich thun in diesem Zusammenstoß von Wünschen, Gefühlen, Pflichten und Rücksichten?"

„Nichts ist einfacher!" entgegnete Mentschikoff, mit einem sardonischen Lächeln, „es giebt ein viel milderes Mittel, hier die wiederstrebenden Interessen, Pflichten und Wünsche zu vereinbaren. Eudoxia ist jetzt in ihrem Kloster nur Verwiesene und Gefangene, höchstens Novize. Sie hat sich beharrlich geweigert, den Schleier zu nehmen; nun wohl! den Willen einer eigensinnigen Frau wird man doch wol zu brechen wissen. Man zwinge sie durch strenge Klosterpönitenz, den Schleier zu nehmen und als Nonne die drei Gelübde der Keuschheit, des Gehorsams und der Armuth abzulegen, und jedes Bedenken wird damit schwinden."

„Du hast das Rechte getroffen, Alexander," rief

der Czar lebhaft. — „So geschehe es, und Dich, Alexander, beauftrage ich mit der Ausführung. Ich kenne Dich als einen Mann voll Energie, der in der Wahl der Mittel nicht schwierig ist und Dir wird es gelingen. Alsdann wird Eudoxia eine Braut Jesu Christi, und als solche kann sie nicht mehr Gattin des Czaren sein!“

„Und es wird damit dem Himmel eine Seele mehr gewonnen sein,“ entgegnete Mentschikoff mit frömmelndem Augenverdrehen, „und jedenfalls vollbringen wir damit ein Gott wohlgefälliges Werk. Amen! — der Wille des Herrn geschehe!“

„Na, na,“ sprach der aufgeklärte Czar mit bedenklicher Miene, „das ist noch sehr die Frage, und wir wollen nicht untersuchen, ob es eine Gott wohlgefällige Handlung sein wird, ihm eine verstoßene Gattin als Himmelsbraut mit Gewalt zuzuführen; indeß — ich will es so und das genüge. Was ich befohlen, muß Gott gefallen, denn ich bin Herr in diesem Reiche von Gottes Gnaden.“

So geschah es denn. Die Mittel, welche eine finstere Klostergewalt anwendete, um eine verstoßene Gattin zu zwingen, den letzten Schritt zu thun, der zugleich einen heiligen Verzicht auf ihre angeborenen Rechte als rechtmäßige Gemahlin des Czaren und als Mutter des Thronfolgers enthielt, möge im Born tiefer Mysterien der Klostergeschichten ruhen. Genug, Eudo-

ria, indem sie zugleich mit unaussprechlichem Schmerze ihren letzten Lebenshoffnungen entsagte und sich mit tiefer, frommer Seele in ihren Leiden dem Himmel zuwendete, nahm den Schleier, und legte die Klostergelübde ab, die sie für immer von der Welt schieden. Sie wurde Nonne im Orden der Brasilianerinnen unter dem Namen Helena. Das lange, blonde Haar der jetzt erst achtundzwanzigjährigen, noch immer schönen Fürstin fiel unter der Schere des weihenden Priesters. Sie wurde dreißig Meilen von Moskau in das Preokowslai-Kloster verbannt, wo sie die fürchterlichsten Gelübde ablegen mußte, die ihr Herz vierfach zerrissen, weil sie abgeschieden wurde für ewig vom Throne, vom Leben, vom Gatten und — was der Mutter am schmerzlichsten war — von dem geliebten Sohne, den sie in rohen Händen zurücklassen mußte.

Damit war durch ein neues Gelübde das alte aufgehoben, und nun zögerte Peter nicht länger, durch ein feierliches Manifest und einen solennen Gottesdienst nach nochmaliger Einsegnung mit seiner geliebten Katharina zu verkünden, daß er sich mit Derselben vermählt habe, und da seine erste Gemahlin durch ihre Gelübde als Nonne der Welt entsagt, auch dadurch die eheliche Verbindung mit ihr aufgelöst sei, so mache er hiermit bekannt, daß jeder seiner Unterthanen seine Gemahlin Katharina als rechtmäßige und einzige Ehegenossin

des Czaren und als Czarin von Rußland zu erkennen und zu ehren habe, und daß die aus dieser Ehe hervorgegangenen oder noch durch Gottes Gnade ins Leben tretenden Kinder, namentlich jetzt die Prinzessinnen Elisabeth und Anna, den Rang und Titel von Prinzessinnen und resp. Prinzen, Czarische Hoheiten, führen und als solche geehrt werden sollten.

Dieses Manifest vom Jahre 1713 hatte die schöne Leibeigene im Laufe von 11 Jahren von der untersten auf die höchste Stufe irdischen Ranges im großen russischen Weltreiche erhoben.

Der unglücklichen Eudoria aber sollte daraus ein neuer, tief einschneidender Schmerz erwachsen, nicht sowol durch den Kummer, ihre Stelle auf dem Czarenthron und an der Seite ihres hohen Gemahls durch eine Person vom dunkelsten Herkommen, aus den niedrigsten Ständen, ersetzt zu sehen, sondern auch auch noch den weit größern Schmerz des liebenden Mutterherzens ertragen zu müssen, der darin bestand, daß trotz aller Vorkehrungen, sie von der Welt ganz zu isoliren, doch von Zeit zu Zeit die Kunde in ihre Zelle drang, wie die Erziehung ihres einzigen geliebten Sohnes Alexei, des berechtigten Thronfolgers, auf das Entsetzlichste und, wie behauptet wurde, planmäßig vernachlässigt, und wie er so von Schritt zu Schritt seinem dunklen Ge-

schick, der Ausschließung vom Throne und plötzlicher Todesart, wo nicht Ermordung, entgegengeführt würde.

6.

Peter nimmt die Kaiserwürde an. — Majorennitätserklärung seiner Tochter Elisabeth. — Mentschikoff's Pläne. — Katharinens Klugheit.

Karl XII., dieser junge Schwedenkönig mit seiner eisernen Willenskraft war todt. Peter der Große hegte für diesen seinen vieljährigen Feind eine solche Hochachtung, daß er ihm bittere Thränen nachweinte. Der 21jährige Schwedenkrieg wurde durch einen für Rußland ehrenvollen Frieden beendigt. Peter glaubte nun, sein Reich der europäischen Civilisation näher rücken zu müssen, und um im Staatensystem Europa's seine würdige Stelle einzunehmen, beschloß er, sich die Kaiserkrone seines nordischen Reichs auf's Haupt zu setzen.

Der Antrag dazu war ihm vom Senate gemacht. Neben dem Titel „Kaiser aller Reußen" sollte er den schönern führen: „Vater des Vaterlandes" und: „der Große."

Diese Erhöhung des Glanzes seiner Krone erfolgte durch einen feierlichen Act in der heiligen Dreifaltigkeitskirche. Alle Großen des Reichs waren dort versammelt. Der Kanzler Gholowkin redete den Czar an:

„Nicht allein Ihrem Volke, der ganzen Welt ist

es bekannt, daß Rußland durch Ew. Majestät allein aus der Finsterniß der Unwissenheit auf den öffentlichen Schauplatz des Ruhmes, aus dem Nichts in die Wirklichkeit versetzt und anderen gebildeten Staaten zugesellt worden ist. Der Frieden, den wir so eben feiern, ist die glorreiche Frucht von Ew. Majestät Bemühungen. Die Worte fehlen uns, um unsere Dankgefühle auszusprechen. Auch sind Lobsprüche den Ohren des Monarchen nicht angenehm. Damit wir nun in den Augen der Welt nicht verächtlich erscheinen, bitten wir Sie, im Namen des ganzen russischen Reichs und der Unterthanen aller Stände von uns, als ein Zeichen unserer Dankbarkeit, die Titel anzunehmen, deren Sie so würdig sind." — Nun rief der ganze Senat einstimmig dreimal: „Es lebe Peter der Große, Kaiser aller Reußen, Vater des Vaterlandes!"

Alle Großen und das Volk stimmten in den Jubel mit ein. Ein Tusch von Trompeten und Pauken und Kanonendonner von allen Bastionen der Festung verkündete der draußen harrenden Volksmenge den großen Moment der Erhebung des Kaisers. Ein Hurrah, das nicht enden wollte, rollte durch die ganze, weite, von ihm geschaffene Stadt, und verbreitete sich von da über das ganze Reich. In dem Ruhm seines Kaisers sieht jeder Russe den seinigen. Der Monarch aber, als er zu Worte kommen konnte, sprach in tiefer Bewegung:

„Gott hat es gethan. Ihn zu preisen ist unsere Pflicht. Wir können ihm nicht schöner danken, als wenn wir das Gute, das er uns gegeben, auch zu benutzen wissen ꝛc.‘, Die Ceremonien der Kaiser-Krönung des deutschen Kaisers waren hier beibehalten.

Festlichkeiten aller Art und ein prächtiges allegorisches Feuerwerk, das der Czar selbst angeordnet und geleitet hatte, beschlossen den Tag. Aus einer Fontaine sprangen rothe und weiße Weine, die dem Volke preisgegeben wurden; aber Branntwein wäre den Russen lieber gewesen. Auch ein ganzer gebratener Ochse, der mit Geflügel angefüllt war, wurde in einer von Pferden gezogenen Bratpfanne zum Besten gegeben.

Niemand war im Stillen glücklicher über dieses Ereigniß, als Katharina und Mentschikoff. Bei der einst so bescheidenen jungen leibeigenen Martha hatte das wunderbare Glück ihrer Standeserhöhung auch den Ehrgeiz eingeführt, und sie sah in dem Ruhm ihres Gatten ihre eigene Größe und erfreute sich des Titels „Majestät,“ der ihr mit Glückwünschen von allen Seiten gegeben wurde.

Als Mentschikoff der Kaiserin in ihrem Cabinet die Hand küßte, sprach er feierlich: „Diese Standeserhöhung ist die Stufenleiter für Ew. Majestät, um noch höher emporzusteigen. Jetzt besitzen Ew. Majestät nur den Titel Kaiserin aller Reußen; aber wenn Gott

will, wird die Zeit kommen, wo Dieselben Beherrscherin von ganz Rußland sein werden; dahin zu wirken sei unsere nächste Sorge!"

Im Herbste desselben Jahres 1721 ging der Kaiser nach Moskau, um das Friedensfest und das seiner Kaiserkrönung zu feiern.

Bei dieser Gelegenheit erklärte er vor den Großen seines Reichs seine 12jährige Tochter Elisabeth, die später als Kaiserin und Weib einen so üblen Ruf erlangte, jetzt noch ein lieblich aufblühendes Kind, für volljährig. Er schnitt ihr eigenhändig die Flügel vom Kleide, welche nach damaliger Sitte das Kindesalter bezeichneten.

Mentschikoff und Katharina sahen aber in dieser Erklärung die Absicht, dieser seiner Tochter in Ermangelung männlicher Erben — denn der junge Peter, des Kaisers Sohn, war, fünf Jahre alt, auf dem Arme seiner Wärterin vom Blitze erschlagen worden — die Thronfolge zuzuwenden.

Mentschikoff aber sagte zu Katharina: „In diesem Falle kann es nur unter Deiner Vormundschaft geschehen, und ich werde dafür sorgen, daß Deine Tochter in ewiger Unmündigkeit erhalten werde. Man muß ihr Leidenschaften einzuflößen suchen, welche ihr für die Regierung wenig Neigung übrig lassen.

In dieser Aeußerung Mentschikoff's lag die Absicht

angedeutet, dahin zu wirken, daß die junge Elisabeth, sobald sie das jungfräuliche Alter erreicht habe, verführt werde sich sinnlichen Neigungen hinzugeben, und wie sehr ihm diese diabolische Absicht gelungen ist, wird ihre Geschichte *) lehren.

Uebrigens war die Kaiserin Katharina, so lange Peter lebte, nicht glücklich zu preisen. Je mehr seine Kränklichkeit zunahm, desto unerträglicher wurden seine Launen nnd sein Jähzorn. Am Meisten hatten seine nächsten Umgebungen davon zu dulden, vor Allen Katharina, die, wie man sagte, so gut wie Mentschikoff, mitunter den kaiserlichen Krückstock zu fühlen hatte. Aber keine Frau verstand es so wie sie, durch Klugheit und Besonnenheit sich den Launen ihres Gemahls zu fügen, seinen Neigungen zu schmeicheln und seinen Zorn zu versöhnen. So wendete sie mehrere Male die Ungnade des Kaisers von Mentschikoff ab, und Dieser leistete ihr wieder durch ein gutes Fürwort bei seinem Herrn, oder durch Rath und Intriguen die besten Dienste.

Katharina vermied es mit großer Selbstverläugnung, bei den sinnlichen Verirrungen ihres Gemahls Eifersucht zu zeigen, aber mit feiner Coquetterie verstand sie es, seine Zuneigung immer wieder für sich selbst zu gewinnen.

---

*) Im 2. Theile dieses Werkes.

Wie sie seinen Neigungen entgegenkam, bewies sie durch die heimliche Anlage eines reizenden Lustschlosses, des jetzigen Zarskoje-Selo, mit der köstlichen Aussicht auf Petersburg, womit sie ihren Gemahl, den sie zur Spazierfahrt eingeladen hatte, auf das Angenehmste überraschte, so daß Dieser, bei dem unerwarteten Anblick eines schönen Schlosses in einer bisher öde gewesenen Waldgegend, entzückt ausrief: „Das werde ich Dir nie vergessen!“

7.

Katharinens Krönung und Salbung.

Er vergaß es ihr nicht, denn im Jahre 1723 faßte er, auf Mentschikoff's Rath, den Entschluß, ihr durch einen feierlichen Act die Salbung und Krönung, das Recht auf einstige Thronfolge zuzuwenden.

Peter hatte erkannt, daß sie unter allen möglichen Thronerben die Einzige sei, durch deren Klugheit und Energie er die Fortsetzung seines großartigen Bildungswerkes für Rußland erwarten durfte. Seine Töchter waren noch zu jung, um, wenn sie zum Throne gelangen sollten, Hoffnung zu geben, daß sie sich frei von reactionairen Einflüssen ihrer Umgebungen halten würden.

Das war der tiefe Grund seines Vorhabens, dessen Gedanken und Erkenntniß in seiner Seele zu

wecken es Mentschikoff's geschickten Einflüsterungen gelungen war.

Er machte diesen Entschluß durch ein Manifest bekannt, worin jedoch die Absicht des Kaisers wegen der Thronfolge nicht ausgesprochen war. Wohl aber hieß es: „Als Zeichen der Erkenntlichkeit bin ich die Krönung meiner lieben Gemahlin schuldig, die, ungeachtet der Schwäche ihres Geschlechtes, auf meinen oft mit Gefahr verbundenen Zügen freiwillig mich begleitet und mit ihrem Rathe mir beigestanden hat."

In der Versammlung seiner kaiserlichen Familie, die er im Februar 1724 veranlaßte, woran die fremden Minister und die Großen seines Reiches Theil nahmen, ließ er deutlicher in seiner Ansprache durchblicken, daß die vorzunehmende Handlung mehr als eine Ceremonie sein sollte; sie bezwecke, der Kaiserin das Recht der Nachfolge zu verleihen, denn Diejenige, die bei seinem Leben das Reich am Pruth gerettet habe, verdiene auch, es nach seinem Tode zu beherrschen, und von ihr allein dürfe er erwarten, daß sie in seinem Sinne regieren und seine Einrichtungen aufrecht erhalten würde.

Katharina hatte sich drei Tage lang durch Fasten und Beten zu dieser Feier vorbereitet. Der Kaiser gab ihr eine Leibwache, die, aus sechzig adeligen Capitains und Lieutenants zusammengesetzt, eine Cavalerie-Escadron bildete, zu deren Rittmeister er einen seiner Günst-

linge, den General-Adjutanten Jaguschinski, ernannte. Diese Garde eröffnete und beschloß den glänzenden Zug, in welchem Katharina unter einem Thronhimmel, geführt durch den Herzog von Holstein, am 18. Mai 1724, vom Kreml in die prächtig geschmückte Kathedralkirche zog. Dort empfing sie ihr Gemahl, der Kaiser, und Dieser setzte ihr, nachdem der Erzbischof von Nowogrod sie gesegnet und ihr den Reichsapfel in die rechte Hand gegeben, die Krone auf; das Scepter behielt der Kaiser selbst in seinen Händen.

Dieses war der glänzendste Moment in Katharinens Leben. Sie war so tief gerührt, das sie in Thränen zerfloß. Niedersinkend auf ihre Knie, wollte sie die des Kaisers umfassen; Dieser aber wendete es ab durch einen Wink, und nach einer herrlichen Rede des Bischofs von Pleskow beschloß eine priesterliche Salbung die kirchliche Feier dieses Tages, dem noch andere Lustbarkeiten im baroken Styl, wie sie Peter der Große liebte, folgten.

Die Stiftung des Alexander-Newsky-Klosters in St. Petersburg sollte, durch die Erinnerung an diesen großen Nationalheiligen, das Gedächtniß dieses Tages auf die Nachwelt bringen.

Seit dieser Zeit hatte übrigens Katharina viel zu leiden von seiner durch eine schmerzhafte Krankheit erhöhte Verstimmung ihres kaiserlichen Gemahls und dem durch

erhöhte Reizbarkeit vermehrten Jähzorn Desselben. In diese Zeit, ein Jahr vor seinem Tode, fiel die Geschichte der Hinrichtung des unglücklichen Kammerherrn Mons.*) Auch Mentschikoff, war wegen seiner vielfachen Bereicherungen durch angenommene Bestechungen und Unterschlagungen öffentlicher Gelder in Ungnade gefallen. Hätte damals Peter der Große die Krönung und Salbung seiner Gemahlin zurücknehmen können, so würde er es gethan haben. Von einer testamentarischen Verfügung zu ihren Gunsten über die Thronfolge war keine Rede mehr.

8.

Peter's des Großen letzte Krankheit.

Die schmerzhafte Krankheit, wovon der Kaiser schon im Jahre 1723 befallen wurde (eine Gonorrhöe), hatte er sich allerdings wol durch seine Ausschweifungen zugezogen, und seine Aerzte würden sie bei mehr Geschick, und wenn er sich geschont hätte, leicht geheilt haben. Indeß im Sommer 1724 war die Krankheit schon so bösartig geworden, daß es erst im Herbste dieses Jahres den Aerzten gelang, das Uebel einigermaßen zu beseitigen.

Seitdem verlor Peter seine gute Laune. Er gab sich den trübsten Vorstellungen hin; besonders machte

*) S. den 2. Theil dieses Werkes.

er sich trübe Gedanken über den möglichen Untergang seiner kolossalen Schöpfungen. Selbst seine früheren Lieblingsbeschäftigungen, mit Ausnahme der Schifffahrt, machten ihm keine Freude mehr; diese aber sollte die Ursache seines Todes werden. Bei einer Seefahrt, die er im Herbste 1724 nach Schlüsselburg machte, sah er gegen Abend bei Lachta im finnischen Meerbusen eine Barke, die auf einer Untiefe festgefahren war. Da alle seine Zurufe und die Hülfe der Matrosen, die er schickte, das Boot nicht von der Untiefe abbringen konnten, so riß ihn sein Feuereifer hin, selbst in das kalte Wasser zu springen und, bis an die Brust in den Fluthen watend, selbst mit Hand anzulegen, um das Boot flott zu machen. Dies gelang ihm nun auch, aber die nassen Kleider, worin er seine Rückfahrt nach Petersburg machte, hatten ihm eine tödtliche Erkältung zugezogen, die seine Krankheit unheilbar machte. Um seine wüthenden Schmerzen etwas zu betäuben, trank er große Schalen voll Branntwein aus, und das war Gift in seinem Zustande.

So war in der Mitte des Januar sein Uebel schon auf den höchsten Grad der Bösartigkeit gestiegen. Der berühmte Arzt Boerhave, den sein Leibarzt Blumentrost von Leyden nach Petersburg hatte rufen lassen und der Berliner Doctor Stahl kamen zu spät. Eine chirurgische Operation milderte nur vorübergehend seine Schmerzen. Diese waren so furchtbar, daß er öfters das Be-

wußtsein verlor. In lichten Zwischenräumen erkannte er dankbar Katharinens liebevolle Pflege an, die vierzehn Tage und Nächte hindurch sein Bett nicht verließ. In diesen Schmerzensstunden gelang es ihr auch, seinem frühern Günstling Mentschikoff die Verzeihung und Versöhnung des Kaisers wieder zuzuwenden.

In einem seiner lichten Zwischenräume empfing auch Peter I. das heilige Abendmahl durch seinen würdigen Freund, den Erzbischof Theophanes von Pleskow, unter Beistand des Archimandriten des Klosters Tschudow. Als Jener ihn auf den Erlöser, als den einzigen Trost in Leiden, hinwies, faltete der sterbende Monarch die Hände und sprach in frommer Ergebung: „Ja, das ist auch das Einzige, das meinen Durst stillt, das mich erquickt.“

Dann wieder von maßlosen Schmerzen gepeinigt, rief er den Umstehenden zu: „Man sehe auf mich — was für ein elendes Thier der Mensch ist!“

Nun wollte er schreiben, vermochte aber nur unleserliche Züge auf das Papier zu bringen. Es war Nichts in diesen wenigen Zeilen zu dechiffriren, als die Worte: „Uebergieb Alles ...“

Dieser Zettel enthielt Hieroglyphen, mit deren Auslegung sich seine Umgebungen beschäftigten. Niemand konnte bezweifeln, daß diese Schrift als letzter Willen gelten und Bezug auf die Regentschaft haben sollte. Aber an wen waren diese Worte gerichtet? an

Katharina? das litt kaum einen Zweifel. Aber was dann? — Sie sollte Alles, also die Regierung, übergeben; aber an wen? An den kleinen Peter, den Sohn des unglücklichen Czarewitsch Alexei? Hatte ihn noch in den letzten Augenblicken seines Lebens das Gewissen gepeinigt, um ihn zu veranlassen, dem Sohne des Beraubten wenigstens die Thronfolge zurückzugeben? Oder wollte er diese auf eine seiner Töchter übertragen? — Auch nicht unmöglich, denn die älteste Derselben, die sanfte Anna, war sein Liebling. Er verlangte sie zu sehen, möglicher Weise in der Absicht, ihr die Thronfolge zuzuwenden; aber als die Czarewna Anna mit Thränen in den schönen Augen eintrat in das Sterbezimmer ihres Vaters, hatte Dieser schon ausgerungen.

9.

Peter's Tod. — Katharinens Thronbesteigung.

Katharina war so ergriffen von den Leiden und dem Sterben ihres hohen Gemahls, daß sie für die Außenwelt keine Gedanken mehr hatte.

Sie hatte keine Ahnung davon, daß im Dunkel der Nacht eine Verschwörung einiger Großen des Hofes zu Stande gekommen war, die kein geringeres Ziel hatte, als sie mit ihren Töchtern in ein Kloster zu stecken, Mentschikoff und seine Freunde nach Sibirien

zu schicken, und Alexei's Sohn, den noch unmündigen Peter, auf den Thron zu erheben.

Diese Nachricht theilte ihr Bassewitz, der Gottorp'sche Minister, der die Kaiserin mitten in der Nacht aus dem Krankenzimmer hatte rufen lassen, mit.

„O, mein Gott!“ rief sie schmerzlich aus, „wie kann ich an mich selbst denken am Bette meines sterbenden Gemahls? Wenden Sie sich an Mentschikoff. Kann dieser Etwas für mich thun — dann, wie Gott will!“ —

Beide, Mentschikoff und Bassewitz, entwickelten jetzt eine wunderbare Thätigkeit zu Katharinens Gunsten. Mentschikoff ließ den Staatsschatz aus dem Senatspalast in die Festung bringen, gewann die angesehensten Kneesen und Bojaren durch reiche Geschenke und noch größere Versprechungen für Katharinens Thronfolge, eben so das Militair von der Garde. Der Kaiser kam indeß seinem Lebensziele immer näher. Schon war er bewußtlos. Da, in derselben Nacht, trat Bassewitz noch einmal in das Sterbezimmer, wo Katharina vor dem Bette ihres Gemahls auf ihren Knien lag und betete. Er beschwor sie leise, nur für einen Augenblick ins Nebenzimmer zu treten.

„Lassen Sie mich,“ schluchzte Katharina, „hier ist meine Stelle, nicht dort!“

Allein der besonnene Staatsmann entgegnete drin-

gend, um ihr Selbstgefühl zu erwecken: „Ich lasse Sie nicht; hier schafft Ihre Gegenwart keinen Nutzen, während Sie dort unentbehrlich sind. Nicht, damit Sie sich in Thränen auflösen, sondern um Sie zur Herrschaft zu berufen, setzte jener sterbende Held Ihnen die Krone auf's Haupt. Weilt sein Geist noch in seiner Hülle, so muß es ihm Freude sein, zu sehen, wie Katharina, auch ohne seinen Beistand, seiner würdig erscheint."

„Das soll er sehen," sprach die Kaiserin, sich zusammennehmend in edler Begeisterung, „das sollen Sie, das soll die ganze Welt sehen!"

Und nun trat sie ins Vorgemach mit einer Majestät der Haltung, welche schon die beginnende Herrscherin verkündete. Dort hatte Mentschikoff die bereits für sie gewonnenen vornehmsten Officiere der beiden Garderegimenter, mehrere angesehene Geistliche und andere hohe Personen versammelt. Auch Jaguschinsky, der Anführer ihrer Garde, befand sich dort. Die Würde, womit Katharina auftrat, die Thränen, die sie bemühet war zu trocknen, machten den günstigsten Eindruck auf die hohe Versammlung.

In wenigen Worten gedachte sie der Rechte auf den Thron, welche sie durch die kirchliche Salbung erlangt habe. Es sei der Wille des Kaisers, daß sie das Reich bewahre vor der schwachen Regierung eines unmündigen Kindes. „Nicht um dem Großfürsten die

Krone zu rauben," schloß sie ihre Anrede, „mache ich meine Ansprüche geltend, sondern im Gegentheil will ich sie ihm, als ein heiliges Vermächtniß, bis zu dem Augenblicke aufbewahren, wo es dem Himmel gefallen wird, mich mit Dem zu vereinigen, der zu meiner Trauer vielleicht bald nicht mehr sein wird."

Die anerkannten Herrschertalente, die Liebe, welche Katharina im ganzen Reiche genoß, die reichlichen Geschenke und noch größeren Versprechungen, welche Mentschikoff in ihrem Namen austheilte, erleichterten ihre Thronbesteigung.

Erst am Morgen des 25. Januars 1725 hatte Peter der Große, im zweiundfunfzigsten Jahre seines Lebens, seinen letzten, leider sehr schweren Kampf ausgekämpft.

Als der letzte furchtbare Todeskampf herannahte, bewog Mentschikoff die Kaiserin, sich einige Ruhe zu gönnen, indem die Gefahr seines Todes noch nicht so nahe sei. Nur eine völlige Erschöpfung aller Lebenskräfte bis zur Ohnmacht vermochte sie, sich auf einige Augenblicke im Nebenzimmer auf ein Ruhebett niederzulegen. Dort versank sie in den tiefen Schlaf der Erschöpfung, und verblieb da in den letzten Stunden dieser verhängnißvollen Nacht. So war denn Peter in den Armen seines mächtigsten Günstlings, Mentschikoff, verstorben. Die Generale Grafen Tolstoi und Rumianzoff

nebst zwei Majoren von der Garde waren dabei zugegen. Als der Kaiser ausgelitten hatte, bewog Mentschikoff diese Officiere, noch zwei Tage sein Ableben zu verschweigen. Jetzt wurde Katharina geholt.

Sie warf sich vor dem Sterbelager ihres Gemahls auf die Knie und betete: „Herr, öffne Dein Paradies und nimm diese schöne Seele zu Dir.“

10.

Katharinens Thronbesteigung.

Sobald alle Vorbereitungen getroffen waren, wurde auf Mentschikoff's Veranstaltung der Tod des Kaisers verkündigt. Zugleich wurde der Senat, die Priesterschaft und der Adel im kaiserlichen Winterpalast an der Newa zusammenberufen.

Die Partei des jungen Sohnes von Alexei wurde von Bassewitz selbst benachrichtigt, daß Katharina, nach dem Willen des Kaisers, den Thron besteigen würde. Mentschikoff's umsichtig getroffene Anstalten hatten alle ihre Hoffnung auf Erfolg eines Widerstandes besiegt. Mit der Gewandtheit serviler Höflinge wendeten sie sich jetzt der siegenden Partei zu, und erwiesen sich, um jeden Verdacht von sich abzuwenden, als die Eifrigsten für die Interessen der verwittweten Kaiserin. Mentschikoff that vorläufig, als ob er ihren Versicherungen Glauben schenkte,

mit dem stillen Vorbehalt, ihr früheres Widerstreben zu rächen, was denn auch, als er sich in seiner Macht befestigt hatte, durch barbarische Strafen geschah.

Die von Mentschikoff für die Kaiserin gehörig bearbeiteten Garden hatten sich auf dem weiten Paradeplatze vor dem Palast aufgestellt. Sie waren die Ersten, welche der kaiserlichen Wittwe als regierenden Kaiserin unter dem Namen Katharina I. huldigten. Der Adel hegte im Allgemeinen günstige Gesinnungen für sie. Jetzt trat der Erzbischof von Nowogrod, umgeben von der höhern Geistlichkeit, vor das unten zu Tausenden versammelte Volk auf den Altan des Schlosses hinaus, und hielt eine Anrede, worin er Katharinen große Lobsprüche ertheilte, ihre Rettung des Reiches am Pruth erwähnte, und beschwor es öffentlich, er habe selbst aus dem Munde des verewigten Kaisers auf seinem Sterbelager die Erklärung vernommen, daß Katharina seine Nachfolgerin sein solle. Darauf rief er sie, Katharina I., als Kaiserin von Rußland, Selbstherrscherin aller Reußen und Mutter des Vaterlandes aus.

Ein donnerndes Hurrah, das russische „Lebehoch!" erschallte, und rollte weiter vom Platze durch alle die langen und schnurgeraden und breiten Perspectiven von Petersburg, zwischen deren großartigen Palästen damals noch viele niedrige, ärmliche Blockhütten standen, deren versumpfte Straßen nur bei hartem Frost und Schnee-

wetter hart und fest wurden, sonst aber entweder in Staub oder in Schlamm verdarben, weil das mühsam von 100,000 Sclavenhänden zusammengetragene Pflasterungsmaterial nur zu oft in den Grund versank. Die Glocken der Kirchen und Klosterthürme, von dem Donner der Kanonen der Festung begleitet, gaben dem ungeheuren Volksjubel noch den Feierklang.

So erschien denn Katharina, noch in Trauerkleider gehüllt, von Mentschikoff geführt, vor dem Volke. Sie verneigte sich tief, und legte die Finger ihrer Hand, wie zum Schwur, auf die Brust. Man sah es ihr an, daß ihr die tiefste Bewegung des Gemüthes nicht gestattete, Worte des Dankes und des Gelöbnisses einer Volksbeglückung auszusprechen.

Im Volke selbst war Katharina durch ihre Liebenswürdigkeit und Bescheidenheit, die sie auch jetzt nach ihrer Erhebung zum Thron nicht aufgab, beliebt geworden. Zudem fühlten sich die untersten Stände bis zum niedrigsten Leibeigenen herab dadurch geschmeichelt, daß eine ihrer Standesgenossinnen durch Glück und Gunst des Himmels zum Throne erhoben war. Sie sahen darin eine Bürgschaft dafür, daß diese neue Kaiserin für das Wohl des Volkes, dem sie ja selbst entsprossen war, sorgen werde, und Katharinens Gelübde, das sie durch Handauflegen auf das Herz symbolisch andeutete, war auch in der That nichts Anderes, als ein stiller

Schwur zu Gott, daß sie mit aller Macht und allen Kräften die ihr von Gottes Gnaden verliehene Krone nur zur Beglückung des Volks tragen wolle, zu dessen Herrschaft sich die vormalige Leibeigene wie durch ein Wunder berufen sah.

Ganz andere Hintergedanken hatte Mentschikoff. Er war sich bewußt, daß seine Kühnheit diese Frau auf den Thron gehoben hatte, die nicht für den Thron geboren war, und bei der Ungunst, die ihr Peter seit Mons' Hinrichtung nicht selten offen bewiesen hatte, fast keine Hoffnung mehr zur Thronbesteigung gehabt hatte. Er rechnete weniger auf ihre frühere Liebe und oft wandelbare Zuneigung, selbst kaum auf Dankbarkeit, als auf die Abhängigkeit, worin er sie durch seine Intriguen und seinen kräftigen Willen, so wie durch seinen Einfluß auf die Regierung schon in der letzten Zeit unter dem verewigten Kaiser gehalten hatte.

Er war es, der in Zeiten dafür gesorgt hatte, daß ein früheres Testament, welches der Kaiser in das Staatsarchiv niedergelegt hatte, nach seinem Tode nicht wieder aufzufinden war. — Es ist mehr als wahrscheinlich, daß Peter I. darin etwas Ungünstiges für Katharina über die Thronfolge verordnet hatte.

Wenn nun auch unter den unzufriedenen Parteien sich in aller Stille ein entsetzliches Gerücht verbreitete, das weder Katharinens, noch Mentschikoff's

Charakter als glaubhaft erscheinen ließ, daß nämlich der Kaiser an Gift gestorben sei, welches ihm Mentschikoff mit Katharinens Genehmigung gereicht habe, so stand doch Fürst Mentschikoff, als Generalissimus der Armee, zu hoch und zu fest, um jeden Ausbruch der Parteileidenschaften unterdrücken und solche Gerüchte und Verleumdungen vernichten zu können.

11.

Katharinens Charakter.

Nach der Beendigung der Begräbniß-Ceremonien begannen im seltsamen Contrast damit die Freudenfeste über die Vermählung des Herzogs von Holstein-Gottorp mit Peter's Tochter Anna, mit der er schon seit längerer Zeit verlobt gewesen war.

Mit dem lebhaftesten Interesse nahm die nun regierende Kaiserin Katharina I. unter dem Einflusse des Gottorp'schen Ministers Bassewitz den schon ältern Plan des verstorbenen Kaisers, das abgerissene Herzogthum Schleswig wieder mit Holstein zu vereinigen, auf. Durch umfassende Kriegsrüstungen suchte sie die Unterhandlungen darüber mit Dänemark zu unterstützen, und flößte dadurch dem Dänenkönige bedeutende Besorgnisse ein. Ja selbst in England verbreitete sie dadurch einen solchen Schrecken, daß dieses zum Schutz der Dänen eine Flotte in die Ostsee sandte.

Als sei sie von Peter's des Großen Geiste belebt, so versäumte Katharina im Anfange ihrer Regierung Nichts, um wo möglich im Geiste Desselben fortzuregieren, seine Gedanken und Pläne auszuführen und sich durch Herablassung und Liebenswürdigkeit bei allen Ständen noch mehr, als es Peter in seiner rohen Gewaltsamkeit möglich gewesen war, beliebt zu machen.

Mentschikoff stand ihr dabei zur Seite. Sein Geist war dem ihrigen bei Weitem überlegen; seine energische Willenskraft ging weit über jede weibliche Charakterstärke hinaus. Obgleich er nur wenig lesen und schreiben gelernt hatte und, um sich nur das Ansehen dieser Kenntnisse zu geben, selten öffentlich ohne einige offene Depeschen in der Hand erschien, so war er doch mit seinen natürlichen Geistesgaben unter Peter's Leitung ein ausgezeichneter Staatsmann geworden, der fortwährend dahin strebte, das Heft des Staatsruders ganz allein in die Hände zu bekommen und Katharina immer mehr zu verleiten, sich in Ueppigkeit und Unthätigkeit dem Vergnügen hinzugeben und ihm ausschließlich die Sorge der Regierung und der Staatsgeschäfte zu überlassen.

Das war aber so leicht nicht. Katharina I. hatte ein tiefes Pflichtgefühl und eine noch tiefere Pietät für die Absichten ihres verstorbenen großen Gemahls.

Sie besaß dabei einen klaren Verstand und männliche Willenskraft.

Während sie Peter auf allen seinen Feld- und Seezügen begleitete, bewies sie nicht selten eine bei ihrem Geschlechte nicht oft vorkommende Tapferkeit. Die Unruhe des Lagerlebens, so wie die Mühseligkeiten langer Märsche durch öde Steppen schienen ihr nur Vergnügen zu machen. Mit Anmuth und Sicherheit ritt sie die wildesten Pferde und wußte sie zu spornen und zu zügeln. Wie der verewigte Kaiser, so hatte auch sie eine große Vorliebe für die Marine. Um diese zu üben, ließ sie als Kaiserin an jedem Sonntage Seegefechte aufführen. Nicht selten besuchte sie persönlich die Arsenale und Schiffswerfte und revidirte Alles mit der Genauigkeit eines Weibes und den Kenntnissen eines Admirals.

Ihre Liebhaberei für die Marine ging so weit, daß sie im Jahre 1726 nur durch die entschiedenen Gegenvorstellungen ihres Staatsraths sich abhalten ließ, sich als Admiral persönlich an die Spitze ihrer Flotten zu stellen, um gegen die vereinigten Flotten Englands und Dänemarks zu kämpfen.

So behielt unter Mentschikoff's Einflusse das russische Reich während der kurzen Dauer ihrer Regierung den Glanz, den es unter Peter dem Großen gewonnen hatte.

So wenig wie Mentschikoff konnte Katharina lesen

und schreiben. Ihre Tochter Elisabeth unterzeichnete an ihrer Stelle die kaiserlichen Ukasen. Katharina aber verfaßte alle Beschlüsse selbst. — Aber so unabhängig und selbstständig sie auch dem äußern Anschein nach dabei erschien, so beschloß sie doch Nichts, ohne zuvor Mentschikoff's Rath gehört zu haben, und dieser war ihr stets maßgebend, so daß es im Grunde Mentschikoff war, der unter ihrem Namen das Reich regierte.

Dabei sprach Katharina I. mit großer Eleganz und Geläufigkeit russisch, deutsch, schwedisch und selbst etwas französisch, so daß sie auf das Würdigste die hohe Stellung auf dem Throne zu repräsentiren verstand, als sei sie für den Thron geboren und erzogen.

So ging Alles gut in der ersten Zeit ihrer Regierung. Katharina zeigte sich immer in hohem Grade gütig und mild. Sie hatte Mitleid mit jedem Unglücklichen. Das ging früher so weit, daß sie nicht selten die heftige Leidenschaftlichkeit ihres Gemahls zu zügeln wußte und Manchen, den er in seinem Jähzorn schon zum Tode oder zur Verbannung nach Sibirien verurtheilt hatte, durch ihre Fürbitten rettete. Wenn daher ihr Gemahl, der Kaiser, einmal beschlossen hatte, einen Verbrecher unter keinen Umständen zu begnadigen, so hielt er es wo möglich gern geheim und benutzte zur Vollstreckung der Hinrichtung Katharinens Abwesenheit auf einem ihrer Lustschlösser, oder gab strenge Ordre, die

Familie des zu Bestrafenden nicht zu ihr zu lassen. So war sie auch jetzt nicht zu bewegen, ein Todesurtheil mit ihrem Namen unterzeichnen zu lassen.

Dabei blieb sie stets demüthig, schämte sich ihrer niedrigen Herkunft nicht, erkannte gern wieder Personen, die sie in ihrer Niedrigkeit gesehen hatten, und war höchst dankbar für alle ihr in ihrer hülflosen Lage erwiesenen Wohlthaten.

So war es besonders die Familie des Propst Gluck, in dessen Hause sie als Dienstmagd so gütig behandelt worden war, die sie mit Begünstigungen bedachte; jetzt als Kaiserin ließ sie die Söhne und Töchter Desselben, welche sie noch als Kinder gekannt hatte, an den Hof kommen und überschüttete sie mit Gunst und Reichthümern. Die Töchter ernannte sie zu Hofehrendamen, den Söhnen gab sie einträgliche Ehrenämter, dem Propst selbst eine reiche Pension.

Das sind Züge, die ihrem Herzen Ehre machen. Aber es fehlte diesem schönen Herzen auch nicht an Schattenseiten, die in ihrem glänzenden Hof- und Regentenleben Manches verdunkelten.

Katharina war immer noch im sechsunddreißigsten Jahre ihres Lebens, als sie den Thron Rußlands bestieg (wie ein Zeitgenosse von ihr, General Gordon, in seinen Denkwürdigkeiten sagt), ein ausgezeichnet schönes Weib, mit einer seltenen Anmuth in allen ihren Bewegungen,

mit einem hellen und klarem Verstande begabt, aber ohne eigentliche Erhabenheit der Gesinnung, auch ohne Phantasie. — Wodurch sie Peter's Neigung für sich von Anfang an zu gewinnen und dauernd zu fesseln wußte, das war ihr ewig heiterer Sinn, der sie bei allen ihren Umgebungen beliebt machte. Nie hat man nur eine Spur von übler Laune an ihr bemerkt; nie war sie betrübt, erzürnt oder voll Capricen, wie wol andere vom Glück so wunderbar gehobene Frauen. — Zuvorkommend, fröhlich und freundlich gegen alle Menschen, so war sie schon als Dienstmagd in Gluck's Hause, so als Geliebte des Czaren, und so blieb sie als Czarin, Kaiserin und Regentin.

Katharina war als Weib empfänglich für Eindrücke der Liebe. Es war ihrem Herzen Bedürfniß, mit einem geliebten Manne ein zärtliches Verhältniß zu haben, und wenn dieses leicht in die Gluth der Sinnlichkeit überging, dann wieder Uebersättigung eintrat, so verstand sie es, wie keine andere Frau, den ihr als Liebhaber gleichgültig gewordenen Mann sich als Freund zu erhalten.

So waren vielleicht die ersten Jugendeindrücke ihres Lebens, die Verführung durch den schwedischen Officier und der Uebergang in den Besitz Mentschikoff's und dann des Czaren fortwirkend gewesen, um es zu erklären, daß ihr auch während ihrer Verbindung mit ihrem hohen Gemahl die eheliche Treue so wenig wie Diesem als ein

Heiligthum galt. Ging auch nach und nach ihr anfänglich leidenschaftliches Verhältniß zu Mentschikoff in Vertrauen und warme Freundschaft über, und wurde ihr Verhältniß zu ihrem schönen Kammerherrn Mons de la Croix durch dessen grausame Hinrichtung gestört, so fühlte sie sich doch später, nachdem sie den Thron bestiegen hatte, frei von den Fesseln des Despotismus eines eifersüchtigen Gatten, und sie gab sich neuen Neigungen hin, die Herz und Sinn beschäftigten.

Mentschikoff, der es täglich mehr erkennen mußte, daß er die Liebe dieser wandelbaren Frau schon längst verloren hatte, daß ihre Freundschaft gegenseits kaum noch mehr war, als beiderseitiges Interesse, ja daß Katharinens Neigung zur Selbstständigkeit, zur Güte und Versöhnung die Vormundschaft Mentschikoff's, besonders dessen Hinneigung zur Alleinherrschaft und zum Despotismus immer lästiger wurde, war schlau genug, ihr selbst geeignete Persönlichkeiten als Liebhaber und Günstlinge zuzuführen, wenn er gewiß sein durfte, dadurch keine Beeinträchtigung seiner Ansprüche zu erleiden und auf Katharinens Gemüth zu seinen Gunsten zu wirken.

So war es besonders zunächst der junge Graf Rivenwoldern, der acht Monate lang ihr leidenschaftlich Begünstigter war. Dann wußte sie Diesen, als die Gluthen der Leidenschaft erloschen waren, durch ihre liebenswürdige Gemüthlichkeit in ihren treuen Freund zu verwan-

deln, der ohne Eifersucht einem schönen jungen Polen, dem Graf Sapieha, seinen Platz als Favorit in den Armen der immer noch schönen Kaiserin überließ. Dieser Graf, der vom ersten Augenblick an, als er aus Polen an den Hof Katharinens gekommen war, ihre Augen auf sich gezogen hatte, genoß ebenfalls nicht lange ihre leidenschaftliche Liebe. Als sie seiner als Liebhaber überdrüssig geworden war, wußte sie sich auch seine Freundschaft zu erhalten, indem sie ihn an die Tochter ihres Bruders, des Grafen Staweronsky, vermählte.

Wir haben die Geschichte der Erhebung dieses Grafen vom Bauern zum höchsten Range und Verwandten fürstlicher Häuser aus Katharinens Jugendleben nachzuholen.

12.

Katharinens Bruder.

In der Zeit, als Katharina sich noch im Höhepunkte der Liebe ihres Gemahls, des Czaren Peter, befand, wurde eine Entdeckung gemacht, die mehr Licht über ihre Herkunft verbreitete.

Auf einer Poststation in Kurland waren einige Bauern, die sich die Köpfe durch Branntwein erhitzt hatten, mit einander in Streit gerathen. Dabei hatte einer derselben sonderbare Aeußerungen fallen lassen, als:

„Wenn ich nur reden wollte, so würde man bald erfahren, daß ich hohe Verwandte und Beschützer habe, die mächtig genug sind, Eure Frechheit, die es wagt, mich zu beleidigen, so zu bestrafen, daß Ihr Euren Unverstand bald bereuen würdet.“

Zufällig war in derselben Gaststube ein aus Dresden zurückkehrender Abgesandter des Königs von Polen Augen- und Ohrenzeuge dieses Streits gewesen, und die seltsame Aeußerung des in einen schmuzigen Schafpelz gehüllten Bauern war ihm aufgefallen. Er betrachtete deshalb den auf seine vornehme Verwandtschaft pochenden Bauern etwas näher, und glaubte wirklich einige Aehnlichkeit Desselben mit der Kaiserin Katharina zu finden.

Nun wurde er neugierig zu erfahren, wer der Unbekannte wol sei, da er wußte, daß Katharina aus dem niedrigen Stande einer litthauischen Bauernfamilie herstammte. So vernahm er denn, daß es ein polnischer Bauer, aus Litthauen gebürtig, war, hier als Stallknecht dienend, der jene Aeußerung gemacht hatte. Diesen Vorfall schrieb der Envoyé der polnischen Gesandtschaft als ein unbedeutendes kleines Reiseabenteuer einem Freunde nach Petersburg, indem er über den Zufall der Aehnlichkeit dieses Bauern mit der Kaiserin scherzte.

Es wurde in der Petersburger vornehmen Gesellschaft, so auch am Hofe darüber gesprochen und gelacht, und auf diese Weise erfuhr es Peter, der seine Augen

und Ohren überall hatte. Er ließ sich den Brief geben, und da er aus Katharinens Erzählungen von ihrer Jugendzeit wußte, daß sie bei ihrer Mutter noch einen kleinen Bruder zurückgelassen habe, so kam er auf den Gedanken, darüber weitere Nachforschungen anstellen zu lassen.

Nun ließ er sogleich dem Fürsten Repnin, der damals Gouverneur von Riga war, den Befehl zugehen, über den jungen Bauer nähere Erkundigungen einzuziehen. Es ergab sich, daß derselbe Karl Staweronsky hieß, und der Gouverneur erhielt Befehl, ihn als einen verdächtigen Fremdling nach Petersburg einzusenden.

Der Polizeilieutenant nahm ihn nun dort ins Verhör, und unbefangen berichtete der junge Bauer, was er von seinem frühern Leben wußte. Er hatte nur einige undeutliche Erinnerungen an eine Schwester behalten, die er jedoch nur als Kind gesehen hatte. Er sagte auch aus, daß seine Aeltern polnische Bauersleute gewesen wären, die sich Anfangs in Dorpat niedergelassen, später aber nach Marienburg geflüchtet hätten, wo dann seine Aeltern gestorben wären; eine Schwester aber von ihm sei bei der Erstürmung von Marienburg in russische Gefangenschaft gerathen. Er wollte auch gehört haben, daß sie Leibeigene und Geliebte des russischen Eroberers von Marienburg, des Generals Schermetjew und später des Fürsten Mentschikoff gewesen sei. Endlich glaubte

er die Ehre zu haben, der Bruder einer Kammerjungfer, oder auch der Geliebten irgend eines hohen Herrn in Rußland zu sein.

Der Polizeilieutenant wurde sehr freundlich gegen den jungen Bauer, unterstützte ihn reichlich mit Gelde und gab ihm zu verstehen, daß er in seiner Sache niemals auf Gerechtigkeit hoffen dürfe, wenn er sich nicht an die Gnade des Czaren wende. Es wurde ihm versprochen, daß man ihm Gelegenheit geben wolle, persönlich eine Bittschrift um Ermittelung des Aufenthalts seiner Schwester dem Czaren zu übergeben.

Noch ahnete der junge Bauer nicht im Entferntesten, was ihm bevorstand. Indeß ließ Peter, nachdem er diese Mittheilungen über die Aussage des jungen Menschen erfahren hatte, in Kurland die sorgfältigsten Nachforschungen über seine früheren Verhältnisse anstellen. Alles stimmte mit den Aussagen Desselben so weit überein, daß Peter immer mehr die Ueberzeugung gewann, es könne dieser Bauer kein Anderer sein, als der längst verschollene Bruder seiner Gemahlin, der Kaiserin.

So ließ er sich ihn denn vorstellen, als er sich eines Tages bei einem seiner Hofmeister, Namens Schtepleff, zum Mittagsessen befand. Er fragte ihn jetzt selbst aus, und da alle Aussagen des jungen Postknechts mit den vorhergegangenen Ermittelungen genau stimmten, und besonders auch dessen wunderbare Aehnlichkeit mit seiner

geliebten Katharina jeden Zweifel beseitigte, so entließ er ihn mit dem Versprechen, seine Angelegenheit selbst untersuchen zu wollen.

Wer war froher als der Bauerbursche, der den Czaren zwar nicht gekannt hatte, doch nicht daran zweifelte, daß seine Sache in den Händen eines vornehmen Hofherrn jedenfalls gut aufgehoben sei.

Noch am Abend desselben Tages erzählte Peter seiner Gemahlin, daß er sich bei seinem Hofmeister sehr belustigt habe, und sagte: „Morgen werde ich ihn mit Deinem Besuche überraschen, und dann wirst Du hören und sehen und Dein blaues Wunder haben.“

Katharina war sehr neugierig geworden und suchte durch Fragen mehr zu erfahren; aber Peter blieb verschlossen und heiter. Am folgenden Tage führte er Katharina zu Schtepleff, der schon unterrichtet war von diesem Besuch, aber sich sehr überrascht und bestürzt stellte über die große Ehre, welche ihm die Kaiserin erwies.

Man dinirte und war heiter und guter Dinge. Katharina scherzte sehr viel, ohne nur eine Ahnung davon zu haben, daß man noch eine andere Ueberraschung vorhabe, als eine Belustigung.

Nach der Mahlzeit, als sie sich schon in einer Fenstervertiefung auf einem Lehnstuhle niedergelassen hatte, näherte sich ihr Peter, und ließ ihr den jungen Staweronsky

in der Tracht eines Bauern vorstellen. Ganz verwundert sah ihn Katharina an, ohne nur die leiseste Vermuthung zu hegen über die Absicht dieses Spaßes. Doch jetzt begann Peter sein Examen mit dem jungen Bauer, und Katharina fing an aufmerksam darauf zu werden. Jede Antwort spannte ihre Erwartung. Endlich, als der junge Mensch noch hinzugefügt hatte, wie er sich jetzt ganz genau erinnere, daß seine Schwester Martha geheißen und eine Zeit lang in dem Hause des Propst Gluck in Marienburg gelebt habe, darauf kurze Zeit mit einem schwedischen Dragoner verheirathet gewesen sei, da sagte Peter lachend zu Katharina, die ganz erstarrt dasaß: „Nun, verstehst Du denn immer noch nicht, was dieses Alles bedeutet?“

„Aber ich begreife nicht“..... antwortete sie ablehnend, indem sie die Farbe wechselte.

„Du begreifst Nichts,“ entgegnete der Kaiser lebhaft, „aber ich begreife Alles ganz gut. So wisse denn, daß dieser Mann Dein leiblicher Bruder ist.“ — „Nun geh',“ sagte er darauf zu Staweronsky, „küsse Katharina die Hand in ihrer Eigenschaft als Kaiserin, und sodann umarme sie als Deine Schwester.“

Katharina war so angegriffen, daß sie in Ohnmacht sank. Peter bemühte sich, sie durch Riechsalz wieder zum Bewußtsein zu bringen. Als sie endlich ihr Bewußtsein wiedergewonnen hatte, sagte der Kaiser: „Nun

wohl, Katharina, dieser Mann ist mein Schwager; wenn er Verstand besitzt und rechtschaffen ist, so werden wir auch aus ihm noch Etwas machen."

Nun blieb Staweronsky noch einige Zeit im Hause des Hofmeisters Schtepleff, und Dieser suchte ihm eine gute Erziehung zu geben, die bis dahin völlig vernachlässigt gewesen war. Der gemeine Russe ist sehr bildungsfähig. Sein Herr kann mit Hülfe der Knute und des Branntweins Alles aus ihm machen, was er will, sei es Schneider, Schuster, oder Dichter, oder Musiker. So auch hier. Der edle Schwager des Czaren gewann mit der vornehmen Kleidung auch bald das Ansehen und die Haltung des vornehmen, gebildeten Mannes. Das genügte damals vollkommen, um am russischen Hofe von der niedrigsten Stufe der Gesellschaft zur höchsten aufzusteigen und sich im höchsten Range geltend zu machen.

Als Katharina regierende Kaiserin geworden war, überschüttete sie ihren Bruder mit Gnadenbeweisen und Reichthümern. Er erhielt den Grafentitel und er selbst, ein gewesener Leibeigener, bekam viele Tausend Seelen geschenkt; dazu das Band des St. Andreasordens.

Staweronsky blieb auch als Graf ein stiller, bescheidener Mann und gütiger Herr seiner leibeigenen Bauern, die ihn mit großer Liebe ihren Batuschka (Väterchen) nannten, für ihn freudig arbeiteten und täglich beteten vor dem heiligen Marienbilde in ihren

kleinen Blockhäusern mit den künstlich geschnitzten Giebeln und Galerien, welcher Schmuck die Wohlhabenheit seiner Bauern bewies.

Er nahm nie Theil an den Lastern und Ausschweifungen des Hofes, und benutzte den Einfluß seiner Schwester, um den Armen und Unglücklichen Hülfe, in Ungnade Gefallenen Gnade und Rettung vor der Knute oder Verbannung nach Sibirien zu verschaffen.

Da Staweronsky, außer seiner unbeschreiblichen Herzensgüte, weder Geist, noch andere hervorragende Eigenschaften besaß, so konnte Peter seine Absicht, Etwas aus ihm zu machen, nicht durchführen. Er ließ ihn Anfangs im Hause des Hofmeisters unbemerkt in seinem stillen Glücke fortvegetiren, dann aber gab er ihm die Tochter eines reichen und angesehenen Bojaren zur Gemahlin. Am Hofe erschien aber der Bruder der Kaiserin erst nach dem Tode Peter's I.

Aus seiner stillen, glücklichen Ehe hatte er eine Tochter, ein schönes, feingebildetes Mädchen. Diese junge Gräfin Staweronska wurde, wie ich erwähnt habe, die Gemahlin des in Gnaden entlassenen Liebhabers der Kaiserin, des Grafen Sapieha, der ein naher Verwandter des Königs Stanislaus von Polen, aus der Familie Lescinski, und ein Vetter der Königin von Polen, einer geborenen Opolinska war. Dadurch wurde der Sohn

des leibeigenen Bauern verwandt mit den bedeutendsten Fürstenfamilien in Europa.

13.

Katharinens Glaube an Träume. — Anordnung der Thronfolge.

Katharina vereinigte mit ihrer großen Entschlossenheit einen wunderbaren Wahn und Aberglauben. Besonders waren es Träume, denen sie große Bedeutung zuschrieb. Jeden Morgen erzählte sie ihrer Kammerfrau die Träume, die sie in der Nacht gehabt hatte, und war unerschöpflich in Auslegung derselben. So hatte ihr den Monat vor ihrem Tode geträumt, daß ihr plötzlich ihr verewigter Gemahl, mit einer römischen Toga bekleidet, das Haupt mit dem Lorbeer des Helden bedeckt, erschienen sei. Er habe sich ihr mit einer höchst befriedigten Miene genähert, sie umarmt und habe sich mit ihr durch die Lüfte erhoben. Aus der Höhe noch einmal auf die Erde niederblickend, hätte sie ihre Töchter Anna und Elisabeth von einer großen Menge Menschen umgeben gesehen, die mit einander gekämpft und gegenseitig auf einander losgeschlagen hätten. Diesem gab sie die Deutung: „Er verkündet mir mein nahes Ende und die Streitigkeiten, die dadurch wegen der Thronfolge entstehen werden.“

Mentschikoff benutzte diese Auslegung, indem er sich betroffen stellte, als glaube er selbst an die Wahrheit derselben, um Katharina zu bewegen, nach dem Erbfolgegesetz Peter's des Großen, das jeden russischen Herrscher berechtigte, seinen Nachfolger selbst zu ernennen, in einem Testament eine solche Verfügung zu treffen. Er stellte ihr vor, daß nach dem Traume, der eine Offenbarung Gottes sei, Unheil, Kampf und Unfriede der Wahl einer ihrer Töchter zur Kaiserin folgen würden. Es könne diese Erhebung ihrer Lieblinge nur zum Unglück Derselben gereichen, denn Revolution, Entthronung und Verbannung ins Kloster würden die unausbleiblichen Folgen für die Unbegünstigte sein. Dagegen würden alle Parteien befriedigt werden, wenn der junge Peter, der jetzt zwölfjährige Sohn des unglücklichen Alexei, dem sie ja auch schon bei ihrem Regierungsantritte die Thronfolge versprochen habe, zur Regierung berufen würde. Das Hinderniß der großen Jugend Desselben würde sich leicht beseitigen lassen, wenn Derselbe unter eine vormundschaftliche Commission gestellt würde, an deren Spitze er selbst die Geschäfte und die Verwaltung in Peter's des Großen Geiste, wie unter Katharinens Herrschaft, fortzuführen im Stande sein würde.

Katharina überzeugte sich, daß es Gottes Wille sei, die Thronfolge so zu ordnen, wie Mentschikoff ihr vorgeschlagen hatte, und sie legte diese Erklärung in einem

Testamente nieder, welches nach Mentschikoff's Dictaten aufgesetzt war und er im Staatsarchiv niedergelegt hatte.

Welche bedeutende Hintergedanken, sich auch ferner die Herrschaft zu sichern, Mentschikoff damit verband, werden wir im Folgenden sehen.

Uebrigens wurde Katharina durch ihre Liebschaften, durch Vergnügungen und Traumdeuterei immer mehr abgezogen von den Staatsgeschäften, und so hatte Mentschikoff, nicht eben zum Heile Rußlands, seine ehrgeizigen Pläne, die Alleinherrschaft an sich zu reißen, in hohem Grade erreicht.

14.

Verfall der Sitten.

Hätte Katharina ihre Gedanken nicht so oft durch Auslegung ihrer Träume und Beunruhigung darüber ablenken lassen, wäre sie nicht so sehr dem Vergnügen, den Zerstreuungen, dem Glanze des Hofes ergeben gewesen, hätte sie sich nicht so viel mit ihren wechselnden Herzensangelegenheiten beschäftigt, mit einem Worte, wäre sie nicht mehr Weib als Regentin gewesen, so würde sie nicht nach und nach die Regierung völlig an Mentschikoff überlassen und nicht gestattet haben, daß Dieser, zum Unglück von tausend Familien, in Katharinens Namen einen so maßlosen Despotismus in einer

so übermüthigen Willkürherrschaft führte, wie sie noch nicht dagewesen war.

Tausende wurden geknutet und nach Sibirien verbannt, die nur irgendwie im Verdachte standen, mit seiner Gewaltherrschaft unzufrieden zu sein, oder dagegen conspiriren zu wollen.

Das traurigste Beispiel von seinem Despotismus gab sein Verfahren gegen die unglückliche Eudoria, deren strenge Klosterzucht noch durch die härteste Gefangenschaft entsetzlich erschwert wurde, wie wir bereits erzählt haben.*)

Hatten sich schon unter Peter dem Großen am russischen Hofe die Sitten bedeutend gelockert, so begann mit Katharina I. jenes Weiberregiment in Rußland, unter welchem die Zügellosigkeit der Sitten, die Schamlosigkeit der Frauen, die Maßlosigkeit der Günstlingsherrschaft, die heillose Verschwendung von Staatsgut an Favoriten allen Glauben überstieg.

Sah Katharina noch einigermaßen auf äußern Anstand, und gab sie sich mehr mit dem Herzen, als mit den Sinnen ihren Verirrungen hin, so waren ihre Nachfolgerinnen Elisabeth und Katharina II. wahre Messalinen an Ueppigkeit und schamloser Ausschweifung.

---

*) In der historischen Novelle: „Eudoria."

Wie sollten, bei solchem Beispiele von der Herrscherin am Hofe, die Frauen Sitte und Anstand beobachten? wie die Männer sich in ihren Ausschweifungen, Gelüsten und Verschwendungen zügeln? Wie mußte dieses böse Beispiel weiter greifen, in das Volksleben eindringen, wo ohnehin schon das Laster der Trunkenheit zu den vorherrschenden Neigungen gehört, wo die allgemeine Sitte die Frauen berechtigt, jedes Schamgefühl abzulegen, indem sich ganz unbefangen alte und junge Weiber aus dem Volke öffentlich mit Männern vermischt im Flusse baden und sich gar nicht geniren, wenn Männer auf den belebten Straßen diesem Vergnügen zusehen, wo man heute noch leicht Zutritt erhält in den Badeanstalten der Frauen, indem man sich nur für einen Arzt oder einen Maler auszugeben braucht, der seine Venus-Modelle studiren wolle, wo selbstin den russischen Familienbädern vornehmer Häuser der Herr sich im Schweißbade ganz unbefangen von nackten leibeigenen Mädchen bedienen läßt, ohne daß irgend Jemand daran Anstoß nähme; wo endlich die vornehmsten Damen sich von männlichen Leibeigenen Dienste leisten lassen, deren Geheimnisse sonst nur Kammerfrauen anvertraut werden, und wo sie dieses gar nicht auffallend finden, indem sie sagen: Der ist ja weder Mensch noch Mann, er ist mein Sclave, er sollte sich einmal unterstehen, wenn er mir das Corset zuschnüren, oder mich im Bade bedienen muß, nur zu

denken, daß es zweierlei Geschlechter giebt, ich würde ihn halbtodt knuten lassen.

Diese Züge aus dem russischen Volksleben muß man kennen, um die Zügellosigkeit, die sich am russischen Hofe von jetzt an unter dem Weiberregiment immer mehr entwickelte, nur als möglich zu begreifen.

So wirkte auch Mentschikoff's Beispiel verderblich auf alle Beamte des Reichs. Sein eigener Despotismus machte hundert und tausend kleinere Despoten; wie er für jede Begünstigung Geschenke annahm, so ging dieses bis in die untersten Schichten der Beamtenhierarchie. Wie er seine Gewalt im Großen mißbrauchte, um sich durch Erpressungen zu bereichern, so jeder Gouverneur einer Provinz, jeder Beamte, sowol im Steuerwesen, wie in der Verwaltung, bis zum untersten Dorfrichter; so im Militair, wo Generale, Obristen, Hauptleute und Unterofficiere mitzehrten vom Solde der unglücklichen Soldaten, die, gewaltsam ausgehoben aus der Zahl der Leibeigenen, ihren Familien entrissen wurden, Weib und Kind verlassen mußten, um auf dreißig Jahre in die noch härtere Sclaverei des Waffendienstes einzutreten; so die Kneesen und Bojaren, die ihre maßlose Verschwendung am üppigen Kaiserhofe durch Auspressen ihrer Leibeigenen zu decken suchten, welche sie Wissenschaften und Künste erlernen ließen und denen sie Urlaub gaben, in großen Städten Handel und Gewerbe zu treiben, um ihren

reichen Verdienst zu theilen und das Vermögen der Leibeigenen als das ihrige zu benutzen; denn nie lösten sich die Bande der Sclaverei, weder durch Wissenschaft, noch durch Kunst und Bildung, noch durch Reichthümer, und Nichts kann der Leibeigene für sich selbst erwerben, oder auf seine Kinder vererben, — Alles gehört dem Herrn!

Solche Zustände in Rußland, die selbst die edlere Autokratie von Alexander I. und Nikolaus I. nicht ganz auszurotten vermochte, muß man kennen, um manche heutige Erscheinungen in der russischen Culturgeschichte zu erklären, die in den damaligen Zuständen ihre tiefgreifenden Wurzeln haben.

Rußland gewährte damals und gewährt zum Theil noch heute das Bild einer tiefen innern Rohheit, einer barbarischen Nationalität, die nur in den höheren Ständen durch die Scheincultur der Bildung überfirnißt ist.

Doch nun zurück zu unserer Geschichte.

15.

Katharinens Tod. — Mentschikoff's Benehmen. — Gerüchte, daß Katharina vergiftet sei.

Auch Katharinen war ihr Ziel gesetzt. Nachdem sie nur zwei Jahre und zwei Monate im höchsten Glanze

einer Kaiserin das unermeßliche russische Reich, welches über Asien wie über Europa seine Arme ausstreckte, regiert hatte, erlosch ihr glänzendes Lebenslicht am 5. März 1727 im Winterpalast zu Petersburg. Sie war nur acht und dreißig oder neun und dreißig Jahre alt geworden.

Selten hat ein Mensch einen gleichen Aufschwung des Glücks erfahren, wie diese Tochter eines leibeigenen Bauern, die das Schicksal zur herrschenden Kaiserin des russischen Reiches erhob. Als ein armes leibeigenes Mädchen aus dem tiefsten Dunkel hervorgegangen, erreichte sie durch ihre Schönheit, Liebenswürdigkeit und besonders durch das Hingeben ihrer Reize, wodurch Andere oft in das tiefste Elend gerathen, den Glanz eines Thrones, der von allen Mächten Europa's und Asiens anerkannt, geachtet und gefürchtet war; dabei die Macht einer Autokratie über Völker, deren Tapferkeit nahe an barbarische Wildheit streift, und dazu, ein schönes Zeugniß der Geschichte, die Liebe ihrer Unterthanen, welche die aus dem Volksleben entsprossene Kaiserin mit Ehrfurcht ihre Mutter nannten.

Man wußte recht gut, daß man alles Uebel einer despotischen und bestechlichen Verwaltung Niemandem als Mentschikoff zuzuschreiben hatte.

Hatte Dieser sich durch Stolz und Uebermuth den tiefsten Haß der vornehmen Bojaren zugezogen, so beug-

ten sie sich doch tief vor ihm, je mehr sein Einfluß stieg. Mentschikoff, der die Großen des Reichs durch seinen Hochmuth beleidigte, besaß keine der Eigenschaften eines geschmeidigen, einnehmenden Wesens, worüber man wol hätte seine niedrige Herkunft vergessen können. Er benahm sich wie ein geborener Herrscher, jedoch nicht selten mit der Rohheit eines niedrig geborenen.

Bei dem allgemeinen Haß, den man nicht wagte laut werden zu lassen, war es kein Wunder, wenn nach Katharinens Tode Gerüchte entstanden, daß sie von Mentschikoff heimlich vergiftet sei.

Es war bekannt, daß Mentschikoff nur sehr ungern die Fesseln seiner despotischen Herrschaft trug, welche ihm das Leben einer klugen und wohlwollenden Kaiserin mehr oder weniger auflegte. Man wußte durch vertraute Personen am Hofe, daß Katharina eben so ungern Mentschikoff's immer rücksichtsloser hervortretende Vormundschaft ertrug. Dieser selbst mußte immer, so lange Katharina noch lebte, eine Katastrophe erwarten, die ihn von seiner Höhe herabstürzte; weit bequemer fand er es, als Vormund eines unmündigen Knaben das Reich zu beherrschen, wie als Rathgeber einer klugen Frau, die in ihren Neigungen so wandelbar war.

Dazu hatte Mentschikoff in der letzten Zeit ihres Lebens, gleichsam, als hätte er ihr nahes Ende geahnet, sich damit beschäftigt, den auf sein Andringen von der

Kaiserin erwählten Thronerben, Alexei's zwölfjährigen Sohn Peter, an sich zu ziehen und von sich abhängig zu machen. Die plötzliche Zurückberufung des Prinzen, der sich damals auf einer Reise befand, zu einer Zeit, als man den Tod der Kaiserin noch nicht so nahe wähnte, war ganz geeignet, dem Verdachte Nahrung zu geben, daß er an diesem über Erwartung rasch erfolgenden Tode Derselben nicht ohne Schuld gewesen sei.

Zur Beglaubigung dieses Verdachts erzählte man folgende Anekdote: während der letzten Krankheit der Kaiserin hätten die Aerzte ihr einen Trank verschrieben gehabt, den Mentschikoff in eigener Person der Kaiserin brachte. Er behielt denselben lange in der Hand, dann reichte er die Tasse mit diesem Heiltrank der Leidenden, die bald darauf, von heftigen Krämpfen ergriffen, starb. Man erzählt ferner, daß eine Kammerfrau, von einem seltsamen Gelüste ergriffen, den Rest des Trankes, der in der Tasse geblieben war, ausgetrunken habe, und nun plötzlich in dem Grade erkrankt sei, daß sie ohne zeitige ärztliche Hülfe schwerlich mit dem Leben davongekommen sein würde.

Wahrscheinlicher, den Verhältnissen nach, erzählen Andere, daß sie an der Auszehrung, in Folge innerer Lungengeschwüre, des Todes verblichen sei; auch wollte man wissen, daß sie an einem Krebsgeschwür in der Brust gelitten habe; dann sei auch noch Wassersucht

hinzugetreten, also Todesursachen genug, die Mentschikoff ihre baldige Auflösung hatten voraussehen lassen können, weshalb kein Grund für Denselben vorlag, ihren Tod noch zu beschleunigen. Zudem war Mentschikoff's ganzer Charakter zu offen, gerade und gewaltsam, um es glaubhaft zu finden, daß er ein feiger Giftmörder sei.

Mit Katharinens Tode begann eine neue und die glänzendste Phase seines bewegten Lebens, worin ihm aber sein Uebermuth den Sturz von der Höhe zum tiefsten Elend herbeizog.

16.

Mentschikoff's Despotismus und Eigennutz. — Verlobung des jungen Kaisers mit seiner Tochter. — Unterschlagung einer Geldsumme.

Mentschikoff säumte keinen Augenblick, sich sofort nach Katharinens Ableben der Zügel der Regierung zu bemächtigen.

Schon als Katharina noch lebte, hatte er sich unter dem Schein, väterlichen Wohlwollens das Vertrauen des jungen Peter zu gewinnen gewußt. Dieser folgte ihm unbedingt, als seinem wohlwollenden, erfahrenen Rathgeber. Hätte Mentschikoff weniger Hochmuth besessen und mehr Heuchelei und geschmeidige Gewandtheit, so war er auf dem besten Wege, in aller Güte den Thronfolger nach seinem Willen zu leiten.

Katharina I. hatte, wie wir wissen auf Mentschikoff's schlauen Rath, den Sohn des unglücklichen Alexei zum Thronfolger ernannt, und Dieser bestieg nun den Thron in dem noch zarten Alter von 12 Jahren, unter dem Namen Peter II.

Aber Katharina hatte gleichzeitig in ihrem letzten Willen eine Vormundschaft eingesetzt, welche, bis Peter das 16. Jahr vollendet haben würde, die Regierung führen sollte. Dieses vormundschaftliche Conseil sollte bestehen aus Katharinens beiden Töchtern, den Prinzessinnen Anna und Elisabeth, dem Herzoge von Holstein (dem Gemahle der Erstern), dem Fürsten Mentschikoff und fünf Senatoren. Mentschikoff aber, der den Vorsitz übernahm, berief nur ein Mal diesen Regentschaftsrath zusammen, dann nie wieder, und handelte von da an mit unbeschränkter Willkür. Er ergriff seine Maßregeln mit besonderer Vorsicht, besonders gegen den Herzog von Holstein-Gottorp, Anna's Gemahl, der in seiner Eitelkeit laut triumphirte, daß er mit in den Regentschaftsrath, mithin zur Theilnahme an der Regierung berufen sei. Aber Mentschikoff sorgte dafür, daß er auch nicht das Geringste zu befehlen hatte und nicht den unbedeutendsten Einfluß gewann.

Vor allen Dingen nahm Mentschikoff den jungen Kaiser, unter dem Vorwand größerer Vorsorge, aus dem

kaiserlichen Winterpalast in seinen eigenen, eben so schönen und großartigen Palast auf.

Eine Partei, welche versuchte, sich zu Gunsten der Herzogin von Holstein, Prinzessin Anna, geltend zu machen und Diese auf den Thron zu heben, wurde von Mentschikoff gewaltsam erdrückt. Alle Theilnehmer dieser Partei, ja wer ihm nur irgendwie verdächtig geworden war, um diesen Plan gewußt zu haben, wurde verhaftet, und auf echt russische Weise fast zu Tode geknutet und nach Sibirien verbannt.

Bald nach diesen entsetzlichen Vorfällen, die so viele der vornehmsten Familien unglücklich gemacht hatten, wurde die feierliche Verlobung des unmündigen jungen Kaisers mit einer der beiden jungen Töchter Mentschikoff's in seinem glänzend erleuchteten Palaste vollzogen.

Dazu bewog Fürst Mentschikoff auch noch den jungen Kaiser, zu genehmigen, daß seine jüngere Schwester Natalie, damals noch ein liebliches Kind, mit einem seiner jungen Söhne verlobt wurde.

Damit glaubte Mentschikoff für die Zukunft seiner Familie hinreichend gesorgt zu haben. In der Verblendung seines Stolzes und seiner Vaterliebe hatte er es nicht einmal bemerkt, daß der junge Kaiser während der ganzen Verlobungsfeierlichkeit und auch bei Tafel die in der peinlichsten Verlegenheit neben ihm sitzende

schöne junge Braut mit keinem Blicke ansah, und noch weniger ein Wort mit ihr sprach.

In seiner stolzen Sicherheit trotzte Mentschikoff besonders dem Herzog von Holstein und dessen Gemahlin Anna, und demüthigte Beide auf eine Weise, daß Dieselben, um sich seinem Hochmuth zu entziehen, gleichsam als Vertriebene, Rußland verlassen mußten.

Später entfernte er seine anerkannten Feinde vom Hofe. Aber sein Donnerkeil erreichte nicht alle. Es blieben noch einige, die einen zu mächtigen Anhang unter den Großen des Reichs hatten, und aus zu angesehenen Familien entsprossen waren, um es wagen zu dürfen, jetzt schon Dieselben ganz vom Hofe zu verweisen.

Diese Halbheit in der Strenge seiner Willkürherrschaft sollte ihm aber bald zum Verderben gereichen. Die Zahl seiner Feinde vermehrte sich von Tage zu Tage, sowol durch die Vertriebenen und deren Verwandte und Anhänger, als auch durch die am Hofe noch zurückgebliebenen Gegner und deren Partei, die in beständiger Furcht lebten, von dem übermüthigen Gewaltherrscher ebenfalls vom Hofe verwiesen, ja nach Sibirien geschickt zu werden.

So entstanden insgeheim gegen Mentschikoff bedenkliche Verschwörungen, und die Verschworenen lauerten

nur auf Gelegenheit, den despotischen Günstling des Glückes von seinem angemaßten Thron zu stürzen.

Mentschikoff war zu stolz und zu sicher, um von diesen gegen ihn im Geheimen schleichenden gefährlichen Intriguen das Geringste zu ahnen.

In diesem Hochmuth gab er sich ganz seinen verschwenderischen und habsüchtigen Neigungen hin. Bei allem Glanze, worin er lebte, bei der fürstlichen Freigebigkeit, womit er das Geld aus vollen Händen an kostbare Liebhabereien und großartige Paläste, die er baute, verschwendete, häufte er doch von Tage zu Tage mehr seine Reichthümer. Die von Peter dem Großen hinterlassenen Schätze hatte er stets als sein Eigenthum betrachtet und zur Vermehrung seiner Besitzthümer verwendet. Durch Erpressungen und Bestechlichkeit in den wichtigsten Staatsangelegenheiten, wodurch auswärtige Gesandte, selbst zum Nachtheil Rußlands, Alles von ihm erreichen konnten, hatten seine Reichthümer so fabelhaft zugenommen, daß man von ihm sagen konnte, was vom Kaiser Karl V. erzählt wird: er besaß in allen Theilen Rußlands so viel Domainen und Schlösser, daß er von einer Grenze des ungeheuren Reichs, von Riga in Liefland bis Derbend in Persien reisen und dennoch jede Nacht auf einer seiner zahllosen Besitzungen ausruhen konnte.

Dazu hatte ihn Kaiser Karl VI. zum römischen

Reichsfürsten erhoben, und ihm das Herzogthum Kosel in Schlesien als Lehen verliehen. Von den Königen von Polen, Dänemark und Preußen erhielt er ihre höchsten Orden und Pensionen, die wahrlich nicht durch Verdienste um Rußlands Macht und Ehre, sondern eher durch Verrath desselben an auswärtige Mächte erworben waren.

Endlich ging Mentschikoff's Uebermuth so weit, daß er es den Bitten und Befehlen des jungen Kaisers geradezu verweigerte, seiner Schwester Natalie eine von Dieser gewünschte, nicht sehr bedeutende Geldsumme auszahlen zu lassen; auf ferneres Andringen verstand er sich aber endlich dazu, die Summe aus dem Staatsschatze zu erheben und zur weitern Besorgung an sich zu nehmen. Aber Natalie erhielt niemals diese Summe. Mentschikoff hatte sie, ohne darüber Rechnung zu geben, in seinen Privatschatz gelegt.

Aber diese Unterschlagung sollte ihm gleichsam der Nagel zu seinem Sarge werden — die Veranlassung zu seinem Sturze.

17.

Die Dolghoruki's. — Mentschikoff's Sturz.

In der Politik sind oft geringe Ursachen von großer Wirkung.

Während Mentschikoff auf dem Gipfel seiner Macht stand, während er Allem trotzte, was das große Reich an mächtigen, angesehenen und reichen Männern besaß, so daß selbst die Minister von Mentschikoff mit dem Schaffot bedrohet wurden, wenn sie das Geringste gegen seine kategorischen Befehle einzuwenden wagten, wurde sein Untergang durch einen unbedeutenden jungen Mann vorbereitet, den keine den Parteien, die sich gegen Mentschikoff verschworen hatten, nur im Geringsten beachtete.

Dieser kaum dem Knabenalter entwachsene Jüngling war ein Sohn des damaligen Untergouverneurs des jungen Kaisers, Wassili Lukitsch Dolghoruki. Er hieß Iwan, war mit Peter in ziemlich gleichem Alter und dessen Spielgefährte. Dieser junge Mensch ward von Mentschikoff mit beleidigendem Stolze behandelt, und hatte sogar einige Schläge von ihm erhalten, weil er mit dem jungen Kaiser über Dinge gesprochen hatte, von denen Dieser, nach Mentschikoff's Willen, Nichts wissen sollte.

Iwan aber war eine edlere Natur. Aus einer der angesehensten Familien abstammend, hatte er von Jugend auf seinen angeborenen Stolz. Mentschikoff, der Sohn eines Bauern, konnte weder er, noch sein Vater, der Gouverneur des Kaisers, höher achten, als wie einen unberechtigten Emporkömmling. Iwan stand zu dem jun-

gen Kaiser in den Verhältnissen eines Vertrauten und Jugendgespielen. Nicht selten schüttete der junge Peter gegen ihn sein Herz aus, wenn er sich über Mentschikoff's rücksichtslose und anmaßende Behandlung beschweren zu können glaubte. Iwan Dolghoruki war klug genug, um den mächtigen Günstling des Glücks in der Nähe zu beobachten, was ihm um so leichter wurde, da er mit dem jungen Czaren in seinem Palaste wohnte. Sein Vater war eben so sehr gegen Mentschikoff erbittert, weil Dieser ihn, den Edelmann von altem Hause, nichtachtend wie einen Bedienten behandelte.

So erkannte denn auch bald der junge Iwan, daß Mentschikoff Nichts beabsichtige, als unbeschränkte Alleinherrschaft und Unterdrückung jeder selbstständigen Willensäußerung des jungen Kaisers. Dieser klagte seinem Vertrauten unter Anderem öfters, wie verhaßt ihm die ihm aufgedrungene Verbindung mit der Tochter eines solchen Tyrannen sei, der oft, nur um seine Macht fühlbar zu machen, ihm den unschuldigsten Wunsch versage, und doch gebe es kein Mittel, sich von diesem seinem Unterdrücker loszumachen, so lange er noch nicht das sechzehnte Lebensjahr vollendet haben würde.

Damit aber war die Zunge des jungen Dolghoruki gelöst, und in vertrauter Stunde erzählte er Alles, was er von Mentschikoff's Absichten und Plänen wußte, und bewies durch einzelne Thatsachen, daß Derselbe darauf

ausgehe, den Geist und Willen des jungen Kaisers zu unterjochen, daß er hoffen dürfe, auch nach dem Termine seiner Großjährigkeit der Alles geltende Beherrscher von Rußland zu bleiben, ihn selbst aber in beständiger Unmündigkeit und Abhängigkeit zu erhalten.

Man darf aber nur einem jungen Herrscher beweisen, daß er unter einem unerträglichen Joche steht, um ihn immer bereit zu finden, es abzuschütteln.

Auf jenen Feind, fast im Schooße seiner Familie, hatte Mentschikoff nicht gerechnet. Der junge Dolghoruki war ihm eine zu unbedeutende Creatur, um ihn nur zu beachten, oder gar irgend eines nachtheiligen Einflusses für fähig zu halten.

Dagegen hatte Mentschikoff sein Auge fortwährend auf die Großen des Hofes gerichtet, die er mit feilen Spionen, welche er nicht selten unter ihrer eigenen Dienerschaft gewann, zu umstellen wußte, und bei der geringsten verdächtigen Aeußerung, die ihm hinterbracht wurde, verfolgte er sie unerbitttlich und vermehrte dadurch die Zahl seiner Feinde, ohne der Hydra nur einen ihrer hundert Köpfe abschlagen zu können.

Da wollte es sein böses Geschick, daß er inmitten seines ruhelosen Strebens von einer Krankheit, die er sich durch seine maßlosen Ausschweifungen zugezogen hatte, befallen wurde.

So auf dem Krankenbette gefesselt, konnte Men=

tschikoff weder es beobachten, noch hindern, daß die beiden Dolghoruki's hinter seinem Rücken Intriguen und Verschwörungen gegen ihn anstifteten. Dolghoruki, der Vater, sprach darüber ein vertrauliches Wort mit dem Minister Ostermann, der ein kluger und feiner Kopf war. Dieser haßte den mächtigen, übermüthigen Günstling des Glücks aus tiefster Seele, da er ihm nie vergessen konnte, daß Mentschikoff ihm einst mit dem Schaffot gedrohet hatte.

Jetzt schien ihm der günstigste Zeitpunkt zur Vernichtung dieses Uebermüthigen zu sein. Die Jahreszeit war gekommen, zu welcher der Hof alljährlich nach Peterhof zu übersiedeln pflegte. Mentschikoff hatte weder einen Vorwand, noch Veranlassung, dieses zu hindern; seine Krankheit aber hatte ihn auf das Siechbett in seinem Hause gefesselt; er mußte daher den jungen Kaiser dem Einflusse seiner Feinde überlassen, von deren geheimer Feindschaft er jedoch nicht das Mindeste ahnte.

Die beiden Dolghoruki's und der Minister, Graf Ostermann, gingen mit dem ganzen Hofe nach Peterhof, einem sechs Werste von Petersburg gelegenen reizenden Lustschlosse. Sie benutzten den dadurch gewonnenen Einfluß auf den jetzt von Mentschikoff unabhängigen Kaiser höchst schlau, um die Intriguen des genannten Ministers durchzuführen.

Wäre Mentschikoff, als er wieder genesen war, so

vorsichtig gewesen, dem Hofe nach Peterhof zu folgen, so würde die ihn so schwer treffende Katastrophe sicher noch nicht zum Ausbruche gekommen sein; er hätte vielleicht die schon weit vorgeschrittene Verschwörung entdeckt und würde den Ausbruch derselben durch Verbannung der Theilnehmer nach Sibirien für immer unmöglich gemacht haben; aber in seiner stolzen Sicherheit verließ ihn diesmal seine gewohnte Vorsicht. Sein Geschick sollte sich erfüllen. —

Mit seinen großen, ehrgeizigen Plänen beschäftigt, übersah er die kleinen Intriguen, die in der Nähe des unmündigen jungen Kaisers um so gefährlicher vorgingen. Er hielt Diesen so durchaus für eine Null, für so unbedeutend, daß er bei der Unterwürfigkeit, die ihm der junge Peter II. von jeher bewiesen hatte, bei dessen Scheu und Schüchternheit denselben gar nicht für fähig hielt, in seiner Gegenwart nur das Mindeste selbstständig oder unter Leitung seiner Verführer zu unternehmen. Des Beistandes der Armee glaubte er als Oberbefehlshaber derselben sicher zu sein; der kaiserliche Schatz stand zu seiner Verfügung; die Minister glaubte er eingeschüchtert zu haben durch Drohungen, und durch seine Schreckensherrschaft meinte er jeden Versuch zum Widerstande niedergeschlagen zu haben.

So glaubte er ohne Gefahr sich seine Empfindlichkeit darüber merken lassen zu können, daß der Hof,

ohne eine zarte Rücksicht auf seine Krankheit zu nehmen, sich nach Peterhof begeben hatte, und um diese Verstimmung recht deutlich an den Tag zu legen, ging er nach seiner Genesung nicht nach Peterhof, sondern nach seinem Lustschlosse Oranienbaum, damit dort eine Kapelle, die er hatte bauen und einrichten lassen, in seiner Gegenwart eingeweihet würde. Er that es, ohne zuvor seinen kaiserlichen Mündel in Peterhof zu besuchen. Er ließ Diesen und den ganzen Hof zu der Ceremonie der Einweihung der Kapelle einladen, die mit allem Glanze der Kirche durch den Metropoliten und die hohe Geistlichkeit in den prächtigsten Meßgewändern erfolgen sollte. Aber der Hof erschien eben so wenig, als der junge Kaiser. Dieser ließ sich mit einem geringen Unwohlsein entschuldigen. Dies geschah nach dem Rathe des schlauen Ministers Grafen Ostermann auf Vorstellung der beiden Dolghoruki's, welche die Charakterschwäche und die Furchtsamkeit des jungen Kaisers kannten, der sich durch die imponirende Persönlichkeit Mentschikoff's so hatte einschüchtern lassen, daß er jeden Gedanken an Widerstand aufgegeben haben würde.

So sah sich denn Mentschikoff mit seiner Familie allein bei der Einweihungsfeier der Kapelle, wozu er so große Zurüstungen gemacht hatte. Das war ihm sehr verdrießlich, und in der Absicht, dem Kaiser wie

dem ganzen Hofe es merken zu lassen, wie sehr er diese Rücksichtslosigkeit übel genommen habe, ging er, mehr geärgert als beunruhigt, am Abend desselben Tages nach Peterhof.

Aber er fand den jungen Kaiser nicht anwesend. Man hatte Denselben trotz der vorgegebenen Unpäßlichkeit, auffallend genug, unter dem Vorwande einer Jagdpartie von dort entfernt. Anstatt darin eine Absichtlichkeit zu erkennen, den Kaiser seinem Einflusse zu entziehen, erschien ihm dieses Verfahren in seiner stolzen Verblendung als eine knabenhafte Unart, die er gehörig zu tadeln und an den Umgebungen des Kaisers zu züchtigen sich vornahm.

Um für diesen Zweck die Rückkehr des jungen Kaisers zu erwarten, blieb er noch am folgenden Tage in Peterhof, aber Peter II. mit seiner Suite kehrte nicht wieder nach Peterhof zurück. Um nun den feierlichen Empfang seines kaiserlichen Mündels in Petersburg anzuordnen, begab er sich selbst dahin, und besuchte alle Regierungsbüreaux, um überall seine Befehle zu ertheilen, und dies geschah mit dem rücksichtslosen, oft beleidigendem Uebermuthe des Despoten, der ihm schon zur Gewohnheit geworden war.

Kaum hatte Mentschikoff in Petersburg diese ersten Geschäfte abgemacht, so erfuhr er, daß der junge Kaiser von Peterhof heimlich entwichen war. Mit

Schrecken sah er, daß alle Wachen in Petersburg abgelöst und durch Truppentheile ersetzt waren, deren Unzuverlässigkeit ihm aus mehreren Vorfällen bekannt geworden war. Mit Erstaunen sah er die ganze Garnison unter den Waffen, ohne daß er den geringsten Befehl dazu gegeben hatte.

Im höchsten Grade darüber verstimmt und mit dem Vorsatz, ein furchtbares Strafgericht über die Urheber dieser Willkürlichkeiten, wie er es nannte, ergehen zu lassen, fuhr er nach seinem Palast.

Dort fand er Alles in der höchsten Verwirrung, seine Familie in Bestürzung, die junge Braut des Kaisers in Thränen, ein Commando Soldaten, unter Anführung des Generals Soltikow, beschäftigt, alle Möbeln Peter's II., der dort gewohnt hatte, nach dem kaiserlichen Sommerpalast zu schaffen und dagegen das Eigenthum seines jungen Sohnes, der als erster kaiserlicher Kammerherr seine Wohnung im Sommerpalast hatte, in das Palais seines Vaters zurückzubringen.

„Wer hat das befohlen?" herrschte der Fürst den General an. „Bei Deinem Kopf, stehe sogleich davon ab!"

„Hoheit," entgegnete der General, „unser Herr, der Kaiser, hat es mir persönlich befohlen; ich aber würde meinen Kopf verlieren, wenn ich diesen Befehlen nicht gehorchen wollte."

„Aber der Kaiser ist noch minderjährig und ich bin sein Vormund.“

„Der Minister, Graf Ostermann, sagt, der Kaiser sei vom Senate für mündig erklärt.“

„Ha! daher die Intrigue!“ rief Mentschikoff lebhaft, und kirschroth werdend vor Zorn, fügte er mit geballter Faust und donnernder Stimme hinzu: „aber ich werde diesem Rebellen, dem ich schon einmal mit Stockschlägen gedroht habe, den Kopf vor die Füße legen lassen und den ganzen Senat nach Sibirien schicken, Dich aber dazu, wenn Du nicht augenblicklich umkehrst und den Minister Graf Ostermann verhaftest und nach Schlüsselburg führst. Von diesem Augenblick an hat er aufgehört Minister zu sein. Ich aber werde Euch Schurken lehren, daß ich Herr bin in Rußland, und daß meine Macht wie mein Wille über Alles geht.“

„Herr,“ sprach der General in spöttelndem Tone, „ich fürchte, oder hoffe vielmehr, mit Deiner Macht wird es am Ende sein, und wer weiß, ob die Drohungen, die Du ausstößest, nicht an Dir selbst zur That werden, ob Du nicht selbst eingeladen werden wirst, eine Plaisirreise nach Sibirien zu machen. Der Weg ist zwar ein Bißchen weit, aber wer eine solche Carrière gemacht hat, wie Du, vom Bäckerjungen und Sohne eines Leibeigenen zum Fürsten und Beherrscher von Ruß=

land, wird, wie ich meine, seinen Weg nach Sibirien auch in Carrière zu machen wissen."

„Frecher Bube!" rief Mentschikoff, in Wuth gerathend, und hob schon den Stock, um nach der Gewohnheit, die er von Peter dem Großen angenommen hatte, den General zu züchtigen; aber als Dieser mit einem drohenden Blicke die Hand an den Degen legte, zog sich Mentschikoff, Flüche murmelnd, in sein Cabinet zurück. Soltikow gab seinen Soldaten, die neugierig umherstanden, einen Wink, in ihrem Geschäft fortzufahren.

Dort in seinem Cabinet traf der Fürst seine Gemahlin in Thränen, eine edle, würdige Matrone, die wegen ihrer Wohlthätigkeit und der Milde ihres Charakters, womit sie manche despotische Härte von den unglücklichen Opfern des Zornes oder des Verdachtes ihres Gemahls abzuwenden wußte, allgemein geliebt und geehrt wurde. „Olga,' rief er ihr zu, „jetzt bleibt mir kein Zweifel darüber, daß ich bei dem jungen Kaiser in Ungnade gefallen bin. Aber ich schwöre Dir zu, es ist nicht die Stimme seines Herzens, es ist sein schwacher, schwankender Charakter, der von Ostermann und den beiden Dolghorucki's gemißbraucht wird, um ihn gegen mich einzunehmen. Aber Geduld nur; sobald der Kaiser zurückkehrt, werde ich unangemeldet bei ihm eintreten, denn dazu habe ich als Vormund die Berechtigung; ich werde

ihm donnernd ins Gewissen reden, und schon diese einzige Unterredung wird ihn zur Umkehr bewegen; ich kenne meine Macht über den schwachen, furchtsamen kaiserlichen Knaben, den ein Wort von mir einzuschüchtern vermag. Er selbst soll die Ukase unterzeichnen, die mir das Recht giebt, diese Rebellen hinrichten zu lassen und den ganzen Senat nach Sibirien zu schicken, und jener impertinente Soltikow wird 999 Knutenhiebe empfangen und die Zunge soll ihm aus dem Halse gerissen, sein Cadaver im ewigen Schnee von Sibirien begraben werden. So will ich es, so Gott mir helfe!"

Mit diesen Worten, die er einzeln, wie im Selbstgespräch, halblaut hervorstieß, war er stürmisch in dem tiefen, schmalen Gemach, das eben so schmucklos war, wie Peter der Große es liebte, auf und nieder gegangen, und seine Gemahlin, die gewohnt war zu schweigen, wenn er tobte, hüllte ihre feinen Gesichtszüge in ihr weißes Battisttuch, um ihren Schmerz und ihre Thränen zu verbergen. Als aber ihr Gemahl in seinem Zorne die furchtbare Gotteslästerung ausgesprochen hatte, daß Gott ihm helfe, solche schauderhafte Unmenschlichkeit zu begehen, da fühlte sie die tiefste Empörung ihres edlen Gemüthes darüber.

„Mann," sprach sie sanft, aber mit Entrüstung, „lästere Gott nicht! denn Gotteslästerung ist es, wenn man den Herrn, der die Barmherzigkeit selbst ist, an-

ruft, zu einem Verbrechen gegen die Menschlichkeit seinen Beistand zu leihen. Alexander, Du hast die Gnade des Kaisers durch Deinen Despotismus verscherzt; ich beschwöre Dich, rufe nicht auch durch ungeheuren Frevel an der Menschlichkeit die Strafgerichte Gottes auf Dich herab!"

Einen Augenblick war Mentschikoff betroffen von der Kraft und Wahrheit dieser Worte, dann erhob er sich wieder stolz und sprach mit dem vollen Uebermuth, den sein starker Charakter wieder über ihn gewonnen hatte: „Gott ist mit mir, denn ich habe ihm eine Kapelle gebaut."

„Unglücklicher!" rief seine Gemahlin, und schauderte bei seiner Annäherung zurück, „welch ein Wahn! Werkheiligkeit soll in den Augen Gottes Tugend ersetzen, und Kirchenbau soll Gott bewegen, mit dem Verbrecher zu gehen!"

In diesem Augenblick unterbrach der Eintritt eines wunderschönen jungen Mädchens, das noch im zarten Jugendalter, hoch und schlank aufgeschossen war, sein unerquickliches Gespräch mit ihrer Mutter; denn es war Kathinka, die älteste Tochter des Fürsten, die Verlobte des jungen Kaisers. Aber welche unglückselige Braut! Der Schmerz eines gebrochenen Herzens war auf ihren feinen, edlen Gesichtszügen zu lesen, die jetzt bleich waren wie Wachs, denn die einst so blühend gewesene

Fürstentochter hatte es von jeher verschmäht, nach altrussischer Sitte Weiß und Roth aufzutragen. Ihre großen dunklen Augen mit dem tiefen orientalischen Feuer schwammen in Thränen, die erst in ihren langen seidenen Wimpern zitterten, dann langsam über die bleichen Wangen herabrollten.

Schwankend und zögernd näherte sie sich ihrem Vater, der bei dem Anblick seines unglücklichen Lieblings-Kindes, an welches er so große Hoffnungen und Pläne geknüpft hatte, ganz weich und wehmüthig geworden war, und, von seinem liebevollen Blick angezogen, warf sie sich in seine Arme und schluchzte: „Vater, Er ist für mich verloren, Gott will es nicht!"

„Beruhige Dich, Kathinka," sprach der Fürst erschüttert und selbst zweifelnd an der Wahrheit seiner Worte. „Er ist Dir verlobt; der Segen der Kirche hat diese Verbindung geheiligt. Was er auch gegen mich vorhabe, dieser Unglückliche, vor Gott wird er nicht zum Meineidigen werden; Du wirst noch an seiner Seite gekrönte Kaiserin werden, und wenn Gott ihn früher abruft, als Dich, als Nachfolgerin Deiner erlauchten Pathin, der verewigten Katharina, das Reich beherrschen."

„O, mein Vater," rief Kathinka im tiefschneidenden Schmerz, und erhob ihren schönen Kopf mit dem langen dunkelblonden Lockenhaar von seiner Brust, „dem Herzen steht die Liebe näher als eine Krone, und ach,

seine Liebe habe ich vielleicht nie besessen; aber was versteht ein harter Mann von den Leiden eines liebenden Herzens! O, meine Mutter, Du wirst mich besser verstehen!"

Damit warf sich das schöne junge Mädchen in die Arme ihrer Mutter, die sie zärtlich auf die hohe weiße Stirn küßte und sagte: „Ich habe Dein Geschick beweint, Kathinka, als der Wille Deines Vaters Dich zum Opfer seines Ehrgeizes machte und Deine Hand einem kaiserlichen Knaben aufdrang, der nur mit sichtbarer Angst und Widerwillen in dieses ihm aufgezwungene Verhältniß einging; aber jetzt beweine ich Dein Geschick noch mehr, da ich erkenne, daß Liebe in Deinem Herzen Feuer gefangen hat, Liebe für einen Lieblosen, der nur mit Haß und Scheu Deine Hand empfangen würde, und in seinem Groll kaum ein Wort seit seiner Verlobung mit Dir gesprochen hat. Deines Vaters Gewaltsamkeit hat eine Liebe, die sonst im ruhigen Gange der Natur ungerufen die jugendlichen Herzen vereinigt haben würde, mit Gewalt in dem Herzen des Bräutigams erstickt und in dem der Braut genährt."

Ein Getümmel von vielen Menschen auf der Straße, das Getön der Glocken auf allen in der Nähe befindlichen Kirchen, der ferne Donner der Kanonen, Pauken-, Trompetenfanfaren und der heranrollende, vieltausendstimmige Hurrahruf ertönten von unten herauf durch die das ganze

Fenster einnehmende große Spiegelscheibe, und Mentschikoff sprach erschüttert:

„Der junge Kaiser hält seinen Einzug in Petersburg, und ich bin nicht dabei!"

Die breite Newa-Perspective herab wogte ein ungeheurer Menschenstrom immer näher heran; alle die Hunderte Masten von Schiffen, welche am granitenen Kai des Stroms bis zu dem prachtvollen Admiralitätsgebäude herab vor Anker lagen, hatten ihre Flaggen mit dem doppelköpfigen schwarzen Adler auf feuerfarbenem Grunde, dem russischen Reichswappen geschmückt, aufgezogen; hoch von ihren Masten flatterten die langen Wimpel in den verschiedensten Farben aller damals mit Rußland handelnden europäischen Nationen, und Böllerschüsse am Bord dieser Schiffe verkündeten das Herannahen des Triumphzuges des jungen Kaisers.

Der von ihm besiegte Herrscher verhüllte sein Antlitz; er wollte den Undankbaren, wie er ihn nannte, nicht sehen, wenigstens nicht eher, als bis er Gelegenheit haben würde, ihm in seiner imponirenden Haltung mit wohlverdienten Vorwürfen gegenüber zu stehen.

Doch Kathinka folgte dem sanften Zuge ihres schon so früh gebrochenen jungen Herzens. „Nur noch einmal ihn sehen, den ich im Stillen liebe, und dann sterben!" rief sie aus, und geführt von ihrer Mutter trat sie an das hohe Fenster. Ihre jüngere Schwester

Feodorowna, ein kaum der Kindheit entwachsenes junges Mädchen, mehr brünett und vollblühend, war indeß eingetreten und schmiegte sich liebevoll an ihre Seite. In ihrer kindlichen Unbefangenheit ahnte sie weder den tiefen Seelenschmerz ihrer Schwester, noch die Gefahr, worin ihr Vater und seine ganze Familie in diesem Augenblick schwebten.

Es war ein rührender Anblick, den diese Gruppe tiefempfindender Frauen am Fenster gewährte, während der Vater der Familie, der, grollend mit Gott und der Welt, im Hintergrunde des Gemaches saß, nicht ohne Ueberrieselung eines Schauderfrostes, wie ein böser Dämon anzusehen war.

Immer näher und näher kam der geräuschvolle Festzug. Endlich wallte er vorüber. Kathinken hatte beim Herannahen des Zuges das Herz fast hörbar geklopft; jetzt aber sank sie mit dem Ausrufe: „Er hat nicht einmal heraufgesehen!“ ohnmächtig in die Arme ihrer Mutter und Schwester, die sie auf den Divan legten und die Unglückliche aus ihrer wohlthätigen Bewußtlosigkeit zum entsetzlichen Bewußtsein ihres Unglücks zu wecken suchten.

Durch diesen Aufschrei aber war der Fürst aus seiner finstern Apathie geweckt. Heftig stand er auf und sagte: „Der entscheidende Augenblick wird kommen; ich selbst will ihn herbeiführen. Ich gehe zum Kaiser,

und ein Blick aus meinen Augen wird meine Feinde vernichten."

Aber es kam anders, als er sich gedacht hatte in seinem stolzen Wahne.

Im kaiserlichen Palast angekommen, trat er kühn und fest in das Vorzimmer des Empfangsgemachs. Einen Blick der Verachtung warf er auf die zahllosen Höflinge, die, mit Ordensbändern, Diamantensternen und kleinen Galanteriedegen geschmückt, in ihren mit Gold gestickten Sammetkleidern umherstanden. Ohne zu grüßen warf er einen Herrscherblick über die Menge dahin. Ein Ausdruck von Menschen-Verachtung zuckte über seine Lippen, aber schon im nächsten Augenblick glühte die Röthe des Zornes über sein volles Antlitz. Diese Höflinge, die sonst vor dem mächtigen Günstling des Glückes fast am Boden gekrochen waren vor serviler Demuth, neigten jetzt nicht einmal das Haupt, und blickten mit stolzem, beleidigendem Hochmuth auf den, wie er jetzt erkannte, gestürzten Machthaber.

Ohne sich aufzuhalten, schritt er gerade auf die geschlossenen Flügelthüren des Audienzzimmers zu, die sich sonst vor ihm von Weitem schon öffneten. Jetzt blieben sie geschlossen, und ein Kammerherr, aber nicht sein älterer Sohn, und ein General-Adjutant des Kaisers traten ihm entgegen, und der Letztere sprach mit kalter Höflichkeit: „Mein Herr, der Kaiser hat nicht Zeit, Sie zu sprechen."

„Aber ich muß ihn sprechen," rief der Fürst; „ich werde hier warten, bis mein kaiserlicher Mündel Zeit haben wird, seinen Vormund vorzulassen."

„Die Zeit dazu wird sich nie finden für Sie, mein Herr Mentschikoff," erklärte der Kammerherr mit spöttisch aufgeworfenen Lippen und starker Betonung des ohne Titel genannten Namens.

„Das wollen wir denn doch sehen, ob Ihr Hunde das Recht habt, mich von dem Besuche meines Mündels abzuhalten?" Damit suchte er die Beiden, die sich ihm entgegenstellten, zur Seite zu schieben und einzudringen in die Thür. Der General-Adjutant aber rief mit lauter Stimme nach Wache. Zwei Soldaten mit Gewehr im Arm traten ein. „Fällt das Bayonnet!" commandirte er, und führt diesen Unbescheidenen aus dem kaiserlichem Palaste."

Vergebens protestirte Fürst Mentschikoff, und erinnerte die Soldaten daran, daß er ihr Feldmarschall sei, der Oberbefehlshaber über die ganze russische Armee.

Sie gehorchten schweigend dem Befehle ihres nächsten Vorgesetzten, hielten ihm die Bayonnette auf die Brust und nöthigten ihn, den Saal zu verlassen.

Dies geschah unter dem Hohngelächter von mehr als hundert Höflingen, daß es ihm wie zweischneidige Messer die Brust durchbohrte.

Mentschikoff's Fall abzuwenden stand nicht mehr in menschlicher Macht.

18.

Mentschikoff's Verbannung.

Kaum war Mentschikoff in den Kreis seiner Familie zurückgekehrt, die jetzt durch seine beiden Söhne, den Oberkammerherrn und den Adjutanten des jungen Kaisers, vermehrt war, als er mit einer bewunderungswürdigen Fassung und Resignation die Vorfälle am Hofe erzählte und hinzufügte, daß ihm nach solchen Scenen und bei dem Ungehorsam des Militairs Nichts übrig bleibe, als seinen Abschied zu nehmen, und dann, von den Geschäften zurückgezogen, den Rest seines Lebens im Schooße seiner Familie, fern vom verrätherischen Hofe und einer undankbaren Welt, in philosophischer Ruhe zu verleben. Seine edle Gemahlin sagte ihm, sie würden Alle sich bemühen, ihm durch liebende Ergebenheit den großen Verlust an Glanz und Ehre weniger fühlbar zu machen. Sie selbst würden glücklicher sein, wenn an die Stelle eines kalten Repräsentationslebens die Wärme eines stillen Familienlebens träte.

„Ja," rief Kathinka in gefühlvoller Wärme aus, „die Charakterstärke meines Vaters hat auch mir die Resignation verliehen. Statt des verlorenen Thrones

habe ich ein stilles, häusliches Glück gefunden, statt eines verlorenen geliebten Bräutigams einen geliebten Vater gewonnen."

Auch die Söhne stimmten ein in diesen Ton der Liebe und versicherten, daß sie gleichfalls dem Hofe und dessen Freuden gern entsagen würden, um sich dem Landbau zu widmen, „oder," fügte der Jüngere hinzu, „in fremde Kriegsdienste zu gehen, um dem Ruhme meines großen Vaters noch neue Lorbeerkränze hinzuzufügen."

„Und ich," sprach der Fürst, „werde meine großen Reichthümer nicht mehr in eitlem Glanz und Pracht verschwenden. Meine einzige Verschwendung wird sein, meine Unterthanen und 150,000 leibeigene Bauern wohlhabend und glücklich zu machen."

Eine rührende Umarmung aller Familienglieder folgte dieser edlen Entschließung. Sie wurde nur unterbrochen durch das Eintreten eines kaiserlichen Adjutanten, welcher dem Fürsten in ernstem Schweigen eine kaiserliche Cabinets-Ordre überreichte.

Mentschikoff öffnete dem Aeußern nach ruhig die Depesche, und da er nicht selbst gut lesen konnte, so übergab er sie seinem ältesten Sohne, um sie laut vorzulesen.

Dieser las: „Alexander Mentschikoff, Sie haben sich morgen früh mit Tagesanbruch mit Ihrer ganzen Familie nach Renneburg zu begeben und das Weitere

zu erwarten. Ihre Söhne sind hiermit aus meinen Diensten entlassen.“ „Peter.“

Ohne einen Augenblick seine Fassung zu verlieren, sprach der Fürst mit einer ruhigen Würde zu dem Adjutanten: „Bringen Sie dem Kaiser meinen unterthänigsten Dank, denn er kommt damit meinen Wünschen nur entgegen. Nachdem ich mein ganzes Leben dem Heile Rußlands und Sr. Majestät dem Kaiser gewidmet habe, wie früher Peter dem Großen und Katharina I., bedarf ich der Ruhe und Erholung, und werde mich glücklich schätzen, wenn ich, in das Privatleben zurückgezogen, den Rest meines Daseins noch dem stillen Glück meiner Familie widmen kann.“

„Dieses Glück wird Ihnen ohne Zweifel in vollem Maße zu Theil werden,“ sprach der Adjutant in einer seltsamen Zweideutigkeit, die Mentschikoff in seiner Verblendung nicht erkannte.

„Und nun,“ sprach Mentschikoff, „melden Sie dem Kaiser, mein letztes Wort sei für ihn gewesen, für den ich bis zum Ende meines Lebens beten werde: Gott segne und erhalte meinen Kaiser! Wer zu befehlen gelernt hat, wird auch lernen zu gehorchen. Ich bin zwar überzeugt, daß der Kaiser diese Ordre nicht freiwillig, sondern unter dem Einflusse seiner Umgebungen unterzeichet hat, aber ich verehre und küsse die Handschrift meines Kaisers, und werde morgen mit Tages-

anbruch meinen Rückzug nehmen. Sagen Sie dem Kaiser meinen Dank für die Wahl eines Verbannungsortes, den entschiedene Gnadenbeweise nicht angenehmer für mich hätten erwählen können, denn das schöne Schloß mit dem Park zu Renneburg, welches ich mir zum einstigen Ruheplatz am Abend meines Lebens selbst habe erbauen lassen, war von jeher mein Lieblingsaufenthalt. Noch einmal, mein Herr, es lebe der Kaiser!"

Mentschikoff war ein sanguinischer Charakter. In der Stille der Nacht kehrte mit seinen Hoffnungen auch sein ganzer Stolz zurück. Er hielt sich für unersetzlich, also auch für unentbehrlich zur Verwaltung eines so großen Reiches. Nur der Schrecken seines Namens, so wähnte er, konnte im Innern Ordnung und so viele verschiedene Nationalitäten im Gehorsam erhalten. Ein solches barbarisches Reich, das sich über zwei Welttheile erstreckte, konnte mit dessen halbvollendeter Civilation kaum anders zusammengehalten werden, als durch den grausamsten Despotismus, den er von Peter dem Großen ererbt hatte. Alle Fäden der auswärtigen Politik hatte er seit Katharina I. allein in der Hand. Wer konnte ihn ersetzen? — Niemand! Diese Gedanken, die von seinem Stolz und Selbstgefühl getragen wurden, gaben ihm am folgenden Morgen die stolze Sicherheit wieder, die er am vorigen Tage schon verloren hatte.

19.

Mentschikoff's glänzende Abreise aus Petersburg. — Entsetzlicher Wechsel seines Geschicks.

Er gab Befehl, seine Abreise mit alle dem Prunk eines triumphirenden Fürsten zu rüsten. Mehr als hundert Diener, die seinen glänzenden Hausstand in Petersburg bildeten, mußten sich in Galalivree werfen, die so reich mit Golde betreßt war, daß man die eigentliche Farbe des Tuches nicht erkennen konnte; sie sollten die lange Wagenreihe zu Fuße begleiten, die, von einem Trompeterchor seiner Hauskapelle geführt wurde, und schmetternde Trompetenfanfaren und Trommelwirbel sollten den glänzenden Carrossenzug eines auf sein Landgut reisenden Fürsten verkündigen.

Kurz vor seinem Einsteigen hatte ihm ein Okolnik eine kaiserliche Ukase überbracht, wonach er aller seiner Würden und Aemter beraubt war.

„Es ist gut!“ sagte er, indem er mit der Hand auf seine mit Ordenssternen bedeckte Brust deutete; „so werde ich an den Ehrenzeichen mich begnügen, die meine Verdienste mir von allen Potentaten Europa's eingebracht haben, und der Himmel hat mir Reichthümer genug verliehen, um das Einziehen meiner Dienstgehalte belachen zu können.“ Dann wendete er sich an die zahlreichen Umstehenden, welche Theilnahme, oder Neugierde, oder auch zum Theil Schadenfreude herbei-

gezogen hatte und sagte stolz und kalt: „Auf baldiges Wiedersehen, meine Feeunde!“

Damit stieg er in seinen ganz vergoldeten, mit Schnitzereien und Miniaturmalereien gezierten prächtigen Galawagen, mit breiten Ordensbändern geschmückt, im goldgestickten Staatskleide von violettfarbigem Sammet, mit seidenen Strümpfen und großen Brillantschuhschnallen, den kleinen dreieckigen Hut mit der weißen Feder und der von Diamanten blitzenden Agraffe in der Hand haltend, den einst vom deutschen Kaiser geschenkt erhaltenen goldenen Ehrendegen an der Seite, Manchetten und Busenstreif von handbreiten Brüsseler Kanten, alle Finger mit Brillantringen besteckt, zwei schwere goldene Uhrketten unter der langschössigen Brocatweste von Goldstoff hervorhängen lassend, so in stolzer Ruhe saß er allein im Fond des Wagens, ihm gegenüber einer seiner Kammerherren. Ringsum waren Spiegelscheiben, die das ganze Innere des mit Carmoisin, Sammet und Hermelin ausgeschlagenen Wagens sehen ließen. Von der Höhe des Baldachins herab, welcher die Decke dieses Prunkwagens bildete, wehten acht Büsche von weißen Straußfedern. An jedem Kutschenschlage hingen zwei Pagen, hinten auf standen zwei Heiducken und zwei Kammerdiener. Acht weißgeborene Isabellenschimmel, die schönsten Pferde von der edelsten Race, die im ganzen weiten russischen Reiche aufzutreiben

gewesen waren, mit einem Geschirr von echtem Corduan und mit Gold besetzt, zogen in zwei Reihen gespannt die Prachtcarrosse, die sich schwerfällig, wie die Arche Noah, auf ihren breiten Riemen wankend, langsam über das damals noch holperige Straßenpflaster von St. Petersburg bewegte. Vier Läufer in kurzen reichbetreßten scharlachrothen Sammetcollets gingen mit ihren hohen silbernen Stäben mit großen goldenen Knöpfen, Federcasquetts und Schuhen mit seidenen Strümpfen voran. Zu beiden Seiten marschirten Hatschirre von der Hausgarde des Fürsten mit silbernen Spontons, eben so reich gekleidet. Eine zahlreiche Dienerschaft folgte mit abgenommenen Hüten in Schuhen und seidenen Strümpfen der Carrosse zu Fuße. Tscherkessen in reichen orientalischen Kleidern, die zu seiner Leibgarde gehörten, eröffneten und schlossen den Zug.

In besonderen Wagen folgte seine Familie, Alle sechsspännig fahrend, von zahlreicher Dienerschaft umgeben. Noch einige zwanzig vierspännige Kutschen und ein langer Zug von Packwagen schlossen sich ihm an.

So fuhr er durch die Straßen von St. Petersburg; zu stolz, um Demüthigung zu zeigen, grüßte er die unermeßliche Volksmenge, die dem gefallenen Günstling das Geleite gab, mit einem beleidigenden Hochmuth, als wollte er sagen: Seht her, ich bin vollkommen ruhig und der baldigen Wiederherstellung meiner Macht

gewiß. Wehe dann Jedem, der mir jetzt die mir gebührende Hochachtung versagt.

In der That, Glanz und Prunk, selbst einer gefallenen Größe, üben auf die Volksmenge eine bezaubernde Kraft, besonders in Rußland, wo das Volk an Despotismus, Willkürherrschaft und Sclaverei gewöhnt ist, daß es kaum den Despoten zu hassen wagt, im Wahne, es könne nicht anders sein. So wurde auch hier keine Stimme des Hohnes laut. Mit schweigender Ehrerbietung, aber nicht ohne innern Groll begleitete ihn die Menge. Bei der Gutmüthigkeit des russischen Volkes waren ohnehin schon Viele durch den Fall dieser irdischen Größe versöhnt. Andere wollten nicht einmal glauben, daß es damit ernstlich gemeint sei; sie hielten seine und seiner Familie Verweisung aus Petersburg für eine vorübergehende üble Laune des jungen Kaisers, oder doch nur für einen schwachen Versuch der Feinde Mentschikoff's, ihn zu stürzen.

Selbst Mentschikoff war dieser Meinung. Sein Stolz war noch nicht gebrochen. Die Wache trat ins Gewehr und präsentirte vor dem mit Orden noch bedeckten Feldmarschall und Großadmiral; die Officiere salutirten mit dem Degen; die Fahnen senkten sich; die Trommeln wurden gerührt. Die Menge rief noch dem Scheidenden ein Hurrah zu. Mentschikoff dankte in der stolzen, vornehmen Haltung, die ihn keinen Augenblick verließ.

20.

Entsetzliche Wendung des Schicksals.

Kaum hatte dieser glänzende Zug das Städtchen Twer, einige Werste von Petersburg, erreicht, wo die Pferde aus den fürstlichen Marställen, darin mehr als tausend von der edelsten Race waren, gewechselt werden sollten, war Mentschikoff ausgestiegen, um sich in einen reichen Zobelpelz von Sammet zu hüllen und einen bequemen Reisewagen zu besteigen, so wirbelte auf der Straße von Petersburg her der Staub auf, und die glänzenden Helme eines Detachements Garde-Dragoner, die im vollen Galopp heransprengten, wurden sichtbar. Mentschikoff trat an den Wagen, worin seine Gemahlin und Tochter saßen, und sprach freundlich und ruhig zu ihnen: „Sehet, da kommen schon die kaiserlichen Dragoner herangesprengt, um mir Begnadigung zu beingen. Ich hoffe, wir werden umkehren, und die Dolghoruki's werden so gefällig sein, die Reise nach Sibirien für mich zu übernehmen.“

Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, so schloß das zahlreiche Detachement einen Kreis um die Wagenburg. Der Rittmeister, welcher das Commando führte, ein schöner junger Mann im goldenen Küraß, ritt heran und salutirte mit dem Degen.

„Sein Sie mir willkommen, Herr Rittmeister von Orloff,“ redete ihn Mentschikoff im freundlichen,

herablassenden Tone an, „wenn Sie mir gute Botschaft vom Kaiser bringen."

„Bedauere, gerade umgekehrt, Herr Mentschikoff," sprach der Officier im trockenen Ton, des Dienstes; „ich bin leider vom Kaiser beauftragt, Ihnen alle Ihre Orden und den Degen abzufordern."

Mentschikoff, ein starker Charakter, wußte sich zu fassen. Mit demselben Stolz, den er bisher behauptet hatte, sprach er, äußerlich ruhig, indem er seine Orden abnahm und dem Rittmeister übergab: „Hier, mein Herr, die Großkreuze des St. Andreas-Ordens, des Alexander-Newsky-Ordens, die ich der Gnade Peter's des Großen zu danken hatte; hier die große goldene Kette des dänischen Elephanten-Ordens und hier das breite orange-gewässerte Band des schwarzen Adler-Ordens, welchen mir der König von Preußen huldreich verliehen hat; die auf mein Sammetkleid eingestickten Ordenssterne mit Diamanten kann ich Ihnen nicht anders übergeben als mit dem Kleide selbst."

Er winkte seinem Kammerdiener, ließ sich den Rock ausziehen, und hüllte sich in einen prächtigen Bärenpelz mit goldenen Schnüren und Quasten, denn es fing ihn doch an ein wenig zu frösteln.

„Mein Herr Rittmeister", fuhr er fort, „sagen Sie dem Kaiser, ich sei stolz darauf, Orden von dieser Bedeutung übergeben zu können. Meine Verdienste um

das Reich reden durch sich selbst; sie bedürfen nicht solcher äußerer Anerkennungszeichen, sie bleiben mir doch im Buche der Weltgeschichte. — Und was meine Juwelen betrifft," fuhr er lächelnd fort, „so kann ich Ihnen hier wol für eine halbe Million Diamantringe und Busennadeln überreichen; aber wegen der übrigen muß ich Sie ersuchen, sich an meinen Kammerdiener zu wenden."

„Und nun", fuhr der Officier fort: „muß ich Sie ersuchen, laut meiner Ordre mit Ihrer ganzen Familie Ihre Equipagen zu verlassen und einzeln die mitgebrachten Kibitken zu besteigen."

„Auch meine unschuldige Familie?" rief der Fürst aus, denn diese Grausamkeit hatte seine Seele stark erschüttert, und er verlor die bisher bewiesene ruhige Haltung; „meine unglückliche Gemahlin, meine unschuldigen Töchter, auch die Braut des jungen Kaisers, meine edlen Söhne! es ist furchtbar, unmenschlich! ich protestire im Namen der beleidigten Menschheit!"

„Wird Ihnen wenig helfen", sprach der Officier kalt und trocken. „Sie wissen am Besten, Herr Mentschikoff, wir befinden uns in Rußland, hier hilft Nichts als gehorchen oder Knute!"

„Nun denn, ich weiche der Gewalt, aber meine Feinde werde ich vor Gott anklagen."

„Mein Herr", sprach der Officier, jetzt selbst auf-

gebracht, „wenn solche Klagen über barbarische und ungerechte Behandlung vor Menschen und vor Gott Gehör und Bestrafung fänden, so müßten Sie selbst schon längst zur Hölle gefahren sein, wohin Sie gehören, — denn Tausende haben Sie zu Tode peitschen oder ihnen die Zunge ausreißen lassen und sie unschuldig nach Sibirien verbannt — unschuldig — ungerecht, denn sie verbrachen Nichts, als Ihren ehrgeizigen, despotischen, selbstsüchtigen Plänen nach Pflicht und Gewissen entgegenzutreten."

Mentschikoff schwieg. Dieser Vorwurf war ein Schlag, der ihn härter getroffen hatte, als alles Andere. Er empfand im Innern den Schauder einer Regung des Gewissens. Ein Schüttelfrost rieselte über seine Haut. Wie sehr er sich auch stark zu machen suchte, man hörte das leise Klappern seiner Zähne, sah die Blässe des vollen, sonst weinrothen Gesichtes und das Zittern seiner Glieder, ohne daß er nur ein Wort des Trostes für seine Gattin, einen Blick für seine lieblichen Töchter, deren Thränen sein Herz zermalmten, gehabt hätte. So bestieg er, zerfallen an Leib und Seele, das elende Gefährte eines Bauernwagens, das mit seinem Korbgeflecht und leinenem Verdecke auf der Achse, mit vier unbeschlagenen, hölzernen Rädern jeden Stoß empfindlich machte; worauf kein Sitz war, sondern nur ein Strohlager, um darauf ausgestreckt liegen zu können.

Eben solche Wagen mußten die an den höchsten Luxus gewöhnten Fürstinnen und Prinzessinnen besteigen. Edle Naturen haben immer Seelenstärke, und die der Frauen ist im Unglück oft größer als die der Männer. Die stille Resignation dieser würdigen Matrone und der schönen, zarten, jungen Mädchen ergriff sogar den Officier, wie die Dragoner; über manche dieser gebräunten, bärtigen Wangen rieselte eine Thräne. Aber der Dienst gestattete nicht, das Gefühl der Theilnahme auch nur in Worten auszudrücken, viel weniger in irgend einer Milde des Verfahrens.

Nicht einmal Dienerschaft wurde ihnen mitgegeben. Der ganze glänzende Reisezug mit den kostbaren Marstallpferden, mit mehr als hundert Dienern und Zofen und den großen Vorräthen an Geld, Gold- und Silbergeräth und Speise und Trank für eine luxuriöse, fürstliche Tafel mußte nach Petersburg zurückkehren.

Auf das Bret, welches den Hintersitz einer Kibitke bildet, stieg ein in seinen schmuzigen Schafpelz gehüllter, mit einem Baststrick umgürteter, langbärtiger Bauer, drückte die große Pelzmütze fest auf die kleinen moskowitischen Augen, schwang die Peitsche, und mit dem Zurufe: „Paschol!" setzten sich die vier neben einander gespannten, mit Baststricken angeschirrten, klei-

nen, zottigen Bauernpferde in Galopp, und fort ging es, rumpelnd über die schadhaften Knüppeldämme, welche damals noch die besten Chausseen in Rußland bildeten. Hinterdrein fuhren in gleicher Weise noch zwei Kibitken, die eine mit der Gemahlin und den jungen Töchtern, die andere mit den Söhnen des gefallenen Fürsten. Die Dragoner von der Garde galoppirten voraus, und an beiden Seiten dieses Zuges wurden die fürstlichen Equipagen mit der Dienerschaft unter Bewachung nach Petersburg zurückgeführt.

So kamen denn zu den Seelenleiden noch die körperlichen. Mentschikoff und die Seinigen zweifelten nicht, daß es auf solche Weise Monate lang fortgehen werde, geradesweges nach Sibirien.

Aber noch nicht war dieses das Ziel. Wie zum Hohn sollte die gefallene Fürstengröße noch einmal den Palast ihres frühern Glanzes erblicken. Man führte Mentschikoff und seine Familie nach ihrem Schlosse Renneburg, das 150 Werste von Moskau entfernt lag, nach welcher Stadt sich der Czar jetzt begab, um im Widerspruch mit dieser Grausamkeit einen Act der Milde zu üben, nämlich seine unglückliche Großmutter aus ihrer schrecklichen Klosterhaft zu erlösen.*)

---

*) Erzählt in der Novelle „Eudoxia."

21.

Mentschikoff's Verurtheilung und Verbannung. — Seine Seelengröße. — Tod seiner Gemahlin und seines zweiten Sohnes. — Reise nach Sibirien.

Ein kaiserlicher Commissar nebst einigen von Mentschikoff's Feinden gewählten Beisitzern folgte ihm nach dem Schlosse Renneburg.

Der prachtvolle Bau mit seinen glänzenden Gemächern und Sälen, den vergoldeten Stuccaturen, den Gemälden und Marmorstatuen, den prächtigen, vergoldeten Möbeln im Rococostyl war jetzt das Gefängniß der unglücklichen Familie geworden, der es an jeder anständigen Bedienung, selbst an den nothwendigsten Lebensbedürfnissen fehlte. Dagegen herrschten die Gäste, die kaiserliche Gerichtscommission, als Herren in diesen weiten Räumen, deren prächtigste Staatszimmer sie für sich und ihre Bedienung in Beschlag genommen hatten. Sie schwelgten in dem kostbaren Tokaier-Ausbruch, im Burgunder, Champagner und alten Rheinwein, welche die weiten Keller des Schlosses in großen Stückfässern füllten. Zum Schlaftrunk lieferten die fürstlichen Branntweinbrennereien den stärksten Spiritus, den nur der Magen eines Russen vertragen kann. So war die kaiserliche Commission fast immer betrunken; sie speiste von Silber zwanzig Gerichte, während die fürstliche Familie aus hölzernen Näpfen von tölpelhaften, leibeigenen

Bauern mit einen widerlichen Brei von Grütze und kleinen, halb verfaulten Fischen bedient wurde.

In einem solchen Zustande halber Betrunkenheit wurden die Verhöre abgehalten. Mentschikoff konnte noch von Milde reden, daß er nicht auf gut russisch, mit der Knute, zu Geständnissen gebracht wurde, wie man sie haben wollte. Man half sich indeß auf eine andere, noch gewissenlosere Weise. Man schrieb nieder, was man wollte, legte dem Gefangenen Geständnisse in den Mund, die ihm nie eingefallen waren, und verfälschte so die Protocolle.

Bei solchem Verfahren war es denn kein Wunder, daß man ihn schuldig fand, die schwersten Erpressungen, Bestechungen und Staatsverrath begangen zu haben. Selbst eine loyale Untersuchung würde Thatsachen dieser Art, deren er sich bei seinem Uebermuthe und seiner Habsucht allerdings schuldig gemacht hatte, ans Licht gezogen haben; um so mehr konnte sich die Actenverfälschung noch das Verdienst erwerben, seine Schuld ins Kolossale zu übertreiben.

Mentschikoff benahm sich während der Untersuchung, auch bei der übermüthigsten Behandlung, mit einer Würde, welche selbst diesen servilen und feigen Despotenknechten imponirte. Dennoch wurde gegen ihn das Urtheil ausgesprochen und vom jungen Kaiser bestätigt, daß er, da er überführt sei, seine Macht gemißbraucht

und sich der Verschwendung von Staatsgeldern für seine persönlichen Zwecke schuldig gemacht zu haben, er zur Strafe und Anderen zur Warnung nach Sibirien zu verbannen sei, wo er den Rest seines Lebens in Berezow, 500 Werste von der Czarenresidenz, an den äußersten nördlichen Grenzen des Reichs, als Verbannter verbringen solle.

Was aber sein Gefühl noch am Härtesten traf, war die barbarische Verfügung, daß seine unschuldige Familie diese Leiden einer solchen Verbannung mit ihm theilen sollte.

Vergebens war es, daß er feierlichst vor der versammelten Commission protestirte gegen ein Verfahren, das mehr der Haß, als die Gerechtigkeit seinen Feinden eingegeben hatte.

Aber wahre Seelengröße zeigt sich erst im Unglück; bei Mentschikoff und den Seinigen bewies sie sich in einem bewunderungswürdigen Grade. Er zeigte eine Seelenstärke, die ihn noch über sein unglückliches Schicksal erhob.

Dadurch wurde er gekräftigt, auch das Entsetzlichste zu ertragen.

So wurde denn diese unglückliche Verbannungsreise, die mehrere Monate dauerte, angetreten. Mentschikoff und seine Gattin, Töchter und Söhne fuhren,

auf Stroh liegend, in den mit Leinentuch bedeckten Kibitken, von Kosaken begleitet, in der rauhesten Jahreszeit des beginnenden Winters Tag für Tag immer weiter, durch baumlose Steppen und menschenleere Einöden, ohne unter ihrem Verdeck nur den blauen Himmel, oder den immer schneeweißer werdenden fernen Horizont übersehen zu können. Eisige Winde bliesen immer frischer vom Nordpol her, dem sie immer näher kamen. Dicke Schafs- und Wolfspelze vermochten kaum die Erstarrung ihrer Glieder zu hindern.

Nicht einmal der krank gewordenen Fürstin wurde menschenfreundlich ein Rasttag gegönnt. Glücklich war die Familie, wenn eine einsame Judenschenke, im schwarzgeräucherten, überheizten Gastzimmer, mit einem ärmlichen Schilflager — denn Heu und Stroh gab es in jenen menschenleeren Einöden nicht — sie aufnahm, und ein Krug Wasser, ein Glas Branntwein, trockenes Haferbrod, höchstens ein Stück gedörrter Fisch waren ihre einzige Nahrung. Von Branntwein duftende, halb trunkene Kosaken bildeten die einzigen Schlafgenossen der zarten jungen Fürstentöchter, die zwischen ihrem Vater und ihrer Mutter lagen.

Doch auch dieser Trost, von einer geliebten, frommen und glaubensstarken Mutter zärtlich tröstlichen Zuspruch zu empfangen, sollte ihnen nicht lange mehr gewährt

sein. Als der Zug zwischen Renneburg und Kasan vor einer Bauernschenke hielt, war die Fürstin Mentschikoff ihren Leiden durch die milde Hand des Todes entrückt. Dort wurde sie auch in der Eile zur Erde bestattet. Ein Pope erwies ihrer Leiche noch die letzte christliche Liebe durch Gebet. Ein Rasttag wurde der unglücklichen Familie gewährt, um ihre Thränen mit einander vergießen zu können.

Des Unglücklichen spotten ist unedel und nur gemeinen Naturen möglich. Doch auch diese Prüfung sollte Mentschikoff noch erleben.

In Tobolsk erwartete eine unermeßliche Volksmenge den berühmten Mann, der einst der Schrecken und die Bewunderung von ganz Rußland gewesen war, jetzt aber, nach seinem Falle, nirgends nur eine Thräne des Mitleids für sich fand.

Ein Adeliger, der früher auf Mentschikoff's Befehl nach Sibirien verbannt worden war, trat an die Kibitke, worin der große Mann sich aufgerichtet hatte von seinem Schilflager, und überhäufte ihn mit zornglühendem Antlitz schonungslos mit Schmähworten.

Mentschikoff antwortete ihm ganz ruhig: „Wenn Du nicht auf andere Art eine vermeintlich erlittene Ungerechtigkeit rächen willst, als dadurch, daß Du Dei-

nen Feind schiltst, so verschaffe Dir immerhin diese Genugthuung. Ich werde Dich ganz ruhig anhören. Wenn ich Dich meinen Absichten geopfert habe, so geschah es nur, weil Du ein Hinderniß für die Ausführung derselben gewesen bist. Du würdest an meiner Stelle eben so gehandelt haben.“ Darauf zogen die Pferde an, und der scheltende Verbannte blieb ganz betroffen stehen.

Mentschikoff übersah seine Lage mit dem ruhigen Blicke eines Staatsmannes, der gewohnt ist, jede Eventualität zu berechnen. Er wußte, daß ihm, je nach der Gegend, wohin er verbannt werden würde, Nichts übrig bliebe, als entweder Landbauer oder Jäger zu werden, und so kaufte er sich von dem wenigen geretteten Gelde, das er an seinem Leibe verborgen bei sich führte, noch ehe er Tobolsk verließ, einige Säcke mit Saatkorn, eine Jagdflinte und Pulver und Schrot, auch einen Vorrath gesalzenes Fleisch und getrocknete Fische.

Nach der Beerdigung seiner unglücklichen Gemahlin schlossen sich seine geliebten Kinder immer enger an ihren Vater, an dessen Charakterstärke die schwächeren Gemüther der Jugend noch den letzten Anhaltpunkt für's Leben gefunden hatten. Eine mildere Regierung würde sich mit der harten Bestrafung des Vaters begnügt und

nicht die schuldlosen Kinder nach dem herben Verluste ihrer Mutter mit in das Elend hinausgestoßen haben. Aber ein Despot in Rußland konnte selbst unter einem unmündigen Monarchen vom trefflichsten Charakter nicht jene Milde üben, welche die Menschlichkeit forderte.

Nun ging es immer weiter in den kalten Norden hinein, wo fast ein ewiger Winter herrscht. Erst in Irkutsk, einer elenden Stadt, die wir kaum ein Fischerdörfchen nennen würden, durften die Verbannten einige Wochen ruhen. Die furchtbaren Schneestürme dieser Jahreszeit, welche Wagen und Pferde, Reiter und Hütten Monate lang auf bahnloser Steppe in Schnee begraben und alles Lebende tödten, gestatteten jetzt im December die weitere Reise nicht. So sollte der ärmliche Reisezug in diesem trostlosen Aufenthalte liegen bleiben, bis nach Monaten die wenigen flach über die Ebene dahin streifenden Sonnenstrahlen die Decke von Schnee und Eis schmelzen, und die Wege wieder mindestens für Schlitten fahrbar machen würden. Die Kälte war dort so furchtbar, daß sie das stärkste Eichenholz aus einander sprengte. Statt der Fensterscheiben setzte man Eisplatten in die kleinen Fensterluken der von Balken-Lagen erbauten, mit Moos verstopften kleinen Häuser. Als man dem Gouverneur von Sibirien gemeldet hatte, daß Mentschikoff mit den Seinigen in Irkutsk angekommen, und daß im

ganzen Norden des Reichs keine entsetzlichere Einöde mehr zu finden sei, hatte der Gouverneur die schöne Menschlichkeit, zu genehmigen, daß Mentschikoff dort für die Zeit seines Lebens mit den Seinigen verbleiben solle.

Auch sein zweiter Sohn, der vormalige Adjutant des Kaisers, war auf dieser unglücklichen Reise gestorben. Auf dem beschwerlichen Wege nach Irkutsk hatte Mentschikoff noch eine Ueberraschung, die ihn, im unerfreulichen Vergleich mit seiner entsetzlichen Gegenwart, an seine glänzende Vergangenheit erinnerte. Aber auch dabei verließ ihn seine Seelenstärke und Geistesgegenwart nicht.

Es war in der fast dunklen Gaststube in einer elenden Bauernschenke, welche nur eine einzige Eisscheibe in einer kleinen Fensteröffnung durch ein schwaches Streiflicht schwach erhellte. Dort saß am großen Kachelofen, in einer dunklen Ecke zusammengekauert, in weite Pelze gehüllt, die verbannte Familie, als ein Schlitten vorfuhr und ein hochgewachsener Mann von angenehmen Gesichtszügen, noch im besten Lebensalter, hereintrat. Er warf den weiten Bärenpelz zurück, und zeigte die kaiserliche Uniform, die breite Brust mit Orden bedeckt, eine seltene, fast wunderbare Erscheinung in dieser eisigen Einöde.

Da er eben in den Lichtstreif trat, welchen die untergehende Sonne über die weite Schneeebene warf, so erkannte Mentschikoff augenblicklich den aus Kamtschatka als kaiserlicher Courier von einer langwierigen Reise durch Sibirien Zurückkehrenden. Er rief ihn bei seinem Namen.

„Wie?“ fragte der Officier überrascht. „Kennt man mich hier in den Regionen des ewigen Eises und Elends? Wer ist der Unglückliche, der mich nannte?“

„Und Du?“ fragte der Verbannte, indem er von der Bank sich erhob, „kennst Du denn Alexander nicht mehr?“

„Welchen Alexander?“ entgegnete der Officier.

„Alexander Mentschikoff.“

„Ob ich ihn kenne? ich habe ja unter ihm gedient!“

„Nun wohl! er steht jetzt vor Dir.“ Damit warf auch Mentschikoff seinen Wolfspelz zurück, und trat, noch mit den Ueberresten eines alten Staatskleides angethan, in den Bereich des Lichts, dem Officier gegenüber.

„Das muß wol ein Unglücklicher sein, der den

Verstand verloren hat," dachte der Officier, denn er traute seinen eigenen Augen nicht, da ihm der Sturz des einst so mächtigen Beherrschers von Rußland noch völlig unbekannt war.

Jetzt aber öffnete Mentschikoff einen hölzernen Laden, durch welchen das Tageslicht noch ungebrochen hereindrang.

„Betrachte mich jetzt genau," sprach er, „und suche Dir die Züge Deines ehemaligen Generals ins Gedächtniß zurückzurufen."

„Ach, mein Fürst!" rief nun der Officier, eben so überrascht, als bestürzt, „durch welche Begebenheit ist Eure Hoheit in diese Stellung versetzt worden, in der Sie zu sehen, ich unendlich bedaure?"

„Ich bin weder Fürst mehr, noch Hoheit!" erwiderte Mentschikoff, „wenige Menschen haben so den Wechsel des Glück erfahren, als ich. Als Bauer wurde ich geboren, und Gott, der mich mit allen erdenklichen Glücksgütern der Erde überhäuft hatte, hat mich nun wieder in meine erste Lage zurückversetzt.

Noch immer schien es dem Officier nicht möglich zu sein, sich von der Wahrheit dieser Angabe zu überzeugen. Er heftete jetzt seine Blicke auf einen jungen Bauer, der im Lichtstrahl, welcher durch die Eckscheibe

hereingeworfen wurde, in einer Ecke saß und beschäftigt war, die Sohlen seiner zerrissenen Schuhe mit Segelgarn wieder zu befestigen.

„Kennst Du etwa Den, mit welchem ich rede?“ fragte er den jungen Menschen.

„Ja,“ entgegnete Dieser, indem er entrüstet aufstand, „es ist mein Vater Alexander. Willst Du etwa, der sonst und so lange das Brod an unserem Tische aß, uns jetzt nicht wiedererkennen, weil wir in Ungnade gefallen sind?“

Der vormalige Kammerherr des jungen Kaisers hatte diese Worte in einer höchst gereizten Stimmung gesprochen. Sein Vater legte ihm Stillschweigen auf, und sagte zu dem Officier:

„Bruder, verzeih einem unglücklichen Kinde, das seine Entbehrungen nicht verschmerzen und seine Wehmuth darüber nicht unterdrücken kann. Dieser junge Mann ist wirklich mein Sohn, den Du sonst auf Deinen Knien geschaukelt und mit ihm gespielt hast, und dieses sind meine Töchter.“

Mit diesen Worten deutete er auf zwei junge Mädchen, die, weil die einzige Bank im Gastzimmer von den Kosaken der Wache eingenommen war, in

der Landestracht von Bäuerinnen, auf dem festgeschlagenen feuchten Erdboden saßen und, still vor sich hin weinend, aus einer hölzernen Schale Milch mit Schwarzbrod aßen.

„Die Aeltere von Beiden," fuhr der Fürst fort, „hatte die Ehre, die Braut des Kaisers zu sein. Das ist nun Alles vorüber. Sic transit gloria mundi!"

22.

Mentschikoff in Sibirien. — Verbannung der Dolhgoruki's. — Tod der Kaisersbraut Kathinka. — Mentschikoff's Tod. — Die Kaiserin Anna begnadigt Mentschikoff's Sohn und Tochter.

Mentschikoff beschloß seine Tage in Sibirien. Das Unglück hatte in Wahrheit veredelnd auf ihn gewirkt. Sein früherer Leichtsinn, selbst sein religiöser Unglaube, waren von ihm gewichen. Er trug sein Geschick mit frommer Ergebung und das tiefste Elend des Lebens mit mehr Seelenstärke, als er sein Glück früher zu ertragen vermocht hatte.

Noch eine Genugthung hatte er vor seinem Ende. Die beiden Dolghoruki's, die seinen Sturz durch Intriguen und Verschwörung herbeigeführt hatten, sah er

nach Peter's II. Tode in Sibirien anlangen, ebenfalls als Verbannte.*)

Die Situation eines solchen Zusammentreffens war so eigenthümlich, daß sie keine Feder zu beschreiben vermag.

Aber auch einen großen Schmerz sollte der unglückliche Vater in seiner Verbannung noch haben. Seine Lieblingstochter, die zarte Kathinka, die liebliche Kaisersbraut, hatte weder die körperlichen noch die Seelenleiden, welche über ihr unschuldiges Jugendleben hereingebrochen waren, länger ertragen können. Sie starb in diesem öden Verbannungsorte, nachdem ihr Verlobter, der junge Kaiser, an den giftigen Pocken gestorben war, die damals bis in den höchsten Norden verheerend über ganz Rußland verbreitet waren. Tief betrübt, aber aus reiner, frommer Seele betend, grub der Vater die Gruft für sein geliebtes Kind, und bettete es, mit eigenen Händen auf trockenes Laub zur letzten Ruhe.

Als Mentschikoff sein letztes Stündlein herannahen fühlte, ließ er noch einmal die ihm allein übriggebliebenen beiden Kinder, seinen Sohn und seine Tochter, neben seinem Krankenlager niederknien, das aus einer hölzernen Bank und einer darüber gebreiteten Bärendecke

---

*) S. die Novelle: „Die Dolghorucki's" im 2. Theile dieses Buches.

bestand. Er segnete sie mit dem Kreuz über ihre gesenkten Häupter, und betete mit frommer, gläubiger Seele für ihr Glück.

Gott erhörte sein Flehen, und erfüllte die Segenswünsche eines sterbenden Vaters.

Die milde Kaiserin Anna von Curland, die nach Peter's II. Tode auf den Thron gekommen war, erinnerte sich nach der Verbannung der Dolghoruki's, der durch diese gestürzten Familie Mentschikoff's. Den Vater zu retten und die Kaisersbraut, war unmöglich. Aber die zurückberufenen beiden Kinder des gefallenen Fürsten, den jungen Mentschikoff und dessen schöne Schwester, welche indeß unauslöschlich die Spuren dieser Seelennoth auf ihren feinen, bleichen Gesichtszügen trug, ließ sie zurückrufen und empfing sie, die des Glanzes längst entwöhnt waren, mit Liebe und Herablassung.

Der junge Mentschikoff, in den frühern Fürstenrang seines Vaters wieder eingesetzt, erhielt eine Officierstelle in einem Garderegiment.

Seine Schwester, die nun wieder anerkannte junge Fürstin Mentschikoff, erhob die Kaiserin Anna zu einer ihrer Staatsdamen, und vermählte sie später mit dem Sohne ihres Günstlings, des zum Herzog von Curland erhobenen Obersten, Kammerherrn Byron.*)

---

*) S. die Novelle: „Byron, Herzog von Curland," im zweiten Theile.

Der junge Fürst Mentschikoff avancirte schnell zum Capitain=Lieutenant im ersten Garderegiment der Kaiserin, vermählte sich, und wurde der Stammvater des heutigen Fürst Mentschikoff, dessen berüchtigter Palletot die nächste unmittelbare Veranlassung zu den letzten Wirren und unglücklichen Kriegen in Europa geworden ist.

Ende des ersten Theiles.

Druck von A. M. Colditz in Leipzig.

In demselben Verlag sind ferner erschienen:

Belani, H. E. R., Hohe Liebe. Aus dem Leben des Freiherren Friedrich von der Trenck. Historischer Roman mit Genrebildern aus Friedrich's des Großen Hof- und Staatsleben. 3 Bde. broch. 1853. 4 Thlr.

— —, Peter der Große, seine Zeit und sein Hof. Historischer Lebensroman. 3 Bde. broch. 1855. 4 Thlr.

— —, Die Auswanderer nach Texas. Historisch-romantisches Gemälde aus der neuesten Zeit. 3 Bde. 4½ Thlr.

— —, Kronprinz Friedrich, seine Zeit und der Hof seines Vaters, Friedrich Wilhelm's I. Geschichtliches Lebensgemälde und Zeitbild. 3 Bde. 4½ Thlr.

Lubojatzky, Fr., des Teufels Werkstatt, oder Paris unter der Erde. Historisch-humorist. Roman. 1854. broch. 1 Thlr.

— —, Zacharias Amselpfiff's Abenteuer, oder Reminiscenzen aus dem Leben eines Lumpensammlers. Historischer Roman. broch. 1854. 1 Thlr.

— —, Katharina II., die Semiramis des Nordens. Aus dem Tagebuche einer polnischen Familie. Historischer Roman in 3 Theilen. broch. 4 Thlr.

Norden, M., Rodolf, oder das Abenteuer im Riesengebirge. 3 Bde. 1853. broch. 3 Thlr.

— —, Ottokar, oder die Reise nach Sebastopol. Historischer Roman aus den Zeiten Josef II. 3 Bde. broch. 3 Thlr.

Satori, J., die Mohrin. Roman. 3 Thle. broch. 1854. 2 Thlr. 15 Ngr.

— —, Preußens Vorzeit. Ein Buch für jeden Gebildeten, besonders für das weibliche Geschlecht. 3 Bde. Mit Ansicht von Marienburg. 1854. broch. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Schoppe, A., geb. Weise, der Prinz von Viana. Historischer Roman. 2 Bde. broch. 1853. 2 Thlr. 15 Ngr.

— —, Ferdinand und Isabelle. Histor. Roman von 1467—1474. 2 Bde. 1851. 2 Thlr. 15 Ngr.

— —, das Majorat. Ein Roman. broch. 1850. 1 Thlr. 15 Ngr.

— —, Aus Haß, Liebe. Roman. 2 Bde. 1842. 2 Thlr. 15 Ngr.

— —, Sagenbibliothek. Norddeutsche Sagen, Volksmährchen und Legenden. 2 Bde. 2. Aufl. 1851. 1 Thlr. 15 Ngr.

Russische Hofgeschichten.

Von Peter dem Großen bis Katharina II.

Historische Novellen und Lebensbilder

von

H. E. R. Belani.

„Alles können, was man wollen kann,
„ist nach meiner Meinung das größte
„Unglück."

Thiers.

Zweiter Theil.

Inhalt:

Leipzig.
Verlag von C. L. Fritzsche.

1856.

I.

L e s t o c q.

Aus dem Leben Peter's des Großen und Katharina I.

Erste Abtheilung.



1.

Auf — nach Rußland!

„Vater, ich gehe nach Rußland!“ rief ein hübscher, junger Mann von etwa 21 Jahren, indem er in die kleine freundliche Wohnstube des in Hannover sehr geachteten Hofwundarztes Lestocq trat.

„Junge, bist Du toll,“ entgegnete der freundliche Alte, dem man es aber ansah, daß er sich über den feurigen Unternehmungsgeist seines Sohnes im Innern doch freute, obgleich er mit Worten dagegen war.

Beide sprachen so geläufig französisch, daß man sie leicht, auch aus ihrem ganzen Wesen, für geborene Franzosen erkennen konnte.

„Eben,“ sprach der Sohn, indem er sein Verbindezeug und die rothe Aderlaßbinde in einen Wandschrank legte, „habe ich einem Cavalier, der direct von Petersburg kam, zur Ader gelassen. — Was Der aber erzählte, o Gott, man möchte Blut weinen, daß man hier an diesem kleinen kurfürstlichen Hofe, in den engherzigen Verhältnissen, so versauren muß!“

„Vater!“ fuhr er feuriger fort, „ich bin jetzt 21 Jahr alt. — Ihr seid ein tüchtiger Chirurg, und habt mich in Eurer Kunst unterrichtet. Ich habe zudem meine höhere Ausbildung in Paris empfangen. — Ich hätte ein wahrer Esel sein müssen, wenn ich nicht geschickt und tüchtig genug in der Wundarzneikunde geworden wäre, um in Rußlaud, wo unter dem großen Czar Peter ein neues Licht der Aufklärung aufgeht, mein Glück machen zu können. Geschickte Fremde, versicherte jener Reisende, werden dort gut aufgenommen. Dumm bin ich ja nicht, ich werde mich schon zu poussiren wissen. Seid deshalb ohne Sorgen. Der Czar ist ja selbst aus Passion ausübender Chirurg, zieht den Leuten, wenn sie über Zahnschmerz klagen, mit Allerhöchst eigenen Händen die Zähne aus, läßt zur Ader, und würde unbedenklich Arme und Beine amputiren, wenn ihm ein solcher Fall in den Wurf käme. Es soll mir nicht schwer fallen, mich bei diesem Herrn zu insinuiren, und dann, bah! wird mein Glück gemacht sein, wie man eine Hand umdreht.“

„Wie man eine Hand umdreht, wird Dir der Czar, auf dem Gipfel Deines Glückes, Stockschläge geben und Dich nach Sibirien schicken, denn Du bist ein leichtsinniger Bursche Hermann, ein wahrer Mädchenjäger und Weiber-Don Juan; — pfui! schäme Dich!“

„Ah bah, papa! — Ich bin jung und Sie sind auch einmal jung gewesen. — Wir Franzosen haben leichtes Blut, da macht man wol einmal seine Streiche; aber das Alter kommt und macht uns vernünftig, wie Figura zeigt."

Damit wies er lachend auf das Portrait des alten Herrn auf der Staffelei, an welches eben ein junger Maler noch die letzte Hand zu legen schien. Es war trefflich gemalt, und zeugte von Geist und Talent.

„Herman," sprach der Alte, indem er eine ernste Amtsmiene annahm, „noch muß ich Dir zu Gemüthe führen, daß Du undankbar sein würdest, wolltest Du jetzt Dein zweites Vaterland verlassen, nachdem ich Dich so weit gebracht habe, daß Du durch treuen Dienst dem Kurfürsten vergelten könntest, daß er an uns armen Refugiés aus Frankreich Gnade erwiesen hat. Vertrieben durch die Bekehrungswuth Ludwig's XIV., was würde aus mir und meiner Familie geworden sein, hätte nicht der Kurfürst die hohe Gnade gehabt, mich in seinem Lande aufzunehmen und zu seinem Leibchirurg zu erheben?"

„Im Begriff zu stehen, mich so hoch zu begnadigen durch eine intendirte Anstellung als Compagniefeldscherer," lachte der junge Lestocque, — „mein Dankeschön für die Ehre, den langbeinigen kurfürstlichen Leibgrenadieren den letzten Rest von Backenbart abrasiren, den Knebel=

bart schwarz färben und wichsen zu müssen, von den hochmüthigen adeligen Officieren „Er“ genannt und nach dem Feldwebel rangirt zu werden. — Le diable emporte solche Ehre für einen Mann von wissenschaftlicher Bildung; ich gehe nach Rußland. — Dixi et animam salvavi!“

„Wetterjunge!“ rief der Alte, und konnte mit seiner Freude nicht mehr hinter dem Berge halten; mit französischer Lebhaftigkeit sprang er dem höher gewachsenen Sohne an den Hals. „Junge, wenn das Deine gute selige Mutter erlebt hätte, daß Du so ungeheure Courage hast, ganz mutterseelen allein in die Welt zu gehen!“

„So würde sie so lange geweint haben,“ sprach der junge Mann mit ernster Wehmuth, „bis mir selbst das Herz gebrochen wäre, und ich wäre hier geblieben und kurfürstlich hannöverischer Compagnie-Feldscherer geworden. Hahaha!“ —

„Ja, ja, so sind die Weiber,“ entgegnete der Alte und schliff eine feine Lancette mit großer Sorfalt; „die sehen nicht weiter, als so hoch die Nase reicht, und von Speculationen auf eine glänzende Zukunft wollen sie Nichts wissen, die enge, beschränkte Häuslichkeit gilt ihnen mehr, als die ganze offene Welt. Ich aber segne Dich und Dein Unternehmen. Der Gott, der uns Hugenotten als gute evangelische Christen durch

alle Noth und Gefahren geführt hat, wird auch Dich nicht verlassen auf Deiner Lebensbahn. Ich gebe Dir das letzte meiner Ersparnisse, einhundert Thaler; mehr habe ich nicht, und so reise mit Gott!"

„O Dank, Dank, Herzens-Papa!" rief der junge Mensch aufspringend und umarmte seinen alten Vater, eine kleine, dürre Gestalt mit lieben, freundlichen Zügen, so kräftig, daß Dieser aufschrie: „Junge! Du zerbrichst mir alle Knochen!"

Hermann ließ ab von dem Sturmausbruch seiner Dankbarkeit, und der Alte fragte: „Wenn wirst Du reisen?"

„Nun Papa, heute lieber als morgen!"

„Frische Fische, gute Fische," sagte der Alte, „je kürzer der Abschied, desto kürzer der Schmerz. Nun allons! ordne Deine Angelegenheiten. Ich werde zum russischen Gesandten gehen und Pässe und Recommandation für Dich besorgen."

Damit zog der Alte seinen sorgfältig ausgebürsteten Staatsrock an, setzte die Perrücke und den kleinen dreieckigen Hut auf, nahm den hohen spanischen Rohrstock mit dem goldenen Knopfe in die Hand, nickte seinem Sohne einen Gruß zu und ging hinaus. Es war hohe Zeit, daß er fortging, der gute Alte, denn über seine gefurchten, bleichen Wangen rannen Thränenperlen, und ehe er die Schwelle seines kleinen, mit

Weinlaub umrankten Hauses verließ, faltete er still seine Hände, und mit einem Blick nach oben sprach er leise: „Herr, mein Gott, lasse es ihm zum Heil gereichen, was er vor hat.“

Von seinem greisen Vater begleitet, sehen wir den jungen Lestocq wieder am Bord eines holländischen Handelsschiffes in dem Hafen von Kiel.

Die Anker wurden gelichtet; die Segel schwellten sich, und eine frische Brise aus Westen trieb unsern jungen Reisenden seinem Ziele entgegen, nach der damals noch unvollendeten, jetzt so berühmen Newastadt St. Petersburg.

Dies geschah im Jahre 1713.

2.

Lestocq und sein erstes Glück bei Peter und Katharina.

Ein Jahr später sehen wir den jungen Mann Johann Hermann Lestocq im Gefolge des Czaren Peter, der ihn auf Empfehlung seines damaligen Günstlings Lefort in seine Dienste genommen und, nachdem er seine Tüchtigkeit in der Kunst erkannt, zu seinem Leibchirurgus ernannt hatte. In dieser Eigenschaft mußte er den Czaren auf allen Wasserfahrten und Reisen begleiten. In solchen Verhältnissen, an einem großen

und intriguirenden Hofe mußten sich seine seltenen Geistesgaben ungemein entwickeln.

Lestocq war ein höchst aufgeweckter Kopf. Sein Witz aber war nicht selten zügellos, so daß er verletzend wurde.

War der Czar bei guter Laune, so amusirte ihn wol diese mehr als freimüthige Dreistigkeit seines Leibchirurgus, und er machte sich den Spaß, bei gefüllten Pokalen seinen halb trunken gemachten Hofnarren da Corta, einen getauften portugiesischen Juden, auf ihn zu hetzen. Beide waren schlagfertig mit den Zungen, und der Czar konnte darüber, wenn einer dem Andern einen tüchtigen Hieb gab, herzlich lachen. Aber der dreiste Franzose ging darin leicht zu weit, und machte Späße in Gegenwart des Czaren, welche Dieser, wenn er bei seinen tausend Sorgen sich nicht in der geeigneten Stimmung befand — und das war allemal der Fall, wenn er von seinem unglücklichen nervösen Gesichtszucken befallen war — sehr ungnädig aufnahm, und in solchen Fällen war der Krückstock des Czaren nicht weit von seinem Rücken.

Lestocq hatte frühzeitig gelernt, sich das Ehrgefühl der russischen Großen und Höflinge jener Zeit anzueignen, die es für eine Ehre hielten, vom Czaren persönlich mit dem Krückstock gezüchtigt zu werden, denn Jeder wußte: war der Jähzorn des gestrengen Herrn

vorüber, so pflegte der Czar durch doppelte Gnade seine Uebereilung wieder gut zu machen, besonders wenn er er in solchen Fällen erkannte, daß er in der Uebereilung dem Bestraften Unrecht gethan hatte.

Bei alledem wußte sich Lestocq mit seiner großen Gewandtheit und ungemeiner Liebenswürdigkeit überall beliebt zu machen und wurde, da ihn der Czar sehr begünstigte, indem er ihm schon einige Male der Ehre gewürdigt hatte, ihn zu prügeln, in den vornehmsten Bojarenfamilien eingeführt.

Ueberall galt er als der geschickteste Chirurg in St. Petersburg, was er auch wol bei dem geringen Geschick seiner Collegen leicht sein mochte. Besonders hatte er nicht mit Unrecht den Ruf, der beste und geschickteste Zahnarzt auf der Welt zu sein. Wenn es anderen seiner Collegen und selbst dem Czaren schon passirt war, einem hartmäuligen Russen statt des kranken einen gesunden Zahn auszuziehen, oder mit diesem ein Stück Kinnlade herauszubrechen, so wußte Lestocq bei dieser peinlichsten aller chirurgischen Operationen, die besonders für nervöse Damen furchtbarer ist als eine Execution auf dem Hochgericht, Geschick und Liebenswürdigkeit an den Tag zu legen, welche nicht verfehlte, ihm Ruhm und Hände voll Rubel einzubringen. Gewöhnlich schwur er bei ängstlichen Damen, daß er Nichts wolle, als den kranken Zahn nur untersuchen; dabei

aber hatte er das Instrument schon im Aermel, und kaum schien er die Untersuchung begonnen zu haben, so hatte er mit einem leisen Ruck den Zahn schon in der Hand.

Diese Eigenschaft war es, die ihm einst die Einladung brachte, schleunigst zur Czarin Katharina zu kommen, die am furchtbarsten Zahnschmerz leide; „aber, setzte ihre vertraute Kammerfrau hinzu, „um Gotteswillen darf es der Herr nicht wissen, der würde sonst im Nothfall mit Gewalt die Czarin von zwei Dentschiks halten lassen und ihr mit einem halben Dutzend Zähnen eine halbe Kinnlade herausbrechen.“

Lestocq eilte hinein in die Gemächer der Czarin. Er fand sie sehr leidend am heftigsten Zahnschmerz, um so mehr erschöpft, als eben der Czar sie verlassen und Nichts von ihrem Uebel bemerkt hatte; denn Katharina besaß eine wunderbare Charakterstärke, so daß sie jede Aeußerung von Schmerz vor ihrem Gemahl zu verbergen wußte, um Diesen nicht zu veranlassen, ihr seine grausame Hülfe zu bringen.

Der liebenswürdige, junge Franzose entledigte sich seines Auftrages mit einer Gewandtheit und Delicatesse, die einen angenehmen Eindruck auf die hohe Frau machte und sie wie im Moment von ihren grausamen Schmerzen befreite. Sie dankte ihm mit huldvollen Worten, schenkte ihm eine schwere, mit Ducaten gefüllte

Tabatiere und gab ihm Erlaubniß, bis das Uebel ganz gehoben sei, sich täglich Morgens bei ihrer Toilette einzufinden, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen.

Diese Erlaubniß benutzte Lestocq länger und öfter, als es nothwendig war, und seine Freimüthigkeit und Heiterkeit erlaubte ihm, als die Czarin anfing sich immer mehr für ihn zu interessiren, Geist und Witz zu zeigen und sich damit immer mehr bei seiner hohen Herrin einzuschmeicheln. Allmonatlich mußte er ihr, nach der damaligen, so verderblichen Mode, zur Ader lassen und dies gab dann wieder Veranlassung zu freundlichen Beziehungen und glänzenden Geschenken.

Ein Glücksritter seiner Art, der noch dazu, wie Lestocq, ein Don Juan ist, kann selbst von einer hochstehenden Dame nicht die unschuldigste Gunstbezeugung empfangen, ohne sich einzubilden, daß sie in ihn verliebt sei und daß es nur einiger Dreistigkeit bedürfe, um Glück in der Liebe zu machen.

3.

Mons de la Croix. — Dessen Intriguen.

Aus natürlicher Gewandtheit waren aber Lestocq's Approchen so fein und zart angelegt, daß Katharina in ihrer arglosen Unbefangenheit Nichts davon ahnte.

Aber ein anderes Auge beobachtete ihn; nämlich

das ihres ersten Kammerherrn, Mons de la Croix, eines Bruders der frühern Geliebten des Czaren, Iwanowna Mons. Dieser stand bei der Czarin in hohen Gnaden, und sie schenkte ihm in allen ihren kleinen Angelegenheiten ein ungemeines Vertrauen. Begreiflich können Neid und Mißgunst der bösen Welt nicht umhin, aus solchen Verhältnissen das Aergste zu muthmaßen. Auch unterließ nicht der eitle junge Mann, sich seiner Gunst bei der Czarin und seines Einflusses bei Derselben auf eine Weise zu berühmen, die wohl geeignet war, die Chronique scandaleuse von Petersburg mit Geschichten von den Vertraulichkeiten der Czarin und ihres Kammerherrn, der ein schöner und hochgewachsener junger Mensch war, zu bereichern.

Ehe aber diese Gerüchte zum Ohr des Czaren kamen und für den Mons üble Folgen hatte, benutzte Dieser noch seinen Einfluß, den jungen Lestocq, den er bald als einen ihm gefährlich werdenden Nebenbuhler am Hofe der Czarin erkannte, zu entfernen und ihn wo möglich auch in der Gunst des Czaren zu stürzen, was freilich seine großen Schwierigkeiten hatte, denn Peter hielt große Stücke auf seinen Leibchirurg; aber ein intriguanter Höfling weiß Alles für seine Zwecke zu benutzen.

Zuerst bediente er sich des Vertrauens, womit ihn Katharina beehrte, dazu, daß er die Bemerkung hinwarf,

daß die Indiscretion eines gewissen Menschen, den sie mit ihrer Huld beehre, zu einem eben so unsinnigen, als ärgerlichen Geschwätz Veranlassung gegeben habe.

Die Czarin hatte ihn nur zu gut verstanden, und deshalb fragte sie ihn nicht weiter, beschloß aber, dem Geschwätz ein Ende zu machen. Sie ließ Lestocq kommen, und sagte ihm, daß sie seiner Dienste nicht mehr bedürfe. — „Deine Verdienste um mich sind groß," setzte sie hinzu, „und deshalb gebe ich Dir die Erlaubniß mich daran zu erinnern, wenn Du Dich einmal in bedrängter Lage befinden solltest. Gebieten mir Verhältnisse, die ich nicht berühren darf, Dich jetzt aus meinen Umgebungen zu entfernen, so kann doch die Zeit kommen, wo ich Dich zurückrufen werde. Dann werde ich Deiner nicht vergessen.

Lestocq küßte den Saum ihres rauschenden Brokatkleides, indem er sich auf die Knie niederließ, und zog sich zurück.

So unangenehm ihm dieser Vorfall war, so besaß er doch zu viel Leichtsinn, um sich große Sorgen darüber zu machen, besonders da die Czarin ihm noch ein bedeutendes Geldgeschenk durch ihre vertraute Kammerfrau zugesendet hatte. Diese verrieth ihm denn auch, daß üble Nachreden, die er durch unvorsichtige und indiscrete Aeußerungen veranlaßt haben sollte, das Gerede verursacht habe, er stehe mit der Czarin auf einem zu

vertrautem Fuß stehe. Das habe man der Czarin hinterbracht und deshalb habe sie es für angemessen gehalten, ihn vom Hofe zu entfernen.

„Bei Gott! kein wahres Wort daran!“ rief er lebhaft aus, „und diese Verleumdung gegen mich kann Niemand der Czarin beigebracht haben, als Mons, der Kammerherr, von dem ebenfalls die böse Welt sagt ...“

Die Kammerfrau legte den Finger auf den Mund. „Pst!“ sprach sie halblaut: „Verbrennen wir uns den Mund nicht, das sind heiße Sachen, und mit hohen Herrschaften ist nicht gut Kirschen essen, die werfen uns die Kerne ins Gesicht.“

„Wenn Mons meint, mir ein Bein unterzuschlagen,“ rief Lestocq lebhaft aus, so werde ich ihn zu stürzen wissen, ehe er es sich versieht. O, ich habe auch meine Connexionen, und der Czar ist mir gewogen!“

4.

Lestocq macht Glück bei den Frauen. — Folgen davon.

Eine so leichtsinnige Natur wie Lestocq ist durchaus keines tiefen Eindruckes fähig.

Nun hatte er Geld über Geld, — seine Schulden kümmerten ihn nicht, — er stürzte sich in ein Meer von Vergnügungen. Diese aber suchte er weniger, wie

die vornehmen Russen und Höflinge jener Zeit, in Völlerei und sinnloser Trunkenheit, sondern im Verführen junger Mädchen und Frauen.

Auf Schönheit des Gegenstandes seiner Huldigungen kam es ihm dabei gar nicht an, Rang und Stand galten ihm gleich. Die Boyaren-Tochter war ihm so lieb, als die eines jüdischen Schenkwirths. Je größer die Schwierigkeiten, desto größer sein Vergnügen sie zu überwinden. Es ist unmöglich, daß ein Mensch mehr als dieser junge, elegante Franzose Gewandtheit besaß, sich in das Vertrauen der Familien, wo er sich vielleicht nur durch seine Kunst, oder durch dreiste Zudringlichkeiten Zutritt verschafft hatte, einzuschleichen und das Wohlwollen, die Zuneigung und zuletzt die leidenschaftliche Liebe junger Frauen und Mädchen zu erwerben. Es wurde ihm gar nicht schwer, die für die Zukunft ihrer Töchter besorgten Mütter dadurch zu berücken, daß er den alten Damen Flattereien sagte, die wie Ironie klangen, aber von eitlen Frauen so gern als baare Münze aufgenommen werden; dabei machte er sich kein Gewissen daraus, ernste Absichten auf die Hand einer der Töchter zu verrathen, woran seine Flatterhaftigkeit niemals im Ernste dachte. Hatte er seine ruchlosen Absichten erreicht, wurden vielleicht gar die Folgen sichtbar, so wußte er wie kein Anderer einen Vorwand vom Zaune zu brechen, um ein jedes zärtliches

Verhältniß, und war es auch noch so fest geschlungen, selbst durch den Verlobungsring eingeweiht, schnell wieder aufzulösen.

Er hatte kein Herz für Thränen und Verzweiflung einer von ihm verführten und verlassenen Dido, wie er spöttelnd gegen seine Vertrauten die unglücklich gemachten Mädchen nannte.

Sprang eine davon in die Newa und machte ihrem zerstörten Leben ein Ende, so schüttelte ihn wol einmal ein Anfall von Gewissen, aber, bald wußte sein scharfer Verstand tausend Entschuldigungsgründe für sich zu ermitteln, und ein neues Verhältniß, das ihn eben interessirte, ließ ihn das vorige und die todte Braut vergessen.

Aber die bösen Thaten sollten ihm auch böse Früchte bringen.

Seinem Herrn, dem Czaren, der sich unter allen Klassen der Bevölkerung zwanglos bewegte, entging so leicht Nichts, was die Gemüther in Bewegung setzte. — So wurden ihm denn auch einige Male von den Vätern, Brüdern oder Gatten, einiger von dem gewandten Lestocq verführten jungen Mädchen oder Frauen Beschwerden gegen ihn vorgebracht.

Der Czar, der in dieser Hinsicht selbst kein Kostverächter war, wollte doch auch nicht die Sittenlosigkeit des französischen Hoflebens an seinen Hofe eingeführt

sehen. Es war ihm unangenehm, daß solche Klagen gegen den von ihm begünstigten Hofchirurg einliefen, und er unterließ nicht, Lestocq einige Male ernstlich zu verwarnen und selbst durch Stockschläge ihm einen Denkzettel an solche Warnungen zu geben. Dann aber machte er im Stillen manche Folgen des Leichtssinnes Desselben, so weit es sich thun ließ, wieder gut, und begnügte sich damit, daß Lestocq Besserung versprach.

5.

Lestocq. — Der Hofnarr Da Corta. — Verbannung des Erstern. — Erhebung des Letztern.

Diese gelobte Besserung aber war Lestocq's Natur entgegen. Indessen gab er alle solche Verhältnisse in der Stadt, die zu leicht Aufsehen machen konnten auf, weil er eines angeknüpft hatte, das ihm in einem einzigen Hause noch reichere Ausbeute für seine Neigungen versprach. Dies war die Familie des Hofnarren da Corta, die aus einer noch recht lebensfrischen Gattin und vier schönen, noch sehr jungen Töchtern, bestand.

Seine Stellung beim Czaren hatte ihn auch mit Da Corta bekannt gemacht. Aus den ewigen Neckereien und Schraubereien zwischen beiden Höflingen, die den Czaren ungemein belustigten, war zuletzt eine Art Freundschaft entstanden. Einst stellte Da Corta an einem

öffentlichen Orte dem jungen Lestocq seine Frau und seine Töchter vor, und Dieser bat um Erlaubniß, ihnen seine Aufwartung machen zu dürfen. Natürlich wurde er, als Günstling des Czaren, mit der allergrößten Freundlichkeit aufgenommen und Madam da Corta machte im Stillen Pläne, den liebenswürdigen, jungen Mann, der so gutes Brod hatte, ja selbst ein reiches Einkommen, und dem dabei eine so glänzende Zukunft bevorstand, als Schwiegersohn zu gewinnen. Ihr Gatte, mit dem sie diesen Gedanken besprach, war ganz ihrer Meinung, und die vier Töchter schienen zu wetteifern, welche von ihnen den bekannten Schmetterling einfangen und fesseln könnte.

Lestocq war überglücklich. Noch nie war ihm Frauengunst so sehr, gleichsam auf dem Präsentirteller, entgegengetragen worden, wie hier.

Die Mutter, eine alternde Coquette, ging bald in andere Empfindungen über, als sich mit den mütterlichen Gedanken füglich vereinigen ließen; es schmeichelte ihrer Eitelkeit, wenn Lestocq ihr den Hof machte, und die jungen Mädchen, die von der Coquetterie ihrer Mutter Etwas gelernt hatten, säumten nicht, ihr den Sieg streitig zu machen. Lestocq hatte allerdings keine Heirathsgedanken, aber er war ein zu gewandter Verführer, um nicht Eine nach der Andern glauben zu lassen, daß sie die einzige von ihm Begünstigte sei, was aber,

um Erfolg zu haben, das tiefste Geheimniß bleiben mußte. — Er wußte sich mit jeder Einzelnen dieser Schönen Rendezvous zu verschaffen, und war glücklich in seinen geheimen Siegen. Da Corta lebte in der angenehmen Sicherheit, daß Lestocq Nichts beabsichtige, als sich um die Hand einer seiner Töchter zu bewerben. Er trug sein eigenes Geweih mit der Unschuld eines Mari-Cocqu, und gefiel sich in der Hoffnung, eine seiner Töchter bald an den so sehr begünstigten Leibchirurg des Czaren verheirathet zu sehen, der ja eben so gut wie Lefort, ein großer Herr werden konnte.

Zudem war er dem Hausfreunde Dank schuldig. Dieser hatte ihm unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit ein gefährliches Geheimniß anvertraut, von dem er aber erst Gebrauch machen dürfe, wenn ihm selbst Gefahr drohe, durch die Ungunst der Czarin Katharina, die allerdings seine oft rohen Späße nicht gut leiden konnte, oder durch den Kammerhern von Mons, der wegen der Gunst worin er bis jetzt bei dem Czaren stand auf ihn schon eifersüchtig war, bei Diesem in Ungnade zu fallen. Dieses Geheimniß bestand in nichts Geringerem, als daß der Kammerherr Mons mit der Czarin in unziemlicher Vertraulichkeit lebe. — Ein Billet, das er während einer Dienstleistung bei der Czarin in ihrem Cabinet neben ihrem Toilettentische an der Erde gefunden haben

wollte, konnte den Beweis davon liefern. Es war von Mons' Hand geschrieben, und enthielt, ohne Unterschrift und Adresse, Nichts als die Worte: „Um Mitternacht, wenn der Bär schläft, werde ich kommen. Meine Schwester, erwarte mich an der Garderobenthür."

Das war genug für ein so eifersüchtiges Gemüth und einen so despotischen Jähzorn, wie dem Czar zu eigen war, um Katharina ins Kloster, Mons auf's Schaffot zu liefern. Das Billet enthielt eine furchtbare Waffe, falls aus Nothwehr davon Gebrauch gemacht werden mußte. Lestocq hatte, wie man zu sagen pflegt, nicht in dem Maße das Ohr des Czaren, um, ohne sich selbst in Gefahr zu setzen, es wagen zu können, dessen Gemahlin der Untreue anzuklagen. Da Corta hingegen besaß das Narren-Privilegium aller lustigen Räthe eines Monarchen damaliger Zeit, ihm mit lachendem Munde die Wahrheit zu sagen.

Dieser nahm das Billet und versprach davon Gebrauch zu machen, jedoch nicht anders, als wenn er selbst, oder auch Lestocq in die Gefahr kommen sollte, durch Mons oder die Czarin gestürzt zu werden.

„Nun!" lächelte Lestocq mit einer überlegenen Sicherheit, „mit mir hat das Nichts zu sagen, ich bin dem Herrn unentbehrlich. Es wäre nicht das erste Mal, daß die Folgen seiner Ausschweifungen ihn in meine Hand lieferten."

Leichtsinnige Menschen sind immer guten Muths. Sie sehen ein Gewitter, das über ihrem Haupte sich zusammenzieht, nicht eher, als bis es einschlägt.

So ahnte auch Lestocq nicht, daß eine Stunde später Mons dem Hofnarren in den Vorgemächern des Palastes begegnete, und Diesen unter dem Scheine freundlicher Theilnahme bedauerte, daß er einen Skorpion im Busen nähre und nach dieser Einleitung dem Da Corta eröffnete, daß Lestocq sowol mit seiner Frau, als mit seinen vier Töchtern in den vertrautesten Verhältnissen lebe. Er berief sich auf das Zeugniß einer leibeigenen Kammerfrau seiner Gemahlin, welche Diese wegen eines leichten Vergehens mit der Knute habe aus hauen lassen und die darauf rachsüchtig Alles gegen einen seiner Bedienten ausgeplaudert habe, welcher ihr Geliebter sei. Nun sei es durch Geschenke gelungen, das Versprechen von der Kammerfrau zu erlangen, ihn von den geheimen Zusammenkünften in Kenntniß zu setzen, wodurch er denn, Da Corta, sich bald von der Wahrheit eines solchen Mißbrauchs der Rechte eines Hausfreundes überzeugen könne.

„Genug!“ rief Da Corta, „ich bedarf weiter keiner Ueberzeugung; aber ich werde den Wolf aus dem Schafstall zu vertreiben wissen!“

Nun ergriff er die nächste Gelegenheit, dem Czaren, der bemerkt hatte, daß sein lustiger Rath alle gute

Laune verloren hatte, sein Herz zu öffnen. Er erzählte ihm erst die bekannte Fabel vom Wolf, der sich in Schafskleidern in einen Schafstall geschlichen und alle Schäflein mit den Lämmern gewürgt habe.

„Was soll's damit?" fragte der Czar, der bemerkte, daß diese Erzählung eine Beziehung haben sollte, und der Hofnarr entgegnete: der Schafstall ist mein Haus, die Schafe und Lämmer sind meine Frau und meine vier Töchter, und der Wolf, der sich in Schafskleidern eingeschlichen hat, ist Lestocq, dieser bekannte Weiberjäger; er unterhält, wie ich heute erfahren habe, eine heimliche Liebschaft mit meiner Frau und meinen vier Töchtern. Er hat ihnen Allen die Köpfe verdreht und mich dadurch so unglücklich gemacht, daß ich nicht mehr die Laune finden kann, meinem hohen Herrn Spaß vorzumachen, und müßte ich deshalb um meinen Abschied bitten."

„Das geht nicht," sagte der Czar, „Deine Dummheiten macht mir kein Anderer; sollte ich Dich darüber verlieren, so verliere ich meinen eigenen Humor, und wie soll ich ohne diesen die vielen verdrießlichen Geschäfte abmachen, die mich wie eine ägyptische Landplage umlagern? Ich werde Dich schon zu trösten wissen. Du sollst aus meiner Canzlei das Ehrendiplom eines lustigen Ceremonienmeisters erhalten und dazu noch ein außerordentliches Jahrgehalt von 1000 Rubel. Du wirst keine anderen Geschäfte dafür haben, als die

Aufsicht darüber zu führen, daß ich bei jedem Trinkgelage, jeder öffentlichen Festlichkeit die Gesundheit der Familie des Iwan Michailowitsch ausbringe.“ — Damit meinte der Czar seine Flotte. — „1000 Rubel,“ fuhr Peter fort, „werde ich Dir als Strafgeld zahlen, wenn Du mich je überführen könntest, gegen dieses Regulativ gesündigt zu haben. — Bist Du nun zufrieden?“ —

„Herr!“ entgegnete der Narr, indem er sich mit zwei Fingern zwei Hörner vor die Stirn machte: „Kann auch ein Hirsch lustiger Ceremonienmeister sein, wenn er blutige Thränen weinen möchte über die Untreue seiner Hirschkuh? — Kann auch ein Ziegenbock, dem seine Zicklein verdorben werden, die Aufsicht darüber führen, daß der Czar seine Flotte nicht vergißt? und was soll ein Stier, der den Mörder seines Glückes niederstoßen möchte, mit 1000 Rubeln anfangen, die ihm den verlorenen Frieden doch nicht wiedergeben?“

„Ha! ich merke schon,“ lachte der Czar, „Du bist ein Portugiese von Geburt, und das ist ein heißblütiges Volk, voll glühender Eifersucht, die martert, wie eine zehrende Flamme im Herzen.“

„Ja, Herr, so ist es, und meine Frau ist eine Portugiesin, meine Töchter von unserem Blute, und das ist Alles heißblütig, leicht zu verführen, ausschweifend in der Liebe.“

„Nun gut, so werde ich dem windigen Franzosen

bei meiner Ungnade verbieten, Dein Haus wieder zu betreten."

„Der Hirsch wird an diesem Weibe seine Hörner abschlagen und wieder allein auf dem Weiderevier seines Hauses äsen, und der lustige Ceremonienmeister dankt dem Czaren für seine Gnade und wird fortan seine Pflicht thun."

Der Czar ließ darauf Lestocq rufen und empfing ihn, ohne ein Wort zu sagen, mit einigen tüchtigen Hieben mit seinem Krückstock. Der Czar war ein großer starker Herr, so daß Lestocq den empfangenen Liebesdienst wol gefühlt haben mochte. Noch verzog er den Rücken und die Schultern, um den Schmerz zu überwinden, als der Czar zu ihm sagte: „Das sei der Lohn für Deine Lüderlichkeit, worüber täglich Klagen einlaufen, und bei meiner Ungnade verbiete ich Dir, das Haus meines lustigen Ceremonienmeisters Da Corta jemals wieder zu betreten; ich befehle Dir, jeden Umgang mit seiner Frau und seinen Töchtern abzubrechen, denn Du verdirbst mir damit die gute Laune meines lustigen Raths, und darunter muß ich selbst leiden."

Lestocq verneigte sich tief, dankte für gnädige Züchtigung und gelobte Besserung.

Indeß gewann Da Corta seine lustige Laune wieder. Er machte die tollsten Streiche, und erlaubte sich oft die rohesten Späße, die den Czaren sehr belustigten. So stieg

er immer höher in der Gnade seines Herrn. Dieser schenkte ihm die unbewohnbare und unbewohnte Sand-insel Tomeröe, erhob diese zur Grafschaft, den Hofnarren selbst aber zum Grafen von Tomeröe; ein Jahr später ernannte er ihn zum König der Samojeden, und feierte mit einer burlesken Festlichkeit, wie sie Peter so sehr liebte, die Krönung dieses Samojeden-Königs, wobei derselbe so betrunken gemacht wurde, daß er, wie todt von seinem Throne fiel.

Als aber dieser Samojeden-König und Graf von Tomeröe nach vier und zwanzig Stunden seinen Rausch ausgeschlafen hatte, sollte er in Hinsicht seines erträum-ten häuslichen Glückes furchtbar enttäuscht werden.

Mons hatte nicht unterlassen, sein Spioniren über das Verhältniß Lestocq's mit der Gemahlin und den Töchtern des Beherrschers der Samojeden fortzusetzen, und hatte ermittelt, daß zwar Lestocq das Haus Dessel-ben nicht mehr besuchte, daß er aber seine geheimen Be-ziehungen mit den Damen fortsetzte, indem er in der Nähe ihres Hauses ein Absteigequartier gemiethet hatte, wo er nach einander mit allen diesen Schönen nächtliche oder abendliche Rendezvous hatte. Die verrätherische Kammer-frau war in diese Geheimnisse der Familie eingeweiht und bereit sie zu beschwören. Mons entdeckte Alles dem Portugiesen, und Dieser beschwerte sich in voller Wuth darüber bei dem Czaren.

Peter der Große war nicht gewohnt, vergebens zu drohen. Er gab ohne Weiteres Befehl, Lestocq bei Nacht im Bett zu überfallen, ihn in eine Kibitke zu werfen und nach der Stadt Kasan in Asien zu transportiren.

Dies geschah im Jahre 1718, und die Ueberraschung war so plötzlich, daß Lestocq nicht Zeit hatte, Aufklärung über den Grund seiner Verhaftung zu erlangen. Nur vermuthen konnte er die Wahrheit, und der Gewalt mußte er sich fügen.

So war seine Rolle in St. Petersburg, die er mit so glänzenden Aussichten begonnen hätte, für jetzt ausgespielt.

Wir werden später in der zweiten Abtheilung Gelegenheit haben, ihn nach sieben Jahren wieder auf dem veränderten Schauplatze mit Glück erscheinen zu sehen.

Mons aber blieb nicht verschont von der Nemesis als Lohn seiner Intriguen gegen Lestocq.

6.

Mons' Hinrichtung.

Als Günstling der Czarin und damaligen Kaiserin überhob sich der Kammerherr Mons bald, und suchte durch Katharina dahin zu wirken, daß da Corta aus den Umgebungen des Czaren verbannt werde. Aus

einigen Anspielungen des Hofnarren hatte Mons errathen, daß da Corta Etwas von seinen geheimen Beziehungen zur Czarin wisse, und nun hielt er es für eine Pflicht der Selbsterhaltung, diesen Menschen, der das Ohr des Czaren hatte, unschädlich zu machen. Katharina machte auch in der That ihrem Gemahl Vorstellungen gegen die Rohheiten des Hofnarren, der Czar sagte ihm das wieder und ermahnte ihn, sich in Gegenwart der Czarin zu menagiren, sonst würde er ihn nach Sibirien schicken, wenn noch ein einziges Mal Klage über ihn einliefe.

Der schlaue Portugiese wußte nun, woher der Wind blies. Um sich selbst zu retten, suchte er nun Mons zu stürzen. Da er das Vorrecht hatte, dem Czaren im scherzhaften Gewande die Wahrheit zu sagen, so nannte er einst den Czaren, als dieser schon ziemlich angetrunken war, College!

„Was soll's damit?" lachte Peter, der sich schon belustigt hatte über die tollen Einfälle seines lustigen Raths, der heute besonders bei guter Laune war. „Ich bin doch kein Narr, wie Du bist." ...

„Das wol nicht," antwortete da Corta, indem er ein bitteres Gesicht zog, „aber Du weißt, mein hoher Herr, aus meiner Beschwerde über Lestocq, daß ich ein prächtiger Hahnrei bin — Du aber bist ein noch größerer, und darum mein College."

„Wer sagt das?“ rief der Kaiser aufflammend, und hob den Krückstock gegen den Hofnarren, „auf die Treue meiner Katharina kann ich Häuser bauen.“

„Will's glauben,“ sprach der Narr, der übrigens auf eine Tracht Prügel gefaßt war, „Du kannst Häuser darauf bauen, wie in Wassilji-Ostrow, die in den Moorgrund versinken.“

Peter ließ den Stock sinken. Die Zuversicht seines Hofnarren frappirte ihn. Er fragte: „Hast Du Beweise?“

„Kennst Du diese Handschrift, Majestät College,“ fragte da Corta und hielt dem Czaren den von Lestocq empfangenen Zettel vor die Augen.

„Vom Kammerherrn Mons,“ rief Dieser und wurde feuerroth, „aber ohne Adresse und Unterschrift.“

„Nur schade, daß Lestocq diesen Zettel unter der Toilette der Kaiserin, als sie noch Czarin war, gefunden hat.“

„Es ist gut,“ sprach Peter mit eisiger Kälte, indem er den Zettel zu sich steckte, „nun pack' Dich fort und schweig. Ich werde sehen und handeln.“

Das war eine böse Saat — und sie trug sehr böse Früchte.

Peter, durch diese Mittheilung aufmerksam geworden, überraschte eines Abends seine Gemahlin in vertraulicher Stellung mit Mons, der an ihrer Seite in ihrem Cabinet

auf dem Sopha saß. Die erste Revanche war eine tüchtige Tracht Prügel, die er dem Kammerherrn eigenhändig zutheilte, und wovon, wie die böse Welt sagte, auch Katharina ihren Antheil bekam. Aber damit nicht zufrieden, gab er Befehl, den Günstling seiner Gemahlin zu verhaften und ihm den Proceß zu machen.

Begreiflicher Weise durfte Diese nicht compromittirt werden. Das hätte die Schande auf sein eigenes Haupt gehäuft. Dagegen aber wußten die seinem Willen unbedingt ergebenen Richter guten Rath. Sie verurtheilten den Kammerherrn Mons zum Tode, weil er das Vertrauen der Kaiserin gemißbraucht und sich für seine Verwendungen bei Derselben durch Geschenke habe bestechen lassen.

Katharina besaß eine ungemeine Gabe, wie alle klugen und liebenswürdigen Frauen, sich vor den Augen eines eifersüchtigen Gatten ziemlich weiß zu brennen. Sie schob natürlich alle Schuld auf die dreiste Zudringlichkeit dieses Mons, und die Scene auf dem Sopha entschuldigte sie mit ihrer Arglosigkeit.

Halb und halb mit ihr versöhnt, beschloß doch der Kaiser, sie zu strafen.

Er lud sie ein, mit ihm eine Spazierfahrt zu machen. Arglos freute sie sich dieses Zeichens von Versöhnung. Sie saß an seiner Seite in einer offenen Droschke. Der bärtige Russe, der das Viergespann von den verschiedensten Farben der neben einander gespannten

Pferde lenkte, fuhr sie mitten hinein in den dichtgedrängten Volkshaufen. Ein Quarré Soldaten öffnete sich, und der Kaiser und die Kaiserin fuhren in den leeren Raum hinein, gerade vor ein schwarz behangenes Schaffot, auf welchem eben eine Execution vollzogen wurde. Peter machte Katharinen darauf aufmerksam. Diese aber hatte schon den unglücklichen Delinquenten erkannt, der eben seinen Kopf auf den Block legte. Es war Mons, ihr gewesener Günstling, der Vertraute aller ihrer kleinen Geheimnisse, ihr Rathgeber und Freund! Die Trommeln wirbelten, das Beil blinkte, der Kopf fiel. Vom Henker bei den Haaren aufgehoben, wurde das blutige Haupt auf einen Spieß gesteckt.

Der Kaiser hatte seine Genugthuung, und befahl weiterzufahren.

Katharina war so ergriffen, daß sie mit einer Anwandlung von Ohnmacht zu kämpfen hatte. Aber kein Zug in ihrem vollen, immer noch schönen Gesicht verrieth dem sie mißtrauisch beobachtenden Gemahl die geringste Gemüthsbewegung. Mit der Charakterstärke vollendeter Verstellungskunst, die ihr im hohen Grade eigen waren, sagte sie im gleichgültigsten Tone von der Welt: „Es ist traurig, daß unter den Hofleuten ein solches Verderben eingerissen ist, solche Strafe zu verdienen.“

Glücklich hatte sie den Kaiser über ihre Gemüthsstimmung getäuscht. Er überredete sich nun, daß sie

unmöglich selbst ein näheres Interesse an diesem Menschen genommen haben könne.

Dies geschah ein Jahr vor seinem Tode, also 1724. Ein Stachel des Mißtrauens war dennoch in Peter's Seele zurückgeblieben. Wir haben in dem frühern Lebensbilde (Katharina und Mentschikoff, im ersten Bande) gesehen, wie sie nahe daran war, die ihr zugedachte Erbfolge zu verlieren, und wie nur Mentschikoff's Intriguen und Energie der Leibeigenen aus Marienburg die russische Kaiserkrone verschafft hatte.

Biron, Herzog von Kurland.

Aus dem Hofleben der Kaiserin Anna.

1.

Biron's Herkommen.

„Vater, ich werde mein Glück suchen, sonst findet mich Frau Fortuna doch nicht in diesem Rauchneste!" so rief ein junger Mann, der, groß und schön gewachsen, eine angenehme Gesichtsbildung besaß.

Es war in der kleinen, schmucklosen Familienstube eines Landwirths im Kurländischen, wo der junge Mann, der lebhaft von seinen Büchern und Schreibereien aufsprang, sich dem Vater gegenüber stellte.

„Was nennst Du Glück, mein Sohn Ernst," sprach der Vater, ein noch kräftiger Funfziger von einem hohen, magern Körperbau, etwas gebeugt von Gestalt, mit weißgrauem, kurz verschnittenem Haar. Sein Benehmen zeigte von viel weniger Bildung, als sich sein junger Sohn schon angeeignet hatte. Es war ein Mann von einfachem und schlichtem Wesen, dem man es aber wohl ansah, daß er, den untersten Ständen entsprossen, es durch Fleiß, Sparsamkeit und Redlichkeit im Laufe der Jahre zu einem gewissen Wohlstande gebracht hatte.

Jetzt trug er die einfache hellblaue Kleidung eines wohlhabenden Landmanns jener Gegend, und war so eben mit dem Zerstampfen von Rüben zum Viehfutter beschäftigt. So hätte man es ihm nicht ansehen sollen, daß er im Grunde ein Gutsbesitzer war; weil aber damals die kurländischen Adelsprivilegien es nicht erlaubten, ein adeliges Gut an einen Nichtadeligen zu verkaufen, so galt er nur als Pächter des von seinen Ersparnissen angekauften Gutes, aber als Pächter auf 99 Jahre, nach deren Ablauf es der Familie des adeligen Verkäufers freistand, dasselbe gegen Erstattung des Kaufpreises wieder an sich zu nehmen.

„Das Glück, das Du suchst, lieber Sohn, ist Schwindelei," sprach der Vater sehr ernst. „An den Hof von Mitau willst Du gehen. Ich kenne den Hof und seine Gefahren, Junge; ich habe dort gelebt, erst als Stalldiener, zuletzt als Hofjäger, indeß man blickt doch bisweilen hinauf in die glatt polirten Parquets des Hofes; aber ich sage Dir, mein Sohn, was da intriguirt, geheuchelt, gelogen, geschmeichelt wird, das ist schauderhaft. Hat man Glück im Intriguiren, weiß man sich an höchster Stelle einzuschmeicheln, nun, so kann man mit Riesenschritten hoch steigen zu den höchsten Ehrenstellen und Reichthümern. Aber ich sage Dir, je höher gestiegen, desto tiefer gefallen. Ein ruhiges, stilles Glück ist

dort nicht zu hoffen. Ich danke Gott, daß ich davon frei bin."

„Aber, mein Vater," entgegnete der Sohn, „einen gesicherten Wohlstand hast Du doch dort gefunden. Was will man mehr? Durch Deine Connexionen am Hofe erhieltest Du, als Du Dich verheirathen wolltest, die gute Försterstelle, worauf Du so viel Vermögen erwarbst, um mich in Königsberg studiren zu lassen, Dir selbst aber als Ruhesitz für das Alter dieses Landgut zu pachten oder eigentlich zu kaufen. Ich aber, mein Vater, denke mich noch höher aufzuschwingen. Wir leben jetzt in einer bewegtern Zeit. Es ist wahr, ich bin Hofmeister in einem adeligen Hause, aber das bringt mich nicht weiter; zudem ist diese Beschäftigung mit den verzogenen Kindern einer vornehmen Familie meiner ganzen Natur zuwider. Was ich aber in diesem adeligen Hause gelernt habe, feine Manieren und höfische Sitten, genügt, um mein Glück am Hofe zu machen."

„Allerdings, wenn Du von Adel wärest; denn diese kurländischen Junker werden am Hofe protegirt, gleichviel, ob sie so dumm sind wie ein Bund Heu."

„Die verwittwete Herzogin von Kurland, geborene Prinzessin Anna Iwanowna von Rußland," entgegnete der junge Mensch mit einem listigen Blick, „soll übrigens sehr herablassend und freundlich sein, besonders

gegen hübsche junge Männer, und ich meine doch, mein Vater ...“

„O Du eitler Narr, was bildest Du Dir ein!“

„Na, mein Väterchen, man hat denn doch Beispiele ...“

„Gut, Ernst, ich werde Dich einigen Bekannten am herzoglichen Hofe vorstellen, vielleicht gelingt es Dir, die Aufmerksamkeit der schönen, jungen Herzogin auf Dich zu ziehen; dann aber, junger Mensch, nimm Dein Herz in Acht ...“

„Hat Nichts zu sagen, Vater,“ sagte der junge Mann, „der Ehrgeiz hält die Herzen kühl und weckt den Geist.“

„Junge!“ rief der Alte, nicht ohne einen Zug von Wohlgefallen an dem hochstrebenden Geiste seines Sohnes, „Du hast große Dinge im Kopfe; ich aber sage Dir: Du wirst auf eine Jakobsleiter steigen und dann herabfallen und den Hals brechen. Gebe Gott, daß das nicht das Ende vom Liede sei.“

„Nun, Vater!“ erwiderte lächelnd der Sohn, „die Jakobsleiter führte in den Himmel, und dahin denke ich auch mich noch zu versteigen.“

„Wie Gott will!“ entgegnete der Alte, „morgen fahren wir nach Mitau und ich werde Dich meinen alten Gönnern und Freunden am Hofe vorstellen.“

Der Alte hieß Carl Büren und sein Sohn Ernst Johann Büren. Niemand ahnete noch, daß in dieser bescheidenen, aber einnehmenden Persönlichkeit eines jungen Candidaten der Theologie und Hauslehrers der Kern zu einem souverainen Herzog von Kurland und einem das große russische Reich beherrschenden Günstling des Glücks steckte, und doch war dem so. Wir werden sehen, wie sich diese Blume des Glücks allmählich entwickelte.

2.

Büren macht Glück am Hofe. — Gunst der Herzogin Anna. — Er wird Privatsecretair. — Sein zärtliches Verhältniß zur Herzogin.

Noch lebte in St. Petersburg Peter der Große. Es war zwei Jahre vor seinem Tode, also im Jahre 1723, als der junge Büren zum ersten Male am kleinen, weniger glänzenden, als geistreichen Hofe der eben so liebenswürdigen als geistvollen verwittweten jungen Herzogin von Kurland erschien.

Anna Iwanowna, die geliebte Nichte Peter's des Großen, Tochter seines ältern Halbbruders, des Czaren Iwan II., war nicht groß von Figur, aber fein gebaut, mit einer reizenden Fülle und Rundung der zarten Glieder. Ihre Gesichtszüge waren die angenehmsten, die man sich nur denken kann, und es sprach sich darin mehr weibliche Anmuth als Herrschersinn aus.

Ihre blauen Augen und das blonde Haar bei dem unbeschreiblichen Wohlklang ihrer Stimme ließen auf Milde und Sanftmuth des Charakters schließen. Dabei liebte sie die Bequemlichkeit und eine kleine, aber gewählte Gesellschaft. Ihre Abende wurden mit Musik, Gesang, Lecture und geistvoller Unterhaltung ausgefüllt. Sie war dabei herablassend gegen den geringsten ihrer Diener, wie vertrauend gegen die höher Gestellten, denen sie so gern freie Hand ließ, nach ihrer besten Einsicht zu regieren, wenn sie nur selbst nicht mit Regierungssorgen belästigt wurde. Da sie selbst wohlwollend gegen alle ihre Unterthanen war, so empfahl sie auch ein gleiches Verfahren allen ihren Beamten und belobte diejenigen, die in ihrem Sinne handelten, ohne die Energie zu haben, diejenigen zu bestrafen, die ihre Stellung mißbrauchten zu Unterschleifen und Erpressungen.

Der Audienzsaal im herzoglichen Schlosse war gefüllt mit Höflingen, adeligen Herren und Beamten, welche sich zur Neujahrscour eingestellt hatten, um der liebenswürdigen jungen Herzogin ihre aufrichtig gemeinten Glückwünsche darzubringen. Unter dieser durch Orden und reich gestickten Uniformen, worunter besonders die scharlachrothe kurländische Uniform der Ritterschaft zahlreich zu sehen war, glänzenden Versammlung sah man einen alten Forstmann in einer längst aus der Mode gekommenen Forstuniform, der einigen alten Be-

kannten, die ihn freundlich bewillkommneten, seinen Sohn vorstellte mit der Bitte, ihn der Gnade der Herzogin bei vorkommender Gelegenheit zu empfehlen.

Diese Gelegenheit sollte sich bald genug finden. Die Herzogin trat ein, prächtig gekleidet in eine weite Robe von großgeblümtem, mit Silber durchwebtem, hellblauem Seidenbrocat. Von ihren Schultern wallte der Fürstenmantel von dunkelrothem Sammet mit Hermelin besetzt herab. Zwei Pagen, in hellblauen Atlas mit Silber reich besetzt gekleidet, trugen die Schleppe des Mantels. Ein strahlendes Diadem von Diamanten schmückte die hohe, edle Stirn. Die obersten Hof-Chargen, Damen und Edelleute bildeten die glänzende Suite der Fürstin, die nur selten und bei außerordentlichen Gelegenheiten in solchem Glanze erschien, denn sie liebte mehr die idyllische Ruhe einer heitern und glücklichen Häuslichkeit, als den leeren Prunk eines glänzenden Hoflebens.

Nachdem die Vorstellungen beendigt waren, fragte die Fürstin ihre Oberhofmeisterin leise, wer der junge Mann sei, der durch die Einfachheit seines schwarzen Candidatenkleides nach altfranzösischem Schnitt um so mehr ihre Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte, als er durch Größe und Schönheit, durch ein volles, blondes Haar, blaue, große und lebhafte Augen, aus denen Geist und Verstand sprach, eine sehr hohe, schöne Stirn, einen ausnehmend lieblichen Mund mit

blendend weißen Zähnen, durch Kräftigkeit und feinen Anstand, durch die blühenden Farbe der Gesundheit mit einem feinen nordischen Teint sich vor allen Anwesenden, die zum Theil verlebte Persönlichkeiten waren, auf das Vortheilhafteste auszeichnete.

Die Oberhofmeisterin wendete sich an ihre nächste Umgebung mit der Frage, wer der junge Mensch sei, der es wage, hier in der Audienz zu erscheinen, ohne vorgestellt zu sein. Diese erkundigten sich weiter, und so kam denn die Antwort zurück: es sei ein junger Student Namens Büren, der in die Dienste Ihrer Kaiserlichen Hoheit zu treten wünsche.

„Man soll ihn mir vorstellen," sagte die Herzogin, und die Oberhofmeisterin übernahm die Vorstellung.

Die Herzogin wendete sich mit ihrer natürlichen Liebenswürdigkeit an den jungen Mann, und erkundigte sich nach seinen Verhältnissen und Wünschen.

Der junge Büren antwortete mit Bescheidenheit, aber auch mit einer Sicherheit, die eine gewisse Gewohnheit, in der vornehmen Welt zu verkehren, verrieth. Die Herzogin Anna schien schon in diesen Antworten Spuren von Geist bei dem jungen Menschen zu bemerken; vielleicht war es auch wol mehr das reine weibliche Wohlgefallen an dieser einnehmenden Erscheinung, die einem erregbaren und gefühlvollen Herzen leicht als

ein Ideal vollkommener Männlichkeit erscheinen konnte, und huldvoll reichte sie dem überglücklichen jungen Candidaten die feine, weiße Hand zum Kusse, und befahl, daß er am nächsten Morgen zu bestimmter Stunde sich in ihrem Cabinet einfinden solle, um das Weitere wegen seiner Anstellung zu besprechen.

Wer war glücklicher, aber auch von den Höflingen scheeler angesehen und beneidet, als der junge Ernst Friedrich Büren? Murmelnd ging die Frage durch die glänzende Menge: ist er von Adel? von welcher Famelie? und die Antwort: er ist bürgerlichen Standes, Sohn eines Zeitpächters, Candidat der Theologie — setzte Alles in Erstaunen und Mißbilligung, denn bisher hatte nur reines Vollblut des Adels am kurländischen Hofe Zutritt gefunden und Glück gemacht, und nur ein adeliger Junker war zu den Ehren des Handkusses bei der Herzogin gelangt.

Nur diejenigen der Hofdamen und Kammerherren, welche die schwache Seite der jungen Herzogin kannten, dachten mit langen Gesichtern: „Ach so; es ist doch ein Unglück, daß regierende Fürstinnen ein Herz haben!" Nur die Damen gestanden einander ganz leise: „Es scheint doch ein netter Mensch zu sein."

Die erste Audienz bei der Herzogin dauerte fast eine Stunde, ehe er in Gnaden entlassen wurde. Sie begann das Gespräch in französischer Sprache, und ging

dann in das Deutsche über; beide Sprachen redete sie mit großer Eleganz und Leichtigkeit. Sie kannte die bedeutendsten damaligen Dichter beider Länder und die Werke ihrer Gelehrten, und diese Bekanntschaft gab ihr reichlichen Stoff zur Unterhaltung, wobei sie viel feinen Sinn und Geschmack verrieth. Büren ging mit derselben Leichtigkeit Geist und Kenntniß verrathend, auf diesen Gegenstand des Gesprächs ein. Sein Benehmen unterschied sich durch feine Sicherheit im Tact und bescheidener Freimüthigkeit von dem Wesen der Höflinge. Anna fand sichtlich ein zunehmendes Wohlgefallen an dieser Unterhaltung und verlängerte dieselbe, zur nicht geringen Verwunderung der Höflinge, über das gewöhnliche Zeitmaß. Am Ende schien sich die Herzogin nur durch das Gefühl der Schicklichkeit bewogen, ihn zu entlassen; dies geschah aber nicht ohne eine warme Versicherung ihrer Gnade. „Geh'," sprach sie, „ich werde für Dich sorgen!" Sie reichte ihm die Hand zum Kusse. Der junge Büren warf sich stürmisch in die Arme seines Vaters, indem er ausrief: „Ich bin überselig! die schönste und die gebietende Frau Kurlands hat versprochen mein Glück zu machen."

„Ernst, bewahre nur Dein Herz," sprach der Alte, „bedenke stets: „Glück und Glas, wie leicht bricht das!"

Als sich Büren zurückgezogen hatte, sprach die Herzogin zu ihrer Umgebung mit Lobeserhebungen über

den Geist und die Kenntnisse des jungen Mannes, und meinte: „Er scheint mir ganz geschaffen zu sein für meinen Dienst, denn leider ist der kurländische Adel nur stolz auf seine Privilegien, da er wenig Ursache hat stolz zu sein auf Geist und Kenntnisse.“

Schon am folgenden Tage erhielt Ernst Friedrich Büren das von Anna eigenhändig unterzeichnete Patent als Privatsecretair der Herzogin. Die Nothwendigkeit, sich zu bedanken, führte ihn sogleich wieder in ihr Cabinet. Er sprach ihr sein Gefühl aus mit einer Wärme und Innigkeit, welche die gefühlvolle hohe Frau überraschte. Dieses jugendliche Feuer, diese Fülle des Gemüthes war ihr in ihrem ganzen Regentenleben noch nicht vorgekommen. Sie vergaß die Fürstin, und gab sich ganz den Eindrücken eines liebevollen weiblichen Herzens hin.

Das Amt eines Privatsecretairs brachte den jungen Büren täglich in ihr Cabinet, wo er ihre Privatcorrespondenz mit Gelehrten, Dichtern und auswärtigen Staatsmännern zu führen hatte. Auch mußte ihr Büren häufig aus französischen Werken vorlesen, was er mit einer Anmuth that, die ihr solche Lecture zum wahren Genuß machte. Stunden vergingen ihr wie Minuten in seiner Gesellschaft. Schon längst verstanden sich Beide. Nicht selten ruhte ihr Blick auf seinen großen, schwarzen Augen, wie schwimmend in einer Thräne des Gefühls auf dem strahlenden Feuer seiner Blicke; bald

kam es so weit, daß Minuten lang ihre Hand in der seinigen ruhte, und ein unwillkürliches Zucken der feinen Finger gab ihm einen Druck, den seine Hand mit voller Wärme erwiederte. Er wagte es, ihre Hand mit einem zärtlichen Blick zu küssen, und sie duldete diese Huldigung mit einem unbeschreiblichen Lächeln, das ihre eigene Glückseligkeit darüber verrieth.

Mit großer Gewandtheit besorgte der herzogliche geheime Secretair Büren die Geschäfte seiner hohen Gebieterin, und immer mehr glaubte die Herzogin Talent und Eifer in ihrem jungen Freunde zu erkennen. „Ich bin ganz glücklich," sprach sie zu ihm, daß der Himmel Dich mir zugeführt hat. Als Fürstin und Frau bedarf ich eines treu ergebenen Rathgebers. Meine Minister sind alte Pedanten und Dummköpfe, auf die ich mich in keiner Lage meines Lebens werde verlassen können. Du aber vereinigst Klugheit mit Kenntnissen, Gewandtheit mit gutem Willen. In Dir steckt ein Staatsmann, und ich werde Dich dazu machen, so weit es der kleine Umfang meines souverainen Herzogthums und die Privilegien des Adels gestatten."

„Hoheit," entgegnete Büren, „es wird nicht bei diesem kleinen Reiche bleiben. Der Tochter des Czaren Iwan gebührt vermöge ihrer Geburt die kaiserliche Krone des großen Russenreichs. Czar Peter ist kränklich, mit seiner Gemahlin Katharina seit der Mons'schen

Geschichte häufig zerfallen. Sie hat keine Hoffnung mehr auf Thronfolge. Peter's Töchter bleiben immer die des zweitgeborenen Prinzen des Czaren, Ew. Hoheit aber sind die Tochter des ältern Czaren Iwan und daher näher zum Throne berechtigt. Man muß jedoch in Zeiten beginnen, in Petersburg Minen anzulegen, um Eure Thronfolge zu sichern."

Beide waren allein, als dieses vertrauliche Gespräch vorfiel, und Anna, wie überrascht vom Gefühl, rief aus: „Sieh', welch ein großer Geist in Dir steckt! für diesen Gedanken verdienst Du einen Kuß," und sie legte ihre weißen Arme um den Nacken des schönen, jungen Mannes, und küßte ihn mit einer stürmischen Zärtlichkeit.

Wenn selbst den kühnsten Abenteurer einer Fürstin gegenüber der angeborene Respect im Zaume hält, so kann ein zärtliches Verhältniß zwischen Beiden nur durch eine zuvorkommende Annäherung der hohen Frau geschehen, und so war sie es denn, die ihn ermuthigte, in den feurigsten Worten seine Liebe zu erklären; dies geschah aber unter der Form einer Versicherung der zärtlichsten, ergebensten Unterwürfigkeit und Freundschaft.

Lange blieb das Verhältniß in dieser Form, aber immer häufiger und stürmischer wurden Küsse und Umarmungen, und Büren hatte Mühe, sich an die Warnung seines Vaters zu erinnern: „Bewahre Dein Herz!"

Er bewahrte sein Herz in so weit, daß er sich zwar ihrer Leidenschaft hingab, aber keinen Augenblick vergaß, dieselbe als einen Hebel für seine ehrgeizigen Pläne zu benutzen. So behielt er seine Besonnenheit in den stürmischen Augenblicken der Liebe und gewann dadurch jene dämonische Macht über ihren Willen, welche die energische Willenskraft eines Mannes so leicht über das feiner und weicher organisirte weibliche Gemüth gewinnt.

3.

Büren's heimliches Liebesverständniß zu Emma von Trott. — Sein Geschmack in Putzsachen. — Seine Erhebung zum Kammerjunker der Herzogin.

Zudem hatte eine seltsame Verkettung der Verhältnisse und Leidenschaften es dahin gebracht, das Büren's Liebe für Anna einen Ableiter fand in der Liebe zu einer der schönsten und liebenswürdigsten jungen Hofdamen in den nächsten Umgebungen der Herzogin. Es war ein Fräulein von Trott aus einem alten, wenn auch verarmten adeligen Hause, die als Vertraute der Herzogin die geheimste Neigung ihres Herzens kannte. Da sie öfters bei den zärtlichen Zusammenkünften und Herzensergüssen des Büren und ihrer hohen Gebieterin zugegen war, so entstand in ihrem jugendlichen, gefühlvollen Herzen jene seltsame Sympathie, die junge Mäd=

chen nicht selten als Zeuginnen zärtlicher Liebesergüsse für den Geliebten ihrer vertrauten Freundin gewinnen.

Das Gleiche fühlt sich immer mehr zum Gleichen hingezogen, als zum Höhern, und wenn Büren aus den schwirrenden Blicken dieses jungen Mädchens leicht erkennen konnte, daß er Eindruck auf ihr erregbares Gefühl gemacht hatte, so erwachte auch unbewußt seine Gegenliebe, und in einer unbewachten Stunde, als ein günstiger Zufall einst Beide allein in das Cabinet der Herzogin geführt hatte, war es, daß sich das Herz zum Herzen fand. Unter den zärtlichsten Ergüssen kam es zu einer Liebeserklärung, die Büren und seine Geliebte in eine seltsame Stellung zu der Herzogin brachte. Büren sagte dem Fräulein, daß er nur, um sein Glück am Hofe zu machen und damit einst das ihrige, fortwährend die immer lebhafter vortretende leidenschaftliche Liebe der Herzogin scheinbar erwiedern müßte, und daß sie um Alles in der Welt nicht ahnen dürfe, daß sie Beide einander heimlich liebten. Er fügte hinzu: „Eben weil sie mich liebt, wird sie nie in meine Verbindung mit Dir willigen, wenn sie glauben sollte, daß diese aus Liebe geschlossen werden würde. Wir haben also keine Hoffnung, jemals dahin zu gelangen, uns zu vermählen, wenn es mir nicht gelingt, indem ich ihr Entgegnung ihrer Liebe heuchle, nach und nach so viel Reichthümer zu gewinnen, daß ich, in eine unabhängige Stellung

versetzt, im Stande sein werde, Dir gegen ihren Willen die Hand zu reichen."

„Aber werde ich nicht der Qual der Eifersucht erliegen?" sprach Emma von Trott, erbleichend bei dem entsetzlichen Gedanken, seine Liebe mit ihrer Gebieterin zu theilen. Indessen giebt es auch weibliche Gemüther, die eine solche Duldsamkeit, eine solche Selbstverläugnung und Größe der Liebe haben, daß sie sich schon beglückt fühlen, wenn sie nur einen Theil des Herzens ihres Geliebten besitzen. Man sollte es nicht für möglich halten und doch ist es wahr, daß solche weibliche Wesen den Geliebten so hoch stellen, daß sie sich nicht für würdig halten, auf seine ganze, ungetheilte Liebe Anspruch zu machen, und daß selbst die Qualen der Eifersucht nur geeignet sind, ihre Leidenschaft für den geliebten Gegenstand noch zu erhöhen.

Genug, es entstand und bestand jenes seltsame, aber nicht allzu selten unglückliche Verhältniß, in welchem die Dienerin die Liebe eines Mannes mit ihrer Herrin theilt, Dieser unbewußt. In diesem Verhältnisse lebte sie fort. Mit der Herzogin trat Büren bald in das vertrauteste Verhältniß. Die schwärmerische Liebe der Fürstin riß sie bald hin zur glühenden Sinnlichkeit; Büren konnte solchen Syrenenlockungen nicht widerstehen, und der unglücklichen Emma blieb es nicht lange ein Geheimniß. Tausend Thränen darüber küßte der treulose Geliebte

von ihren schönen Augen, und schwur ihr tausendmal, daß es nicht das Herz, sondern nur die Sinne seien, welche die Untreue begingen, und Emma hatte Seelenstärke genug, sich in ein solches unvermeidliches Verhältniß zu fügen.

Büren besaß unter anderen Eigenschaften auch die, daß er ein ausgezeichneter Kenner von Damenputz war und einen seltenen Geschmack hatte. Die Herzogin, eitel wie die meisten der schönen Frauen, liebte ungemein den Putz. Bei den wichtigen Berathungen mit ihrer Modehändlerin wurde Büren's Rath stets gehört und vorzugsweise berücksichtigt.

Nach einer solchen Sitzung, in welcher ihr Büren einen Kopfputz empfohlen hatte, der, nach seiner erfinderischen Angabe angefertigt, die Bewunderung des ganzen Hofes auf sich zog, rief sie voll Begeisterung aus: „Ja, es ist wahr, ein junger Mann von solchem Verdienste ist nicht bestimmt, in der Sphäre der unteren Stände sein Leben hinzubringen!“ und sie ernannte ihn zum Dank für die großen Toilettendienste, die er ihr geleistet hatte, zu ihrem Kammerjunker.

Die Hofleute sind überall das Echo ihrer Herrschaft. „Je nun,“ sagte man, „wenn der junge Büren auch nicht von Adel, so läßt sich doch nicht läugnen, daß er ein angenehmer Mensch ist.“ Die Damen aber rühmten mehr aus Ueberzeugung, als aus Gefälligkeit

seine einschmeichelnden Manieren und seine Beredtsamkeit. Viele setzten hinzu: „Dieser Mensch verdiente ein Edelmann zu sein; denn er übertrifft viele junge Edelleute an höfischer, feiner Tournure."

Nur der Adel von altem Schlage, besonders die Landstände, raisonnirten laut über eine Standeserhöhung zu einem Ehrenposten, der seit undenklichen Zeiten nur mit Adeligen von sechzehn Ahnen besetzt gewesen war. Die beiden adeligen Kammerjunker der Herzogin konnten sich gar nicht darüber zufrieden geben, daß ein Mensch, dessen Vorfahren als Maurer und Zimmerleute ihre Häuser abgeputzt hätten, eingeschoben werden sollte in den Adelstand. Das sei eine Beleidigung für den ganzen Stand, und kein Mann von Geburt und Ehre könne ferner mit einem solchen Abkömmling der Bourgeoisie zusammen dienen.

Der Eine von Beiden nahm in der That seinen Abschied. Der Andere aber, der außer seinem Gehalt keine Mittel zum Leben hatte, zog es doch vor, ferner die gute Gage zu ziehen, als ein stolzer Bettler zu werden.

Die Herzogin Anna fand kein Bedenken dabei, ihren Günstling von Stufe zu Stufe höher zu heben. Als russische Prinzessin war sie am Hofe ihres Oheims gewohnt, Personen aus den niedrigsten Ständen zu den höchsten Würden erheben zu sehen, und die

Opposition der stolzen kurländischen Junker kümmerte sie wenig, da sie bei dieser Standeserhebung in ihrem vollen Rechte zu sein wähnte.

Doch war es eben dieses Einschieben in den Adelsrang, was dem neuen Kammerjunker viel heimliche Feinde am Hofe und im Lande zuzog, und diese sollten bald Gelegenheit haben, ihre Schadenfreude geschmeichelt zu sehen.

Es war die Zeit des Carnavals herangekommen, in welche die meisten Hoffeste fielen. Anna fand Gefallen daran, im höchsten Glanze des elegantesten Putzes zu erscheinen. Deshalb schickte sie einst ihren Kammerjunker Büren mit einer bedeutenden Geldsumme nach Königsberg, um bei einer dort wohnenden Pariser Modehändlerin von großem Rufe reiche Einkäufe von Modetand zu machen.

4.

Der Königsberger Skandal. — Büren's Stellung zum Adel.

Büren fühlte sich sehr geehrt durch diesen Auftrag. In einer zärtlichen Scene nahm er von seiner hohen Gebieterin Abschied, wobei Anna Thränen vergoß, indem es ihr schwer wurde, sich von ihrem Liebling zu trennen. Wärmer und inniger war in stiller Nacht der Abschied von seiner heimlichen Geliebten Emma von Trott.

So fuhr er denn nach Königsberg und machte in der damals so reichen Handelsstadt, die mit allen Hauptstädten Europa's verkehrte, mit Geschmack und Sachkenntniß seine Einkäufe an neuen Pariser Putzwaaren aller Art. Unglücklicher Weise aber traf er dort in der alten berühmten Universitätsstadt mit mehreren früheren Commilitonen zusammen. Die Studenten führten damals ein tolles, wildes Leben. Mit Sturmhut und großen Stiefeln, die Kanonen genannt wurden, mit pfundschweren klirrenden Spornen, den blanken Schläger in der Hand, womit sie aus den Plastersteinen Funken schlugen, mit Stulphandschuhen, die mit breiten Lederstulpen bis fast an die Ellbogen hinauf reichten, den Tabaksbeutel und die Korbflasche mit Branntwein am Knopfloch hängend, den faustgroßen Meerschaum-Pfeifenkopf in der andern Hand, so durchzogen sie lärmend und singend die Straßen, und übten ungestraft jede Ungezogenheit, wodurch sie ihr Uebergewicht über das Philisterium bezeichneten.

Der jetzt so reiche Kamerad war den Studenten eine gefundene Herrlichkeit. Einen Abend gaben sie ihm zu Ehren einen großen Commers. Schon dabei ging es toll her. Aber am nächsten Abend revanchirte sich der reiche Kammerjunker Büren durch ein großes Festmahl mit Commers, wozu außer der durch Schmollis-Brüderschaft sehr ausgebreitet gewordenen Studentenbekannt-

schaft auch viel junge Officiere eingeladen waren, die mit der Burschenschaft damals auf gutem Fuße standen. So gab es denn ein prunkendes, lärmendes Mahl, wobei Branntwein, schwere Biere, französische und Ungarweine und selbst Champagner gleichsam in Strömen flossen. Das nahm denn die Köpfe der jungen Leute ein. Lärmend und singend durchzogen sie die engen und krummen Straßen Königsbergs, donnerten gegen die Hausthüren und Fensterläden, um alle friedlichen Bewohner zu erschrecken und im Schlaf zu stören, brachten dem Prorector und unbeliebten Professoren ein Pereat und sogenannte Fenstermusiken, nach burschenschaftlichem Sprachgebrauch, indem sie mit aufgerissenen Pflastersteinen die oberen Fenster der Häuser einwarfen, und prügelten Nachtwächter und Schaarwache. Büren war in seiner übermüthigen Laune einer der Tollsten der Tumultuanten und einer der Ersten, der endlich vom aufgebotenen Militair verhaftet und auf die Hauptwache gesetzt wurde. Mehrere Tage dauerten die Verhöre. Große Entschädigungsansprüche wurden von allen Seiten gemacht, noch größere Geldstrafen gefordert, die den noch kleinen Rest der theils für kostbare Putzwaren ausgegebenen, theils vergeudeten Geldsummen weit überstiegen, welche Büren mitgebracht hatte. So blieb ihm denn in seiner Noth nichs Anderes übrig, als an seine hohe Gönnerin zu schreiben und Dieser offen Alles

zu bekennen, wozu er sich durch jugendlichen Leichtsinn habe verleiten lassen. Die Herzogin antwortete nicht darauf; aber sie befand sich in der höchsten Unruhe durch ihre Theilnahme an dem geliebten Tollkopf, dem sie im Herzen seine dummen Streiche gern vergab. Ganz im Geheimen schickte sie einen ihrer Kammerdiener, einen klugen und verschwiegenen Mann, mit einer bedeutenden Geldsumme nach Königsberg, und ließ den Gefangenen auslösen, der denn auch mit bangem, klopfendem Herzen auf einem ganz mit Cartons, welche die eingekauften Putzwaren enthielten, bepackten Wagen nach Mitau zurückfuhr. Die Sache hatte in ganz Kurland ungeheures Aufsehen gemacht. Der Adel jubelte in seiner Schadenfreude: „Nun wird endlich dieser bürgerliche Parvenu gestürzt werden! — solche Schande verträgt sich nicht mit dem Ehrenamt eines herzoglichen Kammerjunkers. Die Herzogin wird ihn cassiren müssen und auf seinen Düngerhaufen zurückwerfen, woher er gekommen ist.“ Man strömte in Schaaren an den Hof nach Mitau, um sich über den beschämenden Empfang zu freuen, den dieser zügellose Glücksritter, welcher im Gefängniß gesessen habe, dort finden müsse.

Die Herzogin empfing ihn absichtlich in großer Versammlung. Die mitgebrachten Putzwaren wurden ausgelegt, wie der Trousseau einer Braut, und sie bewunderte jedes Stück mit lauter Freude und belobte den glücklichen

Ueberbringer, indem sie den Vorfall in Königsberg gänzlich ignorirte. Dem servilen Hofe blieb nichts Anderes übrig, als in diesen Ton der Lobpreisung einzustimmen, und Büren's Feinde zogen sich zurück. Dieser stand jetzt höher als jemals früher.

Büren aber vergaß dem Adel nicht seine bösliche Absicht, ihn lächerlich zu machen. Er nahm sich vor, diese Bosheit künftig einmal der Ritterschaft fühlen zu lassen, wenn Glück und Geschick ihn höher gehoben haben würden.

5.

Büren nimmt Namen und Wappen der französischen Adelsfamilie Biron an. — Seine Vermählung mit Emma von Trott.

Jetzt war es an der Zeit, daß Büren, wenn er auch noch nicht den Adelsrang gewonnen hatte, sich doch einen adeligen Namen beilegte, um sich ein größeres Ansehen zu geben. Er nannte sich nach einer berühmten, hochstehenden, französischen Adelsfamilie Biron, und maß sich auch, mit Genehmigung seiner hohen Gönnerin das Wappen dieser Familie an. Zugleich ließ er unter der Hand das Gerücht verbreiten, das freilich Niemand glaubte, daß seine Familie eigentlich aus Westphalen stammte und von altem Adel gewesen sei. „Freilich," spöttelte man, „mag er von Adam abstammen, und Dieser war der erste Edelmann."

Da dieses Manöver ihm nicht viel mehr Ansehen in dem kleinen Staate brachte, so schlug er in einer vertrauten Stunde der Herzogin vor, ihn mit einem altadeligen Fräulein zu vermählen. „Natürlich," sagte er, „kann dieses nur zum Schein geschehen, denn bei der Liebe und Ergebenheit, die ich für Eure kaiserliche Hoheit hege, würde es mir unmöglich sein, irgend ein anderes weibliches Wesen als Gattin zu umarmen. Es geschieht auch weniger um meiner selbst willen, als um Ihrer eigenen Ehre willen, Hoheit. Schon hat müßiges Hofgeschwätz Ihre Gunst und Gnade, womit Sie mich beehren, verdächtigt, mich Ihren Favorit und Günstling genannt, und der Adel wird in seinen Prätensionen nicht eher aufhören, meine Erhebung zum Kammerjunker als illegitim zu bezeichnen, bis ein adeliges Fräulein sich entschlossen haben wird, mir ihre Hand zu reichen. Indessen fürchte ich, es wird keine Tochter aus einer alten Adelsfamilie sich entschließen, einem Bürgerlichen ihre Hand zu reichen. Möge daher dieser Vorschlag nur eine Idee bleiben, die nicht ausführbar ist."

Anna wurde nachdenkend und sagte: „Ich erkenne das Gewicht Deiner Gründe; aber ich wüßte an meinem Hofe Keine, der ich mit mehr Vertrauen einen Theil meiner Rechte an Dein Herz abtreten würde, als meinem Hoffräulein Emma von Trott!"

„Emma von Trott?" rief er wie entrüstet aus,

nie werde ich mich entschließen können, einer Person meine Hand zu geben, die mich immer nur mit Hochmuth behandelt hat, die zu adelstolz ist, um sich mit einem Bürgerlichen zu vermählen, an die ich nicht anders als mit dem größten Widerwillen denken kann."

„Um desto mehr," sagte die Herzogin, „muß ich darauf bestehen, daß Du mir das Opfer bringest; sie ist die Einzige, von der ich nicht zu besorgen haben würde, daß sie mir Dein Herz rauben möchte. Auch darf ich von ihrer Liebe und Ergebenheit für mich hoffen, daß sie mir das Opfer ihres Vorurtheils selbst auf Kosten ihres Herzens bringen wird."

Biron seufzte und sprach: „Kein Opfer auf der Welt wiegt so schwer, daß es nicht meine Ergebenheit für Sie, meine himmlische Hoheit, wenn auch mit schwerem Herzen bringen würde. In der Ueberzeugung, daß es nur eine Scheinehe sein würde, um das Geschwätz der Welt zu beschwichtigen, werde ich mich vor der Welt mit diesem Fräulein von Trott vermählen, wenn nicht ihre Abneigung gegen meine Person unüberwindlich sein wird."

„Sie wird sich schon meinen Wünschen fügen. Ich kenne meine Emma und ihre Ergebenheit für mich."

Emma von Trott spielte dieselbe Comödie mit ihrer Gebieterin, wie ihr Geliebter, und schien nur mit Widerstreben auf Befehl Derselben ihr Jawort zu geben. Die

getäuschte und geblendete Fürstin segnete einen Ehebund, der nur geeignet war, ihren Günstling gegen sie noch mehr auf den Standpunkt der kalten Berechnung zu stellen, als schon früher der Fall war. Desto mehr jubelten die Liebenden heimlich, und schwelgten in ihrer glücklichen Liebe, eine Verbindung, die allerdings geeignet war, Biron's Ansehen bedeutend zu erhöhen.

Es war ein Meisterstück höfischer Heuchelei, das dem jungen Emporkömmling die dauernde Gunst seiner Gebieterin und die Hand seiner Geliebten verschaffte, und dabei dem stolzen Adel als eine neue Demüthigung erschien.

Da diese Ehe nicht kinderlos blieb, so mußte sich Anna wol darein fügen, den zweiten Platz in seinem Herzen einzunehmen, wofür sie sich aber durch eine unbegrenzte Ergebenheit entschädigt sah.

6.

Peter's des Großen Tod. — Katharinens Thronbesteigung. — Biron in Petersburg; er wird kaiserlicher Kamerherr. — Spannung mit dem Adel. — Biron's Ernennung zum Oberhofmeister.

Zwei Jahre nach Biron's Erscheinen am Hofe zu Mitau starb Peter der Große, bekanntlich im Jahre 1725.*) Die Thronbesteigung seiner Gemahlin, Katha-

*) S. die Novelle „Katharina und Mentschikoff" im ersten Theile dieses Werkes.

rina I., war durch Mentschikoff's kluge Anordnungen so rasch und entschieden vor sich gegangen, daß an die Geltendmachung der älteren legitimen Erbansprüche der Herzogin Anna Iwanowna von Kurland gar nicht mehr zu denken war. Es blieb daher der regierenden Herzogin von Kurland Nichts übrig, als gute Miene zum bösen Spiele zu machen und sich um den Schutz und die Gunst der mächtigen Kaiserin Katharina I. und ihres noch mächtigern Günstlings Mentschikoff zu bewerben. Für diesen Zweck mußte sie einen außerordentlichen Gesandten nach Petersburg senden. An ihrem ganzen Hofe gab es aber keinen Mann, der durch Feinheit, Kenntnisse und persönliche Liebenswürdigkeit mehr dazu geeignet war, als ihr Kammerjunker Biron, der Liebling ihres Herzens. Daß er nicht einmal von Adel war, noch weniger den edelsten und angesehensten Familien des Landes angehörte, konnte wol in Kurland ein kleinliches Bedenken erregen, keineswegs aber am Petersburger Hofe, wo ja die beiden Herrscher, Katharina und Mentschikoff, selbst aus den untersten Ständen entsprossen, sich zur höchsten Gewalt aufgeschwungen hatten.

Der Erfolg zeigte auch vollkommen, daß sie sich in der Wahl ihres Gesandten nicht vergriffen hatte. Biron fand vor Katharina persönlich die wohlwollendste Aufnahme. Der Hof befand sich damals in Moskau, wohin auch Biron sich begeben hatte. Die Kaiserin er=

nannte den kurländischen Kammerjunker zum russischen Kammerherrn, und schenkte ihm die damals bedeutende Summe von 500 Rubel. Die vormalige Leibeigene von Marienburg versicherte der Czarentochter, der Tochter Peter's des Großen, ihre Gnade und ihren kaiserlichen Schutz, und Mentschikoff, der Bauerssohn, fügte auch noch die Versicherung seines gnädigen Wohlwollens hinzu. Am Hofe zu Petersburg hatte Biron, mit der ihm eigenen Klugheit und Gewandtheit, das Terrain recognoscirt und Bekanntschaften und Verbindungen angeknüpft, die seiner Gebieterin später zum großen Vortheil gereichten.

Da nun die Würde eines kaiserlich russischen Kammerherrn von selbst den Adelsrang in sich schließt, und Biron von der Herzogin mehrere ehemalige ritterschaftliche Güter, die als eröffnetes Lehen der Krone heimgefallen waren, zum Geschenk erhalten hatte, so glaubte Biron fordern zu können, in die Ritterschaftsmatrikel des erbgesessenen kurländischen Adels eingetragen zu werden. Selbst Anna Iwanowna unterstützte lebhaft den dahin gerichteten schriftlichen Antrag.

Allein die stolzen Land-Junker wollten den russischen Adel als verbindlich für sich selbst nicht anerkennen. Sie würdigten Biron keiner Antwort, und wollten auch die Belehnung des bürgerlichen Emporkömmlings mit altadeligen Rittergütern nicht als rechtsgültig anerkennen.

Die Herzogin Anna ernannte ihren Günstling in ihrer Liebe und Herzensgüte, um ihn für diese Beschimpfung zu trösten, zu ihrem Oberhofmeister.

Biron konnte sich allerdings trösten. Factisch hatte er mehr gewonnen, als er durch den ohnmächtigen Hochmuth des Adels verlieren konnte. Aber er ließ die adeligen Herren seinen Stolz und seine Macht fühlen, wo sich die Gelegenheit dazu bot, und der Schaden ihrer Ungefügigkeit war auf ihrer Seite.

Mit dem Glücke seiner hohen Herrin stieg auch das seinige, und Anna's Erhöhung zur Kaiserwürde bereitete sich in Petersburg und Moskau vor.

7.

Die Dolghoruki unter Peter II. — Der Tod dieses Czaren. — Versuch von Iwan Dolghoruki, seine Schwester auf den Thron zu heben. — Berathung über die Thronfolge. — Die Wahl fällt auf Anna von Kurland. — Beschränkende Bedingungen. — Audienz der Deputirten. — Biron's Einfluß. — Rückhaltsgedanken. — Annahme der Bedingungen.

Nach Katharinens Tode hatte Peter II., wie bekannt, in seinem 12. Lebensjahre unter Mentschikoff's Vormundschaft Rußlands Thron bestiegen. Die Dolghoruki's, Vater und Sohn, waren damals noch, Jener Untergouverneur des minderjährigen Kaisers und der nur wenige Jahre ältere Sohn des Erstern, ein Spielgefährte Desselben. Wir wissen, wie es ihren Intriguen

unter Beistand des schlauen Ministers Ostermann, so wie des entschlossenen Feldmarschalls Münnich gelungen war, den über Alles mächtigen Mentschikoff zu stürzen und in die Verbannung nach Sibirien zu bringen.*)

Die Fürsten Dolghoruki, welche Mentschikoff in möglichster Erniedrigung zu halten gewußt hatte, bemächtigten sich jetzt der Regierung. Unter dem Vorgeben, als Rathgeber des für mündig erklärten jungen Kaisers nur dessen Willen zu vollziehen, regierten sie in der That völlig unabhängig. Der jüngere von Beiden, Iwan Dolghoruki, wußte als Freund des jungen Peter Denselben zu bewegen, statt der Tochter des unglücklichen Mentschikoff seine eigene schöne Schwester als Braut anzunehmen und sich mit ihr feierlich zu verloben. Zugleich wurde Iwan, trotz seiner Jugend, zu der Stelle eines Oberst-Kammerherrn erhoben, welche früher der mit seinem Vater nach Sibirien verbannte Sohn des Fürsten Mentschikoff bekleidet hatte. Da der schlaue Minister Ostermann und der kluge Feldmarschall Münnich ihre Rechnung dabei fanden, die hochstrebenden Fürsten Dolghoruki zu unterstützen, indem sie mit ihrer überlegenen Klugheit deren Willen zu lenken wußten, so zweifelten Diese nicht, durch die Verlobung der Schwester Iwan's, der Tochter seines Vaters, Wassili Lukitsch

*) S. die Novelle im ersten Theile: „Katharina I. und Mentschikoff."

Dolghoruki, mit dem jungen Kaiser sich für immer an der Seite des Thrones befestigt und sogar ihren Nachkommen den Weg zur Krone Rußlands gebahnt zu haben.

Alles ging dem Anschein nach vortrefflich. Das Volk war zufrieden mit dieser Regierung der mächtigen Günstlinge, die nur den Eingebungen des überaus gutmüthigen jungen Kaisers zu folgen brauchten, um überall Glück und Freude zu verbreiten. So wurde die Zurückberufung der unglücklichen Czarin Eudoria,*) der geehrten Großmutter Peter's II., mit allgemeiner Freude aufgenommen. Moskau, das ganz verfallen und verödet war, weil Peter I. seine neuen Anlagen von Petersburg begünstigte, wie auch Katharina I. dort residirte, wurde wieder hergestellt, zur kaiserlichen Residenz erhoben und gewann auf's Neue den Glanz der alten Czarenresidenz. Ein Aufstand der Kosaken in der Ukraine wurde mit Gewalt der Waffen unterdrückt und die Anführer der Rebellen wurden nach Sibirien verbannt. Im Uebrigen genoß das Reich den Wohlstand des Friedens und der Ruhe. Der kaiserliche Schatz, der unter der frühern verschwenderischen und eigennützigen Verwaltung mehr als erschöpft war, erholte sich wieder, ohne daß dem Volke noch neue Lasten auferlegt wurden.

---

*) S. die Novelle „Eudoria," Thl. I.

Der von Peter dem Großen begonnene Ladoga=Canal wurde vollendet und gab dem Handel und der Industrie neues Leben. Die Großen des Reichs waren neidisch auf das Glück, welches die Dolghoruki so schnell gemacht hatten. Sie spannen in größter Heimlichkeit Intriguen, um diese in den Fürstenstand erhobenen Emporkömmlinge zu stürzen. Dies war aber lange Zeit ohne Erfolg, da sich diese Familie stets in den Grenzen der Rechtlichkeit hielt.

Aber ihr Glück bekam den ersten Stoß. Peter II. starb an den Blattern im Beginn des dritten Jahres seit seiner Thronbesteigung.

Es war ein entsetzlicher Querstrich für die so hochstrebende Familie Dolghoruki, daß die Vermählung der jungen Katharina Dolghoruki mit dem jungen Kaiser wegen dessen großer Jugend noch nicht hatte vollzogen werden können.

Aber was man hofft, das glaubt man leicht. Der junge Iwan Dolghoruki hatte sich zu lange schon mit der Hoffnung beschäftigt, daß seine geliebte, schöne, junge Schwester die Gemahlin des Kaisers von Rußland und nach dessen Tode regierende Kaiserin werden würde, um diese Hoffnung sogleich ganz aufgeben zu können. In seiner unbegrenzten Eitelkeit schmeichelte er sich mit der Ueberzeugung, daß Dieselbe eben soviel Anhänger unter dem hohen Adel haben werde, als sie Schmeichler unter den

geschmeidigen Hofleuten gefunden hatte. So wagte er es denn, sobald der junge Kaiser die Augen geschlossen hatte, in das Vorzimmer zu stürzen, wo die höchsten und angesehensten Personen der hohen Geistlichkeit, des Adels, vom Hofe und vom Militair versammelt waren, und rief mit gezogenem Degen aus: „Es lebe die Kaiserin Katharina!“

Er meinte damit seine Schwester. Aber keine Stimme ging ein auf diesen Ruf. Es herrschte ein tiefes, finsteres Schweigen, das deutlich genug ihm jede Hoffnung vernichtete. Betroffen und beschämt steckte er den Degen wieder in die Scheide, und in höchster Verwirrung zog er sich zurück.

Unmittelbar nach diesem verunglückten Versuche eines Dolghoruki, seine Schwester auf den Thron zu bringen, versammelten sich die Minister und der Senat im Senatspalast zu Moskau, wo Peter II. residirt hatte, um Beschlüsse über die Thronfolge zu treffen, da Krankheit und Tod des jungen Kaisers so schnell erfolgt waren, daß Derselbe darüber keine Bestimmung getroffen hatte.

Hätte man dem Testamente Katharina I. folgen wollen, so würde die Succession nicht zweifelhaft gewesen sein. Nach diesem Testamente sollte Prinzessin Anna, Gemahlin des Herzogs von Holstein und ihre Nachkommen den Thron erben; aber Anna Petrowna, diese älteste Lieblingstochter Peter's des Großen, war schon

bald nach dessen Tode im Jahre 1726 gestorben. Sie hatte einen Sohn hinterlassen, der später unglücklich genug war, als Peter III., der entthronte und ermordete Gemahl Katharinens II., den russischen Thron zu besteigen. Jetzt aber dachte Niemand an den Prinzen.

Einige Stimmen erhoben sich für die zweite Tochter Peter's des Großen, die Prinzessin Elisabeth, welche unverheirathet war und, ohne den Wunsch zu hegen, zur Regierung zu gelangen, ihr heiteres, schwelgerisches Leben an ihrem kleinen Hofe führte. Doch auch sie fand keine Partei für sich im hohen Rathe des Reichs. Der ältere Dolghoruki, Wassili Lukitsch, der Vater Iwan's, erinnerte daran, daß, da die Thronfolge, in Ermangelung eines Prinzen des kaiserlichen Hauses, wieder auf die weibliche Linie übergehen solle, sie wieder auf die ältere Linie des Czaren Iwan II., des ältern Bruders Peter's des Großen, zurückkehren müsse, und dann sei dessen jüngere Tochter Anna Iwanowna, Wittwe des Herzog von Kurland, dessen nächste Erbin. Zwar lebe noch die älteste der beiden Prinzessinnen-Töchter Iwan's, die Herzogin von Mecklenburg, Katharina, Diese habe ihren Gemahl verlassen und lebe separirt von Demselben in Moskau, aber das eben sei ein Grund, sie von der Thronfolge auszuschließen.

Diese Bemerkung, so wenig sie dem Rechte nach für sich hatte, fand doch Anklang bei den machthaben-

den Parteien, besonders bei den Dolghoruki's. Man durfte der Herzogin Katharina eine gewisse Energie und Selbstständigkeit zutrauen, und die Macht und der Einfluß der Dolghoruki's stand daher auf dem Spiele. Man wollte nur Zeit gewinnen und gab vor, da ihr Gemahl ein auswärtiger Souverain sei, so könne leicht eine Versöhnung mit ihm die Krone Rußlands in auswärtige Kriege verwickeln. Dagegen zog man ihre Schwester Anna Iwanowna vor, die bei ihrer Neigung zu einem idyllischen Stillleben wenig Veranlassung gefunden hatte, sich in Regierungsangelegenheiten zu mischen. Um ihres Einflusses noch sicherer zu sein, wollten die damals so mächtigen Dolghoruki ihr zwar die Krone antragen, aber ihre Macht so beschränken, daß ihr kaum mehr davon übrig blieb, als der Glanz und der Schein einer Regierung, die alsdann die Dolghoruki in ihrem Namen so gut als unumschränkt führen würden.

Wassili Dolghoruki übernahm es, die beschränkenden Bedingungen zu entwerfen. Darnach sollte die Kaiserin nicht das Recht haben, ohne Zustimmung des Senats und des hohen Conseils Krieg zu erklären oder Frieden zu schließen; irgendwie neue Steuern aufzulegen, Jemanden zu hohen Aemtern zu ernennen; einen Edelmann strafen zu lassen, wenn er nicht durch richterliches Urtheil eines Verbrechens überführt sei; die Confiscation des Eigenthums eines Unterthanen zu befehlen;

über die Krondomainen zu verfügen oder sie zu veräußern; eben so wenig, sich einen Gemahl oder einen Nachfolger des Thrones zu ernennen.

Die in Rußland durch das Herkommen geheiligte, unbeschränkte despotische Regierungsgewalt, die Peter der Große auf solche Höhe der Selbstherrschaft gestellt hatte, sollte damit in eine aristokratische, unter republikanische Formen gebracht werden.

Dolghoruki gewann für diese Machtbeschränkung unter den Senats- und Regierungsmitgliedern mehrere Stimmen. Zum öffentlichen Senatsbeschluß sollten diese beschränkenden Wahlcapitulationen erst erhoben werden, wenn Anna ihre Einwilligung dazu gegeben haben würde. Diese zu erwirken, und unter solchen Bedingungen der Herzogin von Kurland die russische Kaiserkrone anzutragen, übernahm Wassili Lukitsch Dolghoruki. An der Spitze einer Deputation von drei angesehenen Conseils- und Senats-Mitgliedern trat er seine Reise nach Mitau an.

Sie erhielten Audienz, und wurden eingeführt durch den Oberkammerherrn und Favorit Biron.

Schon diese Einführung durch einen Nichtadeligen frappirte die stolzen Abgeordneten. Es war Dolghoruki nicht unbekannt geblieben, daß dieser Parvenu ein erklärter Günstling der jungen Fürstin war. Da vielfältige Erfahrung seit Peter dem Großen bewiesen hatte,

was Günstlingsherrschaft bedeutete, so erkannte der kluge Dolghoruki darin augenblicklich eine große Gefahr für seine eigene Macht und seinen erwarteten Einfluß.

Nachdem Biron sich mit den Ministern und anderen Herren vom Hofe im Audienzsaale, wo Anna sich auf ihrem ganz vergoldeten Thronsessel mit dem rothsammeten Baldachin, der mit goldenen Fransen und dem Herzogshut geschmückt war, niedergelassen, neben den mit rothem Tuch belegten Stufen des Thrones aufgestellt hatte, so nahm Dolghoruki nach drei tiefen Verbeugungen das Wort, und erklärte, daß er vom Senate und den Großen des Reichs beauftragt sei, ihr, der Tochter Iwan's II., die Kaiserkrone Peter's des Großen zu überbringen; aber dieses könne nur geschehen in einer Privataudienz nach Entfernnng aller Mitglieder ihres Ministeriums und Hofes. Er müsse daher bitten, Diese auf einige Augenblicke zu entfernen.

„Aber," sprach Anna entrüstet, „was soll das? ich habe keine Geheimnisse vor meinen Freunden und Rathgebern, am Wenigsten in einer so wichtigen Sache."

„Dennoch kommt es darauf an, daß Ew. kaiserliche Hoheit ganz allein und ohne Zeugen die Vorschläge anhöre, welche wir veranlaßt worden sind, ihr zum Heile Rußlands zu Füßen zu legen, und darüber selbstständig nach eigener hoher Einsicht zu entscheiden. Würde diese Vorbedingung nicht erfüllt, so wäre unsere Mission zu

Ende, und wir würden sofort wieder unverrichteter Sache abreisen müssen."

„Aber es setzt mich in die höchste Verlegenheit," sprach die schöne, junge Wittwe, und warf einen ängstlich fragenden Blick auf Biron, der ihr zunächst stand, als wollte sie Rath und Hülfe von Diesem erwarten.

Biron trat vor, verneigte sich tief gegen die Abgeordneten, und sprach: „Fürst Wassili Lukitsch Dolghorucki, da Ihre Kaiserliche Hoheit mir höchstihren Willen kundgegeben haben für den Fall, daß ihr beschränkende Bedingungen auferlegt würden, so habe ich den Auftrag zu erklären, daß Höchstdieselbe geneigt sein wird, alle Bedingungen zur Erlangung der Kaiserkrone, die man ihr vorzulegen für gut finden wird, zum Voraus zu genehmigen. Wir aber werden uns zurückziehen, um in keiner Weise den Schein auf uns zu laden, als habe unser Rath den geringsten Einfluß auf Höchstdero freie Entschließungen."

„Ja, so ist es mein Wille," sprach Anna Iwanowna, leichter aufathmend, weil sie, ohne nur einen Augenblick an die möglicher Weise sehr weit tragenden Folgen dieser Beschränkungen zu denken, froh war, daß sie nun durch den klugen Rath ihres Günstlings aus ihrer momentanen Verlegenheit befreit war.

Biron und die anderen Herren vom Hofe zogen sich zurück. Jener aber blieb hinter dem rothen, bro=

catenen Vorhange stehen, welcher statt der Eingangsthür aus dem Empfangszimmer der Herzogin dort angebracht war, und konnte mithin Alles, was Dolghoruki sprach, deutlich vernehmen.

„Zunächst," nahm Derselbe das Wort, „muß ich mir die Frage erlauben: wer war der Herr, der so eben im Namen Ew. Kaiserlichen Hoheit das Wort genommen?"

„Mein Oberstkammerherr Biron," entgegnete sie, nicht ohne Befangenheit und Erröthen, „einer meiner getreuen Räthe, dem ich den Befehl gegeben hatte, diese Erklärung für mich abzugeben."

„Gerade diesen Ihren Kammerherrn nicht mit nach Moskau zu bringen, Kaiserliche Hoheit, ist die erste Bedingung zur Erlangung der Kaiserkrone, welche ich Befehl habe, nach einem Senatsbeschluß Höchstihnen vorzulegen."

Eine neue Verlegenheit, und zwar eine grenzenlose, kam über die junge Fürstin, die damit auf der Seite ihres Herzens am Empfindlichsten getroffen wurde. Aber Biron hatte ihr ja den Rath gegeben, Alles zu genehmigen, was man von ihr verlangen würde, und so blieb ihr nichts Anderes übrig, als ja zu sagen. Sie vertraute auf Biron's Klugheit, der schon Mittel und Wege finden werde, diese harte Bestimmung rückgängig zu machen.

Mit leichterem Herzen schon genehmigte sie die anderen Bedingungen, die, da sie keinen Werth auf ihre Selbstherrschaft legte, weniger Bedeutung für sie hatten.

Nachdem sie auch zu allen diesen Beschränkungen ihrer absoluten Souverainetät, deren Tragweite sie nicht einmal ahnete, ihre Zustimmung gegeben hatte, überreichte ihr Dolghoruki, froh, daß er so leichten Kaufs ihre Zustimmung erlangt und damit sich selbst die Alleinherrschaft gesichert hatte, das Document, welches ihre Berufung zum Throne unter den erwähnten bescheidenen Bedingungen enthielt, in einer mit dem Senatssiegel versehen Pergamentrolle, und ersuchte sie, diese Convention zu genehmigen und zu unterschreiben.

Anna entgegnete: „Meine Einwilligung habe ich bereits erklärt. Aber die Sache ist zu wichtig, um nicht noch eine halbe Stunde Bedenkzeit verlangen zu müssen.“ Damit erhob sie sich, nahm aus Wassili's Händen, der allerdings betroffen war, die Urkunde in Empfang, und zog sich in das schon erwähnte Nebenzimmer zurück. Dort erwartete Biron seine Gebieterin, legte zum Zeichen des Schweigens seine Finger auf den Mund, bot der schönen, jungen Herzogin seinen Arm, und führte sie in ihr Cabinet.

Hier aber sank sie ihm fast ohnmächtig in die Arme. „Dich verlassen, geliebter Freund — Unmög-

lichkeit! Ich würde von meinem Leben scheiden, müßte ich von Dir mich trennen und Deiner Liebe entsagen!"

„Hat Nichts zu sagen, Kaiserliche Majestät," lächelte Biron, indem er sie zärtlich küßte und schmeichelnd beruhigte. „Sie haben ja nicht mehr versprochen, als ohne mich Ihren Einzug in Moskau zu halten, d. h. ohne mich dort einzutreffen. Nun wohl, das möge geschehen — versprechen Sie Alles, geliebte Hoheit!"

„O Herzloser — mich trennen von Dir — niemals!"

„Nur auf einen Tag und eine Nacht. Am folgenden Tage wird mich Niemand verhindern können, selbst nach Moskau zu kommen, und Du wirst Dein Wort gehalten haben, ohne daß es einer Trennung für immer bedarf." — Biron hatte das schöne Vorrecht, seine hohe Gebieterin, wenn Beide allein waren, „Du" zu nennen, was ohnehin schon eine altrussische Sitte war, denn auch Peter I. wurde, bis er sich die kaiserliche Krone aufgesetzt hatte, von seinen Umgebungen mit „Du" angeredet.

„O Geliebter, wie klug bist Du, ich genehmige Alles."

„Auch die übrigen unsinnigen Bedingungen, doch mit dem stillen Vorbehalt, Alles bei günstiger Gelegenheit wieder umzustoßen, was Du verheißen hast, und ich werde schon dafür sorgen, daß Du mit derselben

Unabhängigkeit das Regiment führest, wie es Dir als Erbin und Thronfolgerin Peter's des Großen, Katharina I. und Peter II. von Gottes Gnaden übertragen worden ist."

„Biron, mich schaudert vor der Größe der Verantwortlichkeit, wenn ich mit absoluter Macht den Thron meiner Väter besteigen soll. Ich würde es nur wagen können, wenn Du mir die Last der Regierung erleichtern würdest."

„Das geschehe mit Gott!"

So geschah es denn auch. Wir werden die Folgen sehen.

8.

Anna als Kaiserin. — Biron's Ankunft. — Wendepunkt in den Verhältnissen.

Die neue Kaiserin Anna Iwanowna hielt mit altrussischer Pracht ihren Einzug.

Sie wurde am sinnvoll und prächtig geschmückten Thriumphthore vom Senate, von der hohen Geistlichkeit und allen höheren Staats= und städtischen Behörden festlich empfangen. Mit hoher Befriedigung sahen die Dolghorukis, daß der gefürchtete Günstling, der Oberstkammerherr Biron, sich nicht im Gefolge der Kaiserin befand. Sie erkannten darin das erste Zeichen ihrer Macht, und bereiteten sich vor, ihre Herrschaft, wie ihren

Fürstenglanz und ihre unermeßlichen Reichthümer, die sie seit Mentschikoff's Sturze schnell und ohne Mühe erworben hatten — da der minderjährige Peter leicht zu bewegen gewesen war, seinem künftigen Schwiegersohn und dem Bruder seiner geliebten Braut einen Theil der confiscirten Güter jenes gestürzten Machthabers zu schenken — in vollem Maße zu genießen. — Aber es sollte anders kommen, als sie in ihrem stolzen Dünkel sich gedacht hatten.

Schon am dritten Tage sah man im kaiserlichen Winterpalast, wo Anna residirte, einen hochgewachsenen und schönen jungen Mann, den Niemand von der dortigen kaiserlichen Dienerschaft kannte, in einer unscheinbaren Kibitke ankommen, und sogleich, in einen kostbaren Zobelpelz gehüllt, nur von einem Diener begleitet, eine Nebentreppe in den zweiten Stock des Palastes hinaufsteigen. Er schien schon in den langen Gängen des ungeheuren Palastes Bescheid zu wissen. Er fragte blos, ob die Kaiserin Anna die Appartements der Kaiserin Katharina bewohne, und als dieses ihm bejahet wurde, so ging er unaufhaltsam in dieser Richtung fort. Den Schildwachen, die ihn aufhalten wollten, zeigte er eine kurze, von der Kaiserin selbst unterzeichnete Ordre vor, worin es hieß: „Vorzeiger dieses kann überall passiren!“

Die russischen Hofbedienten zerbrachen sich den Kopf.

Niemand wußte, wer der kühne Unbekannte war. Endlich stieg das Erstaunen auf's Höchste, als der Fremde ganz ungezwungen in das Vorzimmer der kaiserlichen Empfangsgemächer trat, dort ohne Weiteres seinen kostbaren Zobelpelz abzog, seinem Bedienten zuwarf, nun entpuppt in der reichen und geschmackvollen Hofuniform eines russischen Kammerherrn vom Hofe der verewigten Kaiserin Katharina erschien und, mit einer imponirenden Hoheit um sich blickend, fragte: „Ist die Kaiserin in ihrem Cabinet?"

„Allerdings, aber Ihro Majestät haben geruhet, Allerhöchstihren Ministern Audienz zu geben, und befinden sich so eben beim Frühstück, werden also nicht zu sprechen sein."

„Für mich wird sie zu sprechen sein, und das Frühstück kommt mir eben gelegen," sprach der dort unbekannte Kammerherr kalt und stolz, und ging über die spiegelblanken gebohnten Parquets, durch die glänzenden Gemächer, die mit seidenen Damasttapeten und vergoldeten Stuccaturen geschmückt waren, ohne sich aufzuhalten, geradezu in das reizende Boudoir der schönsten jungen Kaiserin, die jemals auf dem russischen Throne gesessen hatte.

Der im äußersten Vorgemach mit dem sammetnen Zobelpelz über dem Arm wartende kurländische Diener des Fremden fand keine Veranlassung mehr, den Geheimniß=

vollen zu spielen, und auf Befragen der Uebrigen sprach er mit stolzer Ueberhebung: „So wißt es denn, daß es ein großer und berühmter Herr ist, der Euch alle servilen russischen Schuhbürsten schon nach seiner Pfeife tanzen lassen wird: es ist der Favorit der Kaiserin, ihr Oberstkammerherr Biron.“

Wie ein Wetter schlug diese Nachricht ein in die Umgebungen des Dieners. Nach allen Seiten hin verbreitete sich diese seltsame Kunde mit Windeseile, und die Dolghoruki's waren begreiflich nicht die Letzten, die zu ihrem nicht geringen Schrecken von Biron's vertragswidriger Ankunft Nachricht empfingen.

Im Cabinet der Kaiserin aber befand sich Niemand, als, seltsam genug, Diese allein mit ihrer vertrauten Hofdame, Biron's Gemahlin, geborenen Freiin von Trott.

Beide sprachen so eben von dem in Mitau zurückgebliebenen Gatten der Letztern; die Kaiserin Anna mit der nicht zurückgehaltenen Leidenschaft eines glühenden Jugendherzens, und Emma mit der mühsam beobachteten Verstellungskunst, welche ihr die seltsamsten Verhältnisse zur Pflicht machten. Bei einem glühenden Schmerz im Innern erschien sie doch im Aeußern vollständig kalt und gleichgültig.

„Ich zittere und fühle, wie mein Herz klopft!“ rief Anna mit flammenden Augen und die Farbe ihrer feinen, so überaus zarten Gesichtszüge wechselnd. „In jedem

Augenblicke kann er kommen; selbst in der Audienz mit den langweiligen Ministern, als sie mir von ihren unausstehlichen Staatsgeschäften vorschwatzten, dachte ich nur mit Sehnsucht an den Mann, dem Du nur aus Liebe zu mir Deine Hand gegeben hast. O, wäre Biron an meiner Stelle, dachte ich, er hat Welt genug, sich mit Anstand ennuyiren zu können, eine Eigenschaft, die mir durchaus abgeht. — O, wäre er doch hier, um den ersten Schritt zu thun, diese anmaßenden Dolghoruki's in ihre Grenzen zurückzuweisen!"

„Ich habe keine Ursache, seine Ankunft zu wünschen," sagte Emma, anscheinend kalt, aber ein vom tief verschlossenen Gefühl erzeugter Brustkrampf schien ihre Stimme ersticken zu wollen.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür, und Biron trat ein. — Anfangs betroffen, seine geliebte Gemahlin dort zu sehen und in Gegenwart Der hohen Herrin gleichgültig gegen Dieselbe erscheinen zu müssen, gerieth er in peinliche Verlegenheit. Erstarrt, wie eine Salzsäule, blieb er stehen, und blickte von der Einen auf die Andere. Aber Anna's lebhaftes Gefühl durchbrach schnell jede Schranke. Mit dem Ausruf: „Mein Biron, geliebter Freund!" warf sie sich zärtlich in seine Arme. Biron mußte, nach dem doppelten Spiel, das er hier zu spielen hatte, diese leidenschaftliche Freude mit derselben Gluth zu erwiedern scheinen,

und zwar in Gegenwart seiner Gattin, die er liebte und die ihn wieder liebte, — — eine entsetzliche Situation, die auch ihre Früchte trug, denn als er sich eben aus den Armen der Kaiserin gegen sie wendete, um ihr wenigstens einen scheinbaren Höflichkeitsbeweis zu bringen, sank sie langsam vom Tabouret, worauf sie saß, herab auf den persischen Teppich, der den parquettirten Fußboden des kleinen Gemachs bekleidete.

Biron war außer sich; er kniete neben ihr nieder und weckte sie mit Küssen wieder ins Leben. Die Kaiserin Anna hatte ihr in der ersten Regung des weiblichen Gefühls zu Hülfe kommen wollen, aber Biron's leidenschaftliche Zärtlichkeit für seine Gemahlin und der Ausdruck von Schmerz und Theilnahme, der unwillkürlich seine schönen, feinen Gesichtszüge gebleicht hatte, erweckte ihre Eifersucht. Sie ahnete, daß sie der Geliebte betrogen habe, daß er die Gattin liebe, gegen die er sich stets in ihrer Gegenwart so gleichgültig gestellt, und sie ging hinaus, ihre Kammerfrauen zu rufen, denen sie Befehl gab, sich der Ohnmächtigen anzunehmen.

Diese ganz eigenthümliche Situation, wie sie vielleicht in der Geschichte des menschlichen Herzens nie zum zweiten Male vorkommt, hatte aber einen Stachel in ihrem Herzen zurückgelassen, die eine spätere Zeit nie ganz vertilgen konnte. So war gewissermaßen

ein Wendepunkt in dem Verhältnisse der Kaiserin zu Biron eingetreten. Die Unbefangenheit ihrer frühern Liebe zu dem schönen jungen Manne hatte einem gewissen unbehaglichen Mißtrauen weichen müssen. Es zeigte sich dieses in der Unbeständigkeit ihrer Laune, die bald stürmisch, Alles vergessend und leidenschaftlich war, bald zurückhaltend, frostig und bitter, je nachdem das eine oder das andere Gefühl in ihr vorwaltete.

Nur das Eine wurde ihr von Tage zu Tage klarer, daß sie in Biron die einzige Schutzwehr ihres Ansehens gegen die stolzen und übermüthigen Dolghoruki's besaß. So stieg wieder das geistige Band zwischen Beiden eben dadurch, daß es an Gefühlstiefe verloren hatte. Anna erkannte, daß Biron's Rath und Beistand ihr unentbehrlich sei, und Dieser fühlte, daß sein Glücksstern mit seiner hohen Gönnerin steigen und fallen mußte. Dies knüpfte das gegenseitige Interesse ihres Bundes fester als je, den getäuschte und erheuchelte Liebe schon bedeutend gelockert hatte.

9.

Anna erklärt die Beschränkung ihrer absoluten Regierung für ungültig.

Eine halbe Stunde später ließ sie Biron wieder rufen. Dieser hatte indeß seine geliebte Gattin überzeugt, daß alle seine der Kaiserin bezeigte Liebe nur

Schein gewesen sei, durch die Verhältnisse geboten, und daß er keine Andere liebe, als seine süße, herzige Emma. So war der Friede in diesem seltsamen Ehebunde wieder hergestellt. Die innigsten Zärtlichkeitsergüsse schufen ihnen himmlische Wonne; um so störender fuhr der Befehl dazwischen, daß Ihre Majestät die Kaiserin ihren Oberstkammerherrn sofort zu sprechen verlange.

Weit gemessener, als jemals früher, empfing ihn die Kaiserin, und legte ihm, ohne nur mit einem Worte die störende Scene zu erwähnen, die jetzigen Verhältnisse an ihrem neuen Hofe vor, die sie mit einer feinen weiblichen Beobachtungsgabe ganz richtig durchschaut hatte. Dann verlangte sie Biron's Rath darüber.

„Hier kann nur List helfen, bis es Zeit sein wird Gewalt zu brauchen, wenn diese sich nicht noch umgehen lassen sollte," entgegnete Biron. „Vor allen Dingen müssen die Dolghoruki's so lange als möglich über die wahre Absicht Ew. Majestät getäuscht werden. Es muß ein System des Temporisirens beobachtet werden, welches jeden entscheidenden Schritt, um die absolute Gewalt wieder zu gewinnen, so lange verschiebt, bis es mir gelungen sein wird, Ew. Majestät eine Partei zu gewinnen, und dann sei der entscheidende Schlag mit einem Male gewagt."

Als bald darauf Wassili Dolghoruki sich erlaubte, die Kaiserin daran zu erinnern, daß sie versprochen

habe, Biron nicht mit nach Petersburg zu bringen, entgegnete sie lachend: „Habe ich ihn denn mitgebracht? ist er mir nicht nachgelaufen wie ein Schooßhündchen? soll ich ein so unschuldiges Thierchen, daß sich um Politik nicht bekümmert, schlagen und zurückjagen? das bleibe fern von mir! Man lasse mir meinen Kammerherrn und ich lasse Euch Eure Verfassung."

Dieses Wort war allerdings doppelsinnig gesprochen, aber die Dolghoruki's und ihre Partei legten es in ihrem Sinne aus, bis sie, nicht ohne Schreck, die Ueberzeugung vom Gegentheil erhalten sollten.

Biron hatte die Klugheit gehabt, auch den Grafen Ostermann ganz im Geheimen in das Interesse der Kaiserin zu ziehen.

Ostermann war der Sohn eines deutschen lutherischen Predigers, ein Mann von ausgezeichneten Geistesgaben. Durch Glück und Geschick hob er sich bald zum Canzler des Reichs empor. Das geschah schon unter Peter II. Als dieser junge Monarch so unerwartet starb, wollte sich der schlaue Staatsmann, bei der Ungewißheit der Thronfolge, die Möglichkeit der Gunst eines jeden künftigen Regenten offen erhalten. Um nun bei der Wahl Desselben nicht möglicher Weise dadurch compromittirt werden zu können, daß er vielleicht einem Andern, als der gewählt wurde, seine Stimme gab, enthielt er sich jeder Theilnahme an der Wahl, unter

dem Vorgeben, daß er krank sei. So war er bei Anna's Thronbesteigung fast der einzige Staatsmann, der sich von jeder Parteinahme fern gehalten hatte, und er konnte ungestört sich der neuen Sonne zuwenden. Um bei der Kaiserin Anna sich einzuschmeicheln, gab es kein besseres Mittel, als sich an Biron anzuschließen und seine Klugheit und Erfahrung als Staatsmann, den Plänen Desselben und den Interessen der Kaiserin zu widmen.

Bald sollte es sich zeigen, wie wirksam diese Hülfe war. Graf Ostermann war es, welcher die besonders unter dem Landadel sehr angesehenen, beliebten und reich-begüterten Fürsten Trubitskoi, Boniatinski und Tscher-kaski ins Interesse zog. Diese gewann er in einer geheimen Berathung, so wie auch den gleichgesinnten Grafen Matwèoff.

In Folge eines gemeinschaftlichen Beschlusses, unter Zustimmung von Ostermann und Biron, ließ Fürst Trubitzkoi, der in der Nähe von Petersburg ein großes Jagdrevier besaß, den ganzen niedern Adel des Gouvernements, dazu den Dienstadel und die Officiere des Gardecorps, in die weiten Räume seines kolossalen Palastes, der, an der Newsky-Perspective gelegen, ein ganzes Quarré einnahm, zu einer Jagdpartie und einem vorhergehenden Dejeuner einladen. Da man wußte, daß es bei solchen Gelegenheiten glänzend und schwel-

gerisch herging, so hatten sich die Eingeladenen zu Hunderten eingefunden. Die Verschworenen vertheilten sich unter der Menge, die in mehreren der großen, glänzenden Säle von zahllosen, leibeigenen Dienern in reichen Livreen bedient wurde, und ermunterten zunächst zum Trinken. Wie nach und nach sich die Köpfe erhitzten durch den reichlichen Genuß des Lieblingsgetränks der Russen, des Wodki oder Branntwein, streuten sie ihre eben schon erwähnten Bemerkungen hin, und Graf Matwéoff, der ein kräftiges Organ und das Talent der freien Rede, im hohen Grade besaß, bestieg das Orchester im großen Hauptsaale, wohin sich alsbald Alles zusammendrängte, und sprach mit hinreißendem Feuer in demselben Sinne. Nachdem er Alles entzündet hatte für den Gedanken, der Kaiserin, welche durch die Herrschsucht einer Partei unterdrückt sei, ihre Freiheit und damit die Macht und Gewalt, welche ihre Vorfahren auf dem russischen Czarenthrone besessen, zurückzugeben, schlug er vor, ehe man sich dem Vergnügen der Jagd hingeben würde, sich vor den kaiserlichen Palast zu begeben, und durch eine Deputation Ihre Majestät Namens des versammelten Adels zu bitten, sofort den Senat zusammenzuberufen, um einen Beschluß über die Wiederherstellung der absoluten Souverainetät der russischen Krone zu fassen.

Mit lautem Jubel riefen alle die Hunderte ihre

Zustimmung aus, und ernannten einstimmig den Grafen zu ihrem Sprecher und zum Führer der Deputation.

Nun wälzte sich der lange Zug, auf den innern Schloßhof des kaiserlichen Winterpalastes, gerade unter die Fenster der Kaiserin Anna, die sich kaum dort zeigte, als sie mit lauten Hurrah's empfangen wurde.

Biron aber, welcher der Versammlung beigewohnt hatte, war schon vorausgeeilt, hatte die Kaiserin unterrichtet von der Absicht dieser großartigen Versammlung und ihr gerathen, wie sie sich in ihrem eigenen Interesse dabei zu benehmen haben würde.

Nachdem nun die Deputation vorgelassen und auf das Huldvollste empfangen worden war, sprach Anna mit einer Hoheit und Bestimmtheit, die man bisher an diesem weichen und milden weiblichen Wesen noch niemals wahrgenommen hatte:

„Meine lieben Väter, Brüder und Söhne!" — diese gemüthliche russische Ausdrucksweise wählte sie mit weiser Berechnung — „Ich danke Euch für Eure achtbaren Gesinnungen, und da ich meine Krone nicht vermöge der Wahl, sondern als Erbe meiner Vorfahren von Gottes Gnaden besitze, Diese aber stets so geherrscht haben, daß der absolute Wille eines Einzigen ohne allen Einspruch maßgebend war, so habe ich die göttliche Verpflichtung die mir von Gott verliehene Regierung in derselben Weise fortzusetzen. Wer es aber versuchen sollte, mich in der Aus-

übung dieser meiner absoluten Souverainetät zu hindern, den werde ich als Hochverräther bestrafen lassen; übrigens will ich nach Eurem Wunsch auf morgen den Senat zusammen berufen lassen."

Dieser kühne Ausspruch verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch ganz Petersburg. Das einmal an Sclaverei gewöhnte Volk, welches nur in der blinden Abhängigkeit vom absoluten Willen eines Herrn sein Heil und seine Bestimmung erkennt und für wahre Freiheit noch nicht reif ist, wie das denn auch heute noch nicht der Fall ist und nie der Fall sein wird, so lange in Rußland absolute Monarchie und Leibeigenschaft besteht, jubelte der Kaiserin Beifall zu.

Die Dolghoruki's erfuhren sogleich diese Wendung, und erkannten darin große Gefahren für ihre Macht.

Um etwaigen Aufstandsversuchen von ihrer Seite zu begegnen, hatte Ostermann und der mit ins Complot gezogene Feldmarschall Münnich durch Verdoppelung der Wachtposten und Herbeiziehung treu ergebener Regimenter umfassende Vorsichtsmaßregeln getroffen. Außerordentliche Gratificationen wurden unter die Soldaten ausgetheilt und die Officiere mit Orden beschenkt. Alles brannte vor Verlangen, für die geliebte Kaiserin und ihre Rechte zu kämpfen, und selbst, wenn es sein müßte, sein Blut für sie zu vergießen.

Das Conseil und der Senat, die Alles für ihre

eigene Freiheit zu befürchten hatten, waren auf's Höchste bestürzt. Nur der Fürst Galizin behielt seine Geistesgegenwart. In der ihm eigenen spöttelnden Weise sagte er zu seinen Collegen: „Die Mahlzeit war wol fertig, aber die Gäste waren ihrer noch nicht werth.“

Diese beiden Gewalten, Senat und Conseil, säumten auch keinen Augenblick, voll Unterwürfigkeit sich dem Rufe der Kaiserin zu fügen. Am andern Tage hatten sie große Audienz, wobei die hohe Geistlichkeit und die Generale nicht fehlten.

Als der Senat und das Conseil mit den Deputirten des Adels im Palaste angekommen waren, führte Graf Matwèoff abermals das Wort. Er trug der Monarchin submissest im Namen des Senats vor, daß er vom gesammten Adel von ganz Rußland ermächtigt worden sei, die Kaiserin zu bitten, daß sie, dem alten, ehrwürdigen Herkommen gemäß, geruhen möge, die Zügel der Regierung, ohne irgend eines Menschen Einspruch, selbstständig in die Hand zu nehmen, da ihr dieselben nur von einer böswilligen Partei durch Ueberrumpelung entzogen worden seien.

„Wie?“ rief die Kaiserin aus mit verstellter Ueberraschung, „also der Act, den man mich vor meiner Thronbesteigung hat unterzeichnen lassen, enthielt nicht den Willen der ganzen Nation?“

Als Sprecher für Alle entgegnete Graf Matwèoff:

„Im Gegentheil ist es der Wunsch der ganzen Nation, daß Ew. Majestät als Selbstherrscherin regieren möge.“

„Ah, Fürst Wassili Lukitsch,“ redete sie jetzt den ältern Dolghoruki an, der höchst betroffen und rathlos dastand unter den Anwesenden, „so hast Du mich also betrogen!“

Mit diesen Worten wendete sie ihm den Rücken, und der schlaue Hofmann sah nun ganz unzweifelhaft, daß sein Glücksstern untergegangen sei. Alle Anwesende erkannten dasselbe, und zogen sich auffallend von ihm zurück, so daß bald der bisherige Günstling des Glücks, der noch vor Kurzem von Schmeichlern umgeben gewesen war, ganz einsam und verlegen in einem Kreise stand, wohin er nicht mehr zu gehören schien.

Die Kaiserin ließ sich nun die Convention, die sie unterzeichnet hatte, laut vorlesen. Es wurde ein Ausdruck des Unwillens vernehmbar unter den Anwesenden gegen jeden Artikel dieser aristokratischen Verfassung. Anna ließ sich das Document geben, und zerriß es von oben bis unten, mit der feierlichen Erklärung, daß sie von jetzt an mit derselben Macht regieren wolle, die ihr von ihren Vorfahren in der Regierung überliefert sei.

In der Versammlung, wie im ganzen Palast brach ein ungeheurer Jubel aus, und das Volk jubelte mit, daß ihm die alten despotischen Sclavenketten wieder geschmiedet seien; denn in Rußland ist eine hündische

Unterwerfung unter dem Willen des Mächtigen durch die lange Gewohnheit der Leibeigenschaft so in das Blut des Volks übergegangen, daß man dort heute noch deutsche Arbeiter in den Fabriken bedauert, weil sie keinen Herrn haben.

10.

Sturz der Dolghoruki's.

Die unglücklichen Folgen dieser Thronrevolution sollten für die bisherigen Machthaber, die Fürsten Dolghoruki, nicht ausbleiben.

Wir wissen, daß Anna zu milde und weiblich war, um einen eigenen Willen zu haben. Biron war ihr der nächste Rathgeber, und dieser wieder war klug genug, Ostermann und Münnich Antheil an seiner Macht nehmen zu lassen. Da jener schlaue Staatsmann, zum Großcanzler des Reichs erhoben, die Seele der Verwaltung und der äußern Politik Rußlands war, so machte sich Biron in sofern zum Vollstrecker seines Willens, als er dessen Absichten bei der Kaiserin mit stetem Erfolg vertrat, und der General-Feldmarschall Münnich war der entschlossene Vollstrecker der so von der Kaiserin genehmigten Maßregeln.

So konnte es dem Zusammenwirken dieser jetzt so einflußreichen drei Männer, in deren Händen alle Macht

einer willkürlichen Regierung lag, nicht schwer werden, die Dolghoruki's, deren Anmaßungen und herrschsüchtige Absichten ihnen nur lästig sein konnten, zu stürzen. Anna war ein viel zu milder Charakter, um einen Todeshaß gegen sie zu hegen; aber Biron konnte ihnen nicht verzeihen, daß das Haupt dieser Familie von der Kaiserin verlangt hatte, ihn nicht mit nach Petersburg zu nehmen. Dieses Verbot hatte eine zarte Saite im Herzen Anna's als Weib getroffen, und so gelang es dem Günstling sehr leicht, sie zu überzeugen, daß dieses ein Angriff auf ihre Ehre gewesen sei und die größte Beleidigung, die ihr jemals zugefügt worden. Im höchsten Grade gereizt darüber, sprach die Kaiserin: „Ich will Nichts mehr von den Dolghoruki's wissen; aber ich gebe sie Dir zur Bestrafung preis. Mache mit ihnen, was Dir beliebt; nur verschone ihr Leben, denn ich will keine Blutschuld auf mein Gewissen laden. Nun geh'! überlege die Sache mit Ostermann. Ich werde Alles genehmigen und ungelesen unterschreiben, was diese Frevler betrifft — und will Nichts weiter davon hören."

So war denn der Stab über diese unglückliche, stolze Kneesenfamilie gebrochen, die bis dahin, nachdem sie Mentschikoff gestürzt hatte, die mächtigste, reichste und angesehenste in ganz Rußland gewesen war. Sämmtliche Mitglieder derselben wurden in der folgenden Nacht

verhaftet und vor ein Gericht gestellt, welches nach echt russischer Weise kein anderes Amt hatte, als nach dem Willen des Machthabers die Verurtheilung auszusprechen, welche ihm anbefohlen war. Die Dolghoruki's wurden angeklagt, daß sie durch eine beabsichtigte Vermählung einer Tochter Wassili's mit dem jungen Kaiser Peter II. sich in die kaiserliche Familie einzudrängen versucht hätten, um sich demnächst selbst auf den Thron zu erheben. Vorzüglich aber wurde es ihnen als Majestätsbeleidigung ausgelegt, daß sie die Kaiserin hatten verhindern wollen, ihren Freund und Oberstkammerherrn in Petersburg zu empfangen, was ohnehin ein Angriff auf ihre weibliche Ehre sei.

Die Verurtheilung erfolgte, wie sich erwarten ließ, zum Tode. Sie wurden aber, nach dem ausdrücklich erklärten Willen der Kaiserin, mit dem Leben begnadigt. Es traf sie damals noch nicht die volle Härte einer solchen russischen Begnadigung, nämlich die Knute und das Ausreißen der Zunge. Die meisten Mitglieder dieser Familie wurden aller ihrer hohen Ehrenstellen entsetzt und mit Einziehung ihres kolossalen Vermögens in die entferntesten Gegenden Sibiriens verbannt, wo aber die einzelnen Glieder derselben in weit von einander entlegene Ortschaften vertheilt wurden. Dort hatte der verbannte Mentschikoff noch die traurige Genugthuung, diese seine Feinde, deren Intriguen ihn von seiner Höhe

herabgestürzt hatten *), ebenfalls von der Nemesis erreicht zu sehen.

In Sibirien wurden sie durch kleine Subalterndienste festgehalten.

Ein solcher Glückswechsel von den höchsten Ehrenstellen zum tiefsten Elend ist in Rußland bis auf den heutigen Tag nichts Ungewöhnliches. Diese russischen Hofgeschichten enthalten davon zahlreiche Beispiele. Erhebung aus den untersten Sphären und Sturz von der Höhe der Gunst des Glücks, der Macht und des Reichthums herab bis in das tiefste Elend hat bisher noch die meisten Günstlinge getroffen, und Diese machen sich schon zeitig mit der Möglichkeit ihres Falles so vertraut, daß sie dadurch nie überrascht werden und mit unerschütterter Seelenruhe einen solchen Glückswechsel ertragen.

So auch die Dolghoruki's. Acht Jahre lang ertrugen sie mit Ergebung und Geduld alle Leiden der tiefsten und schmachvollsten Erniedrigung. Endlich glaubten sie sich der Hoffnung hingeben zu dürfen, daß das Ende ihrer Leiden gekommen sei. Der Fürst Sergius Dolghoruki, ein Mann von seltenen Kenntnissen und großen Fähigkeiten, der als Gesandter zu Wien und London durch seine diplomatische Gewandtheit dem

---

*) S. d. Novelle „Katharina I. und Mentschikoff" im ersten Theile.

Staate große Dienste geleistet hatte, wurde zurückberufen.

Am Hofe von der Kaiserin auf das Huldreichste empfangen und mit einer neuen, glänzenden Ambassade nach London betraut, erweckte er eben durch diese Ehre und Auszeichnung den Neid und den Haß der Feinde seines ganzen Geschlechts. Schon hoffte er die Begnadigung seines ganzen fürstlichen Hauses die und Wiedereinsetzung desselben, in das eingezogene Vermögen erreichen zu können, da brach der Sturm auf's Neue gegen ihn los und furchtbarer als jemals.

Biron, Ostermann und ihre Anhänger waren nicht müßig gewesen; Jener war um so mehr erbittert, als die Begnadigung dieses Dolghoruki unmittelbar, ohne sein Mitwissen, aus den Entschließungen des guten Herzens der Kaiserin hervorgegangen war, die durch die persönlichen Bitten der Gattin des Unglücklichen überrascht worden war.

Aber Dolghoruki's Feinde hatten neue Anklagepunkte gegen ihn ersonnen. Man leitete die Sache in Beziehung auf ein Testament Peter's II. ein, und gab an, daß die Familie Dolghoruki ein solches Testament unterschlagen und während ihrer Verbannung einen hochverrätherischen Briefwechsel mit fremden Fürsten unterhalten hätte. So wurde denn der Fürst Sergius Dolghoruki, der nun allen Leiden entgangen zu sein glaubte,

noch in der Nacht vor seiner ehrenvollen Abreise nach London, in seinem, ihm wieder geschenkten Palaste verhaftet und zur Untersuchung gezogen. Man scheuete sich nicht, sich dabei des niederträchtigen Mittels falscher Zeugnisse zu bedienen. So erreichte denn auch Biron durch List die Unterschrift der Kaiserin unter die Todesurtheile, welche der servile Gerichtshof ausgesprochen hatte.

Er starb am Galgen.

Aber auch über die anderen Mitglieder dieses unglücklichen Hauses waltete das entsetzlichste Verhängniß. Sie wurden alle aus der Verbannung in Sibirien zurückberufen. Sie weinten vor Freude und umarmten einander im Glücke einer vermeintlichen Begnadigung; aber sie sollten furchtbar enttäuscht werden. Kaum in Petersburg angekommen, wurden sie in Ketten gelegt. Man machte ihnen den Proceß in der schmählichen Weise, wie jenem Fürsten Sergius, und die beiden Häupter der Familie, Wassili und Iwan, die Mentschikoff gestürzt und das Reich unbeschränkt regiert hatten, wurden gerädert. Zwei andere Dolghoruki wurden durch den Strang vom Leben zum Tode gebracht und die drei übrigen ihres Geschlechts wurden, unschuldig wie die beiden Gehenkten, geköpft.

So war eines der ältesten und angesehensten Geschlechter Rußlands durch die Tyrannei eines Empor-

kömmlings — Biron's — der darin ein Mittel sah, sich auf der Höhe seiner Macht für immer zu befestigen, fast ausgerottet.

Aber auch ihn sollte später die Nemesis erreichen, wie wir bald sehen werden.

Nur Einer, der bei der Convention, welche Anna hatte unterzeichnen müssen, mitgewirkt hatte, der Fürst Ghalizin, welcher die erste Stelle im hohen Conseil gehabt hatte, kam mit dem Leben davon. Er wurde vom Hofe verwiesen und, wie die meisten Mitglieder seiner Familie zum Subalternendienst degradirt, in die entferntesten Grenzstädte des Reichs verbannt.

11.

Biron's weiteres Glück.

In den ersten zwei Jahren der Regierung Anna's als Kaiserin von Rußland verhielt sich Biron äußerlich in bescheidener Zurückhaltung. Er gab sich das Ansehen, als ob er sich um die Regierung gar nicht bekümmere, um im Geheimen sich eine Partei zu gewinnen und im Stillen zu intriguiren.

Wir haben gesehen, wie ihm dieses durch den Sturz der Dolghoruki gelungen war, und der erste Gebrauch, den Anna von ihrer absoluten Gewalt machte, war der, daß sie ihren kurländischen Oberhofmeister zum

kaiserlich russischen Oberkammerherrn und in den Grafenstand erhob. Biron erlangte damit den höchsten Ehrenposten am kaiserlichen Hofe, welchen früher Dolghoruki bekleidet hatte. Dies geschah einige Tage nach der Feier ihres Krönungsfestes. Bald darauf erhielt er von seiner hohen kaiserlichen Gönnerin die bedeutendsten russischen Orden. Die Kaiserin verordnete, daß die Minister künftig nicht mehr sie selbst mit Regierungsangelegenheiten behelligen, sondern ihre Vorträge an den Grafen Biron halten sollten, dem sie Auftrag geben würde, ihre Befehle kund zu thun.

So wurde denn Biron der angesehenste und mächtigste Mann in ganz Rußland und der eigentliche Beherrscher dieses ungeheuren Reichs, denn Anna entschied nie anders, als Biron es wünschte. Ja, er war eigentlich ihr Herr, denn ihre Charakterschwäche und Nachgiebigkeit entschied auch nach seinen Anträgen, wo eine oft barbarische Strenge ihrer ganzen milden Natur widerstrebte.

Die kurländische Ritterschaft erfuhr nicht ohne Besorgniß, zu welcher hohen Ehrenstelle, zu welchem Ansehen und welcher Macht sich Biron am russischen Hofe emporgeschwungen hatte — derselbe Mann, den sie, weil er aus niedrigem Stande entsprossen war, nicht einmal in die kurländische Adelsmatrikel hatten aufnehmen wollen. Jetzt nun galt es, diesen Mann und damit das russische Cabinet zu

versöhnen, denn durch das Aussterben des Kettler'schen Regentenhauses war die Gefahr groß, das Land mit der Krone Polens vereinigt zu sehen, wenn nicht die Kaiserin Anna sich ihres vormaligen Herzogthums annähme und demselben ihren Schutz zusichern würde. Deshalb sendete die kurländischen Ritterschaft eine Deputation an die Kaiserin. Diese aber ließ die Herren vom kurländischen Adel nicht vor sich, sondern verwies sie an ihren Oberkammerherrn, den Grafen von Biron, der ihr Vortrag machen werde.

Es läßt sich denken, mit welcher Befangenheit diese Männer vor ihn traten, den sie früher mit Verachtung behandelt hatten, und der jetzt über ihr Schicksal entscheiden sollte.

Doch Biron nahm sie gnädig an, und versprach ihnen jetzt im vornehm herablassenden Tone den Schutz Rußlands gegen die Ansprüche Polens.

Nun hatten die stolzen, hochadeligen Herren nach ihrer Rückkehr nach Mitau nichts Eiligeres zu thun, als den Landtag zusammenzurufen und ihren Standesgenossen anzuzeigen, daß dieser niedrig geborene Mensch jetzt allmächtig in Rußland geworden sei.

Da beschloß die Ritterschaft, ihm die Ehre der Aufnahme in die kurländische Adelsmatrikel zu Theil werden zu lassen, und das Diplom darüber, auf Perga=

ment geschrieben mit einer angehängten goldenen Siegelkapsel, wurde ihm durch eine Deputation überreicht.

Es konnte nicht fehlen, daß das Ansehen und die Macht des Grafen Biron bald an allen Höfen Europa's bemerkt wurde. Die Höfe wetteiferten, sich um seine Freundschaft zu bewerben. Der deutsche Kaiser Karl VI. erhob ihn in den deutschen Reichsgrafenstand, und sandte ihm eine goldene Dose mit seinem reich mit Brillanten besetzten Bildniß. Der König von Polen August II. verlieh ihm den weißen Adlerorden. Außerdem erhielt Biron andere Begünstigungen, die ihn bald in den Stand setzten, ein großes Vermögen zu sammeln. Er dachte auf der Höhe seines Glückes schon an die Möglichkeit, daß er einmal in die Lage kommen könne, aus Rußland entfliehen zu müssen, und um gegen solche Wechselfälle des Glückes gesichert zu sein, kaufte er in England bedeutende Güter und selbst in Schlesien die beträchtliche Herrschaft Wartensleben.

Ob ein so äußerlich glänzendes Glück auch ein inneres, den Frieden der Seele förderndes genannt werden darf, müssen wir sehr bezweifeln. Eine solche schwindelnde Höhe der Stellung, die keine andere Basis hat, als die so wandelbare Gunst einer schönen Frau auf dem Throne, die, umgeben von heuchlerischen Schmeichlern, umzischt von den Nattern der Intriguen und Verschwörungen, in einem Staate, wo der Einfluß

auf den schwankenden Charakter einer absoluten Monarchie, wie man eine Hand umwendet, so schnell diesen jetzt so mächtigen Glücksritter von seiner schwindelnden Höhe herabstürzen kann, gewährt wahrlich nichts Beruhigendes.

So lebte denn auch Graf Biron in einer stets fieberhaften Unruhe: mit beständiger Furcht und mit folterndem Mißtrauen um sich blickend, das Treiben der Parteien durch wohlbezahlte Spione belauschend, jeder Verleumdung Gehör schenkend, aus oft harmlosen Aeußerungen Gift saugend und seinen eigenen, in der Jugend so milde gewesenen Charakter verhärtend und verbitternd, im ängstlichen, sorgenvollen Streben, seine schwindelnde Stellung gegen jeden nur möglichen Angriff zu behaupten, der Ungeliebten auf dem Throne leidenschaftliche Liebe heuchelnd, die geliebte Gattin dadurch täglich auf das Tiefste betrübend, und mit der Besorgniß eines liebevollen Vaters auf seine noch so zarten Kinder blickend, die im Glanz einer wahrhaft fürstlichen Hofhaltung doch eine so ungewisse, nebelhafte Zukunft vor sich hatten — das waren die Tantalusqualen eines im Innern so unglücklichen Glücklichen, in dessen Charakter von jetzt an zwei unvereinbar scheinende Gegensätze kämpften: Liebe und Haß, blutige Grausamkeit und Milde des Familienlebens.

Und doch sollte das Glück ihn noch höher heben.

Aber es wird Zeit sein, daß wir einen Blick auf die Kaiserin Anna und ihr Hofleben werfen. Es war dieses gleichsam die Bühne, auf welcher Biron den begünstigten Glücksritter, den rachsüchtigen Tyrannen, den treulosen Heuchler in der Liebe und den liebevollen Gatten und Vater spielte.

12.

Die Kaiserin Anna. — Biron's und Ostermann's Benehmen. — Anna's Privatleben. — Biron's Familie. — Anna's Hofhaltung. — Das Hazardspiel. — Geschmacklose Prunksucht am russischen Hofe. — Französische Moden. — Trunksucht am Hofe. — Hofnarren. — da Corta. — Pedrillo. — Schlechte Späße. — Fürst Ghalizin als Hofnarr. — Dessen barocke Hochzeit. — Der Eispalast. — Intoleranz. — Ein Auto-da-fé.

Die Kaiserin Anna Iwanowna, zweite Tochter des fast blödsinnigen Czaren Iwan II., des ältern Bruders und Mitregenten Peter's des Großen, war eine Frau von würdiger Gestalt und Haltung mit schwarzen Augen und Haaren. Ihr Blick war Ehrfurcht gebietend und mild; ihre Stimme, ein tiefer Alt, hatte etwas Männliches, aber auch zugleich ungemein Weiches und Liebliches im Timbre des Tons. Wie ihre Schwester Katharina hatte sie besonders als Kaiserin eine ungemeine Fülle des Körpers, die bei den Russen und allen Orientalen schön gefunden wird.

Gutmüthig und herzlich von Natur entwickelte sie

dennoch Geistesgaben, die mit einer gewissen angeborenen und durch Körperfülle begünstigten weichlichen Bequemlichkeitsliebe im seltsamsten Widerspruch zu stehen schienen. Besonders hatte sie einen richtigen Tact in der Beurtheilung ihrer Umgebungen. Sie durchschaute leicht die schwierigsten politischen Verhältnisse, und wußte staatskluge, einsichtsvolle Männer mit richtiger Erkenntniß ihrer Eigenschaften für den höhern Staatsdienst zu wählen. In dieser einzigen Hinsicht handelte sie meistens nach eigener Eingebung.

Ohne den Ehrgeiz zu besitzen, als Beherrscherin eines großen Reichs eine Rolle in der Geschichte spielen zu wollen, hatte sie doch Sinn für den Ruhm und die Größe des von ihr beherrschten Reichs, und ging daher leicht auf die ihr vorgeschlagenen kriegerischen Unternehmungen ein. Bis auf Biron's Tyrannei wurde im Allgemeinen ihre Regierung für Rußland als eine glorreiche und glückliche gepriesen. Beim Volke war sie ungemein beliebt, da man ihr die Grausamkeiten, welche Biron in ihrem Namen verübte, nicht zurechnete.

Ihr Wille war gut, gerecht und menschlich. Um aber selbst zu regieren, war sie zu bequem und zu bescheiden. Dagegen schenkte sie denen, die einmal ihr Vertrauen besaßen, und besonders Biron, die unbedingteste Hingebung, so daß sie Alles, was Diese beschlossen und thaten, gut hieß. So ordnete sie sich gern den Staatsmännern unter, die durch ausgezeichnete Ver-

standeskräfte und starken Willen ihr zu imponiren wußten, und das war das eigentliche Geheimniß, wodurch Biron sie beherrschte.

Als Biron sich auf diese Weise in der Gunst und im Vertrauen der Kaiserin festgesetzt hatte, welche ihm Alles, selbst die grausamsten Handlungen erlaubte und nachsah, nahm er gegen den hohen russischen Adel, diese reichen und stolzen Knjäsen (Fürsten), einen hochmüthigen und beleidigenden Ton an. Er vermaß sich zu sagen: „Ich will nicht in der russischen Sprache lesen und schreiben lernen, um der Kaiserin nicht die Tausende von Bittschriften vorlegen zu müssen, die täglich an sie eingehen.“

Dagegen war der schlaue Ostermann vorsichtiger. Immer auf seiner Hut, bewachte er jede Aeußerung. Seine Vorsicht ging so weit, daß wenn einer der adeligen Gardesoldaten ihm, selbst bei einem diplomatischen Diner, einen Befehl von der Kaiserin überbrachte, er ihn mit der größesten Höflichkeit empfing und ihn zum Sitzen und zum Trinken nöthigte. Aeußerten fremde Gesandte gegen ihn ihre Verwunderung über eine solche zu weit gehende Herablassung, so pflegte er mit richtiger Erkenntniß der Verhältnisse zu sagen: „Meine Herren, das Glück ist in unserem Lande wandelbar. Wer weiß, was aus diesem Gardisten morgen schon werden kann!“

Anna's Privatleben war sehr einfach und fast bürgerlich geordnet. Vor acht Uhr stand sie auf und arbeitete von neun Uhr an mit ihrem Secretair und ihren Cabinetsministern, d. h. Diese statteten ihr Bericht ab über Dasjenige, was sie wissen sollte, und wußten sie dahin zu bringen, jede Sache so anzusehen und zu entscheiden, wie es ihnen selbst beliebte.

Mittags speiste sie in dem Zimmer und mit der Familie Biron's. Ihre Neigung, liebreich und duldsam, übertrug sie auf Alles, was diesen Namen führte. Selbst die ungezogenen Knaben, die kleinen Söhne Biron's, durften sich die größten Unarten in ihrer Gegenwart erlauben. Die Kaiserin hatte eine so verhätschelnde Liebe zu Denselben, daß sie einst deren Hofmeister ins Zuchthaus schickte, weil sich der jüngste kleine Biron in seiner Gegenwart im Garten an Erdbeeren krank gegessen und der ältere sich die ärgsten Ungezogenheiten und plumpen Späße gegen einen fremden Gesandten zu verüben erlaubt hatte. Uebrigens mußten sich die vornehmsten Hofleute und selbst der Minister Löwenwelde die plumpsten Neckereien von ihnen gefallen lassen, wenn sie nicht Biron's Zorn und die Ungnade der Kaiserin auf sich ziehen wollten.

Die Kaiserin hielt eigentlich für sich selbst gar keine Tafel. Der kaiserliche Haushalt fiel mit dem von Biron

so zusammen, daß nur in der Wohnung ihres Favoriten, begreiflich auf ihre Kosten, gespeist wurde.

Im Sommer liebte sie körperliche Bewegung. Sie lustwandelte durch die Gärten, welche Peter's Liebhaberei am holländischen Geschmack um seine Lustschlösser bei Petersburg angelegt hatte. Im Winter spielte sie Billard und besuchte Biron's Reitbahn. Abends aß sie nur wenig, und begab sich regelmäßig vor Mitternacht zu Bett.

Für Petersburg selbst that die Kaiserin weniger, als sich nach Biron's Prachtbauliebe, womit er in Kurland zwei Schlösser, mit königlichem Prunk ausgestattet, für sich erbaut hatte, hätte erwarten lassen.

Die schöne Jahreszeit genoß die Kaiserin mit ihrem Hofe in Peterhof, diesem kaiserlichen Lustschlosse, das in einer lachenden Gegend am Meere, mit der Aussicht auf Kronstadt und die Küsten von Petersburg und Finnland, reizend gelegen war.

Das Lustschloß selbst war eng und mit niedrigen Zimmern erbaut, aber umgeben von einem weiten Gartenreviere mit prächtigen Springbrunnen, geschmückt mit einer großen Anzahl kleiner vergoldeter Statuen. Beete, die statt der Blumen mit bunten Kieseln, Perlenschnüren und Muscheln ausgelegt waren, beschnittener Buxbaum und Figuren-Hecken von Taxus, lange, schnurgerade Alleen, symmetrisch angelegte Teiche repräsentirten den alten holländisch-französischen Geschmack.

Den geschmacklosen Sommerpalast an der Newa, der eben so mit Gärten in diesem Styl des le Nôtre umgeben war, besuchte die Kaiserin nach ihrer Rückkehr von Peterhof.

Im Winter bewohnte sie den Winterpalast auf der Admiralitätsinsel. Diesen großartigen Palast ließ schon die Kaiserin Anna verschönern; aber erst ihre Nachfolgerinnen, die Regentin Anna von Braunschweig, die Kaiserinnen Elisabeth und Katharina II. ließen ihn in seiner heutigen Pracht herstellen.

Anna's Bequemlichkeitsliebe machte nicht anders große Toilette, als wenn ein Hoffest sie dazu nöthigte. Am Liebsten brachte sie den ganzen Tag zu in Biron's Zimmern, die sie als die ihrigen betrachtete, und dort sah man sie in der Regel in dem nachlässig und bequem sitzenden, keineswegs geschmackvollen Negligé, welches in einem schwarzseidenen Mieder, rothem Rocke und rothseidenem Kopftuch bestand.

Anna liebte nicht das Hazardspiel, das neben der Pferdeliebhaberei Biron's Leidenschaft war. Ein Beweis ihrer unbeschreiblichen Güte und Nachgiebigkeit war es, daß sie jener Neigung Biron's nachgab und nicht selten so gefällig war, selbst Bank aufzulegen. Dabei aber mußte sie immer verlieren, denn nie zog sie einen Gewinn ein, bezahlte aber freigebig die Gewinne der Mitspielenden. Durch diese Freigebigkeit wußten

Biron und Andere bedeutende Geldsummen zu gewinnen, da sie sehr hoch pointirten. Am Meisten liebte es Biron, selbst Bank aufzulegen; dann nahmen die Reichsten und Angesehensten am Hofe Antheil am Spiel, blos um absichtlich zu verlieren und sich dadurch bei dem mächtigen Günstling einzuschmeicheln. Diese noble Passion griff so um sich, daß oft ein Spieler in einem Abend bis zu 20,000 Rubel im Quinze, Faro oder Landsknecht gewann oder verlor.

Obgleich die Kaiserin gebildeter war, als alle anderen Personen ihres Hofes mit Ausnahme Biron's, und obwol sie die Völlerei und Trunksucht verabscheute, der sich die vornehmsten Russen, wie die niedrigsten Diener hingaben, und sie das edlere Vergnügen der dramatischen Unterhaltung liebte, so fand sie doch Gefallen an den oft brutalen Späßen ihrer Hofnarren und an baroken Festen und Lustbarkeiten, wie sie Peter der Große liebte und in der Regel selbst genau anordnete.

Ueberhaupt gab der russische Hof unter der Kaiserin Anna ein merkwürdiges Bild einer Zeit, in welcher der Widerstreit moderner Sitten, die man Civilisation nannte, mit dem veralteten Rohheiten und Gewohnheiten eines barbarischen Russenthums noch lange nicht ausgekämpft war.

Dieser Hof gefiel sich, bei aller Häuslichkeit und persönlichen Einfachheit, welche die Kaiserin liebte, darin,

eine möglichste Pracht zu entfalten und damit alle Höfe Europa's zu verdunkeln; aber das geschah mit einem Ungeschick und Ungeschmack, den man heute für fabelhaft halten würde. Französische Moden damaliger Zeit waren bereits in Rußland, wie in ganz Europa eingeführt. Schon wenige Jahre nach der Gründung Petersburgs hatten sich pariser Modehändlerinnen dort niedergelassen, und machten, bei den ungeheuren Preisen, die sie nehmen konnten, gute Geschäfte. Wenn sie auch oft an Modeartikeln pariser Ausschuß brachten, so wurde der Ungeschmack von den russischen Damen an Anna's Hofe nicht bemerkt, war es nur kostbar.

Die Schönen an Anna's Hofe, waren noch sehr verschieden von den heutigen. Sie entbehrten ganz die oft hinreißende Anmuth russischer Damen, die Fremde jetzt mit Entzücken in Petersburg bewundern.

Die Damen sowol wie die Herren am kaiserlichen Hofe trugen die kostbarsten Kleider, welche jedoch oft wunderlich bei den Herren gegen die oft schlecht gekämmten Perrücken und bei den Damen eben so seltsam gegen einen bizarren, schlecht conffirten Kopfschmuck abstachen. Die schönsten Stoffe wurden damals durch ungeschickte Petersburger Kleiderkünstler oft so entsetzlich verpfuscht, daß einem Fremden von Geschmack ein solcher Anzug geradezu lächerlich erscheinen mußte. Oft sah man in den glänzenden Hofkreisen der Kaiserin Anna,

die, so weit es ihre Bequemlichkeitsliebe gestattete, später selbst den Putz im hohen Grade liebte, einen goldbordirten Rock mit handbreitem Ordensband, an einem Manne, der dazu schmuzig=weiße Strümpfe, unsaubere Wäsche und eine zerzauste Perrücke trug. Man sah mit Perlen und Diamanten überladene Damen — wandelnde Millionen, — wie angestrichene Gipsbilder, weiß und roth geschminkt, mit sogenannten Schönpflästerchen beklert, in mit Uebertreibung tief ausgeschnittenen Miedern und weiten Roben, steif geschnürt, wie in einem Eisenpanzer steckend und dadurch unbehülflich und schwerfällig, der Mode zu Liebe, mehr Blößen gebend, als heute der Anstand erlauben würde. In einer alten, nie gewaschenen Staatscarrosse, von einem magern Pferde gezogen, und auf dem Bocke einen zerlumpten, schmuzigen, leibeigenen Bauer mit ungeheurem Barte, so kamen sie durch den tiefen Straßenmoder bei Hofe angefahren.

Die Ueppigkeit und Unreinlichkeit gingen übrigens Hand in Hand, und waren besonders im Innern der Häuser bemerkbar. Man suchte in jener Zeit nur mit geschmackloser Ostentation seinen Reichthum zu zeigen, ohne sich viel um Reinlichkeit, Ordnung und Anstand zu bekümmen, wofür der damalige Russe, selbst in jenen Hofkreisen, keinen Sinn hatte.

Die Kaiserin Anna haßte besonders das Laster des

Trunkes, dem die vornehmsten Herren, wie der leibeigene Bauer im hohen Grade ergeben waren.

Demungeachtet berauschte man sich bei den Hoffesten unter ihren Augen oft in solchem Grade, daß die dazu angestellten Hofknechte nicht selten die höchsten Würdenträger des Reichs, wenn sie völlig betrunken waren, wie einen Mehlsack auf ihre Schultern laden und durch Schlamm und Stroßenmoder in ihre Wagen tragen mußten, und kamen Diese vor ihren Palästen an, die oft ein ganzes Straßenquarré einnahmen, so hatte ihre Dienerschaft keine andere Verpflichtung, als die bewußtlosen Herrschaften mit ihren Ordensbändern und Sternen in ihre Schlafzimmer zu transportiren, sie auszuziehen und ins Bett zu legen. Damals, wie zu Peter's des Großen Zeit, galt es für eine Ehre, über irgend einen tüchtigen Trinker — und das waren sie Alle — einen solchen Sieg erfochten zu haben, der ihn unter den Tisch legte. In einem solchen Falle war des Jubels kein Ende, besonders wenn es einem Dritten gelang, einen solchen Sieger selbst unter den Tisch zu trinken. Von Wein wurde nur der stärkste Ungarwein, Portwein oder süßer Malvasier getrunken. Am Liebsten aber trank der an die stärksten Getränke gewöhnte Nationalrusse, selbst der vornehmste, seine Schale mit Wodky oder Branntwein, wobei es begreiflich bei einer oder zweien nicht blieb.

Wie auch die Kaiserin Anna durch ihre höhere Bildung mildernd auf die rohen Sitten der Russen einzuwirken suchte, so gab sie sich doch in anderer Beziehung als Iwan's Tochter und echte Russin zu erkennen. Dies war der Geschmack an den plumpen Späßen der Halbverrückten und Hofnarren, der ihr von Peter's des Großen Liebhaberei angeerbt zu sein schien. Jetzt hatte sich diese Vorliebe aber auch der Großen des Reichs bemächtigt, so daß man selten in eine vornehme Kneesenfamilie kam, ohne von den albernen Späßen ihrer Haus- und Hofnarren belästigt zu werden.

Die Kaiserin und ihr ganzer Hof konnten sich ausschütten vor Lachen, wenn so ein Dutzend dieser Hofnarren sich hinter einander aufstellten, stocksteif wie hölzerne Soldaten, und dann der hinterste umgestoßen die ganze Linie vor sich umwarf, oder wenn zwei dieser Narren einander in die Haare geriethen, oder die Perrücken abrissen und sich einander die Köpfe blutig schlugen. Man sieht daraus, daß solche russische Narren weit entfernt waren von dem feingeistigen, humoristischen Witz der Shakespeare'schen Schalksknechte, welche durch ihren Humor auf die abgespannten fürstlichen Seelen anregend einzuwirken wußten.

Von Peter's des Großen Narrencompagnie war nur noch Einer übrig, der zum Samojedenkönig und Beherrscher eines unbewohnten Eilandes erhobene Por-

tugiesische Jude da Corta *). Mit einem Dutzend Anderen bildete er den neuen Narrenstaat der vergnügungssüchtigen Kaiserin.

In dieser Narrenzunft war der Bedeutendste der Italiener Pedrillo. Dieser hatte sich durch einen rohen, selbst indecenten Spaß, der jenen Zeitgeschmack am Besten charakterisirt, ein kleines Vermögen erworben.

Pedrillo war als Geigenspieler nach Petersburg gekommen. Mit seiner Kunst hätte er sich recht gut ernähren können; aber er zog es vor, den Hofnarren zu spielen. Um sich gleich eine bedeutende Einnahme zu verschaffen, hatte er sich folgenden Spaß ersonnen und mit Biron's und der Kaiserin Genehmigung zur höchsten Ergötzlichkeit des Hofes ausgeführt. Es war in Rußland Sitte, daß, wenn eine Frau ihre Entbindung gehalten hatte, die Wöchnerin von allen ihren Bekannten, männlichen und weiblichen Geschlechts, bei dem ersten Besuch ein Geschenk erhielt und dafür einen Kuß gab. Nun hatte einst Biron im anstößigen Scherze zu dem Italiener gesagt, Dieser sei mit einer Ziege verheirathet. Das hatte Pedrillo sogleich zugestanden und damit ungeheures Lachen erregt, doch spann er diesen Scherz noch weiter aus, um ihn lukrativ für sich zu

---

*) Man sehe die vorstehende Novelle „Lestocq" (erste Abtheilung).

machen. Mit einer tiefen Verbeugung kündigte er der Kaiserin und dem Hofe an, daß seine Frau, die Ziege, nächstens in die Wochen kommen würde, und daß er sich erlaube, Ihre Majestät und den ganzen Hof allerunterthänigst zu Gevattern zu bitten. Wieder erschallte über diesen prächtigen Witz ein wieherndes Lachen, bei welchem die lustige Kaiserin die Oberstimme im Sopran-Staccato hatte.

„Ich hoffe," fuhr der Narr fort, „daß Ihre Majestät und der ganze Hof mir diese hohe Ehre nicht versagen und ein bedeutendes Geschenk für's Wochenbett zurücklassen werden."

So kam denn der Tag der angeblichen Niederkunft heran, und man legte Pedrillo mit einer Ziege auf ein Paradebett auf der Bühne. Der Vorhang wurde aufgezogen, und alle Welt näherte sich dem ruhenden Paare. Die Kaiserin machte zuerst eine ansehnliche Verehrung, und legte einem Jeden der anwesenden Hofleute eine bedeutende Schatzung auf. Pedrillo gewann damit die ersten 10,000 Rubel und eben so viel in einem Jahre durch andere Späße ähnlicher Art.

Nicht so gut erging es den vier vornehmen Russen, welche wegen Mißliebigkeit am Hofe zu Hofnarren degradirt wurden. Als einer Derselben, Balakonew, nicht Lust hatte, sich an einer Balgerei mit seinen Collegen zum Amusement des Hofes zu beiligen, so wurde er dazu

durch eine Tracht Knutenhiebe gezwungen. Ein Anderer, der degradirte Knjäse Wolchonsky, ein Schwager des Ministers Bestuchef, war der Wärter der kaiserlichen Windhunde, und wurde für jede Unart derselben, z. B. Verunreinigung der Zimmer, Zerreißen von seidenen Stuhl- oder Sophabezügen, bestraft.

Ueberhaupt wurde am Hofe das Amt der Hofnarren für ein ehrloses Geschäft betrachtet. Jeder Page, jeder Lakai hatte das Recht, sie zu hänseln, wovon die Großen des Hofes vor Allen Gebrauch machten. Die Knute erhielten sie für jedes leichte Versehen, oder auch, wenn ihre Späße nur irgend Einen am Hofe beleidigten, oder auch, wenn sie faul waren und keine plumpen Scherze machten.

Am Uebelsten erging es dem in Ungnade gefallenen Fürsten Ghalizin, dem damit eine so empörende Demüthigung widerfuhr, wie in civilisirten Staaten gar nicht möglich ist. Dieser unter Anna's Regierung durch Biron's Rache deshalb verfolgte Fürst, weil er an der Spitze des Senats Einer von Denen gewesen war, die gegen Biron's Begleitung der Kaiserin Anna protestirt hatten, ging, vom Hofe in eine kleine Stadt verbannt, ins Ausland und wurde wieder katholisch, welche Religion er früher, als er in russische Dienste trat, mit der griechischen vertauscht hatte. Man hatte die Grausamkeit, ihn, unter dem Vorwande der Begnadigung, nach

Petersburg zurückzurufen, um ihm ein Hofamt zu übergeben. Kaum dort angekommen, wurde er, in Gemäßheit der damals, wie noch heute, in Rußland herrschenden Intoleranz, zur Strafe mit Gewalt als Hofnarr in das lächerlichste Costum eingekleidet. Da half kein Protestiren; entweder Narr oder nach Sibirien! das war die Losung. Der Fürst wählte das Erstere, und von da an war er gewissermaßen vogelfrei, das Stichblatt der plumpesten Scherze. In dieser Eigenschaft wurde er, obwol schon 40 Jahre alt, zum Pagen degradirt. Seine Gemahlin starb vor Kummer über diese Schmach. Die Kaiserin Anna ließ ihn auf Biron's Antrieb zwingen, sich wieder anderweitig zu vermählen, und zwar mit einem schmuzigen, häßlichen Mädchen aus dem Pöbelhaufen. Die Kaiserin Anna hatte versprochen, ihm auf ihre Kosten die Hochzeit auszurichten und hielt Wort. Es sollte ein Fest werden in dem baroken, rohen Ungeschmack Peter's des Großen, aber alles früher Gesehene an Glanz, Wunderlichkeit und Rohheit übertreffen.

Eine genaue Beschreibung desselben dürfte interessant sein, als ein Bild der Hofsitte jener Zeit.

Es war in dem bekanntlich sehr strengen Winter von 1739 bis 1740, der, in ganz Europa als eine Calamität empfunden, in Petersburg noch viel härter gewesen sein muß, da die Newa fast bis auf den Grund

ausgefroren war. Dieser Umstand brachte die Kaiserin auf den Einfall, den Neuvermählten einen Palast aus Eis erbauen zu lassen. Dies geschah auf der Newa. Die Eisblöcke aus dem Flusse wurden nach Erforderniß behauen, verziert und nach den Regeln der Baukunst an einander gefügt. Die Fugen wurden mit Wasser begossen, und so gefror der ganze Bau zu einem einzigen Stück Eis, und es erschien besonders bei Beleuchtung im Innern das Ganze in seiner Durchsichtigkeit und bläulichen Eisfarbe wie aus einem einzigen Edelstein oder Krystallblock gehauen. Erfolgte eine Beleuchtung von innen, so gewährte dieser Palast einen märchenhaften Anblick.

Derselbe hatte eine Länge von 52½ Fuß, eine Breite von 16½ Fuß und eine Höhe von 20 Fuß. Selbst das Dach war von Eis. Gleich am Eingange hatte der Eispalast ein Vorhaus, auf jeder Seite ein Zimmer. Das Vorhaus hatte vier, jedes Zimmer fünf Fenster, deren Rahmen aus Eis bestanden, so wie die Fensterscheiben aus dünnen Eisscheiben. Des Nachts wurden diese Fenster durch eine Menge Lichter erleuchtet, deren Schimmer dem ganzen transparenten Bau eine magische Wirkung gab.

Ein Geländer von künstlicher Eisarbeit, das aus dünnen Stäben zwischen starken Pfeilern bestand, führte dem Eingange zu. Die beiden Nebeneingänge waren

durch Blumentöpfe mit Blättern, Blumen und Wurzeln, alles kunstreich aus Eis gebildet, verziert. Das Frontispice über dem Säulenportale des Haupteinganges war mit Statuen aus Eis verziert. Um das Dach lief eine Balustrade, die, mit Bildsäulen und Kugeln auf ihren Pfeilern geschmückt, den architektonischen Schmuck des Ganzen noch erhöhte. An den Seiten des Einganges lagen Delphine aus Eis, welche vermittelst einiger Druckwerke kleine Fontainen von brennendem Naphta spien.

Alles Geräthe und die Verzierungen in den Zimmern des Palastes waren von Eis. Man fand dort einen Spiegel aus Eis, verschiedene Leuchter mit Lichten, auf denen des Nachts Naphta brannte, eine Toilette mit einem Spiegel, eine Taschenuhr, aufgehängte Wandspiegel und verschiedenes Toilettengeräthe, Alles aus demselben Material. Die andere Hälfte des Zimmers nahm ein auf einer Estrade erhöhtes großes Paradebett ein, das, zwar aus Eis gebildet, doch seine Vorhänge, Kissen und Decken aus anderen Stoffen hatte. Zwei Paar Pantoffeln, zwei Schlafmützen und ein Tabouret fehlten auch nicht. Selbst ein zierliches Kamin war dort angebracht, das mit Holzstücken belegt war, welche durch Naphta zum Brennen gebracht wurden. Auf einem Tische des zweiten Zimmers stand eine Tischuhr, an der man das eingesetzte Räderwerk durch die Eisstücken,

welche das Gehäuse bildeten, erkennen konnte. Hier und da lagen auf den Eistischen einige eingefrorene wirkliche Kartenblätter und Spielmarken. Das Einzige, was in diesem wunderlichen Palast einer bösen Fee nicht von Eis war, waren zwei Stühle und in den Ecken zwei Bildsäulen. Auf der andern Seite in diesem zweiten Zimmer sah man einen Wandschrank mit verschiedenen kleinen Figuren, Tisch- und Theegeräth, selbst Schüsseln mit Speisen oder Früchten, Alles aus Eis geformt und nach der Natur angemalt. Das war bei den übrigen Geräthen, Thür- und Fensterbeschlägen ebenfalls der Fall. Die Wandpfeiler, Thür- und Fensterbekleidungen waren wie grüner Marmor angestrichen. Vor dem Palaste erblickte man zwei Pyramiden und einen Elephanten aus Eis. Dieser letztere sprühte bei Nacht aus dem erhobenen Rüssel eine Fontaine aus brennender Naphta über 24 Fuß hoch. Selbst eine russische Badestube von Eis, wie aus über einander gelegten Balken erbaut, die mit glühenden Dämpfen geheizt werden sollte, fehlte nicht auf der linken Seite des Palastes. Auf dem Elephanten saß ein Perser aus Eis mit einem Sonnenschirm; neben ihm standen zwei andere Perser, ebenfalls bunt bemalt.

Das Merkwürdigste von diesen märchenhaften Bau aber waren sechs Kanonen, die auf der Drehbank gemacht waren, denn sie bestanden mit ihren Laffetten aus

Eis; so auch zwei Mörser. Die Kanonen waren von der Größe der Sechspfünder, die sonst mit drei Pfund Pulver geladen wurden. Jetzt aber schossen sie Kugeln von gestopftem Hanf, bisweilen auch Eisen, mit einer Ladung von $^1/_4$ Pfund Pulver. Eine solche Kugel durchbohrte in einer Entfernung von 60 Schritten noch ein Bret von zwei Zoll Stärke, ohne daß die Kanone sprang oder schmolz. Diese Kanonen, wie die Haubitzen, hatten Röhren von Eisenblech.

Diese kostbare Spielerei, wie sie nur in Rußland und bei einer so furchtbaren Winterkälte hergestellt werden konnte, wäre ganz unschuldig gewesen, hätte nicht jenes kalte Paradebett in jenem fabelhaften Eispalast dem unglücklichen Hafnarren, Fürsten Ghalizin, zum nächtlichen Brautbett dienen sollen.

Das originelle Hochzeitsfest begann mit einer großartigen, seltsamen Procession durch alle Hauptstraßen von St. Petersburg. Ueber 300 Personen nahmen daran Theil. Der Hof hatte sich im kaiserlichen Winterpalast versammelt, um die Prozession anzusehen, die unter den Fenstern desselben vorüberzog. Aus dem Palaste des Fürsten Woltinski ging der Zug ab. Voraus wurde das Brautpaar, wunderlich geschmückt, auf dem Rücken eines Elephanten in einem Käfig aus Eisenstangen wie wilde Thiere zur Schau getragen. Was mußte der Fürst Ghalizin empfinden, dieser feine Diplomat, vormals

Minister der äußerlichen Angelegenheiten, der in allen Hauptstädten, an allen Höfen Europa's gekannt und geehrt gewesen war, als er sich so schmählich in der Narrenkappe dem Gelächter des Hofes und dem Hohne des Pöbels preisgegeben sah!

Dann folgten die aus allen Gouvernements des unermeßlichen Reichs von den Gouverneurs auf kaiserlichen Befehl eingelieferten Gruppen von verschiedenen Nationalitäten. In ihren, auf Kosten der Kaiserin angefertigten, verschiedenartigen, zum Theil seltsamen oder auch malerischen Landestrachten saßen sie paarweise auf Kameelen, oder auch in langen Reihen von Schlitten, die von Rennthieren, Ochsen, Bären, ja sogar von Schweinen gezogen wurden.

Das Hochzeitsmahl war in Biron's Reitbahn eingerichtet. Man bediente jede Nationalität nach den Sitten und Gewohnheiten ihres Landes, und machte eine wirre Musik dazu, indem gleichzeitig mehrere Musikbanden auf mancherlei seltsamen Instrumenten ihres Landes die verschiedensten Nationalmelodien spielten. Das gab einen Höllenlärm, einen Mischmasch von Tönen, wie ein Charivari, welches aber die schon halbtrunkenen Russen und selbst den Hof höchlich belustigte.

So war es ein Fest in der verspottenden, baroken Weise, wie Peter der Große es liebte, seine Volks=

und Hoffeste persönlich anzuordnen; aber es sollte noch viel roher und grausamer verlaufen.

Nach der Mahlzeit begannen die verschiedensten Nationaltänze nach einer sich durch einander wirrenden, mißtönigen Tanzmnsik. Zum Beschluß wurden die beiden Neuvermählten im festlichen Zuge nach dem Eispalast geleitet und dort mit einer Artilleriesalve aus den erwähnten Eisgeschützen begrüßt, sodann entkleidet und in ihren Nachtgewändern in das Eisbett gelegt, das freilich mit Kissen und Decken bedeckt war. Aber man denke sich die Gefühle des hochgebildeten, vormaligen Staatsmannes, der mit an der Spitze der Regierung gestanden hatte, als er auf diesem Eisbette an der Seite der ihm aufgedrungenen widerwärtigen Gemahlin die ganze Nacht zubringen mußte, denn außerhalb des Eispalastes waren Wachen aufgestellt, um die Neuvermählten zu verhindern, vor dem Anbruch des folgenden Tages diese eiskalte Residenz zu verlassen.

Wenige Monate nach diesem alles Gefühl empörenden Freudenfeste erfolgte die entsetzliche Hinrichtung des unglücklichen Fürsten Ghalizin.

Ein anderes, noch viel grausameres Fest bewies, daß, wenn Rußland auch verschiedene Glaubensbekenntnisse tolerirt, sich doch diese Toleranz nicht auf Bekenner des orthoxen griechischen Glaubens bezieht. Fallen

diese ab von ihrem Glauben, so werden sie furchtbar bestraft. So gab es auch unter der Regierung der Kaiserin Anna wegen eines solchen Verbrechens ein entsetzliches Audo-da-fé. Ein Bojar, Namens Botznitsin, nahe verwandt mit dem Hause Strechnef, aus welcher Familie der erste Czar aus dem Hause Romanoff eine Gemahlin genommen hatte, war unglücklich genug gewesen, von einem Juden verleitet zu werden, dessen Glauben anzunehmen. Dies wurde dadurch bekannt, daß er seine Familie zu einem ähnlichen Abfall von der orthodoxen Kirche zu bewegen suchte. Er wurde vor ein Ketzergericht gestellt und zum Scheiterhaufen verurtheilt. Doch bot man ihm Gnade an, wenn er die Irrthümer des Judenthums abschwören wolle. Aber er war zu sehr fanatisirt vom Mosaismus, und verweigerte die Gnade, unter dieser Bedingung. So mußte er denn den Feuertod erleiden.

Dieses geschah mit allen den schrecklichen Ceremonien der spanischen Inquisition des Mittelalters. Da man fürchtete, daß er noch auf dem Scheiterhaufen dem Volke seine Irrlehren anpreisen würde, so steckte man ihm einen Knebel in den Mund, als er im Armensünderhemde mit einer hohen, mit Teufelsfiguren bemalten Papiermütze auf dem Kopfe durch zwei Büttel, mit Ketten belastet, dem Holzstoß zugeführt wurde, der ihn aufnehmen sollte. Er bestieg den Scheiterhaufen, ohne Furcht

zu zeigen, und wurde an den Pfahl in der Mitte desselben gebunden; der Holzstoß wurde in Flammen gesetzt und die grausame Hinrichtung des jüdischen Glaubenshelden vollzogen. — Der Jude, der ihn verführt hatte, erlitt dieselbe barbarische Strafe. Dies geschah auf derselben Stelle, wo Katharina II. später die prächtige, den Felsen hinaufsprengende Reiterstatue Peter's des Großen errichten ließ. So begegnete sich auf demselben Platze fanatische Intoleranz und das Denkmal eines freigeistigen Herrschers.

Ein anderes Hoffest trug ebenfalls den baroken Charakter des zuerst beschriebenen. Kurz nach dem Abschluß des Belgrader Friedens, feierte die Kaiserin die Vermählung ihrer Schwester-Tochter, Anna von Mecklenburg, mit dem damaligen Erbpinzen Anton Ulrich von Braunschweig-Bevern. Aus dieser Ehe wurde am 30. August 1740 ein Sohn, Iwan, geboren, dessen Taufe Veranlassung zu einem Hoffeste gab, welches ein Bild der damaligen wunderlichen Sitten des russischen Hofes gewährte. Eine Mischung von slavischen und tartarischen Gebräuchen, mit den damals der Nation aufgezwungenen französischen Sitten, bildete ein lächerliches Intermezzo, welches der Chronique scandaleuse jener Zeit und jenes Hofes unerschöpflichen Stoff zu pikanten Anekdoten, frivolen Geschichten und lächerlichen Caricaturen gab. — Die beiden Neuvermählten und

der kleine Iwan spielten später eine bedeutende Rolle in Biron's Lebensgeschichte.

Die Kaiserin Anna nahm den zarten Urenkel ihres Vaters, des längst verstorbenen Czaren Iwan II., aus den Händen seiner Aeltern, um ihn unter ihren Augen für den Thron bilden und erziehen zu lassen.

Mit mütterlicher Liebe ließ sie den jungen Prinzen, dem sein Geschick eine so unglückselige Zukunft aufbewahrt hatte, in einem an das ihrige anstoßenden Zimmer warten und verpflegen. Bereits im Jahre 1731 hatte sie die angesehensten Herren des Adels dazu bewogen, Denjenigen als Thronfolger anzuerkennen, den sie dazu ernennen würde. Man vermuthete, daß sie ihre Schwester-Tochter, die Prinzessin von Braunschweig-Bevern, dazu bestimmt hätte. — Aber Biron lenkte ihre Wahl in seinem eigenen Interesse auf den jungen Iwan, wie wir später sehen werden.

13.

Biron's Tyrannei. — Seine Erhebung zum souverainen Herzog von Kurland. — Entdeckte Verschwörung und grausame Strafen. — Allgemeiner Haß gegen Biron.

An diesem Hofe lebte nun der damalige Graf Biron, und herrschte unbeschränkt mit einem so blutigen Despotismus, der keine Grenzen mehr kannte.

Anna's Verhältniß zu ihrer Cousine, Prinzessin

Elisabeth, der Tochter Peter's des Großen, war nie ein vertrauliches gewesen. Biron aber war gegen diese Prinzessin eingenommen, voraussehend, daß sie, wenn sie einst zur Regierung kommen sollte, seiner grausamen, blutigen Tyrannenherrschaft, bald ein Ende machen würde. Noch größere Furcht aber hegte Biron, vor der russischen Nationalität, die er in ihren tiefsten Gefühlen verletzt und tödtlich beleidigt hatte. Eine unvorsichtige Aeußerung von ihm war bekannt geworden, und wurde ihm nie verziehen. Er hatte gesagt: „Diese Russen lassen sich nur mit der Knute regieren."

Enthält dieser Ausspruch auch Wahrheit, die noch heute ihre Geltung hat, so läßt sich doch kein Volk auf der Erde, und wäre es das verworfenste Sclavenvolk, so Etwas sagen; so ging denn diese Aeußerung von Mund zu Mund, und erregte allgemeine Entrüstung.

Dieser Glücksritter war um sich auf dem Gipfel seiner Macht zu erhalten, einer der grausamsten, blutgierigsten Tyrannen aller Zeiten geworden. Als Diener und Günstling einer Fürstin vom mildesten Charakter beherrschte er sie so unbedingt, daß sie es willenlos geschehen ließ, wenn Biron seiner Herrschsucht und Rachgier viele Tausende opferte. Die Zahl der als Opfer für seine Sicherheit in seinem entsetzlichen Wahn Hingerichteten belief sich auf mehrere Tausende, von jedem Stande, Alter und Geschlecht, die der nach Sibirien

Verbannten auf 20,000. — Viele, besonders angesehene Familien wurden durch seine Tyrannei völlig ausgerottet; andere, die bisher in Reichthum und Wohlstand gelebt hatten, stürzte ein Befehl von ihm in Armuth, Elend und Verbannung.

Anna's Abhängigkeit von seinem Willen war so groß, daß, während sie dem Cabinetsrath präsidirte und die Vorträge ihrer Minister anhörte, Biron sich in einem anstoßenden Cabinet verborgen befand. Dorthin zog sie sich zurück, ehe sie ihre Entscheidung abgab, und holte seine Rathschläge, oder, besser gesagt, seine Befehle ein. Man will wissen, daß wenn es bei solchen Gelegenheiten galt, die Kaiserin zu bewegen, harte Todesurtheile oder die Verbannung von angesehenen Familien nach Sibirien zu genehmigen, sie im aufgeregten Gefühle ihrem Günstling zu Füßen sank, um ihn anzuflehen, Milde walten zu lassen. Das war aber bei der Verhärtung und Erbitterung von Biron's Gemüth stets vergeblich, und Anna entschloß sich dann mit Thränen in den schönen Augen und mit innerem Widerstreben, die grausamsten Blut= oder Verbannungsurtheile zu unterzeichnen.

Dieser Tyrann sollte aber noch durch höhere Gnadenbezeugungen geehrt werden.

Im Jahre 1737 starb der Herzog Ferdinand von Kurland, der letzte Abkömmling aus der Familie Kettler, die viele Jahre den Herzogshut dieses unabhängigen

Landes getragen hatte. Die Kaiserin Anna Iwanowna ließ, um sich ihrem Günstlinge gefällig zu erweisen, der dortigen Ritterschaft eröffnen, daß sie gesonnen sei, Kurland in seinen Gerechtsamen gegen die Ansprüche Polens zu beschützen. Sie lade daher den Landtag ein, sich einen neuen Herzog zu erwählen und erwarte, daß ihre Wahl den von ihr vorgeschlagenen Grafen Biron treffen werde. Einem solchen Ansinnen der mächtigen Monarchin Rußlands, ohne deren Schutz Kurland eine polnische Provinz geworden wäre, konnte die Ritterschaft nicht widerstreben. Die versammelten Stände brauchten nur eine Stunde der Berathung, um diese Wahl zu genehmigen. Ohne den geringsten Widerspruch wurde beschlossen, den Grafen Biron und dessen männliche Nachkommen als rechtmäßige souveraine Herzöge von Kurland anzuerkennen. — So war der Sohn eines kurländischen Stallbedienten der Souverain dieses Landes geworden.

Die Republik Polen bestätigte diese Wahl, und Biron nahm mit großem Gepränge Besitz von seinem neuen Herzogthume.

Jetzt konnte Biron auf der Höhe seiner Stellung mit offenem Visir allen seinen Feinden trotzen. Nach der Hinrichtung und Verbannung der Dolghoruki's und ihres Anhanges wurde eine neue Verschwörung entdeckt, an welcher der Minister Wolinski und ein Graf Musin

Puschkin Theil genommen haben sollten, deren Ziel gewesen sein soll, Biron und Ostermann zu stürzen. Jetzt persönlich angegriffen, entflammte Biron's rasende Rachsucht. Ein völlig von seinen Befehlen abhängiges Gericht sprach das Urtheil, daß dem Minister Wolinski die Zunge ausgerissen, die Hand abgehauen, Derselbe sodann noch lebend gerädert und der Körper zuletzt auf's Rad geflochten werden solle. Die Kaiserin, die mit ihrem guten, aber schwachen Herzen den Unglücklichen gern zur einfachen Verweisung nach Sibirien begnadigt hätte, konnte mit Bitten und Thränen Nichts weiter erlangen, als die Milderung des mehr als barbarischen Bluturtheils dahin, daß ihm nur die rechte Hand und der Kopf abgeschlagen wurde. Der Graf Musin Puschkin sollte mit einer Verbannung nach Sibirien bestraft werden, doch mit alt-russischer Barbarei wurde ihm zuvor von Henkershand die Zunge aus dem Halse gerissen, an welcher grausamen Operation der Unglückliche nach unendlichen Schmerzen starb. Das war noch grausamer, als eine Hinrichtung. Die anderen Mitschuldigen, zum Theil Männer von hohem Range, wurden mit der Knute fast zu Tode gepeitscht.

Diese entsetzlichen Thatsachen, die einen so unvertilgbaren Flecken auf Biron's Charakter werfen, welchen das Glück verdorben hatte, kann man nicht lesen, ohne einen Schauder zu empfinden über die Rohheit einer

Barbarei, die Peter der Große, indem er Rußland zu civilisiren suchte, mehr genährt und gefördert, als getilgt hatte.

Nach diesen grausamen Scenen verbreitete sich die Unzufriedenheit mit dieser Günstlingsherrschaft und der persönliche Abscheu gegen Biron immer weiter durch alle Stände und Provinzen im ganzen Reiche. Aber die niedrigen Sclavenseelen waren zu feig, um sich durch einen kräftigen Aufstand von dieser Tyrannei zu befreien, und Biron sorgte dafür, daß sie durch die Knute, durch Sibirien und Todesurtheile ohne Maß und Ziel stets in Furcht und Schrecken erhalten wurden.

Die Kaiserin Anna war bei aller ihrer Herzensgüte, persönlichen Liebenswürdigkeit und Popularität nicht geeignet, ihre grausame, despotische Günstlingsherrschaft den Russen, die sonst so viel vertragen können, beliebt oder nur erträglich zu machen.

Sie hatte ganz und gar mit der alt-russischen Partei gebrochen, und die Leitung der Staatsangelegenheiten den Deutschen übergeben. Ihre Wahl war übrigens eine glückliche gewesen, und den Deutschen allein hatte Rußland unter ihrer Regierung seine Siege und seine großen politischen Erfolge zu danken.

Es ist hier nicht der Ort, Rußlands pragmatische Geschichte zu schreiben; daher sei nur flüchtig an-

gedeutet, was sich in dieser Beziehung unter Anna's Regierung ereignete.

14.

Politische Ereignisse unter Anna's Regierung.

Der Besitz von Azow war von den Russen sowol als von den Türken als der des Schlüssels zum schwarzen Meere und der Oberherrschaft im Orient anerkannt. Peter der Große hatte diese am Ausfluß des Don in das schwarze Meer gelegene, früher eroberte Stadt und Festung, in Folge seiner Unfälle am Pruth, im Jahre 1711 durch den Frieden verloren. Seitdem ging die Politik Rußlands unablässig dahin, diesen wichtigen Punkt wiederzugewinnen. Unter Anna's Regierung begann ein Feldzug gegen die Türkei. Oesterreich stellte sich auf Rußlands Seite. Der Feldmarschall Münnich, ein Deutscher, führte 1736 eine Armee von 60,000 Mann gegen die Krim, und nicht weniger als 90,000 Mann folgten mit Wintervorräthen an Mehl, Holz und Wasser, welche die zu durchziehenden ungeheuren Steppen bis Perekop versorgten. Furchtbar aber wütheten Krankheiten in dieser ungeheuren russischen Heeresmasse. Von jenen 60,000 Mann russischer Kerntruppen starben in drei bis vier Monaten an 30,000 Mann, weniger in Folge klimatischer

Einflüsse, als aus Mangel an Proviant und durch nutzlos gemachte Anstrengungen.

Münnich aber war, beiläufig gesagt, der Vater oder vielmehr der Zuchtmeister der heutigen strengen russischen Knuten-Disciplin. *)

Dieser Feldzug kostete im Ganzen den Russen über 100,000 Mann. Aber wie heute, so auch damals, ließ sich Rußlands Hartnäckigkeit selbst durch die schwersten Verluste an Menschenleben nicht abschrecken. Menschenleben ist dort wohlfeil. Die ungeheure Ausdehnung des Reichs enthält ja, selbst in den dünn bevölkerten Länderstrecken, viele Millionen Menschen, die nach der Menschenverachtung der stolzen russischen Despoten gut genug sind, als Futter für Pulver zu dienen, oder durch Epidemien in Kriegen hingerafft zu werden.

Mußte auch endlich der Friede durch die Zurückgabe vieler schon gemachter Eroberungen erkauft werden, so

---

*) Ein entsetzlicher Zug der Grausamkeit und Strenge, womit Münnich seine Disciplin handhabte, war der: Als bei dem Einzug seines Heeres in die viele Tagereisen breite, unwirthbare Steppe, die durchwandert werden mußte, ein panischer Schrecken vor dieser Wüste sich der Soldaten bemächtigt hatte, und viele Derselben, um diesem zu entgehen, sich unter dem Vorwande krank zu sein, auf den Boden warfen, ließ er im Heere bekannt machen, daß Jeder, der sich unterstehen würde, krank oder marode zu werden und nicht weiter mit marschiren könne, lebendig begraben werden solle. Dieses barbarische Urtheil wurde an mehreren dieser Unglücklichen auch wirklich vollstreckt.

hatten doch die beiden Friedensschlüsse zu Karlowitz und Passarowitz den Vortheil, die damals schon beginnende Schwäche der Türken bloßzulegen. Rußland gewann sein Azow wieder und damit die Herrschaft des schwarzen Meeres; es lernte den Weg nach Constantinopel als Angelpunkt fernerer Bestrebungen der russischen Politik kennen.

Wie bis in die neuere Zeit, als der europäische Krieg ausbrach, hatten die Cabinette Europa's auch damals durch ihre Verblendung die auf eine Beherrschung des Orients gerichtete russische Eroberungspolitik begünstigt, und so nur erklärt es sich, wie Rußland, auf die Schwäche, Uneinigkeit und Nachgiebigkeit der europäischen Mächte rechnend, es wagen konnte, zur Vollziehung der Eroberungspläne Peter's des Großen und Katharina II., Alexander's und Nikolaus' dem vermeintlich kranken Manne auf eine Weise zu Leibe zu gehen, die endlich die Westmächte in den Harnisch und zur innigen Vereinigung gegen Rußland brachte. Man könnte in der Geschichte jener Zeit, mit dem Ariadnefaden der Geschichte in der Hand, Schritt vor Schritt den labyrinthischen Minengang verfolgen, der zu den Explosionen der neuesten Zeit führte.

Die Republik Polen hatte gegen den Willen der russischen Kaiserin, nach August II. Tode (1733), den in ganz Polen beliebten Stanislaus zum König gewählt. Zwanzigtausend Russen, die in Litthauen einzogen, ka-

men zu spät, um die Wahl noch zu hindern. Die Russen rückten in Warschau ein. König Stanislaus zog sich zurück, und schloß sich mit seinen Getreuen in Danzig ein. Bald aber erschien Münnich, dieser durch den Türkenkrieg schon so berühmt gewordene tapfere Feldherr, mit seinem Heere unter den Mauern von Danzig. Da er das Leben seiner Soldaten nicht schonte und von ihnen gefürchtet war, so gelang ihm auch Alles. Nach einigen blutigen Stürmen wurde Danzig erobert. Den Hauptfang, den er zu machen gedachte, war der König Stanislaus. Dieser aber war, als Bauer verkleidet, der Gefangenschaft entkommen. Münnich wüthete. Er belegte zur Strafe die Stadt mit zwei Millionen Contribution, die aber endlich, bei der Unmöglichkeit sie aufzubringen, auf die Hälfte herabgesetzt, auch unter der Drohung, die Stadt dem Brande und der Plünderung preiszugeben, erpreßt wurden. Polen unterwarf sich dem Kurfürsten von Sachsen, der zum König ausgerufen wurde.

15.

Anna's Tod. — Ihr Testament. — Thronfolge.

Nach dem Frieden von Belgrad vollzog Anna die bereits erwähnte Vermählung ihrer Nichte Anna, Herzogin von Mecklenburg-Schwerin, mit dem Herzog An=

ton Ulrich von Braunschweig, und im nächsten Jahre erfolgte die Geburt Iwan's, dessen zarte Kindheit die Kaiserin unter ihre persönliche Pflege nahm. Diesen unmündigen, jungen Prinzen hatte Biron's Herrschsucht sich als künftigen Kaiser und Rußlands Herrscher ausersehen, um als dessen Vormund seine Macht und Gewalt fortsetzen zu können.

Bereits im Jahre 1731 hatte Anna auf Biron's Rath den Senat dahin vermocht, zu erklären, daß man, gestützt auf Peter's des Großen Erbfolgegesetz, Denjenigen als ihren Nachfolger in der Regierung anerkennen wolle, den sie in ihrem Testamente dazu ernennen würde. Damit hatte eigentlich Biron die Macht erworben, den künftigen Kaiser im Namen der Kaiserin Anna zu ernennen.

Da sie ihre Schwester-Tochter, Anna von Mecklenburg, vermählte Prinzessin von Braunschweig, in Ermangelung eigener Kinder adoptirt hatte, so erwartete man allgemein, daß sie Dieselbe zu ihrer Nachfolgerin ernennen würde. Selbst als Iwan geboren wurde, und die Kaiserin schon anfing kränklich zu werden, glaubte Niemand, daß sie so unklug sein würde, einen Prinzen in der Wiege zum Nachfolger auf dem Throne zu ernennen, denn eine lange Staatsvormundschaft, besonders unter einem Despoten oder bei den Intriguen der Parteien, ist immer ein Unglück für das Land.

Aber das Unglück des Landes bekümmerte den herrschsüchtigen und ehrgeizigen Emporkömmling wenig. Ein unmündiger Kaiser unter seiner Vormundschaft war ihm lieber als ein mündiger. Um sich damit seine Macht zu erhalten, bewog er die Kaiserin leicht, den kleinen Säugling zu ihrem Nachfolger zu ernennen. Biron übernahm es, ihr Testament in diesem Sinne aufzusetzen.

Zehn Jahre fast hatte Anna die Kaiserkrone Rußlands getragen, als sie bald nach der Geburt des kleinen Iwan, den sie zu sich genommen hatte, bedenklich krank wurde. Jetzt sorgte Biron dafür, daß Niemand zu ihr kommen durfte, als er selbst, seine Familie und seine Verbündeten, Münnich und Ostermann.

Als die Kaiserin das Herannahen ihres Lebensendes fühlte, verlangte sie ihr Testament zu sehen. Ostermann überreichte es ihr und wollte es der schwer Kranken vorlesen.

„Wer hat das Testament aufgesetzt?" fragte sie mit schwacher Stimme.

„Ew. Majestät unterthänigster Sclave," antwortete Biron, der zugegen war.

„Dann ist es gut," sprach sie, und ließ es sich vorlesen. Als Ostermann den Artikel gelesen hatte, worin Biron zum Vormund des zum Thronfolger ernannten jungen Kaisers Iwan bis zu dessen 17. Jahre

berufen und bis dahin zum Regenten des Reichs ernannt wurde, fragte die Kaiserin mit einen wehmüthigen Lächeln: „Ist es so recht? — bist Du nun vergnügt?“ Mit ihrer letzten Kraft unterschrieb sie dieses so wichtige und folgereiche Actenstück.

Jetzt wurden die Aeltern des erst zwei Monate alten Iwan hereingerufen und der kleine Prinz selbst vor das Bett der sterbenden Kaiserin getragen. Dies geschah am 18. October 1740. Die Aeltern des Säuglings leisteten Demselben zuerst den Eid der Huldigung und der Anerkennung als Thronfolger. Alsdann erschien der Senat am Sterbebette der Kaiserin, und beschwor die Aufrechthaltung ihres Testaments. Es wurde damit Biron als Vormund und Regent des russischen Reichs anerkannt. Zehn Tage darauf, am 28. October 1740 in ihrem 47. Lebensjahre endete die Kaiserin Anna, die immer mehr Weib als Herrscherin gewesen war, und welche eben durch die Schwachheit und Güte ihres gefühlvollen Herzens eine Günstlingsherrschaft gestattete, die über so viele Tausende von Familien das größte Unglück herbeigeführt und damit das Land dem grausamsten Despotismus, der allen frühern übertraf, preisgegeben hatte.

Kaum war Anna's Ableben bekannt geworden, so versammelten sich die Großen des Reichs in den Vorzimmern der kaiserlichen Gemächer. Dort fanden sie

Biron, diesen mächtigen Günstling, der jetzt ganz zerknirscht erschien über den Tod seiner hohen Herrin. Sie erkundigten sich bei ihm, wo das Testament der Kaiserin zu finden sei. Biron wies sie an die anwesende Gemahlin des Obristlieutnants Juschkow, welche dasselbe von der Verstorbenen zur Aufbewahrung erhalten und in ihrem Juwelenkästchen niedergelegt habe, das nach dem Ableben der Monarchin versiegelt worden sei.

Sobald die Minister der Krone, so wie der Prinz Ulrich von Braunschweig sich eingefunden hatten, schritt man zur Entsiegelung, nahm das Testament heraus, und der Fürst Trubetzkoi, als Generalprocurator, las es laut vor.

Wie man erwartet hatte und dem Senate, so wie den Braunschweigischen Herrschaften schon bekannt war, so hatte die Kaiserin den unmündigen Iwan zum Erben des Reichs und Biron bis zur Majorennität des jungen Kaisers zum Regenten ernannt.

Die Aeltern Desselben sahen sich dadurch ganz von jedem Einflusse auf die Regierung ausgeschlossen, mußten aber möglichst gute Miene zum bösen Spiele machen. Sie verständigten sich scheinbar so gut als thunlich mit Biron, unter der still gehegten Absicht, bei günstiger Gelegenheit sich der Regierung zu bemächtigen.

Biron war damit auf den Gipfel seiner Macht gestiegen.

16.

Biron's Regentschaft.

Herzog Biron war nun unumschränkter Regent Rußlands, der im Namen eines Kindes herrschte. Von dem schlauen Ostermann und Münnich unterstützt, suchte er vor allen Dingen sich in seiner angemaßten Herrschaft zu befestigen. Vor Allem mußte das Volk dem kleinen Kaiser den Eid der Huldigung leisten, welchen er selbst, als Regent, entgegennahm.

Es gab damals am Hofe zwei Parteien, die sich feindlich gegenüberstanden: die russische, welche nur die Gelegenheit erwartete, der Herrschaft der Fremden ein Ende zu machen, und diese Fremden selbst, besonders die Deutschen, welche sich durch Anna's Gunst in alle hohe Staats= nnd Ehrenämter eingedrängt hatten und darin zu erhalten suchten. Gegen die zuerst erwähnte Partei richtete Biron mit seinem Anhange seine furchtbare Gewaltherrschaft. Zahllose Personen, zum Theil aus den höchsten Ständen, wurden als verdächtig verhaftet und, wenn sie auch nicht überführt waren, nach Sibirien verbannt oder auch hingerichtet. Um sich als Regent trotz aller Tyrannei auch großmüthig zu erweisen, erließ Biron zuweilen Begnadigungen. So wurden mehrere Personen, selbst Gouverneure der Provinzen, begnadigt, wenn sie Nichts weiter verschuldet hatten, als Gelder zu

erpressen oder Staatsmittel zu unterschlagen, was eben nicht zur Erhöhung der Moralität gereichte.

Nur der hohe Adel schien mit der Unmündigkeit des Kaisers zufrieden zu sein, aber aus keinem andern Grunde, als weil ihn die Erfahrung der Geschichte gelehrt hatte, daß, wie zuletzt Mentschikoff's Beispiel bewiesen, die Herrschaft eines Minderjährigen unter der Regentschaft eines Emporkömmlings niemals von langer Dauer ist, weil sie den Intriguen der Parteien und den Thronrevolutionen immer mehr Spielraum gewährt, als die Herrschaft eines Günstlings unter einer legitimen Monarchin. Das ganze geheimnißvolle Treiben dieser Parteien ging daher dahin, Biron zu stürzen und mit ihm alle Deutsche aus dem Staatsdienste zu vertreiben.

Je mehr aber Biron, um sich ein Ansehen zu geben, selbst Personen vom höchsten Adel mit Uebermuth und Stolz behandelte, je mehr er über die Verdächtigen die grausamsten Strafen verhängte und selbst durch die Folter Geständnisse zu erpressen suchte, um neue Mitschuldige zu entdecken, um so verhaßter machte er sich beim Volke, beim Adel, bei der Geistlichkeit und im Militair. Es gab jetzt keine Monarchin mehr, hinter deren Befehle er sich wenigstens zum Schein verstecken konnte.

Sein Hochmuth aber verleitete ihn auch, die Aeltern des kleinen Kaisers Iwan mit beleidigendem Stolze zu

behandeln. Der Prinz Anton Ulrich von Braunschweig, der wegen seines humanen und bescheidenen Wesens unter dem Volke viele Anhänger hatte und sehr beliebt war, erhielt vom Regenten, in Form eines Rathes, den Befehl, seine Entlassung von allen seinen Aemtern zu verlangen, seine Zimmer nicht zu verlassen und sich nicht mehr öffentlich dem Publicum zu zeigen. Biron wollte ihn dadurch der Macht berauben, sich einen Anhang gegen ihn zu werben. Dieses Benehmen aber empörte den Adel und das Volk so sehr, daß sich im Stillen der Anhang des Braunschweig'schen Prinzen mit jedem Tage mehrte.

Die Unverschämtheit in Biron's Reden überstieg noch wo möglich die seiner Handlungen. Er hatte in seinem Uebermuthe gesagt: „Wenn die Mutter des kleinen Kaisers es wagt gegen mich zu intriguiren, so werde ich sie mit ihrem kleinen Prinzen nach Deutschland zurückschicken und statt dessen den Herzog von Holstein nach Petersburg kommen lassen, um ihn statt des unmündigen Iwan auf den Thron zu erheben."

Von jetzt an näherte er sich der Prinzessin Elisabeth Petrowna, der zweiten Tochter Peter's des Großen, mit der die verstorbene Kaiserin Anna, da sie Dieselbe als Rivalin für den Thron betrachtete, stets in gespannten Verhältnissen gelebt hatte. Unter dem Vorwande, Elisabeth's ausschweifende Lebensweise zu zügeln, hatte Anna

Dieselbe in ein Kloster sperren wollen. Biron aber, in kluger Voraussicht auf die Zukunft, hatte es zu hindern gewußt, und das geschah mit einiger Ostentation, so daß Elisabeth diesen Liebesdienst erfahren mußte. Jetzt wußte er dieses geltend zu machen. Er besuchte die üppige Prinzessin häufig, und hatte mit ihr lange Zusammenkünfte. Der schöne Mann im blühend kräftigen Lebensalter wußte ohne Zweifel ihre Neigungen zu benutzen, um sich bei ihr beliebt zu machen. Er schmeichelte nicht nur ihrer Sinnlichkeit, sondern auch ihrer Eitelkeit, und machte ihr im Geheimen Hoffnung auf die Thronfolge, da er sich doch am Ende genöthigt sehen würde, den kleinen Iwan mit seinen Aeltern fortzuschicken.

Das geschah in der schlau berechnenden Absicht, die Prinzessin Elisabeth mit seinem ältesten Sohne, der ein bildhübscher junger Mensch war, seine Tochter aber mit dem Herzoge von Holstein zu vermählen und sich dadurch auf längere Zeit, als es Iwan's Minderjährigkeit gestattet haben würde, die Günstlingsherrschaft zu erhalten, auch seiner Nachkommenschaft die Nachfolge auf dem russischen Throne zu sichern.

Aber man hat zwei Sprichwörter, die hier passen: „der Krug geht so lange zu Wasser bis er bricht,“ und: „Hochmuth kommt vor dem Fall.“

Beide fanden ihre Anwendung.

17.

Biron's Fall. — Thronrevolution. — Rückwirkung derselben auf Münnich und Ostermann.

Seitdem Herzog Biron als vormundschaftlicher Regent alle Macht der Regierungsgewalt an sich gerissen hatte, strebte er nach Alleinherrschaft. Hatte er früher des Beistandes des schlauen Grafen Ostermann und des thatkräftigen Feldmarschalls Münnich bedurft, um sich auf der Höhe der Gunst der Kaiserin zu erhalten, und hatte er vielfach ihnen geschmeichelt und ihnen Antheil an der Macht zukommen lassen, so hielt er dieses nicht mehr für nöthig. Er behandelte sie kalt und hochfahrend, und berücksichtigte auf keine Weise mehr ihre Wünsche; ja er ließ sie fühlen, daß er jetzt gesetzlich unumschränkter Regent und ihr Herr sei.

Männer, die einmal die höchste Macht in Händen gehabt haben, lassen sich solche Herabwürdigung von einem Emporkömmlinge nicht gefallen.

Münnich und Ostermann hatten nicht wenig zu der Anerkennung seiner Erhebung beigetragen. Sie hatten auch den Eid der Treue in seine Hände gelegt, und nun wollten sie den Lohn ihrer Mitwirkung einernten, ihren Antheil an der Macht haben, die sie Biron verschafft hatten. Dieser aber war nicht der Mann, welcher geneigt gewesen wäre, seine Herrschaft mit einem Andern zu

theilen. Münnich hatte verlangt, zum Oberbefehlshaber der ganzen russischen Land- und Seemacht ernannt zu werden. Da aber diese Stellung ihm die Macht gegeben hätte, Biron abzusetzen und ihn nach Belieben nach Sibirien zu schicken, so schlug es ihm Biron rund ab, und beleidigte dadurch den stolzen, ehrsüchtigen Feldherrn unversöhnlich.

Die Gelegenheit, sich dafür zu rächen, sollte sich bald finden.

Eine nahe Verwandte des Feldmarschalls Münnich, ein liebenswürdiges, gemüthreiches, junges Mädchen, befand sich als Hofdame in der Suite der Prinzessin Anna von Braunschweig. Nicht ohne Theilnahme bemerkte sie den tiefen Kummer ihrer hohen Gebieterin. Mit liebevoller Ergebenheit drang sie in Dieselbe, ihr die Ursache ihres Grames zu entdecken, und da gestand Diese denn mit Thränen, daß Biron's übermüthige und tyrannische Behandlung ihr Kummer und Befürchtungen mache.

„Ich werde mit meinem Oheim reden," sprach Maria, „und beschwöre Ew. Hoheit, ihm Gehör und Vertrauen zu schenken. Ich weiß aus seinen vertraulichen Aeußerungen, daß er eben so unzufrieden ist mit Biron's Ueberhebung, und deswegen jede Gelegenheit ergreifen wird, den Tyrannen zu stürzen. Auch Graf Ostermann ist unzufrieden mit diesem Despoten."

Prinzessin Anna gewährte ganz heimlich dem Feldmarschall in ihrem Cabinet eine Privataudienz.

Die Fürstin stellte dem Feldherrn mit tausend Thränen das Demüthigende ihrer Lage vor. Sie beschwor ihn fußfällig, Rußland von diesem Tyrannen zu befreien. Sie fügte hinzu: „Du selbst schwebst ja in der größten Gefahr. Es bedarf nur des geringsten Verdachts dieses mißtrauischen Tyrannen, und er wird Dich auf das Schaffot liefern, oder nach Sibirien schicken."

Münnich wurde gerührt, besonders, da das Interesse der Fürstin so sehr mit seinem eigenen zusammen traf.

Da sie sah, daß ihre Vorstellungen Eindruck auf den Feldmarschall gemacht hatten, so fuhr sie fort: „Wenn Du mir behülflich sein würdest, den Despoten zu stürzen und mit Hülfe treuer Diener eine andere Regierung einzuführen, so hast Du von mir, statt des Undanks Biron's, den höchsten Lohn zu erwarten. Ich würde Dich an die Spitze des Heeres und der Flotte stellen, und in ganz Rußland würde kein Mann mächtiger sein als Du."

Münnich überlegte. Er war wol geneigt, ihren Wünschen zu genügen, aber er hatte Ursache, vor der Zeit Verrath und dann Biron's blutige Tyrannei zu fürchten.

„Ich werde mit Ostermann sprechen." Das war

Alles, was er sagte, und der Prinzessin galt diese Aeußerung schon als Zusicherung.

Ostermann aber war zu vorsichtig und zu verschlossen, um sich sogleich bloßzugeben. „Man muß," sagte er im tiefsten Vertrauen zu seinem Freunde, „sich wenigstens für alle Fälle den Rücken frei halten. Entfernen wir uns öffentlich von Biron, der uns so oft beleidigte, und schmeicheln ihm desto mehr, wenn wir mit ihm allein sind; zeigen wir uns um so ergebener und dienstwilliger, je mehr wir ihn hassen. Lange kann es doch nicht mehr dauern; ein solcher Despot stürzt sich durch seine eigenen Schandthaten."

Es war ein Monat nach dem Tode Anna's und der Thronbesteigung des kleinen Iwan, als Münnich bei dem Regenten Biron speiste, der sich schon am vergangenen Abend sehr beunruhigt und zerstreut gezeigt hatte. In der That gingen ihm auch wunderliche Gedanken durch den Kopf. Er dachte an Mentschikoff, der durch diese Beiden, Ostermann und Münnich, von seiner Höhe herabgestürzt worden war, und ihn beunruhigten Ahnungen, daß es ihm vielleicht einmal eben so gehen könne. Die Nächte waren ihm, wenn er sie schlaflos in solchen Gedanken hinbrachte, besonders fürchterlich. Die Nacht ist keines Menschen Freund, besonders kein Freund von Despoten und Tyrannen. Gepeinigt von diesen Gedanken, ohne Uebergang und gleichsam in

der Zerstreuung, fragte er Münnich: „Herr Feldmarschall, haben Sie schon in ihren Feldzügen während der Nacht eine Unternehmung von Wichtigkeit ausgeführt?"

Dabei fixirte er ihn mit dem ihm eigenen durchdringenden, scharf beobachtenden Blick. Münnich wurde im höchsten Grade betroffen. Er zweifelte nicht, daß Alles verrathen sei; aber als Höfling ein Meister in der Verstellungskunst, faßte er sich schnell, und antwortete mit scheinbarer Unbefangenheit:

„Ich erinnere mich eigentlich nicht, daß ich jemals schon in der Nacht etwas Außerordentliches unternommen hätte. Mein Grundsatz aber ist: jede Gelegenheit beim Schopfe zu ergreifen, wenn ich nur dadurch zu meinem Ziele gelangen kann, also auch, wenn sich mir eine solche Gelegenheit bei Nacht darbieten würde."

Es war um 11 Uhr Abends, als Beide anscheinend freundschaftlich sich trennten, doch Biron voll Mißtrauen, Münnich im tiefsten Herzen voll Groll und Haß, aufgeregt und in gewaltigen Plänen wühlend.

Münnich kam in seinem Hotel an. Das Erste, was er that, war, daß er seinen Generaladjutanten, den Oberst Manstein, in sein Cabinet rufen ließ. Er kündigte Diesem an, daß er sich nicht entkleiden möge, denn er werde früh Morgens seine Hülfe in Anspruch

nehmen. Für jetzt trage er ihm auf, die Personen, welche er auf einen Zettel geschrieben hatte, sogleich zu sich zu bescheiden. Es waren die heimlich zu Biron's Sturz mit ihm Verschworenen.

Sie mußten Alle aus dem Schlafe geweckt werden, aber sie folgten gern und geheimnißvoll dem Rufe, wohl ahnend, daß es jetzt losgehen werde gegen den gemeinschaftlichen Feind.

Münnich sagte ihnen, wie die Sache stehe. Er schilderte ihnen, wie schändlich die Aeltern des jungen Kaisers von Biron gemißhandelt würden. „Ja“, fügte er hinzu, „dieser Despot hat die Absicht, morgenden Tages bei dem Senate den Antrag zu stellen, den Prinzen und die Prinzessin von Braunschweig nach Deutschland zurückzuschicken. Man weiß, was der Regent will, muß wol dieser servile Senat genehmigen. Noch in dieser Nacht muß daher gehandelt werden, um diese Unglücklichen und selbst den kleinen Kaiser, dessen Leben der Tyrann bedrohet, zu retten. Morgen würde es zu spät sein, und unsere Köpfe würden auf das Straßenpflaster fallen. Fort, auf die Hauptwache! aber vorsichtig, in aller Stille. Gehen wir in verschiedenen Abtheilungen, damit unsere Bewegung der Schaarwache nicht auffällt.“

Die Verschworenen hatten ihre Anweisung empfangen, und Jeder ging auf seinen Posten. Es schlug

gerade zwei Uhr auf dem hohen Kuppelthurme der Alexander-Newski-Kirche, als Münnich mit seinem Generaladjutanten Manstein in den Wagen stieg, und Beide sich nach dem Winterpalast begaben, wo nach dem Tode der Kaiserin Anna der Prinz und die Prinzessin von Braunschweig mit ihrem Sohne, dem kleinen Kaiser, ihre Residenz genommen hatten. Beide Aeltern Iwan's wurden geweckt, und Münnich sagte ihnen mit wenigen Worten, daß der Tyrann noch in dieser Nacht gestürzt werden müsse, sonst sei Alles verloren. Sie willigten ein, das Aeußerste zu wagen, und Münnich beauftragte seinen Generaladjutanten, in möglichster Stille die Officiere von den verschiedenen Wachen in den Palast zusammenzuberufen, weil die Prinzessin Anna mit ihnen zu reden habe.

Als sie sämmtlich versammelt waren, führte Münnich die Prinzessin in die Versammlung. Prinzessin Anna beklagte sich, mit Thränen in den schönen Augen, über die unwürdige Behandlung, die sie und ihr Gemahl von dem Despoten Biron zu erdulden hätten, und beschwor sie in den rührendsten Ausdrücken, die Aeltern ihres Kaisers von dieser Schmach zu befreien.

Das Militair, und besonders die Officiere, waren längst gegen diesen Emporkömmling erbittert, weil er sie mit beleidigendem Hochmuth und barbarischer Härte

behandelte, ihnen geringen Sold gab und im Avancement jeden Fremden den eingeborenen Russen, selbst von den angesehensten Bojarenfamilien, vorzog, und da die meisten dieser Officiere von einem eben so unzufriedenen Adel abstammten, oder irgend einen Verurtheilten in ihrer Familie zu beklagen hatten, so gingen sie gern auf den Gedanken ihres verehrten und angesehenen Feldherrn, den Dieser jetzt mit großer Beredtsamkeit entwickelte, ein, und versprachen, freudig sich ganz zu seiner Verfügung zu stellen.

Anna reichte jedem Derselben mit ihrer hinreißenden Liebenswürdigkeit die Hand und umarmte Einen nach dem Andern, indem sie im Namen des unmündigen Kaisers ihren Dank aussprach für die Bereitwilligkeit zur Rettung seiner Aeltern.

Alsdann ging die Prinzessin am Arme des Feldmarschalls, gefolgt von sämmtlichen Officieren, die breite Treppe hinab, und der Feldmarschall ließ die Schloßwache unter's Gewehr treten. Die Prinzessin redete die Soldaten an, und fragte sie, ob sie bereit wären, die Aeltern ihres Kaisers zu retten und den Tyrannen, der ihnen Leben und Freiheit bedrohe, der ganz Rußland unglücklich gemacht und viele Tausende der edelsten Familien in Trauer versetzt, zu verhaften. Mit einem lauten Hurrah gaben alle Soldaten ihre Zustimmung zu erkennen.

Nun erklärte Anna von Braunschweig, daß sie, kraft des Rechts der Natur, als Mutter des jungen Kaisers und vermöge ihrer Abstammung, als Enkelin Iwan's II., von diesem Augenblicke an die vormundschaftliche Regierung übernehme und ihren Feldmarschall Münnich beauftrage, den Usurpator Biron verhaften zu lassen.

Darauf befahl Münnich seinem Generaladjutanten Manstein, sich mit einem Officier an die Spitze von 20 Mann zu stellen, in größter Stille nach dem Palaste des Regenten zu marschiren, Diesen zu verhaften und der Regentin auszuliefern.

Manstein vollzog diesen Befehl mit eben so viel Geschick als Unerschrockenheit und Vorsicht. Vor dem Palaste angekommen, sagte er dem Officier der Wache, daß er sogleich den Regenten in dienstlicher Angelegenheit sprechen müsse, und daß ein Commando zur Vollziehung der zu erwartenden Befehle ihm folgen werde, welches man in den Palast einzulassen habe. Dieses Vorgeben hatte nichts Auffallendes. Man erkannte Manstein als den Generaladjutanten des Feldherrn, und wußte nicht anders, als daß Dieser, nach wie vor, mit dem Herzog Regenten im besten Vernehmen stehe.

So kam denn Manstein ungehindert bis in das Vorzimmer des Schlafgemachs, worin Biron und seine Gemahlin im Bette lagen, und so fest schliefen, daß sie nicht einmal hörten, als Manstein nach Ankunft

seiner Soldaten mit einem starken Ruck die von innen verschlossene Thür sprengte.

Der Generaladjutant des Feldmarschalls trat darauf dicht vor das Bett, worin Beide lagen, und zog mit Geräusch die Gardinen zurück. Hinter ihm trat das Commando in das Gemach, und füllte dasselbe ganz. Manstein verlangte mit barscher Stimme, mit dem Regenten zu sprechen. Jetzt erst erwachten die beiden Ehegatten, und sahen voll Schreck diesen militairischen Ueberfall. Nun zweifelte Biron keinen Augenblick mehr, daß es auf den Sturz seiner Macht abgesehen sei, denn eine angenehme Nachricht würde man ihm auf solche Weise nicht gebracht haben. Beide fingen sogleich an, aus Leibeskräften um Hülfe zu rufen, aber das Commando der Soldaten ließ Keinen von der zahlreichen Dienerschaft eintreten. Biron sprang aus dem Bette, wahrscheinlich in keiner andern Absicht, als sich unter demselben zu verstecken. Doch Manstein, ein starker Mann, warf sich auf ihn und hielt ihn fest, bis seine Soldaten ihn ergriffen. Biron wehrte sich mit der Kraft der Verzweiflung; er theilte nach allen Seiten hin Faustschläge aus, welche die Soldaten mit Kolbenstößen erwiderten. Man warf ihn zu Boden, bemächtigte sich seiner Hände, band sie auf dem Rücken fest, und da er fortwährend schrie, so wurde ihm ein Taschentuch als Knebel in den Mund gesteckt.

Es war eine grausige, nächtliche Scene, die noch dadurch entsetzlicher wurde, daß Biron's Gemahlin sich mit dem Muthe einer Löwin in den Kampf mischte. Auch sie war im Nachtkleide aus dem Bette aufgesprungen, und da man sie während des Kampfes mit Biron und als Weib weniger beobachtete, so gelang es ihr, einen Degen von der Wand herabzureißen, ihn aus der Scheide zu ziehen und den auf sie eindringenden Officier zu durchstoßen und zu tödten. Die Uebermacht war indeß zu bedeutend; auch sie wurde überwältigt und mußte sich ergeben. Die Ungeduld Manstein's und die Wuth der Soldaten war indeß zu groß, um dem Herzoge Zeit zum Ankleiden zu lassen. Die Soldaten trugen ihn im Hemde, ohne Strümpfe und Beinkleider, hinunter in die Wachtstube. Dort erst war der wachhabende Officier human genug, ihm seine Kleider bringen zu lassen und zu gestatten, sich nothdürftig anzukleiden. Dann wurde er auf's Neue gebunden und geknebelt, auf das Stroh einer Kibitke geworfen und dann, von Soldaten umgeben, nach dem Winterpalast gefahren.

Die Herzogin war nach ihrer blutigen Heldenthat, noch im Nachtkleide, in völliger Verzweiflung ihrem geliebten Gatten nachgeeilt. Da ergriff sie ein Soldat beim Arme, und fragte den Oberst Manstein, was er mit ihr anfangen solle?

„Führe sie vorerst auf ihr Zimmer zurück,“ entgegnete er. „Die Regentin möge verfügen, was mit ihr geschehen soll.“

Die Soldaten hatten indeß nicht Lust, ihretwegen noch einmal die Treppe hinaufzusteigen. Sie ließen die Ohnmächtige mit barbarischer Grausamkeit in der eiskalten Vorhalle des Wachlocales liegen, und eilten ihren Kameraden nach, die Biron transportirten.

In diesem beklagenswerthen Zustande fand sie ein höherer Officier, ließ ihr Kleider bringen und führte die namenlos unglückliche Fürstin in ihre Gemächer zurück.

Ihrem Gemahl erging es noch schlimmer. Auf dem eisigen Hofe des kaiserlichen Winterpalastes ließ man die Kibitke, worin er lag, halten.

Dies geschah in der stürmischen Winternacht vom 19. auf den 20. November 1740.

Der Rachedurst der Feinde Biron's war unersättlich. Bis zum hellen Morgen ließ man ihn dort liegen auf dem elenden Bauernwagen, leicht bekleidet, allem Ungemach eines eisigen Klima's bei heulendem Winde und Schneegestöber ausgesetzt. Absichtlich schien die Regentin zu zögern mit der Entscheidung seines Schicksals, um seine Qualen zu vermehren. Mit Tagesanbruch hetzte die Dienerschaft des Winterpalastes den niedrigsten Pöbel Petersburgs gegen den Unglücklichen,

den die rohe Menge verhöhnte, mit den niedrigsten Schimpfworten belegte und mit Unrath bewarf. Es ist die niedrigste Stufe der Barbarei, einen von seiner Höhe herabgestürzten Unglücklichen noch zu verhöhnen.

Was mußte dieser Mann empfinden, der, noch wenige Stunden früher auf dem Gipfel seines Glückes, der Ehre und des Ansehens, verweichlicht durch den Luxus, — jetzt, wie der niedrigste Verbrecher, mit der entsetzlichsten Rohheit nicht blos dem tiefsten Seelenleiden, sondern auch dem unerträglichsten Körperleiden ausgesetzt war!

Münnich hatte noch in der Nacht dafür gesorgt, daß die in Petersburg garnisonirenden Regimenter mit Tagesanbruch auf dem Schloßplatze aufgestellt wurden. Die Prinzessin Anna erschien in der Mitte derselben zu Pferde, um von Allen gesehen zu werden. An ihrer Seite hielt der Feldmarschall Münnich, und weiter zurück dessen Generaladjutant, Oberst Manstein, der die Ausführung der Maßregeln der Verschworenen mit eben so viel Geschick als Energie geleitet hatte. Münnich ließ die Regimenter einen weiten Kreis schließen, und die Prinzessin Anna redete sie mit ihrer klaren, wohltönenden Stimme und einer seltenen Gabe der Beredtsamkeit an. Sie theilte den Soldaten mit, wie schmählich Biron sie behandelt habe, und daß sie sich entschlossen, die ihr von Gott und Rechtswegen zukommende Regentschaft

für ihren unmündigen Sohn, den kleinen Kaiser Iwan III., selbst zu übernehmen.

Ein donnerndes „Hurrah" gab die freudige Zustimmung der Garderegimenter, welche die Garnison von St. Petersburg bildeten, zu erkennen.

Münnich ließ auf Befehl der Regentin, für die Zeit der Minderjährigkeit ihres Sohnes, die Truppen sogleich den Eid der Treue leisten, was auch mit freudiger Begeisterung geschah.

Der Antritt dieser Regierung erfolgte ohne die mindeste Schwierigkeit, denn Biron, mit seinem Hochmuthe und seiner Grausamkeit, war zu allgemein verhaßt, als daß auch nur eine Stimme sich für ihn erhoben hätte.

Münnich, Ostermann und Manstein wurden mit verschwenderischer Freigebigkeit von der neuen Regentin belohnt.

Münnich wurde zum ersten Minister ernannt, Ostermann zum Großadmiral der Flotte. Ihrem Gemahl aber übertrug die Regentin Anna den Rang eines Oberbefehlshabers der Flotte und der Land- und Seearmee, eine Stellung, nach welcher Münnich schon unter Biron gestrebt hatte, dessen Versagung ihn bewog, zum Sturze Biron's die Hand zu bieten; ein Ehrenamt, das ihm eine Macht noch über die des Regenten gegeben haben würde, das ihm die Regentin sogar ver-

sprochen gehabt, welches Versprechen ihn verleitete, ihr seinen energischen Beistand zu verleihen — und nun war ihm diese Stellung und damit jeder bedeutende Einfluß entzogen. Ein tiefer Groll darüber bemächtigte sich jetzt der Seele dieses ehrgeizigen Mannes, der sich im Stillen vornahm, auch die Regierung der erst von ihm selbst erhobenen Regentin Anna bei nächster Gelegenheit wieder zu stürzen.

Es dauerte auch nicht lange, so wurde Graf Ostermann, der sich, unter dem Vorgeben von Krankheit, bei dem ganzen Vorgange in den Mantel der Gleichgiltigkeit an politischen Dingen gehüllt hatte, während er im Geheimen seine Intriguen spielen ließ, mit der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten betraut, wozu er allerdings der Geschickteste war. Die Geschäfte eines Ministers des Innern wurden dem Grafen Gholowkin und dem Fürsten Tscherkaski zur gemeinschaftlichen Leitung übertragen. Graf Münnich erhielt, mit Beibehaltung seiner Titel als Minister, die Angelegenheiten des Kriegs-Departements zu verwalten, und dies geschah noch dazu unter Formen, die den ehrgeizigen Fürsten demüthigen mußten. Es war ihm nämlich zur Pflicht gemacht worden, dem Generalissimus, Erbprinzen Anton Ulrich von Braunschweig, seinen Rapport über das ganze Heer abzustatten. In seiner Verstimmung über diese undankbare Zurücksetzung, wie

er es nannte, begehrte er seinen Abschied, und erhielt ihn auch bewilligt.

Münnich war jetzt ein verbrauchtes Werkzeug, das man fallen läßt, wenn es seine Dienste gethan hat. Ostermann, der sich mit seiner herzlosen Geschmeidigkeit immer der herrschenden Partei anschloß, war mit dem in Ungnade gefallenen Feldmarschall Münnich zerfallen, und gab sogar der Regentin den Rath, diesen Mann nach Sibirien zu schicken. Nur der Fürbitte derselben Hofdame, deren Schwester Schwiegertochter des Feldmarschalls war, eines Fräulein von Mengden, die früher Münnich bewogen hatte, sich der Angelegenheit der Regentin anzunehmen, gelang es, Denselben von dieser Verweisung zu befreien.

Hatte aber Biron die Nemesis erreicht, so erreichte sie auch dessen Verfolger und Feinde.

18.

Biron's Verurtheilung und Verbannung nach Sibirien. — Milderung seiner Verbannung. — Münnich's und Ostermann's Sturz und Verbannung. — Biron's 20jährige Verbannung. — Seine Besserung. — Seine Begnadigung und Rückkehr. — Wiedererhebung zum Herzog von Kurland.

Biron wurde vor ein Gericht gestellt, das, aus seinen unversöhnlichsten Feinden zusammengesetzt, mehr auf Rache dachte, als auf gerechte Bestrafung, obwol selbst die gerechteste und unparteiischste Untersuchung

seines tyrannischen Verfahrens und zahlloser Justizmorde ihn schon reif gemacht hätten für das Henkerbeil. So wurde er denn auch von dieser Gerichtscommission, der das Urtheil von oben herab dictirt war, zum Tode verurtheilt, aber die Regentin Anna begnadigte ihn zu ewiger Verbannung nach Sibirien.

Aller seiner Würden, Aemter und Orden wurde er beraubt; selbst seine Herrschaft in Schlesien wurde auf Requisition der russischen Regierung confiscirt.

Von allen seinen Schätzen, die confiscirt wurden, erbat er sich nur die Erlaubniß, seine Bibliothek mit sich führen zu dürfen, eine Bitte, die ihm zur Ehre gereichte, denn sie lieferte den Beweis, daß derselbe Mann, den sein Glück zu Verbrechen, Herzlosigkeit und Thorheit geführt hatte, Seelenstärke genug besaß, sich durch sein Unglück zur Weisheit zurückführen zu lassen.

Und so geschah es denn auch.

Auf einem einsamen, kleinen Eiland im Obistrome, unweit Tobolks, lebte er als Gefangener in demselben Hause, welches Münnich nach dem von ihm selbst gezeichneten Plane für ihn hatte erbauen lassen.

Die Kinder, die Brüder und Schwäger des Herzogs von Biron, unter Letzteren der General von Bismark, traf dasselbe Schicksal der Vermögens-Confiscation und der Verbannung nach Sibirien. Eben so ungerecht wurden seine Freunde und Diener behandelt.

Als auch die Regentin Anna, kurze Zeit nach ihrem Regierungsantritt, durch eine Revolution, welche Elisabeth auf den Thron hob,*) gestürzt wurde, als der unglückliche kleine Kaiser Iwan entthront und auf die Festung Schlüsselburg gebracht wurde, da milderte sich auch Biron's Schicksal. Er erhielt Erlaubniß, mit seiner Familie, die ihm in die Verbannung gefolgt war, und mit den ihm treugebliebenen Dienern, das Schloß Jaroslaw an der Wolga beziehen zu dürfen.

Auf dem Wege dorthin hatte er noch die Genugthuung, seinen treulosen Freunden, Münnich und Ostermann, die ihn gestürzt hatten, zu begegnen, als auch sie gestürzt und nach Sibirien in die Verbannung geführt wurden. Münnich mußte als Gefangener dasselbe Haus beziehen, welches er einst für den von ihm gestürzten Biron hatte erbauen lassen.

Seltsame Laune eines vergeltenden Geschickes!

Es hing der Sturz Münnich's und Ostermann's mit der erwähnten Thronrevolution zusammen, die an einem andern Orte erzählt werden wird. — Diese Beiden hatten sich stets, seit dem Tode der Kaiserin Katharina I., als Gegner der damaligen Prinzessin Elisabeth gezeigt. Als Diese den Thron bestieg, war es das Erste, daß sie die beiden berühmten Staatsmänner verhaften ließ und nach Sibirien verbannte.

---

*) S. die nachfolgende Novelle „Lestocq" (zweite Abtheilung).

Die völlige Begnadigung Biron's hatte Elisabeth aus Staatsrücksichten, wie sie angab, abgelehnt, und da sie zwanzig Jahre lang regierte, so mußte Biron eben so lange, in der gemilderten Verbannung, im Schlosse Jaroslaw verleben, wo er seine Zeit wie ein wahrer Weltweiser unter seinen Büchern und als liebevoller Familienvater im Schooße seiner Familie zubrachte. Das Herzotbum Kurland schien ihm für immer verloren zu sein; die Kaiserin Elisabeth hatte den kurländischen Ständen erklärt, daß sie die Regierung des Landes als erledigt betrachten könnten, und Diese wählten den polnisch-sächsischen Prinzen Karl zum Nachfolger.

Erst als am 5. Januar 1762 die üppige Kaiserin Elisabeth ihr verschwenderisches und ausschweifendes Leben's geendigt und ihr Schwestersohn Peter III., der unglückliche Gemahl der nachfolgenden Kaiserin Katharina II., den russischen Thron bestiegen hatte, begnadigte dieser Kaiser, der neben großen Fehlern und Thorheiten auch eine gewisse Großmuth des Charakters besaß, dem letzten Willen seiner verstorbenen Tante gemäß alle wegen politischer Meinungen und Verbrechen gefangen gehaltenen oder nach Sibirien verbannten Personen. Dadurch erhielten über 1700 Personen ihre Freiheit oder die Erlaubniß zur Rückkehr wieder, und Biron und seine Familie waren nicht die Letzten, welche die Wohlthat der Zurückberufung traf.

Er eilte mit seiner Familie nach Petersburg, um dem neuen Monarchen seine Dankbarkeit auszudrücken, an deren Größe und Aufrichtigkeit wol Niemand zweifeln wird. Peter III., in dessen Charakter, seitdem er Kaiser geworden war, nicht ohne Verwunderung seiner Umgebung statt des bizarren Eigensinnes und mancher Thorheit, die er als Großfürst gezeigt hatte, Züge von Großmuth bemerkt wurden, nahm den Herzog Biron auf das Freundlichste auf, gab ihm seine Orden und sein Vermögen wieder, soweit es noch möglich war, und erkannte ihn auch sogar als Herzog von Kurland an. *) Indeß erst Katharina II. konnte diese Anerkennung vollziehen und diesem aus dem Elend wieder zu Glück und Ehren gehobenen Fürsten das Herzogthum Kurland als Lehen zurückgeben.

Katharina hatte Biron nach ihrer Thronbesteigung eben so viel Gunst erwiesen. Sie schickte Truppen nach Kurland, die den sächsischen Prinzen Karl, welcher mit Genehmigung der Kaiserin Elisabeth den kurländischen Thron bestiegen hatte, vertrieben, und bewirkte, daß die dortigen Stände ihrem so lange Zeit unglücklich gewesenen Herzog Ernst Johann von Neuem huldigen mußten.

---

*) Wir folgen hier den Memoiren der Markgräfin von Anspach (Tübingen bei Cotta 1826. II. S. 165.). Krusestolpe sagt in seinem Werke: „Der russische Hof" (Hamburg bei Campe 1855), I. S. 298, ohne Angabe der Quelle: „Peter III. gab ihm nur die Freiheit wieder."

Sein greiser Vater, Karl Biron, lebte noch. Der zitternde Alte hatte die Freude, in seiner bäuerischen Tracht zum zweiten Male nach Mitau zu kommen und den Sohn, den er vor Jahren dorthin an den Hof gebracht hatte, nachdem er ihn längst verloren gegeben, als Herzog zu umarmen.

So war denn Biron zum zweiten Male souverainer Herzog von Kurland geworden. Der blutgierige Tyrann, als Rußlands Regent, durch sein Unglück gebessert, war jetzt ein milder, menschenfreundlicher Fürst, der sich in seinem Vaterlande allgemein beliebt machte.

Aber diese seine glückliche Regierung sollte nicht lange dauern. Nachdem er alle wohlthätigen Verbesserungen getroffen hatte, die geeignet waren, Glück und Wohlstand dieses Landes auf mehrere Jahre hinaus zu sichern, übergab er seine Regierung seinem Sohne Peter, der, ebenfalls in der Schule des Unglücks gebildet, ein trefflicher Regent wurde.

Er, der als Student angefangen hatte, kehrte als siebzigjähriger Greis zu seinen Büchern zurück, und beschloß sein stürmisches Leben im geliebten Kreise seiner blühenden Familie, umgeben von trefflichen Söhnen, Schwiegersöhnen und lieblichen Enkeln, beschäftigt mit den Wissenschaften, die jetzt sein letzter hochgeistiger Lebensgenuß waren. So lebte der Philosoph von Kurland glücklicher

in der Stille seiner Zurückgezogenheit, als jemals früher im Glanze der Macht und des Ansehens.

Wenn aber Etwas sein stilles Lebensglück trübte, so waren es seine Mahnungen des Gewissens darüber, daß er von der Höhe seiner Macht und von seinem Glücke keinen würdigern Gebrauch gemacht hatte.

Erst mit der Theilung Polens ging Kurland an Rußland als russische Provinz über. Da hörte auch die Souverainetät seines Sohnes Peter, Herzogs von Biron, auf. Dieser vermählte sich mit einer liebenswürdigen Gräfin von Mede. Seine Töchter aus dieser glücklichen Ehe wurden mit deutschen, französischen und italienischen Fürsten vermählt, und so hat sich das Haus Biron, wenigstens in den weiblichen Zweigen der Familie, erhalten.

Wir haben am Schlusse noch einige Mittheilungen über den Glückswechsel der beiden Staatsmänner Münnich und Ostermann zu machen, die in Biron's Leben eine so wichtige Rolle spielten.

19.

Münnich und Ostermann. — Deren Fall und Begnadigung. — Seltsames Zusammentreffen. — Ende beider Staatsmänner.

Als Elisabeth durch eine Thronrevolution Kaiserin von Rußland geworden war, den kleinen Iwan auf die

Festung Schlüsselburg für sein ganzes Leben eingesperrt hatte, unter der strengsten Bewachung und dem Verbote, bei Todesstrafe ihn nie mit der Außenwelt verkehren zu lassen, ihm nie zu sagen, unter welchen Rechten und Ansprüchen er geboren sei, ihm nicht den geringsten Unterricht zu ertheilen, nicht einmal im Lesen und Schreiben; als seine Mutter, die Prinzessin Anna von Braunschweig, nach Königsberg geschickt war und als Staatsgefangene dort bewacht wurde, da traf auch Münnich und Ostermann der Donnerkeil der Rache einer beleidigten Fürstin und ihres Günstlings Lestocq, der sie auf den Thron gehoben hatte, und ihr Geschick war grausam genug, um ein entsetzliches genannt zu werden.

Nach der Thronrevolution, welche die Regentin Anna vertrieben *) und Elisabeth auf den Kaiserthron gehoben hatte, setzte Diese eine Commission von Richtern, die blind abhängig waren von ihrem Willen, nieder, um das Verhalten von Münnich, Ostermann, Gholowkin und Mengke zu untersuchen.

Münnich hatte sich in den Augen der üppigen, wollüstigen Herrscherin keines andern Verbrechens schuldig gemacht, als daß er es einmal gewagt hatte, ihren Günstling Alexis Romanzowsky um eines dienstlichen

*) S. die Novelle „Lestocq,“ zweite Abtheilung.

Vergehens willen auf zwei Tage in Arrest zu schicken. Das konnte die Kaiserin als Weib ihm nie vergeben, und dies war die eigentliche Quelle ihrer Rachsucht, womit sie ihn und seine Freunde verfolgte.

Für die Richter genügte das aber nicht, um ihrem Urtheilsspruch nur einigermaßen den Schein der Gerechtigkeit zu geben. Sie quälten ihn mit allerhand Fragen über Verbrechen, wovon ihm Nichts bewußt war. Endlich drohten sie dem berühmten Feldherrn mit der Knute. Diesem war der Gedanke an eine solche schimpfliche Behandlung unerträglich. Er sah ein, daß er dem Tode geweihet war, und ärgerlich rief er aus: „So macht doch nicht so viel Umstände! Wenn Ihr mich durchaus schuldig finden wollt, nun so setzt die Punkte auf, die ich verbrochen haben soll, und ich werde Alles unbesehen unterschreiben.“

Die Gerichtscommission ließ sich das nicht zweimal sagen, und Münnich unterschrieb, ohne zu lesen, eine Schrift, die das Bekenntniß der entsetzlichsten Schandthaten enthielt.

Unter Anderem lag darin das Bekenntniß, daß er, obgleich er einer der wenigen hohen Staatsdiener war, die sich keine Reichthümer gesammelt hatten, sich bereichert habe, indem er viel zu viel Geld, unter dem Vorwande, es auf die Armee zu verwenden, aus den

Staatskassen erhoben und in seinen Nutzen verwendet habe; ferner, daß er in seinen Feldzügen nutzlos das Leben der Soldaten aufgeopfert. Diese und andere Geständnisse genügten, um ihn zu der Todesstrafe des Räderns zu verurtheilen.

Ueber Ostermann wurde dieselbe Strafe verhängt, und Gholowkin, Löwenhaupt und Mengke wurden auf gleich ungerechte Weise verurtheilt, geköpft zu werden.

Aber die weichliche, üppige Kaiserin, die in einer zärtlichen Stunde das Gelübde abgelegt hatte, daß sie während ihrer Regierung nie eine Todesstrafe vollziehen lassen würde, verwandelte diese Strafe in Verbannung nach Sibirien. Damit aber die Verurtheilten erst noch alle Todesqualen und Schrecken empfinden sollten, so wurden sie auf das Schaffot geführt, wo der Richtblock stand und die Henker mit dem Beile und dem Rade auf ihre Opfer zu warten schienen; dort erst wurde ihnen die sogenannte Begnadigung angekündigt.

Münnich, ein starker Charakter, nahm dieselbe mit eben der Ruhe an, als er entschlossen dem schmählichen Tode entgegengegangen war. Er wurde nach Pelim in Sibirien verbannt, wo er, wie oben erzählt ist, das kleine Haus beziehen mußte, dessen Riß er für Biron's Gefangenschaft selbst entworfen und das er hatte erbauen lassen.

Wir können uns denken, daß das Zusammentreffen Münnich's mit Biron, den seine Treulosigkeit gestürzt hatte, der aber jetzt, wie erzählt, durch Elisabeth's halbe Begnadigung in eine bessere Lage versetzt worden, keine geringe Verschärfung seiner Strafe war.

Der Feldmarschall Münnich, der Besieger der Türken, fügte sich mit der ihm eigenen Charakterstärke in die Umstände. Er fristete dort sein Leben unter vielfachen Entbehrungen durch Unterricht in der Mathematik, den er gab, und betrieb nebenbei — einen Milchverkauf im Kleinen. Für diesen Zweck hatte er sich von seinen Ersparnissen einige Kühe angeschafft, die in der Wildniß, worin er lebte, nur eine dürftige Nahrung fanden, so wie er denn auch selbst das wenige Gras mit eigenen Händen schnitt, um für sein Vieh den Wintervorrath an Heu zu sammeln.

Unter den zahllosen Verbannten, welche der Gnadenact Peter's III. aus Sibirien zurückberief, befand sich auch der Feldmarschall Münnich. Einer seiner Söhne und zwei und dreißig seiner Enkel und Urenkel fuhren ihm mehrere Werste von der Hauptstadt entgegen. Das war ein rührendes Wiedersehen nach einer fast zwanzigjährigen Verbannung. Aber mit der Würde eines Patriarchen stand der 82jährige Greis in der Mitte seiner Nachkommen. Kinder, die erst nach seiner Verbannung geboren waren, umklammerten seine Knie. Er hatte die

Seelenkraft, das Glück mit derselben Würde und Ruhe zu ertragen, wie er sein Unglück ertragen hatte.

Der Kaiser gab den Angesehensten der Zurückberufenen eine Audienz, um ihren Dank abzustatten.

Während Andere ihre alten verschossenen Staatskleider wieder hervorgesucht oder sich neue geborgt oder angeschafft hatten, suchte Münnich seinen Stolz darin, in der Audienz vor dem Kaiser nur im bäuerischen, mit einem Baststrick umgürteten Schafpelz und mit dem Ehrenschmuck eines auf die Brust herabfließenden schneeweißen langen Bartes zu erscheinen, wie er in seiner Verbannung in der Wüste von Pelim getragen hatte. Sein Gefolge, um welches ihn mancher Fürst beneidet haben würde, bestand aus einer blühenden Nachkommenschaft in großer Anzahl.

Der Kaiser übergab ihm den Sanct Andreas-Orden, den er von seiner eigenen Brust nahm und ihm anheftete, und setzte ihn in seine frühere Würde als Feldmarschall wieder ein. Dabei äußerte er wohlwollend: „Ich hoffe, daß Sie, trotz Ihres hohen Alters, mir noch durch die Reife Ihrer Erfahrungen und Ihres bewährten Feldherrntalents werden Dienste leisten können."

Der würdige Greis, der durch seine Größe und Haltung trotz seiner bäuerischen Kleidung Allen imponirte, entgegnete mit edler Ruhe: „Weil mich Ew.

Majestät aus meiner Finsterniß ans Licht gezogen und mich aus der Tiefe meiner unterirdischen Höhle an die Stufen Ihres Throns erhoben haben, so werden Sie, mein erhabener Kaiser, mich stets bereit finden, mein ganzes Leben Ihrem Dienste aufzuopfern. Es hat auch das strengste Klima Sibiriens nicht vermocht, das Feuer in mir zu verlöschen, dessen Wärme mich früher für die Interessen des russischen Reichs und die Ehre seiner Kaiser beseelt hatte."

Zu einer andern interessanten Episode führte diese kaiserliche Audienz. Auch Biron war dazu erschienen, um dem Kaiser seinen unterthänigsten Dank abzustatten. Peter III. veranlaßte, daß Beide, Biron und Münnich, einander gegenüber gestellt wurden. Zum ersten Male seit der verhängnißvollen Begegnung als Verbannte in Sibirien vor zwanzig Jahren sahen sich die beiden Todfeinde wieder. Sie maßen einander mit ernsten Blicken. Welche Mahnung an eine früher so glänzende, dann so elende Vergangenheit mochte in ihren Seelen vorübergehen! Sie konnten einander nicht ausweichen, denn der Kaiser stand vor ihnen. In der Absicht, zwischen den beiden Feinden eine Versöhnung zu stiften, ließ er drei Pokale mit Wein bringen, und begann den auf diese Versöhnung gerichteten Trinkspruch. In diesem Augenblicke trat sein General-Adjutant hinter ihn, und machte dem Kaiser eine, wahrscheinlich für ihn

sehr wichtige, wenigstens unangenehme, eilige Mittheilung. Man sah dem Kaiser die Betroffenheit an. In der Zerstreuung trank er rasch seinen Pokal mit dem Wein aus, ohne den Trinkspruch zu vollenden, und folgte dem Adjutanten.

Da standen nun die beiden Todfeinde, Biron und Münnich, in der höchsten Verlegenheit einander gegenüber. Sie wußten nicht, sollten sie bleiben oder gehen. In der Erwartung, daß der Kaiser zurückkommen würde, blieben sie Beide schweigend einander gegenüber stehen. Erst als ein Diener meldete, daß der Kaiser ausgefahren sei, machten sie Beide a tempo „Kehrt", übergaben, ohne zu trinken, ihre Gläser einem Diener, und zogen sich zurück, um einander im Leben nie wiederzusehen.

Wie ein Wunder klingt es fast, aber es ist dennoch wahr: Münnich zeigte sich, trotz seines hohen Alters und nachdem er zwanzig lange Jahre hindurch in dem fast ewigen Winter Sibiriens zugebracht hatte, noch ganz als derselbe willenskräftige und seelenstarke Charakter, der er vor seiner Verbannung gewesen war. An der Spitze der Armeen, mitten in den blutigsten Schlachten, auf dem Schaffotte, in der Meinung hingerichtet zu werden, in eine grabesähnliche Wüste verwiesen, wie jetzt, an den glänzenden, gleißnerischen Hof zurückberufen und auf's Neue mit Gunst und Ehre über-

häuft — in allen Phasen dieses bewegten Lebens behielt er seinen unerschütterlichen Muth und seinen männlichen, würdevollen Ernst.

Wie auch die Regentin Anna, die Biron's Sturz und seine Verbannung nach Sibirien genehmigt hatte, von der Nemesis ihres Geschicks erreicht wurde, werden wir in der folgenden Novelle („Lestocq," zweite Abtheilung) erzählen.

III.

Lestocq.

Aus dem Hofleben der Kaiserin Elisabeth.

Zweite Abtheilung.



1.

Lestocq in der Verbannung. — Dessen Begnadigung.

In einer der entlegensten Vorstädte von Kasan saß in der Tiefe eines wenig aus dem Boden herausragenden Blockhauses, wie die räucherigen, düsteren Wohnungen der dortigen leibeigenen Bauern beschaffen sind, ein Mann, der, wenn ein Lichtstreif der jenseits der Steppe eben aufgegangenen Morgensonne auf ihn fiel, als ein Mensch von einigen dreißig Jahren alt erschien. Er war beschäftigt mit dem Ausbessern eines russischen Stiefels von halbgarem Rindsleder, eine Arbeit, die ihm mit vielem Geschick von der Hand zu gehen schien. Seine Gestalt hatte ein trauriges Ansehen, denn seine einzige Kleidung bestand in einem Schafpelz, der mit einen Baststrick umgürtet, doch viel reinlicher gehalten war, als man es an russischen Bauern gewohnt ist. Eine Pelzmütze bedeckte sein Haupt. Obwol seine Gesichtszüge abgemagert und gebleicht waren, so zeigte doch der lange Bart und das wohlgekämmte, schwarze Hauptshaar einige Pflege, wie man sie bei den verthierten

Leibeigenen selten findet. Seine großen schwarzen Augen blitzten noch im Feuer eines lebhaften Geistes. Die Gesichtsbildung war schön und edel, und in jeder Bewegung zeigte sich eine gewisse Anmuth, wie man sie bei keinem russischen Bauer findet.

Dabei schien ein unverwüstlicher Humor den Mann zu beleben. Er pfiff und summte bei seiner eifrigen Arbeit bekannte heitere Melodien französischer Chansons. Nur bei dem halbleisen Gesange: „Où peut-on être mieux qu'au sein de sa famille?“ — umschleierte sich sein Blick. — Eine Minute lang hielt er die Hand über die Augen und rief: „o meine Familie! meine liebe Frau, deren hingebende Liebe und Treue ich so oft mit Untreue und Leichtsinn belohnt! meine süßen Kinder, wie mögen sie groß geworden sein in den acht Jahren meiner Verbannung hieher, an die äußerste Grenze des asiatischen Rußland — 250 Meilen von Petersburg — wie mag es ihnen ergehen, wenn mein Vermögen confiscirt ist, fern von ihrem Ernährer, der einst in der Sonne der Gunst des großen Czaren in so glänzenden Verhältnissen lebte, und jetzt? — O Gott — o Gott!“

Plötzlich aber lachte er auf: „Ah, bah! wer will sich mit Grillen plagen? Durch Kummer, Sorgen und Thränen wird die Lage eines Unglücklichen nicht besser!“

Nun trat eine wolbeleibte alte Bauerfrau ein und

reichte ihm eine hölzerne Schale, die mit einem trüben Getränk gefüllt war. Es war jener starke, säuerliche Branntwein, den die Tartaren aus Kameelmilch zu bereiten wissen.

„Ha! Mutter Jassika," lachte ihr der Verbannte entgegen, „Gott lohne es Dir, daß Du mir mein Frühstück bringst. Ich habe aber auch wacker gearbeitet, und in zehn Tagen für das Flicken von Fischernetzen einen Kopeken verdient. Heute mache ich meinen eigenen Schuhmacher so geschickt, wie der berühmteste Meister in Petersburg. Man muß gestehen, aus einem geschickten Chirurgen kann Alles werden auf der Welt — Hahaha!"

Draußen klingelte ein Schlitten, und hielt plötzlich vor der kleinen Hütte. Ein Polizeiofficier stieg aus; in einer bepelzten Uniform, die in Rußland überall Gehorsam findet, weil ihr die Knute am Gürtel und der Schleppsäbel an der Seite hängen.

Gebückt trat er durch die kleine Pforte ein.

„Wohnt hier der Verbannte Nr. 999?" fragte er mit barscher Stimme.

„Zu Befehl!" entgegnete der Unglückliche, dem die Frage galt, legte seine Arbeit auf den Boden nieder, stand auf und hielt, militairisch salutirend, seine rechte Hand an die Mütze.

„Es gab eine Zeit", fügte er hinzu, „wo der Verwiesene Nr. 999 die Ehre hatte, Leibchirurg Sr.

Majestät des Kaisers zu sein und Lestocq genannt zu werden."

„'s Maul gehalten!" herrschte ihn der Polizeiofficier an; „nicht raisonniren; Dinge, die nicht zur Sache gehören. Mitkommen sogleich zum Gouverneur!"

„Was steht mir bevor?" fragte Lestocq erschreckend, denn eine solche Citation war nicht ohne Gefahr; „was habe ich zu erwarten? Knute oder Freiheit?"

„Wahrscheinlich eines von beiden," sprach der Officier rauh, „wenn es nicht der Galgen ist." Dann schlug er mit der Knute aus dicht geflochtenem Rindsleder schallend auf den kleinen, ungehobelten Tisch, und donnerte ungeduldig sein „Pascholl! marsch, vorwärts!"

Da blieb Nichts übrig, als zu gehorchen. Die Toilette des Verbannten war leicht gemacht; denn er hatte keine zu machen, als höchstens die großen, schwerfälligen Stiefeln anzuziehen, was bald geschehen war, denn die Reparatur derselben war vollendet; sie waren weit genug und mit Stroh ausgestopft, und leicht schlüpfte der feine Fuß des gewandten Franzosen hinein. Dann mußte er im niedrigen Korbschlitten an der Seite des schnurrbärtigen Officianten Platz nehmen. Der tartarische Gaul, mit dem starken Gliederbau und der langen Mähne von grauer Farbe, zog an, die Glocke im Krummbügel läutete, und fort ging's im raschen

Schnelltrabe. Der Officiant sprach kein Wort mehr, als daß er seinem Gefangenen, der fragen wollte, jedes Wort abschnitt mit dem Befehl: „Das Maul gehalten, sonst giebt's Hiebe!"

So kam Lestocq, ungewiß über sein Schicksal, doch nicht ohne die sanguinischen Hoffnungen eines leichtsinnigen Franzosen, nach einer langen Fahrt durch die ungepflasterte Stadt, die, mit ihren 2700 Häusern und 18,000 Einwohnern, auf dem hohen, linken Wolgaufer liegt, durch das lebhafte Volksgewühl von Mohamedanern und Tartaren, welche den größten Theil der Bevölkerung dieser Stadt bilden, die durch den Caravanenzug aus der Bucharei nach China so viel Handel und Gewerbfleiß gewonnen hat, vor dem Palaste des Gouverneurs an, einem Gebäude, das, Alles überragend, auf der höchsten Stelle des Wolgaufers steht.

Der Gouverneur aber, ein russischer General, ließ ihn keinen Augenblick im Vorzimmer harren, empfing ihn höflich und sagte ihm in gebrochener französischer Sprache: „Mein Herr, ich habe Befehl, Ihnen anzuzeigen, daß der Kaiser Peter der Große mit Tode abgegangen ist; die Kaiserin Katharina I. hat den Thron bestiegen, sich Ihrer guten Dienste erinnert und geruht, Sie in Gnaden zurückrufen zu lassen. Ihr Glück, mein Herr, ist gemacht. Ich empfehle mich Ihrer Protection. Im anstoßenden Zimmer werden Sie

andere Kleider finden und sodann sogleich abreisen können. Ich habe Auftrag, Ihnen eine Geldsumme zu überliefern. Ein verdeckter Schlitten steht zu Ihrer Verfügung, Postpferde sind auf allen Stationen bestellt. Ein Diener wird Sie begleiten."

Welch ein Wechsel des Geschicks! — Was mußte Lestocq empfinden! Nach achtjährigem Leiden der Verbannung und einer so erniedrigenden Behandlung dieses achtungsvolle Benehmen, dieser Glückswechsel! Aber so Etwas war nichts Auffallendes in Rußland; emporsteigen von der niedrigsten Stufe zur höchsten, herabsinken in das tiefste Elend der Verbannung, Wiedererhebung zu den höchsten Ehren, vielleicht ein Ende auf dem Schaffot: das war ein Glückswechsel, an den jeder Russe unter seiner despotischen Regierung gewöhnt war.

In Petersburg fand Lestocq seine verlassene Familie nicht in der Dürftigkeit und Noth, die in der Regel das Loos der Angehörigen von Verbannten ist, wenn sie das Glück haben, die Verbannung mit dem Familienvater nicht theilen zu müssen. Ihr Vermögen war nicht confiscirt, und Katharina hatte sie freigebig unterstützt. Die Freude des Wiedersehens war groß. Katharina nahm ihn gnädig auf, doch in mehr gemessener Haltung, als bei ihren früheren Vertraulichkeiten, und da sie Gründe hatte, ihm keine Stellung

an ihrem eigenen Hofe zu geben, so erhielt er eine Anstellung bei ihrer ältern Tochter, der schönen Elisabeth, mit dem geheimen Auftrage, ihr sittliches Betragen zu überwachen, und der Kaiserin von ihren Fehltritten Bericht zu erstatten. Aber wir werden bald sehen, daß man, wie das Sprichwort sagt, den Bock zum Gärtner bestellt hatte.

2.

Lestocq als Hofchirurg der Prinzessin Elisabeth. — Deren Aussehen und Lebensart. — Die Günstlinge Schubin und Rasumowski. — Ihr Verlobter, der Prinz von Holstein-Eutin. — Lestocq's Pläne.

Der heitere Franzose, mit seinem unverwüstlichen Humor und den pikanten, oft stark gepfefferten Sarkasmen, war an dem kleinen Hofe der vergnügungssüchtigen Prinzessin Elisabeth eine höchst willkommene Erscheinung.

Aus dem Hofchirurg, der der Prinzessin, nach der damaligen verderblichen Sitte, einmal monatlich die Ader zu schlagen hatte, wurde bald ein täglicher Gesellschafter Derselben, und aus Diesem ein Vertrauter ihrer kleinen Liebesintriguen, die er förderte, ohne deshalb zu vergessen, sich selbst seinen Antheil an der höchsten Gunst, die sie freigebig jedem schönen Manne, ohne Rücksicht auf Rang und Bildung, gewährte, zu verschaffen.

Es läßt sich denken, daß die ehelichen Verhältnisse des leichtsinnigen Franzosen hinreichend gelockert waren, um ihn nicht zu verhindern, sich ganz der Gunst, die er bei der Prinzessin genoß, hinzugeben und an ihren nächtlichen geheimen Orgien, die in zügellosen Trinkgelagen mit ihren Vertrauten, Favoriten und leichtsinnigen Weibern bestanden, Theil zn nehmen.

Seitdem Peter der Große seiner ältesten Tochter Elisabeth die Flügel von ihrem Kleide abgeschnitten und sie dadurch für volljährig erklärt hatte, war ihr ein eigener Hofstaat gegeben worden, den Katharina I. vergeblich zu überwachen suchte.

So war denn Lestocq bald eingeweiht in alle die schwelgerischen Mysterien dieses kleinen Hofes.

In dieser Richtung entwickelte sich Elisabeth's Charakter von Jahr zu Jahre mehr. Nach dem Tode ihrer Mutter Katharina, unter der Kaiserin Anna, traten ihre Ausschweifungen immer mehr in die Oeffentlichkeit, so daß diese Kaiserin schon beschlossen hatte, sie in ein Kloster unter strenge Zucht zu schicken, was damals Biron noch abwendete.

Die Regentin Anna, ihre Nachfolgerin, war nachsichtiger gegen das Betragen ihrer Tante, und ließ sich leicht durch die Liebenswürdigkeit und ungemeine Verstellungskunst Derselben täuschen.

Die Lebensweise einer Prinzessin kann nicht lange

ein Geheimniß bleiben. Elisabeth war noch nicht 17 Jahr alt, als sie mit einem gemeinen russischen Soldaten, Namens Schubin, das erste Liebesverhältniß anknüpfte. Ihrer Mutter Katharina blieb dieses anfänglich sehr vorsichtig geheim gehaltene, unwürdige Verhältniß unbekannt. Aber die Kaiserin Anna wurde bald von den geheimen, nächtlichen Zusammenkünften der Prinzessin mit dem damals zum Sergeanten erhobenen Soldaten Schubin bekannt. Sie beschloß, mit aller Macht ihres Ansehens ein Verhältniß aufzulösen, das in so hohem Grade die Ehre des kaiserlichen Hauses compromittirte. Allein ihre Schlaffheit und Unentschlossenheit verzögerten die Ausführung, bis neue Scenen der Unsittlichkeit dieses Verhältnisses ihr zu Ohren kamen und nun ein rasch gegebener und eben so schnell vollzogener Befehl Schubin's Geschick für immer entschied. Mitten in der Nacht wurde er in seinem Bette verhaftet, in eine Kibitke geworfen und, ohne weitere Vorbereitungen, ohne Verhör und Verurtheilung, durch Kosaken nach dem fernen, öden Sibirien escortirt. Dort gewährte man dem unglücklichen Liebhaber nicht einmal die traurige Freiheit anderer Verbannten in der fast ewigen Schneewüste, sondern sperrte ihn in ein unterirdisches Gefängniß, wo man ihm, unter roher Behandlung, Jahre lang Zeit ließ, die Unbesonnenheit, eine hochgestellte Prinzessin zu lieben, zu bereuen.

Diese Katastrophe machte auf die leichtsinnige Prinzessin nur geringen Eindruck; wahrscheinlich war sie, wie bei blos sinnlichen Verhältnissen leicht der Fall ist, ziemlich übersättigt durch diesen Liebhaber, und ihre Genußsucht sehnte sich nach neuen, wechselnden Genüssen; wenigstens bemerkte man bald, daß ein gewisser Rasumowski gar bald an die Stelle des verbannten frühern Favoriten getreten war.

Alexis Rasumowski war der Sohn eines leibeigenen Bauern in der Ukraine, ein junger Mensch ohne alle Bildung, aber von einer seltenen und außerordentlichen Schönheit. In früher Jugend wurde er, wegen der schönen Stimme, welche man an ihm bemerkt hatte, als Sänger einer Kirche in einer kleinen Stadt angenommen. Nach einigen Jahren bekam er durch Empfehlungen in Petersburg einen Platz unter dem kaiserlichen Sängerchore. Dort hatte ihn Prinzessin Elisabeth bemerkt. Ihr gefiel der blühende, bildschöne Jüngling, und sie machte sogleich Anschläge, ihn in ihre Nähe zu ziehen und an ihre Person zu fesseln. Unter dem Vorgeben, daß seine Stimme ihr gefiele, nahm sie ihn als Sänger in ihre Dienste, und schon nach kurzer Zeit wurde er ihr öffentlich begünstigter Liebhaber. Sie beförderte ihn, so weit es in der Macht einer apanagirten Prinzessin liegt, zu höheren Ehrenstellen, und so wurde Rasumowski schon vor ihrer Thronbesteigung erst zum

Oberaufseher ihres ganzen Hauses, und dann, kurz vor der Thronrevolution, die sie auf den Thron hob, zu ihrem Kammerjunker ernannt. Aber schon, ehe er diese Stelle antrat, galt er für ihren erklärten Günstling, und der kleine Hof der Prinzessin Elisabeth betrachtete ihn bald als ihren geheimen Gemahl.

Der Kaiserin Anna blieb dieses neue Verhältniß der Prinzessin nicht unbekannt. Da aber Rasumowski sein Glück mit Bescheidenheit und Mäßigung genoß, was bei Schubin nicht der Fall gewesen war, und sie hoffte, die Prinzessin durch eine Heirath von der Unregelmäßigkeit ihrer Lebensweise abzubringen, so unterließ sie es, dieses Verhältniß zu stören.

Eine psychologisch merkwürdige Erscheinung war es, daß diese so sinnlich ausschweifende Prinzessin, als sie noch unschuldig war, d. h. vor ihrem siebzehnten Lebensjahre, eine platonische Liebe gehabt hatte, deren Andenken ihr für das ganze Leben heilig war, wenn es sie auch nicht hinderte, sich ihren wollüstigen Neigungen hinzugeben.

Auf Verlangen der Kaiserin Katharina hatte sich ihre Tochter Elisabeth mit einem jungen Prinzen von Holstein = Eutin verlobt. Da dieser liebenswürdige, junge Prinz im kaiserlichen Palast wohnte, so konnten sich die Verlobten täglich ungezwungen sehen und ihren gegenseitigen zärtlichen Neigungen hingeben.

Bald wurde dieses Verhältniß eine innige Liebe, wie man sie selten unter hohen Verlobten an den Höfen findet. Elisabeth, mit ihrem von Natur zärtlichen Herzen, schwärmte für diesen ihren geliebten Bräutigam. Da traf ihn das Unglück, von jener heftigen, damals unheilbaren Krankheit befallen zu werden, welche schon viele Opfer selbst in der kaiserlichen Familie gekostet hatte, nämlich von den Pocken. Der junge Prinz erlag dieser Krankheit. Der Schmerz der jungen Braut, die damit ihre schönsten Lebenshoffnungen zerrissen sah, grenzte an Verzweiflung. In dieser Stimmung sprach sie, kniend vor dem Marienbilde, das Gelübde aus, nie wieder in ihrem Leben einzuwilligen, sich zu vermählen.

Auch in späteren Jahren, nachdem sie dieses Gelübde durch zahllose Liebschaften längst gebrochen hatte und dem Andenken des Geliebten über hundert Mal untreu geworden war, konnte sie nie an ihre erste Liebe denken, ohne Thränen zu vergießen. Sie feierte das Andenken des Abgeschiedenen alljährlich an seinem Todestage, und überließ sich dabei ganz dem Schmerz über seinen Verlust.

Aber diese Regung edler Gefühle konnte sie nicht hindern, sich dem Rausche der Sinne hinzugeben.

Alle diese Verhältnisse hatte der schlaue Lestocq längst durchschaut. Obgleich auch er der Gunst der Prinzessin theilhaftig wurde, so begriff er doch, daß

bei der Flüchtigkeit und Veränderlichkeit ihrer Neigungen eine Sicherheit für die Dauer ihrer Gunst nicht zu erreichen war, so lange er sich ihr nicht völlig unentbehrlich gemacht hatte. Zudem war der kleine Hof einer apanagirten Prinzessin viel zu unbedeutend, um an demselben für sich selbst einen großen Aufschwung seines Glückes erwarten zu können. So faßte er denn den kühnen Gedanken, seine hohe Gönnerin auf den russischen Kaiserthron zu erheben, der ihr, wie er meinte, als Tochter Peter's des Großen vor allen Anderen gebührte.

Wir werden sehen, mit welcher Kühnheit und schlauen Intrigue er diesen Plan ausführte.

3.

Thronrevolution. — Elisabeth's Thronbesteigung.

Die Großfürstin Elisabeth hatte sehr viel Aehnlichkeit mit ihrer Mutter, der schönen Katharina. Ihr Wuchs war sehr vortheilhaft, ihre Züge drückten Sanftmuth und Wohlwollen aus, und wenn sie sich im vertraulichen Gespräche ungezwungen ihrer fröhlichen Laune hingab, so wußte sie Alles durch ihre Liebenswürdigkeit zu bezaubern.

Ein aufmerksamer Beobachter, wie Lestocq war, mußte jedoch bald bemerken, daß ihr die inneren Vorzüge ihrer Mutter fehlten, besonders deren Charakterstärke,

jene Eigenschaft, wodurch Katharina Alles um sich her zu beherrschen verstand. Bei Elisabeth war gerade der umgekehrte Fall. Sie war schwach, charakterlos und hingebend, und wurde so das Spiel ihrer Günstlinge.

Schon nach Katharina's I. Tode machte Lestocq den Versuch, sie zu bewegen, sich um die Thronfolge zu bewerben. Bei ihrem nähern Anrechte als Tochter Peter's des Großen würde es ihr nicht schwer geworden sein, die Stimme des Senats und der Dolghoruki's für sich zu gewinnen. Allein Elisabeth hatte weder den Muth, noch die Neigung, sich um die Thronfolge zu bewerben. Sie liebte die Ruhe und ihre sinnlichen Vergnügungen. Ihre Liebeshändel hatten mehr Reiz für sie als die Krone, und Lestocq wußte schon, daß sie fast freiwillig ihrer Nichte, der Herzogin Anna Iwanowna von Kurland, das Feld räumte.

Erst als Diese sie bedrückte und drohte, ihren zügellosen Neigungen durch Verbannung in ein Kloster den Kappzaum anzulegen, und besonders, als Anna ihren Günstling Schubin nach Sibirien verbannt und damit ihr Herz so tief verwundet hatte, gab sie Lestocq's Vorstellungen, sich zur Kaiserin aufzuschwingen, Gehör. Der Glanz einer Krone blendete sie wenig, aber desto mehr Eingang bei ihr fanden die Vorstellungen Lestocq's, daß sie alsdann volle Freiheit ha=

ben würde, rücksichtslos nach ihrem Geschmacke zu leben und sich ihren Vergnügungen hinzugeben; daß es ihr als Kaiserin nicht an Geld fehlen würde, sich eine prächtige Garderobe zu halten und ihre Günstlinge verschwenderisch zu beschenken. Aus diesem Grunde genehmigte sie gern, daß Lestocq, jedoch mit Vorsicht, Alles aufbot, um dieses Ziel zu erreichen.

Lestocq empfahl ihr vor allen Dingen, sich um die Gunst der Soldaten von der Garde zu bewerben. Diese Aufgabe entsprach zu sehr ihren Neigungen, um nicht volle Beachtung zu finden. Die verheiratheten Gardisten wußte sie dadurch zu gewinnen, daß sie sich stets als Gevatterin bei der Geburt eines Soldatenkindes anmeldete, und dann ihren kleinen Pathen reiche Geschenke zurückließ. Die Kaiserin Anna ahnete nicht die Absicht dieser Popularität; sie lachte darüber, und bei Hofe nannte man sie nur die Soldatengevatterin. Weniger unschuldig war das Mittel, wodurch sie die unverheiratheten Soldaten anzuziehen wußte. Waren sie nur einigermaßen hübsche, kräftige Burschen, die vor ihrem Zimmer die Wache hatten, so konnten sie gewiß sein, von der Prinzessin freundlich angeredet und eingeladen zu werden, nach der Ablösung zu ihr in ihr Cabinet zu kommen und einen Schluck Branntwein mit ihr zu trinken.

Elisabeth nämlich liebte den Wein, und als dieser

später nicht feurig genug ihren Gaumen kitzelte, den stärksten Branntwein. In dieser Hinsicht konnte sie es bald mit dem berühmtesten Trinker aufnehmen, und wenn sie den Soldaten, die sie zu sich beschieden hatte, zutrank, so war sie denselben im Trunke stets überlegen. Dabei war sie bald auf eine solche Weise entgegenkommend, daß sie, glücklicher wie Potiphar, auch den blödesten Joseph zu überwinden wußte. Ihr Ruf kam dazu, daß man Alles wagte. Unter dem Militair hieß man sie nur die Frau aller Soldaten.

Noch aber war nicht Alles zu einer Thronrevolution vorbereitet, als Anna starb und durch Biron's Intrigue der junge Iwan unter seiner Vormundschaft den Thron erbte. Drei Wochen später war auch Biron durch Münnich's und Ostermann's Intrigue gestürzt, und die Prinzessin Anna von Braunschweig, Iwan's Mutter, übernahm die vormundschaftliche Regierung. Das Alles war so schnell und überraschend gekommen, daß Lestocq keine Zeit blieb, seine Pläne zu Gunsten Elisabeth's ins Werk zu führen.

Dagegen schienen sich unter dieser Regentschaft die Verhältnisse für seinen Zweck günstiger zu gestalten.

Die Regentin Anna war eine schöne, junge Frau, herrlich gewachsen und hochgebildet, so daß sie der deutschen und französischen Sprache vollkommen mächtig war. Ihr Charakter aber war oft sehr mißmuthig,

unzufrieden und von wechselnder, eigensinniger Laune. So lebte sie auch mit ihrem Gemahl, Anton Ulrich von Braunschweig-Bevern, der ein sehr wohlwollender Prinz war, in keinem guten Vernehmen.

Mit Zurücksetzung ihrer Minister und Staatsräthe schenkte sie ihr ganzes Vertrauen einer Hofdame, Juliane von Mengden, und entzog sich dadurch die Ergebenheit der Minister und des Senates, die Liebe und das Wohlwollen des Volkes. Beides aber besaß im hohen Grade die Prinzessin Elisabeth, schon als Tochter Peter's des Großen und wegen ihrer liebenswürdigen Popularität. Ihre sinnlichen Verirrungen rechnete man ihr eben nicht hoch an. Solche Ausschweifungen, welche die Russen bei allen ihren Großen gewohnt sind, wissen sie auch ihren Fürsten und Beherrschern nachzusehen.

Dazu kam, daß Elisabeth durch Herablassung, Gesprächigkeit, Achtung für die Gebräuche der griechischen Kirche und Wohlthätigkeit gegen Arme sich in der Zuneigung des Volkes befestigt hatte, und der Umstand, daß sie zweimal von der Thronfolge zurückgedrängt worden, galt bei den Großen des Reichs, im Militair und im Volke selbst als eine schreiende Härte und Ungerechtigkeit, und erweckte ihr die lebhaftesten Sympathien.

So waren denn alle Vorbedingungen vorhanden, um einer kühn geleiteten Thronrevolution zu ihren Gunsten glücklichen Erfolg zu versprechen. Allein die Großen

des Reichs, wie sehr sie auch eine solche Veränderung wünschten, waren durch die barbarische Strenge, wodurch die Regentin sich auf dem Throne zu erhalten suchte, viel zu sehr eingeschüchtert, um eine solche Unternehmung zu wagen.

Was aber Niemand wagen wollte, das wagte der leichtsinnige und gewandte Franzose Lestocq.

Als er unter den jetzigen günstigen Umständen der Prinzessin Elisabeth seine Dienste anbot, fand er bald williges Gehör. Elisabeth genehmigte Alles, was Lestocq vorschlug, um sie auf den Thron zu erheben.

Um so eifriger bewarb sie sich jetzt auf den Rath ihres Leibchirurgen um die Gunst der Soldaten von der Preobraschenskoi'schen Garde; jeden einzelnen ließ sie hoffen, daß er, wenn sie einst zur Regierung kommen sollte, durch sie zum Officier erhoben werden würde. Kein Tag verging, an dem sie nicht bei einem derselben Gevatter stand und reiche Geschenke zurückließ. Nur fehlten ihr die Mittel, solche Freigebigkeit fortzusetzen, und ohnedem war es sehr fraglich, ob sie sich der Ergebenheit und Treue der Garde für versichert halten dürfe.

Indeß thätiger noch, als die Prinzessin selbst, war in ihrem Interesse ihr Freund und Leibchirurg Lestocq. Er wußte mit großer Klugheit die bedeutenden Geldmittel, welche das Unternehmen, um zu gelingen, be=

durfte, herbeizuschaffen. Lestocq, als ein guter Politiker, wußte, daß der französische Hof mit der Regentin Anna nicht im besten Vernehmen stand.

Der französische Gesandte am Petersburger Hofe, Marquis von Chetarderie, ließ sich dieses nur zu sehr merken. Lestocq näherte sich ihm und zog ihn, so wie den schwedischen Gesandten, da dessen Hof ebenfalls mit der Regentin Anna in politischer Spannung lebte, ins Vertrauen. Beide Diplomaten gingen gern auf Lestocq's Gedanken ein, den unmündigen Kaiser Iwan und die Regentin Anna zu entthronen. Vor allen Dingen empfahlen sie Vorsicht, und da der französische Gesandte Lestocq's Genie für die politische Intrigue und seinen Unternehmungsgeist erkannt hatte, so erbot er sich, die dazu nöthigen Geldsummen vorzustrecken. Er gab ihm innerhalb weniger Tage neunzigtausend und dann noch vierzigtausend Ducaten.

Diese Summen, zu welchen Elisabeth noch beitrug, was sie aus dem geheimen Verkauf ihrer Juwelen lösen konnte, wurden durch Lestocq verwendet, um die Garde zu gewinnen. Das außerordentlich hohe Handgeld und die damit verbundenen Versprechungen waren von den günstigsten Erfolgen. Alle Soldaten wurden von Lestocq und seinen Freunden einzeln gewonnen, um Verrätherei und unvorsichtige Aeußerungen zu vermeiden. So

waren denn bald 350 Gardisten überredet, auf deren Treue und Ergebenheit Elisabeth und ihre Freunde fest rechnen konnten.

Lestocq ging dabei äußerst vorsichtig zu Werke. Er begab sich nie in das Hotel des französischen Gesandten und gab sich öffentlich das Ansehen, mit ihm auf gespanntem Fuße zu stehen. Hatte er ihm etwas Wichtiges mitzutheilen, so geschah es durch verblümte Aeußerungen im allgemeinen Gespräche; oder man legte einen Zettel, worauf die nöthige Notiz geschrieben stand, in die goldene Tabatière, welcher dann beim Präsentiren des Tabaks herausgenommen wurde.

Anfangs schien Alles gut zu gehen; doch bald zeigten sich Besorgnisse, daß Alles verrathen sei.

Noch war der Plan nicht ganz zur Reife gediehen, als die Regentin schon Warnungen empfing. In der geheimen Versammlung der Verschworenen kamen verschiedene Pläne zur Berathung. Nach dem einen wurde keine Zeit und Gelegenheit zum Ausbruche des Aufstandes für geschickter gehalten als das Fest der Wasserweihe in St. Petersburg. Bei dieser jährlichen Feierlichkeit waren Volk und Garden versammelt. Die Regentin war nicht beliebt. Elisabeth sollte durch ein öffentliches Manifest ihre Rechte und Ansprüche auf den Thron verkündigen und mit Hülfe eines dadurch erregten Volksaufstandes den Thron besteigen. Andere

machten den Vorschlag, daß die Prinzessin am hellen Mittage mit einem Theile der gewonnenen Garde die Regentin und ihren Gemahl öffentlich gefangen nehmen sollte. Die Glocken sollten geläutet, die Truppen alarmirt werden. Allein beide Pläne zeigten viel Mißliches. Ohne bedeutendes Blutvergießen ließ sich weder der eine noch der andere Revolutionsplan durchführen. Da war es die Klugheit des Marquis von Chetarderie und das Gewebe von Intriguen, die Derselbe leitete, wodurch er das Gefahrvolle beider Pläne zu vermeiden wußte. Ein nächtlicher Ueberfall behielt den Vorzug vor einer blutigen Empörung.

Man wurde dahin einig, daß der entscheidende Schlag in der Adventwoche des Jahres 1741 in der Nacht ausgeführt werden sollte.

So vorsichtig aber auch Lestocq und seine Gehülfen sich benahmen, so konnten sie doch einem gegen sie erweckten Verdachte nicht entgehen. Seine, wenn auch nur kurzen und verstohlenen Unterredungen mit dem französischen Gesandten bei den Spielpartien, seine ungemeine Freundlichkeit gegen gemeine Gardisten und einige verdächtige Andeutungen, die er gegen sie hatte fallen lassen, erregten die Aufmerksamkeit der Umgebung der Regentin; besonders war es der scharfe Blick des schlauen Ostermann, dieses feinen Politikers, der Mißtrauen schöpfte.

Er theilte der Regentin seine Beobachtungen und Besorgnisse, mit und rieth ihr, die Prinzessin Elisabeth unter dem Vorwande, ihre zügellosen Sitten zu bessern, in ein Kloster einzusperren, um gegen jede Gefahr gesichert zu sein. Auch der englische Gesandte von Fink unterließ nicht, ihr seine Befürchtungen mitzutheilen. Er sagte ihr ohne Rückhalt, daß sie unfehlbar bald vom Throne gestürzt werden würde, wenn sie nicht mit Ernst und Kraft darauf dächte, die Gefahr abzuwenden, womit ihr Lestocq und einige mit ihm verschworene, verwegene Menschen drohten. „Wir rathen Ew. Kaiserlichen Hoheit", sprach er, „diesen ränkevollen Leibarzt der Prinzessin unverzüglich verhaften zu lassen, ihn auf die Folter zu spannen und damit den Wundarzt zum Geständniß zu bringen, damit er besonders seine Mitverschworenen angiebt."

So schwebte das Schwert des Damokles am Haare über den Häuptern der Prinzessin Elisabeth und ihres Günstlings Lestocq. Es kam nur auf den energischen Willen der Prinzessin an, und jeder Aufstandsversuch wurde für immer unterdrückt, aber gerade diese Energie fehlte der Regentin.

Sie beschränkte sich darauf, beiden Gesandten und Ostermann für ihren guten Willen zu danken, und nahm sich vor, auf das Benehmen der Prinzessin aufmerksam zu sein.

Da Diese aber mit der Miene der heitersten Unbefangenheit täglich am Hofe erschien und mit der Regentin nach wie vor ihre Spielpartie machte, so ließ sie sich durch die Freundlichkeit der verschlagenen Prinzessin täuschen. Es war ihr unmöglich, sie einer so großen Verrätherei für fähig zu halten. Selbst wiederderholte Warnungen und Anzeichen des nahenden Ausbruchs des Gewitters konnten sie aus ihrer allzu vertrauenden Sicherheit nicht aufschrecken.

Diese ihre Sorglosigkeit ging so weit, daß, als eines Abends spät, nachdem die Regentin sich schon zu Bett begeben hatte, der Graf Löwenwalde, einer ihrer getreuesten Anhänger, etwas Bedenkliches erfahren hatte, sogleich an den Hof eilte, und die Kammerfrau beschwor, ihn in einer höchst wichtigen, ihre persönliche Sicherheit betreffenden Angelegenheit bei der Regentin noch zu melden, Diese ihm zurücksagen ließ, ob er etwa den Verstand verloren habe?

Wie vom Donner gerührt entfernte sich Löwenwalde, in Verzweiflung darüber, daß seine unbegrenzte Ergebenheit nicht im Stande war, sie vom Verderben zu retten. So ging die letzte günstige Gelegenheit, die Revolution noch zu unterdrücken, ungenützt vorüber, und unter dem Schutze der Sorglosigkeit der Regentin wurde die Gefahr mit jedem Tage größer.

Im November desselben Jahres (1741) erhielt die

Regentin von Breslau aus einen Brief, der durch Angabe bestimmter Thatsachen sie auf das Detaillirteste über das Complot der Prinzessin Elisabeth und Lestocq's unterrichtete, und in der Wiege des kleinen Kaisers Iwan fand man einen mit Blut geschriebenen Warnungsbrief, der jedoch nicht beachtet wurde, denn auch jetzt ging ihre Sorglosigkeit so weit, daß Prinzessin Anna den Brief, worin man sie aufforderte, den intriguanten Wundarzt sogleich verhaften und foltern zu lassen, wenn sie nicht Alles verloren geben wolle, drei Tage lang ungelesen in der Tasche behielt. Als sie endlich den Brief las, konnte ihr nicht der geringste Zweifel mehr bleiben über das Dasein einer Verschwörung, welche ihren Thron, ihr Leben und ihre Freiheit bedrohte.

So beschloß sie denn endlich am 23. November, als am Hofe große Assemblée war, die Sache weiter zu untersuchen.

Prinzessin Elisabeth, die ihr Geheimniß für gesichert hielt, hatte sich wie gewöhnlich dazu eingefunden. Nicht wenig wurde sie daher überrascht, als die Regentin Anna sie in ihr Cabinet führte und dort ganz offen ihr Mittheilung machte über die Anzeigen von einer Verschwörung, die ihr zugegangen waren, worauf sie ihr sogar den erhaltenen Brief aus Breslau vorlas.

Während des Vorlesens hatte aber Elisabeth Zeit, sich von ihrem Schreck zu erholen und sich zu sammeln.

Als Meisterin in der Verstellungskunst wußte sie sich mehr das Ansehen der Kränkung und Verwunderung zu geben, als das der Betroffenheit. In dem Tone der tiefsten Entrüstung bat sie die Regentin, diese boshafte Verleumdung zu verachten und überzeugt zu sein, daß es ihr unmöglich wäre, sich in irgend eine für sie unangenehme Unternehmung einzulassen.

Die Regentin ließ sich durch diese Versicherung beruhigen, und kehrte mit Elisabeth an der Hand in den Salon zurück, um die unterbrochene Spielpartie mit ihr fortzusetzen.

Elisabeth saß wie auf heißen Kohlen. Sie konnte das Ende derselben nicht erwarten und doch durfte sie sich vor dem Ende des Spiels, welches sich, wie die Assemblée, bis nach 10 Uhr hinzog, den Hof nicht verlassen. Man kann sich denken, mit welchen Empfindungen und entsetzlichen Befürchtungen Prinzessin Elisabeth in ihr Palais zurückkehrte. Sie ließ sogleich ihren Leibwundarzt Lestocq rufen und erzählte Diesem, was vorgefallen war. Lestocq erbleichte. Vor Schreck blieb er einige Minuten sprachlos. Nachdem er Besonnenheit und Sprache wiedergefunden hatte, rief er aus: „Es ist Alles verloren, wenn nicht noch in dieser Nacht gehandelt wird. Die geringste Zögerung, die mindeste Unentschlossenheit würde mich auf's Schaffot und Ew. Kaiserliche Hoheit ins Kloster bringen. Noch in dieser

Nacht muß ich das Signal zum Aufstand geben, und ich beschwöre Ew. Kaiserliche Hoheit, Ihre Zustimmung zu ertheilen und nach dem entworfenen Plane mitzuhandeln."

Elisabeth war zaghaft. Zudem liebte sie die Nachtruhe, und wollte Anfangs gar Nichts davon hören, noch in der Nacht handeln zu müssen. Endlich siegte Lestocq's Beredtsamkeit, und sie genehmigte seinen Entschluß. Nun aber fehlte Geld. Die Summe, welche der französische Gesandte vorgeschossen hatte, war durch die verschwenderische Freigebigkeit Elisabeth's und ihrer Gehülfen längst ausgegeben. Elisabeth hatte kein Geld mehr, eben so wenig Lestocq, und ohne neue glänzende Freigebigkeit gegen die habgierigen Gardesoldaten ließ sich ein günstiger Erfolg nicht verbürgen.

„In diesem Falle," sagte Lestocq, der nie um die Wahl der Mittel für seine Zwege verlegen war, „wird der gute Marquis von Chetarderie noch einmal aushelfen müssen. Ich werde zu ihm eilen."

Es war 11 Uhr, als Lestocq an das Hôtel der französischen Gesandtschaft lebhaft anklopfte und sogleich Seine Excellenz zu sprechen verlangte. Augenblicklich vorgelassen, bat er auf's Neue um einen Vorschuß für den bewußten Zweck. „Unser Unternehmen," sagte er, „nähert sich seiner Ausführung. Deshalb ist es nothwendig, daß die Prinzessin im rechten Augenblick mit

den benöthigten Geldsummen versehen sei. Ich wählte die Nacht, um unbemerkt bei Ew. Excellenz eintreten zu können.“

Näheres über die Lage der Sache sagte er ihm nicht. Da er die ganze Ausführung nur seiner eigenen Energie vertrauen wollte, so hielt er es für angemessen, den Gesandten nicht mit in die Unternehmung hineinzuziehen, theils um Diesen und seine Regierung, im Falle des Mißlingens, nicht zu compromittiren, theils auch, um im Falle des Gelingens, Dank und Lohn allein zu ernten. Dem Gesandten war es lieb, jetzt nicht näher eingeweiht zu werden, aber gern und freigebig gab er abermals eine bedeutende Geldsumme her.

Lestocq sandte jetzt zwei Vertraute in den kaiserlichen Winterpalast, theils um zu erforschen, was am Hofe vorging, besonders aber um auszukundschaften, wo die Regentin Anna für diese Nacht ihre Schlafstelle genommen hatte, denn sie war doch ein wenig unruhig geworden durch die wiederholten Anzeigen einer bevorstehenden Revolution, und sie fing an, jede Nacht ein anderes Schlafzimmer unter den Hunderten von Gemächern des kolossalen Palastes zu wählen.

Lestocq erhielt jetzt die Nachricht, daß im Palast Alles ruhig sei, und daß die Schloßwache, wie gewöhnlich, aus einem Commando der Preobraschenski'schen Garde bestehe und nicht verstärkt sei.

Alle Thronrevolutionen Rußlands: die Entthronung Iwan's, der Regentin Anna, Peter's III. und Paul's I., so wie der Sturz der allgewaltigen herrschenden Günstlinge Mentschikoff und Biron, waren darin einander ähnlich, daß sie unter dem schwarzen Deckmantel der Nacht, mit mehr oder weniger Grausamkeit, aber alle mit Rohheit vor sich gegangen sind.

Als Lestocq die Nachrichten aus dem kaiserlichen Winterpalast erhalten hatte, begab er sich zunächst in die Caserne der Preobraschenski'schen Garde, deren Officiere noch nicht gewonnen waren. Er theilte unter den Grenadieren mit freigebiger Hand Geld aus, und erinnerte sie an die Zeiten Peter's des Großen, wo der Niedrigste bei dem Monarchen nicht weniger gegolten habe, als der Höchste. Er verglich die Regierung eines Kindes, in dessen Namen die Ränkemacher Alles umkehrten, mit der sanften Regierung einer Prinzessin, die als Tochter Peter's des Großen dem Reiche all' den Glanz wiedergeben würde, den es unter ihrem berühmten Vater genossen hätte.

Die alten Soldaten, meistens noch aus der Zeit Peter's des Großen her und aufrichtige Verehrer seiner Tochter, gelobten ihre volle Zustimmung, und Lestocq versprach, ihnen die neue Kaiserin zuzuführen, die an ihrer Spitze ihren Einzug in den Winterpalast halten würde. Alles

jubelte ihm Beifall zu, ließ die Kaiserin Elisabeth hoch leben, und gelobte Verschwiegenheit.

Jetzt wurden auch die Officiere, die in der Caserne anwesend waren, in das Complot gezogen; auch Diese gaben ihre Zustimmung, und ließen alle Ausgänge aus der Kaserne durch zuverlässige alte Soldaten bewachen, damit nicht durch Verrätherei oder Spione zu frühzeitige Nachricht von dieser Aufwiegelung in den Palast gebracht werden könnte.

Lestocq ließ sich von einem Officier kleiner Statur eine Obristenuniform der Garde geben, und nahm dieselbe mit in Elisabeth's Palast.

Hier fand er die Prinzessin in höchster Unentschlossenheit.

Lestocq sagte zu ihr: „Die Stunde der Entscheidung hat geschlagen. Die Revolution ist zur Reife gediehen, man muß sie sogleich ausführen; denn der geringste Aufschub würde Ew. kaiserliche Hoheit um alle Ansprüche auf die Krone bringen und Ihre Getreuen dem Tode opfern."

Elisabeth erschrak, und ängstliche Besorgnisse erfüllten ihre Brust. Jetzt, da der entscheidende Augenblick gekommen war, verwünschte sie laut, daß sie sich in eine so gewagte Unternehmung eingelassen hatte.

Vergebens wendete Lestocq alle Künste der Ueberredung an, und suchte ihren völlig gesunkenen Muth

wiederzubeleben. Während dieser wichtigen Unterredung zeichnete er mit flüchtiger Hand — denn Lestocq war ein trefflicher Zeichner — auf der einen Seite eines Papierblattes eine Nonne und einen Galgen, und auf der andern ihr Bild mit der Kaiserkrone gekrönt; dieses hielt er ihr vor mit den Worten: „Morgen entweder so, oder so; nun wählen Sie!“

Diese entsetzliche Bildersprache entschied. Sie erklärte sich zum Aeußersten entschlossen, warf sich vor dem Marienbilde auf die Knie nieder, und betete mit Inbrunst unter frommen Gelübden um das Gelingen ihres gefahrvollen Unternehmens. Dann neugestärkt und ermuthigt erhob sie sich, und war bereit, auf Lestocq's Vorstellung die Obristenuniform anzuziehen und sich von ihm zur weitern That führen zu lassen.

Um sich umkleiden zu lassen, begab sie sich in die Garderobe; jedoch brauchte sie die Vorsicht, daß sie unter die Uniform ein Panzerhemd anzog, um gegen Meuchelmord gesichert zu sein. Wir erkennen aus dieser Vorsicht ihre Seelenstimmung, und daß sie keineswegs freudig sich diesen Gefahren hingab.

Es war Alles so beschleunigt worden, daß sie schon um ein Uhr Nachts ihr Palais verlassen konnte.

So begann denn eine der merkwürdigsten Schlittenfahrten, die jemals gehalten worden sind; der Erfolg derselben sollte über eine Kaiserkrone entscheiden. Elisabeth, in

in der Obristenuniform, mit dem Militairhut auf dem Haupte und in einen Mantel gehüllt, setzte sich in den einen Schlitten. Zwei Grenadiere mit geladenen Gewehren und aufgepflanzten Bayonnetten standen hinten auf und bildeten ihre einzige Leibwache. In dem ihr folgenden Schlitten saßen Lestocq mit dem ins Complot gezogenen Kammerherrn der Prinzessin Elisabeth, dem nachmaligen Großkanzler, Grafen Woronzow.

So ging die Fahrt nach der Kaserne der PreobraschensKi'schen Garde. Um voreiligen Alarm zu verhüten, stieg die Prinzessin in einiger Entfernung von derselben aus ihrem Schlitten, und begab sich an Lestocq's Arme dorthin.

Bei dem Eintritt in die Wachtstube warf die Prinzessin ihren Mantel ab, und fragte, ob man sie kenne.

Sie hatte übrigens nicht die volle männliche Unterkleidung angelegt, sondern den Uniformrock über ihre Damenkleidung gezogen, was damals nichts Auffallendes war, denn in solcher halben Militairkleidung, als Amazone zu Pferde, pflegte schon die Kaiserin Katharina I. den Regimentern die Parade abzunehmen.

„Ja, Ihre kaiserliche Hoheit," antworteten die Soldaten, welche die Allen nur zu genau bekannte schöne Elisabeth sogleich wiedererkannten.

Jetzt hob die Prinzessin ein Crucifix empor, das sie unter ihrem Mantel verborgen getragen hatte, und

redete die Soldaten an. Sie schilderte ihnen die Drangsale, welche sie bisher erduldet, das Unrecht, das ihr von der Regentin und ihrer Partei zugefügt worden sei, und die böse Absicht Derselben, sie in ein Kloster zu sperren.

„Die braven Garden," fuhr sie fort, will man aus der Residenz entfernen, um sie gegen die Schweden in den Krieg zu führen. Ich dagegen verspreche Euch bessere Tage. Meine ganze Hoffnung setze ich jetzt auf Eure patriotischen Gesinnungen. Um Euer Vaterland zu retten, müßt ihr Peter's des Großen Tochter auf den Thron heben. Ich erwarte von Euren Gesinnungen, daß Ihr dadurch die Ehre des russischen Reichs retten werdet."

Diese Rede, welche die schöne Elisabeth mit ihrer so überaus wohlklingenden Stimme, ihrer lieblichen Freundlichkeit und in einem rührenden Tone hielt, machte auf die rohen Soldatengemüther den günstigsten Eindruck, Geld und Branntwein, welcher in Schlitten mitgeführt war, erhöhten noch ihre Begeisterung und mit einem Hurrah riefen sie die Prinzessin Elisabeth als Kaiserin aus.

Dieser erste Erfolg ermuthigte die bis jetzt zaghaft gewesene Thronprätendentin.

So wagte sie es denn, in Begleitung von Lestocq und Woronzow, an der Spitze von dreihundert Mann ihrer Getreuen, sich nach dem kaiserlichen Winterpalast zu begeben, wo die Regentin und ihr Gemahl mit dem kleinen Kaiser residirten.

Dort war Alles still und schien im tiefsten Schlafe zu liegen. Die zahlreiche Escorte der Prinzessin erweckte zwar auf dem Wege dorthin einige Aufmerksamkeit, doch nirgends fand sie ein Hinderniß.

Nachtwächter und Wachpatrouillen wurden angehalten und mußten sich dem Zuge anschließen, damit sie keine Nachrichten über diese nächtliche Expedition weiter verbreiten konnten. Lestocq ging allein voraus, und da er bekannt war und man keinen Argwohn daran hatte, wenn er selbst des Nachts im Palaste ein- oder ausging, so hatte seine Annäherung, als er sich dem Wachtposten nannte, nichts Beunruhigendes. Er sagte dem Posten, daß sogleich die Prinzessin Elisabeth mit einem Commando in geheimer Expedition eintreffen würde und daß er des Todes sei, wenn er nur den geringsten Wachtruf hören lasse. Da gleichzeitig der bewaffnete Rebellenhaufen im Sturmschritt herranrückte, so schwieg die Schildwache; aber ein kleiner Tambour hatte den Muth an die Trommel zu springen um Alarm zu schlagen. Lestocq war jedoch schneller mit seiner Kunst bei der Hand. Er zog seine Lancette rasch aus dem Besteck und durchschnitt das Trommelfell, so daß die Trommelschlägel keinen Ton mehr gaben.

So kam man, ohne Unruhe zu erregen, an den Ort der Bestimmung. Zwei Garden zu Pferde hielten vor dem Hauptthore des Palastes, aber von den Verschwo-

renen wurden sie blitzschnell umringt und mit dem Tode bedroht, wenn sie den geringsten Laut von sich geben würden.

Nachdem so die Hauptwache vollständig überrumpelt worden war, drangen die Rebellen durch das offene Hauptthor in den innern Hof, wo sich die Schloßwache befand. Auch hier unternahm der Leibchirurg der Prinzessin mit den kaiserlichen Trommelfellen dieselbe Operation des Durchschneidens und brachte die Schildwachen durch Todesdrohung zum Schweigen.

In der geräumigen, nur schwach erleuchteten Wachtstube, auf der hölzernen Pritsche lagen die Soldaten im festen, gesunden Schlafe, der vielleicht durch den starken Genuß von Branntwein noch betäubender geworden sein mochte. Die Officiere saßen beim Kartenspiel, als Lestocq, gefolgt von einigen Grenadieren mit aufgepflanztem Bayonnet, plötzlich hereintrat.

„Meine Herren," kündigte ihnen Lestocq an, „ich habe die Ehre Ihnen anzuzeigen, daß die Tochter Peter's des Großen, die Kaiserin Elisabeth den Thron ihrer Väter bestiegen hat. Alles ist schon in Ordnung. Blicken Sie hinaus in den Schloßhof. Alle Garden haben sich versammelt und der neuen Kaiserin, die so oft durch Abenteurer, Parteien und Unberechtigte vom Throne verdrängt gewesen ist, den Eid der Treue geleistet."

Der zuversichtliche Ton, den Lestocq dabei annahm und die immer größer werdende Anzahl der mit aufgepflanztem Bayonnet in die Wachtstube tretenden Grenadiere imponirte den Officieren, wie der Leibwache dergestalt, daß Keiner ein Wort zu erwidern wagte. Die Officiere waren alle ohne Waffen. Sie unterwarfen sich sämmtlich, eben so die Soldaten.

Nun erst trat die Großfürstin Elisabeth herein, und hielt in ihrer einschmeichelnden Weise eine Anrede an die Officiere und Soldaten, gerade so, wie früher an die Hauptwache. Sie bezauberte dadurch Alle dermaßen, daß sie ihr den Eid der Treue leisteten.

Der Weg in das Innere des Schlosses war nun völlig frei für die Rebellen. Durch diese Erfolge war der Muth der Prinzessin so sehr gewachsen, daß sie nun auch den Triumph haben wollte, ihrer Feindin, der Regentin, in eigener Person anzukündigen, daß sie ihrer angemaßten Gewalt entsetzt sei. Aber Lestocq und Woronzow gaben es nicht zu, weil sie eine Versöhnung zwischen den beiden Prinzessinnen verhindern wollten.

Dreißig Grenadiere, auf deren Treue man sich verlassen konnte, führte Lestocq nach dem Zimmer, worin der kleine Kaiser Iwan schlief. Der Wachtposten, welcher vor diesem Zimmer stand, fällte das Gewehr, und vertrat der Prinzessin, die hineintreten wollte, den Weg. Da rief ihm Lestocq zu, indem er den Degen

zog: „Elender, was unterstehst Du Dich? Gleich knie nieder und flehe im Staube um die Gnade Deiner Kaiserin!“

Der Grenadier gehorchte, und die Partie war gewonnen.

Elisabeth drang in das Schlafgemach des kleinen Iwan, hob das kaiserliche Kind aus der Wiege, und hielt es auf ihren Händen empor, einen Augenblick schwankend, ob sie dem unschuldigen Kinde das Leben schenken, oder es den Soldaten zuwerfen solle, die in ihrer halben Trunkenheit mordgierig schon die Bayonnette fällten, um es damit aufzufangen. Aber der kleine Kaiser, an die Liebkosungen seiner Umgebungen gewöhnt, schien die Züge seiner Tante, die ihn so oft auf ihrem Schooße gehätschelt hatte, zu erkennen, und lächelte sie an, ein rührender Contrast, in Mitten eines so entsetzlichen Beginnens, und dieser Moment entschied über sein Geschick. Das Herz des Weibes war in ihrer Brust bewegt. Das Gefühl des Mitleids entschied über die grausamen Berechnungen der Klugheit für ihre eigene Sicherheit. Sie betrachtete schweigend einige Augenblicke den kaiserlichen Säugling, der ihr lächelnd die kleinen Hände entgegenstreckte, küßte das Kind, das sie seines Thrones und seiner Freiheit berauben wollte und — so widersprechend sind oft die Entschließungen des Herzens

und des Verstandes — übergab es seiner Amme, die indeß vor ihren Füßen auf den Knien lag.

Indeß waren dreißig Grenadiere mit einem Officiere, auf deren Entschlossenheit und Ergebenheit man sich verlassen konnte, in das Schlafzimmer der Regentin und ihres Gemahls gedrungen. Im Ungestüm der meistens betrunkenen Soldaten warfen Diese die Nachtlampe vor dem Bette um, worin der Prinz und die Prinzessin-Regentin schliefen. In dieser gräßlichen Dunkelheit, unter dem Geklirr der Waffen und den tobenden Flüchen der Soldaten erwachten Diese — man kann sich denken mit welchem Entsetzen. Aus der tiefsten Sicherheit wurden sie aufgeschreckt durch das nächtliche Soldatengetöse im Innern ihres Schlafzimmers, wobei ihnen kein Zweifel bleiben konnte, daß die längst gedrohte Thronrevolution, nicht blos begonnen, sondern auch bereits vollendet sei.

Einer der Soldaten war in das Nebenzimmer gegangen, wo die Kammerfrauen schliefen, und hatte Licht geholt. Mit diesem trat er nun vor das Bett, worin die unglückliche Regentin und ihr Gemahl eben erwacht waren, und leuchtete ihnen in die vor Entsetzen bleichen Gesichter.

Die Prinzessin wurde zuerst von den Soldaten aufgefordert, sogleich aufzustehen, und so mußte denn die Regentin Anna das beschämende Gefühl haben, vor den halbtrunkenen Soldaten, die noch vor einer halben

Stunde ihr unterwürfig waren, im bloßen Hemde dastehen zu müssen. Erst nach einigen Augenblicken hatte sie Besonnenheit genug, einen Unterrock überzuziehen. Sie rief eine Kammerfrau, die ihr Schuhe und Strümpfe anziehen mußte. Die Soldaten drängten zur Eile. Sie konnte nur noch ihren sammetnen Mantel über die Nachtkleidung werfen, als man sie zwang, eiligst das Zimmer zu verlassen und die Treppe hinabzusteigen. Ihre Bitte, nur ein Wort mit der Prinzessin Elisabeth sprechen zu dürfen, wurde aus Besorgniß, daß durch die Charakterschwäche der Letztern eine Versöhnung herbeigeführt werden möchte, nicht gewährt. Man nöthigte sie, in einem Schlitten zu steigen. Zwei Soldaten standen hinten auf, und so wollte man eben abfahren, als Anna, durch eine empfindliche Kälte am Kopfe, in der eisigen Winternacht bemerkte, daß sie ihre Pelzhaube vergessen habe. Auf ihre Bitten brachte man sie ihr.

Noch rauher verfuhr man mit ihrem Gemahl. Während man die Regentin Anna wegschleppte, blieb er in seinem Bette liegen. Da er sich in seiner entsetzlichen Furcht gar nicht zu rühren wagte, fielen einige Grenadiere wüthend über ihn her, ergriffen die vier Zipfel seines Bettlakens und trugen ihn so die Treppe hinunter. Auf dem Hofe, wo seine Gemahlin noch in dem Schlitten hielt, legte man ihn auf den mit Schnee belegten Boden und deckte ihn mit einem Mantel zu.

In diesem Zustande ließ man ihn liegen, bis ihm seine Kleider gebracht wurden und er sich in der eiskalten Vorhalle nothdürftig ankleiden konnte. Alsdann wurde der Prinz Anton Ulrich von Braunschweig zu seiner hohen Gemahlin in denselben Schlitten gesetzt, worin die neue Kaiserin Elisabeth die gefährliche nächtliche Fahrt nach dem Winterpalaste gemacht hatte.

Unter starker Escorte wurden sie darauf nach dem Palais der bisherigen Prinzessin Elisabeth geführt, wo sie unter verdoppelten Wachen vorläufig gefangen gehalten wurden.

Der Zug mit den hohen Gefangenen, von dreihundert Grenadieren umgeben, ging vor dem Hotel des französischen Gesandten vorbei. Lestocq schickte einen Adjutanten hinauf, und ließ dem Marquis von Chetarderie melden, daß Alles glücklich vollendet sei. Dieser gerieth darüber in das angenehmste Erstaunen, da er den Plan der Entthronung, woran ihm so viel gelegen war, noch nicht für so reif gehalten hatte.

Elisabeth nahm den kleinen Iwan auf ihren Schooß, und fuhr, von der Amme desselben begleitet, auf einem andern Wege in ihr Palais zurück. Kaum war sie dort angekommen, so gab sie Befehl, die Gefangenen streng zu bewachen, und überließ die weiteren Maßregeln für die Sicherstellung ihres Thrones ihrem Günstlinge Lestocq.

Dieser eilte nun sogleich mit einem Commando von Garde-Grenadieren nach den Hotels des Prinzen von Hessen-Homburg, des Feldmarschalls Lasay und anderer Personen von hohem Range, um ihnen die Thronbesteigung der Kaiserin Elisabeth als eine vollendete Thatsache anzuzeigen.

Dabei aber versäumte er nicht, gleichzeitig einige Commandos auszusenden, um sich der vornehmsten Staatsbeamten, welche Anhänger der Regentin Anna waren, zu bemächtigen.

Diese Expeditionen waren so geräuschlos, unerwartet und gleichzeitig in derselben Nacht vorgenommen, daß Alle, die man zur Sicherstellung dieses Thronwechsels festnehmen wollte, in ihren Betten schlummernd überrascht wurden. Alsdann aber hatten Ruhe und Ordnung ein Ende. Die meistens trunkenen Soldaten, wenn sie heranschleichend ihre Absicht erreicht sahen, überließen sich ihrer rohen, barbarischen Wuth, rissen die Opfer dieser Thronrevolution halb nackt aus ihren Betten, und warfen sie, kaum nothdürftig angekleidet, in mitgeführte Korbschlitten. Die Angehörigen dieser Unglücklichen wurden gemißhandelt und ihrer werthvollsten Sachen beraubt, selbst unersetzliche Kunstwerke mit rohem Vandalismus zerschlagen.

Widersetzte sich einer der Verhafteten, so zog er

sich nur die rohesten Mißhandlungen, nämlich Kolbenstöße, Faustschläge und Knutenhiebe zu.

Wir haben schon erzählt *), daß unter diesen Verhafteten sich die berühmten Staatsmänner Münnich, Ostermann, Gholowkin, Löwenwalde und die Mengden befanden, deren entsetzliche Geschicke und weitere Lebensereignisse früher mitgetheilt sind. Verurtheilt, mit abgehauener Hand geköpft zu werden, wurden sie erst auf dem Richtplatze begnadigt — nach Sibirien geschickt zu werden.

Die weiteren Folgen dieser entsetzlichen nächtlichen Schlittenfahrt werden wir im nächsten Abschnitte schildern.

4.

Weitere Folgen der Thronrevolution.

Am folgenden Morgen ließ Elisabeth den Senat zu sich berufen, und gab Ordre, daß die Truppen der Besatzung sich rings um den Palast aufstellen sollten. Alle erschienen, ihre Befehle erwartend. Zunächst ließ Elisabeth durch Herolde sich als Kaiserin proclamiren und dann ein noch in der Nacht gedrucktes Manifest vertheilen, wodurch der Hauptstadt und dem Lande ihre Thronbesteigung angekündigt wurde. Der Senat, die

---

*) In der historischen Novelle „Biron.“

Würdenträger des Reichs und alles Militair leisteten ihr sogleich den Huldigungseid und das Angelöbniß der Treue.

In der Stadt, unter dem Volke erweckte aber diese Verkündigung nicht die allgemeine Freude, wie früher die Nachricht von dem Falle der tyrannischen Regierung Biron's. Man fühlte es heraus, daß diese Revolution mehr durch vereinzelte Privatinteressen, als durch ein allgemeines Bedürfniß veranlaßt worden war. Die Masse des Volks hatte sie weder gewünscht, noch gefördert. Man war zufrieden gewesen mit der im Ganzen milden Regierung und Gesetzgebung der Regentin Anna und wußte nicht, was man von der neuen Regierung nun zu erwarten haben würde. Jeder hatte ein dunkles Vorgefühl, daß er Etwas zu fürchten habe, sei es für sich selbst, seine Familie oder seine Nahrung. Eine stumme Bestürzung las man auf allen Gesichtszügen. Doch Niemand hatte den Muth, mit irgend einer Opposition gegen diese neue Regierung hervorzutreten. Jede Manifestation einer Unzufriedenheit würde unfehlbar nach Sibirien geführt haben.

Mehr Glück machte Elisabeth's Thronbesteigung im Militair. Nicht ohne Besorgniß hatte die Kaiserin an die in der Umgegend von Petersburg cantonnirenden Regimenter die Ordre geschickt, sich in einer bestimmten Stunde vor dem Palaste aufzustellen. Das Widerstreben

eines einzigen Derselben konnte zu einer Gegenrevolution führen, welche Elisabeth zur Gefangenen machte, Anna hingegen befreite und wieder zur Regentin erhob. Aber die Gefahr ging vorüber. Der Soldat ist leicht in Enthusiasmus versetzt, so auch hier. Mit dem Freudenruf: „Es lebe unsere Kaiserin Elisabeth!" rückte eines dieser Regimenter nach dem andern vor den Palast, und leistete ihr den Huldigungseid.

Der Marquis von Chetarderie war von den Diplomaten der Erste, der ihr am folgenden Morgen seine Glückwünsche, seine Huldigung und die Anerkennung seiner Regierung darbrachte. Die anderen Gesandten folgten wohl oder übel diesem Beispiele. Das an sclavische Unterwürfigkeit gewöhnte Volk schwur ihr den Eid der Treue. Die Kanonen der Festung donnerten ihren Gruß über die Wogen der Newa und die Geschütze von Kronstadt über den finnischen Meerbusen dahin.

Nachmittags nahm die neue Kaiserin feierlich unter dem Jubel des leichtsinnigen Volkes und des Militairs Besitz von der kaiserlichen Residenz im Winterpalast.

Jetzt erst saß Elisabeth fest auf ihrem neuen Kaiserthrone, und konnte ihrer Rachsucht wie ihrer Dankbarkeit freien Lauf lassen.

Ihre nächste und wichtigste Sorge betraf ihre Beschlußnahme über das Geschick des entthronten kleinen Kaisers Iwan und seiner erlauchten Aeltern.

Ihre erste Regung für das kaiserliche Kind, das sie seines Thrones beraubt hatte, war ein echt weibliches Mitleid. Sie hegte Anfangs die zärtlichste Sorge für die Verpflegung des kleinen Iwan. Sie hob das Kind aus seiner Wiege, küßte es unter Thränen, und sprach mit ihrer milden und weichen gerührten Stimme, als der Säugling sie anlächelte und ihr die kleinen Arme entgegenstreckte: „Armes Kind, Du weißt nicht, daß Du Dich über Dein eigenes Unglück freuest!"

Aber die Politik der Sicherstellung ihres Thrones forderte nach Lestocq's Rathe härtere Maßregeln.

Schon am Morgen nach ihrer Thronbesteigung erklärte sie in dem an ihre Unterthanen erlassenen Manifest Folgendes: „Da die bisherige Verwaltung des Reichs mehrere Unruhen und Verwirrungen veranlaßt und noch größere Besorgnisse für die Zukunft erregt hat, so haben Uns Unsere Unterthanen, sowol geistlichen als weltlichen Standes, und besonders die Regimenter Unserer Leibgarde, unterthänigst und einmüthig gebeten, Unsern väterlichen Thron zu besteigen. Wir haben demnach diesen Bitten und dem Verlangen Unserer sämmtlichen getreuen Unterthanen, Uns einen feierlichen Eid zu leisten, Allergnädigst willfahren wollen ꝛc."

Drei Tage darauf erschien ein noch ausführlicheres Manifest über diesen Gegenstand. Daß es dieser Denkschrift nicht an Gründen fehlte, um diese Thronbestei=

gung auch vom Standpunkte des Rechts aus als loyal nachzuweisen, läßt sich wol denken.

5.

Geschick der entthronten Regentin Anna, ihres Gemahls Anton Ulrich von Braunschweig und des kleinen Kaisers Iwan.

So blieb denn die gestürzte Regentin, die ein Jahr lang sich als Herrscherin, Mutter und Vormünderin des jungen Kaisers vom Glanze der Hoheit und Souverainetät umgeben gesehen hatte, mit ihrem Gemahle vier Tage lang eingeschlossen und streng bewacht, in schrecklicher Ungewißheit über das Geschick, das ihnen zu Theil werden sollte. Während dieser Tage blieben die beiden gefangenen Ehegatten getrennt, und durften einander gar nicht sehen, eben so wenig, was dem Mutterherzen noch schwerer fiel, ihren entthronten kleinen Sohn, von dessen Geschick und Befinden ihnen nicht einmal Nachricht mitgetheilt wurde.

Erst am 12. December 1741 durfte die entthronte Familie Petersburg verlassen. Dies geschah unter einer starken Militair-Escorte. Es war ihnen zuvor zu Protokoll eröffnet worden, daß sie nach Deutschland über die Grenze gebracht werden sollten, aber bei Todesstrafe ihnen jede Rückkehr verboten sei. Der kleine Kaiser wurde seiner unglücklichen Mutter wieder übergeben.

Dies erschien den beiden Aeltern Iwan's als eine erhebliche Erleichterung ihres Geschickes. Der Prinz Anton Ulrich von Braunschweig-Bevern war froh, nach so entsetzlichen Ereignissen seine ferne Heimath wiederzusehen, und die Prinzessin, seine Gemahlin, schätzte sich glücklich, sich aus der Barbarei ihres Vaterlandes die Stille eines patriarchalisch regierten, civilisirten, kleinen Landes retten zu können. Aber es sollte anders kommen, als dieser erste Beschluß lautete.

Da man die Theilnahme der Bewohner der Provinzen, welche sie durchreisen mußten, fürchtete, so durfte die Reise nur des Nachts in kleinen Stationen fortgesetzt werden. Und so kam es denn, daß vier Wochen vergingen, ehe die hohen Reisenden in Riga ankamen. Dort wurden sie in die Citadelle gesetzt, und endlich erhielten die fürstlichen Ehegatten die Erlaubniß wieder, mit einander zu reden, was ihnen auf der Reise unter strenger Bewachung versagt gewesen war.

Mit Sehnsucht erwarteten sie ihre Abführung nach Deutschland, als dem Lande der Erlösung vom russischen Sclavenjoche. Aber statt dessen schienen andere Befehle aus Petersburg ihnen nachgesendet worden zu sein. Sie wurden mit großer Härte behandelt. Oft fehlte es ihnen am Nothwendigsten. Veranlaßt durch die stete Angst hielt die Regentin, nach einer viermo=

natlichen Schwangerschaft, ein unzeitiges Wochenbett, wovon die Folgen lebensgefährlich waren. Erst nach anderthalb Jahren vergeblichen Harrens verwandelte sich ihre Abreise nach Deutschland in eine entsetzliche Verbannung nach Sibirien. Die Ankündigung dieses grausamen Befehles erfolgte — ein entsetzlicher Hohn des Geschicks — gerade in dem Augenblicke, als die unglückliche Familie die russische Grenze überschreiten wollte, und schon ihre Freiheit vor Augen sah. Sie waren aus der Citadelle von Königsberg nach Dünamünde geführt worden, um dort nach Deutschland eingeschifft zu werden, aber nach der Ordre, die ein eben eintreffender Courier aus Petersburg brachte, wurden sie wieder zurückgeführt, und nachdem ihnen der kleine Iwan entrissen worden, brachte man die unglückliche Familie nach Kolmogori, einer öden Insel am Ausflusse des Dwinastromes in das Eismeer. Dort sollte ihr lebenslänglicher Verbannungsort sein, wo sie kein Unterkommen finden konnten, als eine räucherige Fischerhütte, wo kein Baum, kein Grashalm wuchs, und ein eisiger Wind von allen Seiten her über die öde Sanddüne strich.

Dort unterlag die schöne, zartgebaute Fürstin dem Gram, den quälenden Vorstellungen und ungewohnten Entbehrungen. Sie verfiel in ein hitziges Fieber, das mit heftigem Phantasiren begleitet war, und ohne ärztliche Hülfe in der menschenleeren Einöde, im eisigen

Klima, in einer niedrigen, räucherigen Balkenhütte verschied die für den Thron geborene Enkelin des Czaren Iwan an dieser Krankheit. Sie starb am 19. März 1746, bei einer hinzugetretenen Niederkunft, in dem noch jugendlichen Alter von 27 Jahren. Ihr unglücklicher Gemahl, Anton Ulrich, der inzwischen durch das Erbrecht Herzog von Braunschweig-Bevern geworden, blieb in der Gefangenschaft zu Königsort, ungefähr 10 Meilen von Archangel, an der südlichen Grenze des asiatischen Rußlands, und starb daselbst, noch mehrere Regierungen überlebend, von denen keine dem unglücklichen, verbannten deutschen Herzoge Gerechtigkeit widerfahren ließ, damit die Klagen über russische Barbarei nicht das civilisirte Europa durchdringen sollten, im März 1775, im 62. Jahre seines unglücklichen Lebens, nachdem er 39 Jahre dasselbe in der Gefangenschaft hingeschleppt hatte. Zwei Prinzessinnen Töchter aus dieser unglücklichen Ehe wurden alsdann dem Vaterlande ihrer Aeltern zurückgegeben.

Dem armen, kleinen Iwan erging es noch schlimmer. Elisabeth hatte nicht das Herz, den rechtmäßigen, unmündigen Kaiser umbringen zu lassen, aber politische Grausamkeit verhängte noch Härteres über ihn.

Auf ihren Befehl war das kaiserliche Kind seinen Aeltern genommen und auf die Festung Schlüsselburg gebracht worden. Von da verschwand es in einer Nacht.

Niemand wußte wohin? Man glaubte, daß es getödtet worden sei. Anfangs erregte diese Barbarei unangenehme Sensation, aber das Volk vergißt bald, was noch heute geeignet war, seine Sympathien und Leidenschaften aufzuregen. Erst nach sieben Jahren erfuhr man, daß Iwan in das Kloster Oranienbaum, im Gouvernement Woronesch, gebracht worden war. Man glaubte von einem Kinde Nichts zu besorgen zu haben, wenn man nur die Kenntniß von seinem Geschick und seinen Rechten und Ansprüchen fern von ihm hielt, und es ohne alle Kenntnisse und Bildung aufwachsen ließ. Elisabeth gab die strengsten Befehle für diesen Zweck, und verbot bei Todesstrafe, nicht einmal mit ihm zu reden, noch weniger ihn zu unterrichten, sei es in seiner Muttersprache, oder im Lesen und Schreiben, am Wenigsten über seine Verhältnisse.

Aber Ansprüche auf den Thron gewähren einen eigenen Reiz für die Umgebungen eines Kronprätendenten, sich einmal durch ihn den Weg zu hohen Ehrenstellen und Reichthümern zu bahnen. Ein Mönch aus diesem Kloster, der ihm unter solchen Instructionen zum Aufseher bestellt war, entführte den jungen Kaiser Iwan, und brachte ihn glücklich bis Smolensk. Dort wurde er aber eingeholt und zurückgeführt. Der Mönch wurde zu Tode geknutet, der junge Iwan unter strengerer, militairischer Aufsicht aus einem Gefängnisse in das an=

dere gebracht, zuletzt auf die Festung Schlüsselburg, wo er in einer feuchten Kasematte, die, aus Granitblöcken erbaut, nur durch eine kleine, vergitterte Schießscharte die trostlose Aussicht auf die schäumenden Wellen des tosenden Meeres gewährte, seinen Aufenthalt fand.

Iwan wuchs heran, und sein Körper entwickelte sich über alle Erwartung gesund und kräftig. Da er aber seit seinem zweiten Lebensjahre immer eingesperrt und absichtlich in Unwissenheit über seine Herkunft und Ansprüche gehalten worden war, so waren seine Begriffe höchst beschränkt. Zu seinem Unglück aber hatte ihm jener Mönch, der ihn entführt hatte, noch in seiner frühesten Kindheit erzählt, daß er eigentlich der entthronte Kaiser Iwan sei, und dieser einzige Gedanke, der ihn mit dem Leben verknüpfte, hatte sich in seine Seele so festgesetzt, daß er immer darauf hoffte, einmal wieder Kaiser zu werden. Man suchte den unglücklichen Knaben mit Branntwein zu betäuben und geistig wie leiblich zu Grunde zu richten. Dann aber, wenn man ihn betrunken gemacht hatte, wurde er wild, und wollte Alles hängen und köpfen lassen, wenn man ihn nicht aus dem Gefängniß herausführte und auf den Thron setzte.

Was ihn noch mehr in diesem Wahne bestärkte, war, daß die Kaiserin Elisabeth es ihm in seinem Gefängnisse keineswegs an kaiserlichem Prunke fehlen ließ.

Er wurde auf Silber bedient, speiste mit Ueppigkeit, und hatte eine reiche Garderobe, so daß es seine liebste Unterhaltung war, an einem Tage mehr als zwanzigmal seinen Anzug zu wechseln.

Von der griechischen Religion hatte er dennoch einige Begriffe bekommen, so daß er in seiner Einsamkeit religiöser Schwärmer wurde, der sich einbildete, von dem Engel Gabriel besucht zu werden, mit dem er oft stundenlange Unterredungen hielt.

Erst Elisabeth's Nachfolger, Peter III., milderte Iwan's Geschick, das unter Katharina II. wieder seine grausame Wendung gewann. Wir werden die Lebensereignisse dieses beklagenswerthen Fürsten später erzählen.*)

Mit welcher Barbarei damals jede Erinnerung an den unglücklichen Iwan beseitigt und verfolgt wurde, beweist folgende Geschichte.

Alle Münzen, die aus der Zeit der Regentschaft mit Iwan's Bildniß versehen waren, wurden bei schwerer Strafe verboten. Ein Tischler, ein Deutscher von Geburt, hatte mehrere Jahre in Petersburg gearbeitet, als er beabsichtigte, in sein Vaterland zurückzukehren. Mit einem vorschriftsmäßigen Reisepasse versehen, befand er sich schon am Bord eines Lübeck'schen Schiffes, das

*) In den Hofgeschichten aus dem Leben Peter's III. und Katharina II.

eben in See gehen wollte, als ein Polizei-Commissar erschien, der ihm die Frage vorlegte, ob er Silberrubel bei sich führe. Unbefangen bejahte der Tischlergeselle die Frage, indem er sich einige Silberrubel gespart habe, um dem Schiffscapitain damit die Ueberfahrt zu bezahlen. Nun mußte er seinen kleinen Geldschatz vorzeigen. Unglücklicher Weise befand sich einer der verpönten Silberrubel mit dem Bildnisse Iwan's darunter. „Woher habt Ihr dieses verbotene Geldstück?“ fragte der Polizeiofficiant im barschen Tone. „Wie kann ich das noch wissen, Herr Polizeicommissar; ich habe mir die Silberrubel nach und nach eingewechselt, ohne sie viel zu besehen.“ „Ihr seid doppelt strafbar,“ herrschte ihn der Officiant an, „einmal, weil überhaupt das Ausführen von Silber bei Strafe verboten ist, und dann besonders, weil es als Hochverrath gilt, das Bildniß des abgesetzten kleinen Kaisers in der Welt zu verbreiten. Sogleich kommt mit auf die Polizei.“ Das Ende von diesem Acte despotischer Willkür war, daß der Lübecker Capitain ohne den deutschen Tischlergesellen abreisen mußte, da Dieser die Knute erhielt und nach Sibirien geschickt wurde, wo er spurlos verschwand.

Mit welcher rohen Grausamkeit damals politische Processe oder eigentlich despotische Verfolgungen behandelt wurden, ergab das Geschick von Ostermann, Mün-

nich und Anderen, worüber wir noch nachstehende besondere Mittheilungen machen können.

6.

Ostermann, Münnich und Gholowkin. — Die Ausländer.

Am 27. Januar 1742 war die Errichtung eines großen Schaffots in St. Petersburg vollendet, zu welchem die Gefangenen geführt wurden. Um der grausamen Scene, die mit Münnich und Ostermann gespielt werden sollte, den entsetzlichsten Eclat zu geben, mußten 6000 Mann von der Petersburger Garnison den Kreis um das Schaffot schließen. Ostermann war der Erste, der die Blutbühne bestieg. Schon hatte er mit männlichem Muthe seinen Kopf auf den Block gelegt, der Henker den rothen Mantel abgeworfen und das Beil geschwungen, als das Wort „Gnade!" ertönte. Die Gnade aber war Verbannung nach Sibirien. Eben so erging es dem Feldmarschall Münnich. Beide Männer waren starke Charaktere, die dem Tode mit Entschlossenheit entgegensahen. Aber warum erst diesen Todeskampf in ihren Seelen veranlassen? Warum eine solche Begnadigung, die fast schlimmer war, als ein schneller Tod? Das war ein Zeichen jener Zeit, in einem Lande, in welchem die Rohheit eines orientalischen Despotismus noch nicht überwunden war durch

die Humanität der Civilisation. Dies waren die ersten Regentenhandlungen einer Monarchin, die mehr im Taumel ihrer Sinnlichkeit schwelgte, als human und gerecht zu regieren wußte.

Mit welcher Rohheit und barbarischen Unvernunft solche tyrannische Befehle ausgeführt wurden, bewies die Verbannungsgeschichte des Ministers der verwiesenen Regentin Anna, Gholowkin. Er wurde ebenfalls mit seiner Gemahlin an die äußersten Grenzen des menschenleeren Sibiriens verwiesen. Diese schöne und hochgebildete Frau erlag ihrem Kummer. Ihr Gemahl, der sie auf das Zärtlichste liebte, zeigte ihren schmerzlichen Tod dem wachhabenden Officier an, und bat um die Erlaubniß, sie beerdigen zu dürfen. Wer sollte es aber für möglich halten? — diese Erlaubniß wurde ihm abgeschlagen, indem der wachhabende Officier erklärte: „Meine Befehle lauten, nicht das Geringste bei den Gefangenen ein- oder auspassiren zu lassen, also auch keine Leiche. Ich werde über den Fall in Petersburg anfragen.“

So mußte denn der unglückliche Gatte in der engen Gefängnißzelle wochenlang bei der verpestenden Leiche seiner verwesenden Gattin, allein mit seinem Schmerz, in der grausen Einöde ewig langer, dunkler Winternächte leben, da ihm auch kein Licht gestattet wurde. Tage und Nächte, Wochen auf Wochen schlichen mit tödtender Langweiligkeit dahin, bis endlich die Er-

laubniß zur Beerdigung von dem über 600 Werste entfernten Petersburg im fernen Norden anlangte.

Die Verfolgung der Anhänger der gestürzten Regierung erstreckte sich im ganzen Reiche auf alle Ausländer. So entstand eine allgemeine Auswanderung Derselben, im Gegensatz mit dem System Peter's des Großen, der gehofft hatte, durch fremde Nationalitäten europäische Cultur und Civilisation nach Rußland zu verpflanzen. Wer es nur irgend möglich machen konnte, floh, mit Zurücklassung von Hab und Gut, hinaus über die russischen Grenzen. Zu den berühmten Auswanderern dieser Art gehörten auch der gelehrte Eulert, der in Berlin mit offenen Armen empfangen wurde, ferner Münnich's Adjutant, der Oberst von Manstein, die Generale Lascy, Keit u. A. Niemand blieb zurück, der nicht Verachtung zu ertragen vermochte. Selbst die Angestellten bei den Gesandtschaften, welche fast alle Franzosen, Deutsche oder Italiener waren, suchten ihre Güter in Rußland um jeden Preis zu verkaufen, um noch so viel als möglich zu retten bei dem Verlassen eines Landes, welches sie mit so großen Hoffnungen betreten hatten, und das ihnen nun Nichts gewährte, als Verhöhnung und Verfolgung, mit der Aussicht, in Sibirien ihr Leben endigen zu müssen.

Die Juden boten bei solchen Güterverschleuderungen ihre geschäftige Hand. Die Regierung der Kaiserin

Elisabeth kam aber bald dahinter, und nun begann eine allgemeine Judenverfolgung.

Wie der Herr, so der Diener, das ist ein altes Sprichwort. Elisabeth's Charakter war nicht geeignet, solcher Gewaltherrschaft ein Ziel zu setzen, denn sie ließ ihre Günstlinge, oft Leute aus den untersten Ständen, ohne Bildung und Gesittung, schalten und walten ganz nach Belieben.

Die Statthalter in den Provinzen erlaubten sich unter dieser zügellosen Verwaltung alle Bedrückungen gegen die Bewohner ihres Gouvernements, um nur für sich selbst, allenfalls auch für den Schatz der Kaiserin, die ungeheure Summen verschwendete, Geld zu erpressen. Da die Kaiserin in einer empfindsamen Stunde das Gelübde abgelegt hatte, während ihrer Regierung kein Todesurtheil vollziehen zu lassen, so waren die barbarischen Behörden sinnreich in dem Erdenken und Anwendung noch viel grausamerer Strafen. So band man z. B. die unglücklichen Verurtheilten auf hölzerne Kreuze, und gab sie den Fluthen eines reißenden Stromes preis, dessen Lauf durch öde Steppen ging, unbekümmert um ihr Geschick, welches kein anderes sein konnte, als ein langsamer, qualvoller Tod.

Die Staats-Inquisition, welche unter der Kaiserin Anna in der Absicht eingeführt worden war, geheime Denunciationen jeder Art, selbst von Leibeigenen gegen ihren

Herrn, aufzunehmen, entwickelte niemals eine größere und schaudervollere Thätigkeit, als unter Elisabeth's unglücklicher Regierung. Die Furcht, daß ihr von irgend einer Seite ein gleiches Geschick drohe, wie sie mit Lestocq's Beistande ihrer Vorgängerin bereitet hatte, beherrschte Tag und Nacht ihre Stimmung. Manche Nacht ging die Kaiserin gar nicht zu Bett, weil ihr unheimlich zu Muthe war, und erst mit Anbruch des Tages verschwand ihre Angst.

7.

Belohnungen.

Aber auch Belohnungen theilte die Kaiserin Elisabeth mit reicher, verschwenderischer Hand aus.

Der Wundarzt Lestocq, der durch die so energische Förderung ihrer Thronbesteigung so großes Unglück über Rußland herbeigezogen hatte, wurde zum ersten Hofmedicus und Geheimrath ernannt. Dieser mit reichen Einkünften versehene Titel gab ihm den Rang eines Generals. Anfangs schien Lestocq sich in der That nur auf sein Amt beschränken zu wollen. An der Spitze des Medicinalwesens und zum Director aller Canzleien berufen, inspicirte und leitete er alle Medicinalangelegenheiten des großen russischen Reichs. Als Leibarzt erhielt er einen Gehalt von 7000 Rubel, in jenen Zeiten

schon eine bedeutende Summe, und wenn er der Kaiserin monatlich die Ader öffnen mußte, erhielt er jedesmal 2000 Rubel; bald aber mischte er sich, stolz auf die Gunst seiner Kaiserin, in alle Staatsgeschäfte. Durch seine Protection wurden die höchsten Stellen, in der Verwaltung, wie im Heere, besetzt. Unter Anderen wurde durch ihn der überaus talentvolle, aber auch ehrgeizige Bestucheff, der schon unter der Regierung der Kaiserin Anna Minister und ein Freund Biron's gewesen, und in Folge dessen nach Sibirien verbannt worden war, zurückberufen und zum Vicecanzler ernannt.

Lestocq erhielt außerdem noch glänzende Belohnungen, große Geldsummen, reiche Geschenke von Gütern, wozu ohne Bedenken die einträglichsten Krondomainen verwendet wurden.

An dem Tage, an welchem er von der Kaiserin das Patent seiner Erhebung zu den erwähnten Ehrenämtern erhielt, schenkte sie ihm auch noch ihr Portrait, das reich in Brillanten gefaßt war, mit der Erlaubniß, dasselbe als besondere Ehrenauszeichnung an einem blauen Bande auf der Brust tragen zu dürfen.

Auch aus dem Auslande, wo man seine Macht als Günstling einer unbeschränkten Monarchin erkannte, erhielt er Ehrenstellen, Orden und Geschenke. Friedrich August, König von Polen und Kurfürst von Sachsen, erhob ihn in den Grafenstand, und schenkte ihm ebenfalls

sein reich mit Brillanten besetztes Portrait en médaillon, um es im Knopfloch zu tragen. Der Kaiser Karl VII. erhob ihn in den Reichsgrafenstand. Er besaß den unbedingtesten Einfluß auf die Entschließungen der Kaiserin Elisabeth.

So glücklich und reich machte ihn eine nächtliche Schlittenfahrt zur rechten Zeit.

Auch der Marquis von Chetarderie wurde reichlich bedacht. Er verließ Rußland mit einem Geschenke von anderthalb Millionen Livres, und kehrte damit in sein schönes Vaterland zurück.

Sämmtliche Gardegrenadiere, welche sich in der Nacht der Thronrevolution Elisabeth's Interesse angeschlossen hatten, erhielten Officiersrang. Sie bildeten die sogenannte Leibcompagnie. Doch eben durch diese Begünstigung wurde diese Garde so übermüthig, daß sie sich durch Brutalität und Rohheit eben so verhaßt als gefürchtet machte, so daß sie selbst die sonst an jede Tyrannei gewöhnten Russen unerträglich fanden.

Ein eigenthümlicher, bemerkenswerther Charakterzug im Leben der Kaiserin war die Unbeständigkeit ihrer Gunst. Dieser erlagen nach und nach unter den Intriguen der Parteien und Günstlinge alle Anfangs so Hochbegnadigten. Auch Lestocq entging diesem rächenden Geschicke nicht. Ehe wir aber dieses erzählen, haben wir noch einen Blick auf das Privatleben und die Re=

gierung dieser durch Lestocq's schwerste Verschuldung auf den Thron erhobenen Fürstin zu machen.

Es war die Nemesis, die ihn dafür traf, daß er Rußland so unglücklich gemacht hatte.

8.

Elisabeth's Persönlichkeit, Privatleben und Regierung. — Ihre Eitelkeit und Rachsucht. — Rohheiten und Grausamkeiten. — Schändliche und schamlose Mißhandlungen der Fürstin Lapuchin. — Grausamkeit gegen Andere.

Elisabeth war 33 Jahre alt, als sie am 25. April des Jahres 1742 mit großem Glanze in Moskau gekrönt wurde. Rußland hatte wenig Ursache, sich über diesen gewaltsamen Regierungswechsel zu freuen. Schrecklich sah sich die Nation getäuscht in ihren Erwartungen von den Talenten und dem Charakter der Tochter Peter's des Großen.

An körperlichen Vorzügen fehlte es ihr am Wenigsten. Sie war eine schöne Kaiserin und, was mehr sagen will, eine schöne Frau. Nach dem Urtheile Derer, die sie genau kannten, hätten ihre Formen etwas feiner sein können. Aber demungeachtet war ihre Erscheinung höchst gewinnend und angenehm. Ihre Haltung und ihr Gang hatten etwas Majestätisches. Ihr Anstand drückte, ganz im Gegensatze zu der gemeinen Sinnlichkeit, zu der sie sich hinneigte, eine gewisse Hoheit aus. Ihre Gesichts-

bildung war reizend, die Haut so fein, daß sie wie ein Wachsbild erschien. Ihre Blicke waren herzgewinnend, der Ton und der Ausdruck ihrer Sprache herablassend, ohne Stolz zu zeigen und äußerst verbindlich; ihre Unterhaltung war einfach, natürlich und ungemein fesselnd.

Mit diesen Eigenschaften zu gefallen verband sie eine seltsame Coquetterie, die sich in einer unbegrenzten Putzsucht kund gab. Sie glaubte um als schön zu gelten und im Glanze einer Kaiserin zu erscheinen, müsse sie so oft als möglich am Tage frische und immer kostbare Toilette machen. Sie veränderte täglich ihren Anzug vier bis sechs Mal. Ihren kostbarsten Staat legte sie Nachmittags an, wenn sie von der Mittagsruhe aufstand. Ein Dutzend souveraine Fürstinnen hatten zusammen genommen nicht eine so kostbare und reichlich ausgestattete Garderobe, als die Kaiserin Elisabeth. Man fand in ihrem Nachlaß nicht weniger als zehntausend und einige hundert neue Kleider von den kostbarsten und schwersten seidenen Stoffen, auch von Sammet und mit Gold oder Silber durchwirktem Seidenbrocat, welche sie theils nur ein Mal, viele auch noch gar nicht getragen hatte. Dazu zwei große Kisten mit seidenen Strümpfen, zwei andere mit seidenen Bändern, einige Tausend Paar Schuhe und Pantoffeln, einige Hundert Stücke noch nicht angeschnittene, reiche französische Seidenstoffe. So erschien

sie in ihrem Aeußern prächtig, reich und verschwenderisch gekleidet. Sie war auf diesen Vorzug so eitel und neidisch, daß sie nicht duldete, daß eine Dame ihres Hofes irgend eine neue Mode eher tragen durfte, bevor sie dieselbe abgelegt hatte.

Gefährlicher noch, als gegen sie politisch zu intriguiren, war es, ihre weibliche Eifersucht zu reizen. Sie wollte durchaus für das schönste Weib in Rußland gelten, und es beleidigte sie schon, wenn sie nur glauben konnte, daß irgend eine Andere für schöner gehalten werden möchte oder es sich wenigstens einbildete. Eine solche Prätension erweckte ihr die unversöhnlichste Todfeindschaft.

Man erzählt viele empörende Züge, die aus dieser Gesinnung hervorgingen. Eines der gräßlichsten Ereignisse dieser Art ist der Fall mit der schönen Fürstin Lapuchin, der Gemahlin des Generalcommissars für das Marinewesen.

Allerdings hatte diese Dame sich in eine Verschwörung gegen die Kaiserin Elisabeth eingelassen.

Der so leichte Erfolg der gegen den kleinen Iwan und die Regentin Anna durchgeführten Thronrevolution mußte einer Reactionspartei den Muth geben, eine Contre-Revolution zu versuchen.

Der Marquis von Botta, kaiserlich österreichischer Gesandter am Petersburger Hofe, sah mit Verdruß und Schrecken, wie der französische Gesandte Marquis von

Chetarderie durch Beförderung dieser Thronrevolution den Einfluß Frankreichs über den von Oesterreich erhoben hatte. Er beschloß deshalb eine Gegenrevolution zu Stande zu bringen. Theilnehmer dafür zu finden, konnte in einem Lande nicht schwer fallen, wo jeder Thronprätendent unter dem hohen Adel eine mißvergnügte Partei für sich hatte.

So wendete sich denn der Marquis von Botta zuerst an die Fürstin Natalie Lapuchin, die man für das schönste Weib ihres Jahrhunderts hielt. Diese hohe Dame war untröstlich und auf das Tiefste erbittert über die Verweisung ihres Geliebten, des Grafen Löwenwalde, nach Sibirien, also leicht zugänglich für jeden Anschlag der gegen die Kaiserin Elisabeth ging. Trotz dieses so leidenschaftlichen Liebesverhältnisses, das am Petersburger Hofe ein öffentliches Geheimniß war, war sie vermählt, und dergleichen Verhältnisse hatten dort in jener sittenlosen Zeit gar nichts Auffallendes. Die Macht des schönen Weibes über ihren Gemahl, des Generalcommissars des gesammten Seewesens, war gleichwol so groß, daß es ihr gelang, Denselben in die Verschwörung hineinzuziehen. Noch andere Anhänger wurden gewonnen, und bald gehörten dazu: der Kammerherr Lilienfeld, die Schwester des Vicekanzlers Gholowkin und noch einige andere Personen von hoher Stellung. Der Marquis von Botta sah sich genöthigt, von Peters=

burg abzureisen; dieser Umstand kühlte aber keineswegs den leidenschaftlichen Eifer der Verschworenen ab. Doch fehlte es ihnen an einem leitenden Mittelpunkte, und so verrieth man sich denn selbst im leidenschaftlichen Eifer. Es konnte nicht fehlen, daß die so schwankende Verschwörung entdeckt wurde.

Die Folgen waren für die vornehmen Theilnehmer entsetzlich. Sie erhielten sämmtlich die Knute, und nachdem ihnen die Zungen abgeschnitten waren, wurden sie nach Sibirien verbannt.

Am Entsetzlichsten aber und von der empörendsten Rohheit war das Verfahren, welches auf den besondern Befehl der Kaiserin Elisabeth gegen die zwar nicht mehr ganz jugendliche, aber noch immer bildschöne Fürstin Lapuchin geübt wurde. Das politische Vergehen des beabsichtigten Hochverraths würde ihr die Kaiserin, die in solchen Sachen persönlich sehr mild war und die Bestrafung derselben ganz der Willkür ihres Günstlings Lestocq zu überlassen pflegte, verziehen haben, aber die unglückliche Fürstin hatte ein viel schwereres, viel unverzeihlicheres Verbrechen begangen: sie galt allgemein für die schönste Frau in ganz Europa. Dieser Umstand hatte der eitlen Kaiserin schon manche schlaflose Nacht verursacht. Aber bei aller Erbitterung war sie doch zu schlaff und nachlässig, um ohne Weiteres einen Criminalproceß gegen sie anhängig machen zu lassen. So mußte

denn die Art der Entdeckung der Verschwörung den Vorwand dazu bieten. Diese aber beruhte auf einer ganz gemeinen, selbstsüchtigen Klätscherei, die ein gewisser Lieutenant Berger von einem Feldregiment veranlaßt, hatte, und ist darum so charakteristisch, weil sie einen grauenvollen Schatten auf den Charakter der Kaiserin Elisabeth und auf die entsetzlichen Zustände unter ihrem Weiber- und Günstlingsregiment wirft.

Unter den Verbannten, welche die Kaiserin Elisabeth bald nach ihrer Thronbesteigung nach Sibirien verwiesen hatte, befand sich auch der Oberhofmarschall Reinold, Graf von Löwenwalde. Derselbe war früher ein besonderer Günstling der Kaiserin Anna gewesen, welchen Dieselbe aus Kurland mit nach Petersburg gebracht hatte. Elisabeth verbannte ihn unter dem Vorgeben, daß er sich großer Geldverschwendung schuldig gemacht habe, nach Joraslaw in Sibirien.

Da wurde im Jahre 1743 ein Officier von einem Feldregiment, Namens Berger, commandirt, den Posten der Bewachung dieses Staatsgefangenen zu übernehmen, den bisher ein anderer Officier versehen hatte. — Natürlich war ihm dieser freudenlose Posten in einer unwirthbaren Gegend, der fast einer Verbannnng glich, äußerst unangenehm. Er wünschte diesen ohnehin mit so großer Verantwortlichkeit verknüpften Auftrag abzulehnen. Das ging nun freilich auf dem ordnungs-

mäßigen Disciplinarwege nicht an. Da kam er auf den unglücklichen Gedanken, sich in anderer Weise in Petersburg wichtig zu machen.

Die schon erwähnte Fürstin Lapuchin, Gemahlin des Generallieutenants und Obercommissars der Marine, Stephan Lapuchin, hatte gehört, daß ein Lieutenant Berger die Wache bei dem Grafen von Löwenwalde haben sollte. Letzterer war von jeher ein Freund ihres Hauses, auch wol im Geheimen ein begünstigter Anbeter der schönen Fürstin gewesen. Aus Theilnahme an seinem Geschick, welche bei diesem Verhältniß wol natürlich war, beauftragte sie ihren Sohn, die Bekanntschaft dieses Lieutenants zu machen und ihm zu sagen, daß er den Grafen Löwenwalde ihres beständigen Andenkens versichern und ihn in ihrem Namen bitten möge, den Muth und das Vertrauen auf Gott nicht sinken zu lassen. Er solle ihm sagen: „Der alte Gott lebt noch und auf schlimmere Zeiten können einmal bessere kommen!“

Berger empfing diesen allerdings unvorsichtigen Auftrag der Fürstin Lapuchin mit anscheinender Willfährigkeit. Aber er erkannte sogleich, daß es ihm durch einen Mißbrauch dieses Vertrauens gelingen müsse, sich von der ihm so unangenehmen Commission nach Sibirien loszumachen.

Er kannte die Schlechtigkeit seiner Regierung und wußte, welche unglückliche Folgen eine Denunciation

dieser Aeußerung haben müßte, und so war es denn teuflische Bosheit und der ausgeprägteste Egoismus, wenn er sich erlaubte, diesem Auftrage die Auslegung einer hochverrätherischen Absicht zu geben und davon höhern Orts Anzeige zu machen. So erfuhr es die Kaiserin mit Verdrehungen und Zusätzen, die allerdings auf ein gefährliches Complot schließen ließen.

Sie nahm diesen Vorfall um so höher auf, da sie durch eine andere Klätscherei gegen die beiden Hauptangeschuldigten, die Frau von Lapuchin und die Gräfin Bestuscheff, Gemahlin des Oberhofmarschalls, schon piquirt war. Beide sollten einmal gesagt haben, sie wären weit schöner als die Kaiserin.

Mochten sie es nun gesagt haben oder nicht, so war doch einmal durch das Geschwätz von Weibern und jungen Leuten das Gerücht entstanden, daß sie sich dessen berühmt hätten, und so war es denn zu den Ohren der Kaiserin gekommen.

Elisabeth war außer sich vor Wuth, daß man es wagen konnte, ihre Schönheit herabzuziehen.

Berger erhielt nun auf seine Denunciation den Rath, durch scheinbare Hinneigung zu der Partei der Unzufriedenen den jungen Lapuchin über die Absichten und Pläne der Verschwörer weiter auszuforschen, da er in deren Geheimnisse ohne Zweifel selbst eingeweiht wäre. Berger war bereit, den schändlichen Spion zu machen, weil

er hoffte, sich dadurch von dem Commando in Sibirien befreien zu können.

In dieser Absicht begab er sich denn in ein Weinhaus, in welchem junge Leute verkehrten; unter Diesen befand sich auch der junge Lapuchin. Berger hatte den Adjutanten des Prinzen von Hessen=Homburg, den Lieutenant von Maltitz, ins Vertrauen gezogen. Dieser sollte über die Aeußerungen des jungen Lapuchin als Zeuge dienen, — ein unehrenhafter Auftrag, dem sich aber in der damaligen sittlichen Versunkenheit kein Officier entzogen haben würde. Beide tranken zusammen, als der junge Lapuchin in die düstere Weinstube eintrat. Maltitz, der ihn kannte, ging auf ihn zu, schüttelte ihm die Hand, wie einem alten Freunde, und lud ihn ein, mit ihnen ein Gläschen zu trinken. Berger ließ einige Flaschen mit Branntwein gemischten Tokaier bringen, wie ihn die an starke Getränke gewöhnten vornehmen Russen sehr liebten. Beide begannen nun ihrem Gaste tüchtig zuzutrinken, bis sie bemerkten, daß dem unerfahrenen, lebhaft aufgeregten jungen Manne das Herz auf der Zunge zu liegen anfing. Da stellte sich Berger, als sei er im höchsten Grade unzufrieden mit der Regierung der Kaiserin Elisabeth, und zog darüber gewaltig los, wie man zu sagen pflegt. Maltitz stimmte weidlich in diesen Ton ein; der arglose junge Mann ging in diese gefährliche Falle, indem er in freien, unvorsichtigen Ausdrücken un=

ehrerbietig und tadelnd sich über das unsittliche Privatleben und die heillose Regierungswirthschaft der Kaiserin Elisabeth aussprach, und auf den Tisch schlagend, daß die Gläser klirrten, hinzufügte: „Es wird bei Gott nicht eher besser, als bis sie auf dieselbe Weise, wie sie den Thron bestiegen hat, wieder ihres Weges geht.“

Das war allerdings genug, um den Anknüpfungspunkt zu der strengsten Criminal-Untersuchung zu bilden, in einer Zeit und unter Verhältnissen, wo schon die einfachste Denunciation, selbst von einem verrufenen Menschen, wenn er nur das Wort hatte — so nannte man das Spioniren und Denunciren — genügte, ganze Familien zu martern und nach Sibirien zu verbannen.

So wirkte denn auch Berger's Anzeige über die Aeußerungen des jungen Lapuchin um so mehr, seine Familie und die Bestuscheff's zu stürzen, als man der Kaiserin vorstellte, daß Dieselben schlecht von ihr sprächen; dahinter müsse eine Verschwörung zum Umsturz ihrer Regierung liegen. Es sei ihre Pflicht, fügten die Staatsmänner ihrer Umgebung hinzu, der Gefahr die Quelle abzuschneiden. Nun erinnerte sich die Kaiserin des Verbrechens ihrer beleidigten Schönheit von Seiten der beiden Frauen, und in der Aufregung darüber befahl sie, die beiden Damen sofort zu verhaften, ihnen den Criminalproceß zu machen, und sie alsdann auf das Schrecklichste gerichtlich und öffentlich zu bestrafen.

Die Untersuchung nahm nun vor besonderen Commissaren, die dem Willen der Kaiserin blind ergeben waren, ihren fürchterlichen Anfang. In der Nacht vom 4. zum 5. August 1743 wurden zahlreiche Patrouillen durch alle Straßen Petersburgs geschickt. Zugleich begann durch kleine Detachements, unter Führung von Polizeiagenten, die Verhaftung von Angeklagten und Verdächtigen, deren Namen eine lange Liste füllten.

Die niedergesetzte Militair-Commission hatte Befehl, mit aller Schärfe, unter Anwendung der Knute oder Folter, das vermeintliche Verbrechen des Hochverraths zu untersuchen. Eine solche Inquisition führte natürlich zu Geständnissen, zur Angabe von zahllosen Mitwissern und Mitverschworenen, zu Aussagen, welche der Schmerz erpreßt hatte, die aber nie in Wahrheit begründet gewesen waren.

Für die verletzte Eitelkeit der Kaiserin war dieses ganze auf Ermittelung eines Hochverraths gerichtete Criminalverfahren nur eine willkommene Gelegenheit, ihrer unversöhnlichen Rachsucht gegen die schöne Fürstin, die es gewagt hatte, für schöner gelten zu wollen als die Kaiserin selbst, freien Lauf zu lassen.

Sie beschloß, eine solche Verbrecherin zu bestrafen, womit sie gesündigt hatte, mit der Preisgebung ihrer

Schönheit, und ordnete deshalb selbst alle Grausamkeiten dieser schamlosen Execution an. Wir bedauern, unsere gefühlvollen Leserinnen mit der Schilderung dieser empörenden Schandthat, die hier im Namen der Justiz verübt wurde, nicht verschonen zu dürfen, denn sie ist ein charakteristisches Zeichen der Zeit, das in diesem geschichtlichen Lebensbilde der Kaiserin nicht fehlen darf.

Am bestimmten Tage und zur festgesetzten Stunde wurde die schöne Fürstin Natalie Lapuchin auf das erhöhte Schaffot geführt, welches mit einem Cordon von Tausenden von Soldaten der Garnison, und dahinter von einer zahllosen Menschenmenge, die den ganzen großen Platz füllte, umgeben war. Alle Fenster der den Platz einschließenden Paläste waren meist mit Damen besetzt, welche zu diesem seltenen Justizfeste große Toilette gemacht hatten. Selbst die Kaiserin Elisabeth hatte sich das Vergnügen nicht versagen können, einer Execution zuzusehen, welche ihrem Rachedurste zu einiger Befriedigung gereichte.

Die unglückliche Natalie warf von der Höhe des Schaffots herab ängstlich fragende Blicke auf die Tausende von Zuschauern, gleichsam als könne sie es nicht für möglich halten, daß so Grausames geschehe an ihrem zarten Körper, in Gegenwart so vieler Personen, die

sie früher wegen ihres Ranges, ihrer feinen Bildung und ihrer seltenen Schönheit in den Himmel erhoben hatten. Aber Alles schwieg. Kein Ruf der Entrüstung wagte es in dieser sclavischen Menge, für eine Unglückliche sich zu erheben, die den Zorn und die Ungnade der mächtigen Selbstherrscherin aller Reußen auf sich geladen hatte.

Sie schien es für unmöglich zu halten, daß die Vorbereitungen, die getroffen wurden, ihr gelten konnten, und hüllte sich fester in ihren kostbaren orientalischen Shawl, der ihre schlanke Gestalt den neugierigen Blicken der Menge entziehen sollte. Da trat ein Henkersknecht an sie heran, streifte die Hemdärmel auf, und riß ihr das elegante Tuch ab, welches ihren schönen Busen bis dahin verhüllt hatte. Schon dadurch wurde ihr weibliches Schamgefühl auf das Tiefste beleidigt. Sie wurde abwechselnd glühendroth und bleich; sie trat zurück, bedeckte ihren Busen mit ihren beiden feinen, weißen Händen, und Zähren rieselten aus ihren schönen Augen und perlten in den gesenkten seidenen Wimpern.

Dies war aber nur die schamlose Grausamkeit, die man auf Elisabeth's Befehl sich gegen das schöne Weib erlaubte. Jetzt ergriffen sie andere Henkersknechte. Während zwei sie hielten, nahm ein Dritter ein großes

Messer und schnitt ihr die kostbare Robe von Seiden-
brocat, mit dem Mieder, dem Hemde und den Röcken
von oben bis unten auf; nach wenigen Augenblicken
fielen ihr alle Kleidungsstücke vom Leibe, und die schöne
Unglückliche stand plötzlich ganz nackend den gierigen
Blicken der Tausende von Männern preisgegeben. Sie
hätte vor Scham in die Erde sinken mögen, mußte
sich aber eine längere entsetzliche Ausstellung gefallen
lassen, der sodann die schreckliche Execution auf dem
Fuße folgte. Jetzt ergriff ein anderer Henkersknecht
ihre feinen Hände, zog sie über seine breiten Schultern,
und hing sie damit über seinen gekrümmten Rücken, der-
gestalt, daß ihr feiner weißer und schlanker Rücken und
andere Theile ihres schönen, blendend weißen Körpers
den Knutenstreichen ausgesetzt waren. Diese Knute war
ein langer geflochtener, daumendicker Riemen, der an
einem kurzen Stiel befestigt war. Dieses furchtbare
russische Strafinstrument schwang jetzt ein Henkersknecht,
nachdem er einige Schritt zurückgetreten war, maß den
nöthigen Abstand, und plötzlich mit einem gewaltigen
Sprunge führte er den gräßlichen Hieb von oben bis
unten über den Rücken der Unglücklichen, so daß die
zarte Haut an der fürchterlichen Peitsche hängen blieb,
und ein breiter Blutstreif sich von oben bis unten zog.
Man hörte nicht ihr Geschrei, denn bei großer Cha-
rakterstärke und tief verletztem Stolze ertrug sie schwei-

gend das Entsetzlichste; aber jetzt schien eine wohlthätige Ohnmacht ihr die Leiden erleichtern zu sollen. Ihr schöner Kopf war auf dem Rücken des Henkers zur Seite gesunken, und ein zweiter fürchterlicher Schlag erfolgte, der einen neuen Blutstreifen von der Seite des Halses bis zu dem untern Theile des Rückens zog. Obgleich man sie schon für eine Leiche hielt, so wurde doch mit dieser barbarischen Züchtigung fortgefahren, bis der ganze Rücken mit bloßgelegtem Fleische einer Blutlache glich. Als der ungeheure Schmerz sie wieder ins Leben zurückgerufen hatte, legte man sie auf den Boden, brach ihr den kleinen, feinen Mund auf, und zog mit einer Zange die Zunge heraus, die zur Hälfte abgeschnitten wurde. In diesem Zustande, ehe ihre Heilung nur begonnen hatte, wurde sie auf das Stroh einer Kibitke gelegt und so Monate lang durch öde Steppen und über holperige Knüppeldämme nach den entferntesten Einöden von Sibirien transportirt.

Aber die Fürstin Natalie Lapuchin war nicht die Einzige, die damals dieses grausame Geschick traf. Außer ihr wurden noch zur Knute und Verbannung nach Sibirien verurtheilt der Generallieutenant Fürst Lapuchin, sein Sohn, der junge Lapuchin, der Lieutenant Maschkow von der Garde, der Knjäs Putjatine,

Hauptmann von der Garde, und der Staatsrath Sybim. Alle bekamen die Knute. Nur den beiden Erstgenannten von der Familie Lapuchin und der Gräfin Bestucheff wurde die vordere Hälfte der Zunge ausgeschnitten, und der Henker hatte die Rohheit, diese noch blutenden Fleischstücke spottend vom Schaffote herab zum Verkaufe auszubieten. Die Unglücklichen wurden sodann auf kleinen Bauernwagen zehn Werste von St. Petersburg fortgebracht, wo sie in einem kleinen Dorfe in einer elenden Judenschenke von ihren ebenfalls in Ungnade gefallenen zahlreichen Verwandten Abschied nehmen durften; man kann denken, unter welchen Schmerzen und Thränen dies geschah.

Und dieses Alles war das Ergebniß einer boshaften Klätscherei; aber Elisabeth rieb sich vergnügt die Hände. Sie war doch nun gerächt an den Verächtern ihrer Schönheit.

Solche Züge von Grausamkeit und Rachsucht der Kaiserin Elisabeth, wenn ihre weibliche Eitelkeit verletzt oder ihre Eifersucht aufgeregt war, blieben aber nicht vereinzelt in ihrem unheilvollen Regentenleben. Die ärgste Klatschsucht machte sich an diesem unheilvollem Hofe geltend, und zwar in einer Weise, die das Glück und die Freiheit von Tausenden der achtbarsten Familien vernichtete.

9.

Schuwalow, Günstling der Kaiserin. — Verfolgung schöner Frauen aus Eifersucht. — Umgebungen Elisabeth's. — Ihre sinnlichen Neigungen. — Vertreibung der Fremden. — Herstellung alter Sitten. — Elisabeth's Ausschweifungen. — Ihr Günstling Schubin. — Dessen Zurückberufung aus der Verbannung. — Rasumowski. — Heimliche Vermählung mit ihm. — Kinder aus dieser heimlichen Ehe. — Elisabeth's Frömmelei. — Schuwalow. — Folgen der Sittenlosigkeit Elisabeth's.

Auf den Günstling Rasumowski folgte, nachdem dessen Schönheit verblüht war, in der Gunst der Kaiserin, die durchaus kein Geheimniß blieb, der Page Iwan Schuwalow. Da seine schöne Figur der Kaiserin aufgefallen war, und Gnade gefunden hatte vor ihren lüsternen Blicken, so erhob sie ihn sogleich zum Kammerjunker und bald darauf zum Kammerherrn. Er stammte aus einem adeligen, aber wenig begüterten Geschlechte. Seine Aeltern standen nicht in Ansehen, und so war es allein seine Schönheit, die ihn an diesem üppigen Hofe auf die Bahn des Glückes hob. Bald erhielt er von seiner hohen Gönnerin den Alexander-Newski- und den weißen Adler-Orden.

Iwan Schuwalow war gutmüthig, furchtsam und hatte keinen glänzenden Verstand; dabei besaß er kaum die nothdürftigsten Kenntnisse im Lesen und Schreiben, aber eine Bescheidenheit, wie man sie selten an Günstlingen einer Kaiserin fand. Dadurch bewahrte er sich

die Gnade seiner Monarchin, die auf ihre Weise sehr verliebt in ihn war.

Nur einmal reizte er durch eine vorübergehende jugendliche Untreue ihre Empfindlichkeit. Sie vergab ihm aber sehr bald, indem sie alle Schuld seiner Verirrung auf Andere schob, die diesen ihren Liebling verführt haben sollten. Nun entstand in Petersburg eine wahrhaft inquisitorische Verfolgung aller schönen Weiber, die man gefänglich einziehen ließ, weil sie möglicher Weise ein Auge auf den schönen Favoriten der Kaiserin geworfen haben konnten. Unter der Folter und durch die Knute wurden sie gezwungen, alle Liebschaften, die sie jemals gehabt und alle galante Verirrungen, deren sie sich schuldig gemacht, zu bekennen, um zu erfahren, ob eine derselben ein Auge auf ihren Liebling geworfen habe. Die Kaiserin Elisabeth las alle darüber aufgenommenen Protokolle selbst. Begreiflich kamen durch die sogenannten „scharfen Fragen" arge Skandalgeschichten zum Vorschein, denn die Unglücklichen mußten wol aussagen, wie es ihre Peiniger haben wollten. Aber was Elisabeth wissen wollte, erfuhr sie doch nicht.

Die Grausamkeiten, die auf solche Veranlassungen verübt wurden, waren ohne Grenzen und um so empörender für das Rechtsgefühl, da sie auf Befehl einer Frau geschahen, die selbst in sittlicher Hinsicht die Versunkenste und Strafbarste von Allen war. Alle verdächtigen Frauen

oder auch Unschuldige, die nur irgend einen Feind hatten, wurden selbst auf anonyme Denunciationen eingezogen. Sogar ehrbare Frauen, selbst aus den höheren Ständen, wurden mit Gewalt in der Nacht aus den Armen ihrer Männer gerissen. Man schnitt ihnen die Haare ab, und vertheilte sie, wenn sie auch nicht der geringsten Schuld überführt waren, in die Spinnhäuser. Am Meisten überfüllt von solchen unglücklichen Frauen, meistens aus den höchsten Ständen, war das große Spinnhaus, welches am Ende der Fontanka lag.

Dann wurden sie scharf inquirirt über alle Liebesgeschichten, die sie jemals in ihrem Leben gehabt hatten. Da kamen denn unter Androhung der Knute oder nach einigen Hieben die seltsamsten Geständnisse zum Vorschein, die, gleichviel ob wahr oder nicht wahr, und nur durch Furcht und Schmerz erpresst, zu Protokoll genommen wurden, und diese bildeten eine Chronique scandaleuse, welche viele hochgestellte Männer arg compromittirte und die Kaiserin höchlich ergötzte, obwol diese Liebes-Abenteuer alle noch viel anständiger waren als diejenigen, welche sich von der Kaiserin in Umlauf befanden, denn sie betrieb, als sie sich auf dem Throne einigermaßen sicher wußte, ihre Liebeshändel keineswegs heimlich, sondern mit einer grenzenlosen Schamlosigkeit, wobei alles Anstands- und Sittlichkeitsgefühl verletzt wurde.

Im Anfange der Regierung der Kaiserin Elisabeth

glichen ihre Umgebungen, mit wenigen Ausnahmen, einer Bande lüderlicher Gesellen, die nur für sich selbst Vortheile durch die persönliche Gunst ihrer Monarchin zu erschleichen oder zu erpressen suchten. Glücklicher Weise war die Rohheit und Unwissenheit Derselben so groß, daß sie gar nicht einmal auf den Gedanken kommen konnten, sich in Staatsämter einzudrängen.

Das war die Frucht der niedrigen Sinnlichkeit, welche das Leben dieser üppigen Monarchin befleckte. Unter keiner Regierung Rußlands gab es so viel gemeine, ganz verworfene Günstlinge, die sich mit eben so viel Unverschämtheit als Gemeinheit in den Ausdrücken ihrer Heldenthaten im vertrautesten Umgange mit der Monarchin berühmten, als unter der Kaiserin Elisabeth.

Auf den gebohnten Parquets ihrer Prunksäle und Staatsgemächer im kaiserlichen Winterpalaste wimmelte es von Bauern, Stallknechten, Kutschern, Soldaten und Bedienten, die zwar meist Alle schöne, kräftige, junge Männer waren, deren tiefe Gemeinheit man aber ihren meistens von Branntwein gerötheten Gesichtszügen ansehen und aus ihren rohen Gesprächen, aus ihrem plumpen, ungeschickten Benehmen erkennen konnte. Dennoch bekleideten oft diese dem Pöbel enthobenen Höflinge die angesehensten Hofämter. Diese Kammerjunker und Grafen, Kammerherren und Hofmarschälle ohne Geschick und

Sitte, in ihren galonirten Galakleidern, mit schmuzigen seidenen Strümpfen, zerzausten Perrücken, zerrissenen Manschetten und Spitzenjabots, breiten Ordensbändern, Ordenssternen in Brillanten, Degen und Haarbeutel, die sich mit unbeschreiblichem Uebermuth benahmen, hatten alle noch vor Kurzem theils Schuhe und Stiefeln geputzt, theils die kaiserlichen Marställe ausgemistet oder das Feld gepflügt, die Gassen gekehrt oder die Muskete getragen. Wenige waren darunter, die nicht schon die Knute oder Fußtritte ihrer Herren gekostet hatten; jetzt konnten sie selbst Knutenhiebe und Fußtritte nach Belieben austheilen, das Geld mit vollen Händen verschwenden, sich bis zur völligen Sinnlosigkeit in Branntwein betrinken, und Niemand durfte es wagen, ihnen darüber nur ein böses Wort zu sagen, noch weniger sie zu bestrafen.

Bisher hatte sich Elisabeth durch Nichts ausgezeichnet, als durch ihre grobsinnlichen Neigungen, denen sie sich bald ohne Scheu und Scham vor der Oeffentlichkeit hingab. Sie hatte ganz offen den vertraulichsten Verkehr mit Soldaten, Unterofficieren u. s. w., mit denen sie, als eine echte Russin, Branntwein trank. Sie war dieses Skandals wegen allgemein verachtet, und nur Furcht und Gewohnheit brachten ihr die ihrem Range gebührenden Huldigungen. Dies kümmerte sie aber wenig; sie glaubte als Kaiserin keinem Menschen

Rechenschaft schuldig zu sein, und gab sich jedem, auch dem skandalösesten Gelüste hin.

Lieben und geliebt zu werden, das heißt in ihrer sinnlichen Weise, war ihr ein Bedürfniß geworden, dem sie keine Schranken setzte.

Eben so unersättlich war ihr Hang zum Vergnügen. Ein Fest war ihr ein so wichtiges Ereigniß, daß sie oft Wochen lang nicht zu bewegen war, nur die nothwendigste Staatsschrift zu unterzeichnen.

Daneben fand sie aber auch viel Geschmack an den Freuden der Tafel und dem Genusse des Weines.

Diese Schwächen und Leidenschaften der Kaiserin Elisabeth verstärkten sich mit zunehmendem Alter in dem Grade, daß sie nicht selten so betrunken von der Tafel sich erhob, daß sie sich kaum noch auf den Füßen erhalten konnte.

Dabei war sie ungemein bigot. Stunden lang lag sie betend vor einem Heiligenbilde auf den Knien. Sie befragte dasselbe um Rath, und trieb sonst noch viel abergläubischen Unsinn.

Deshalb unterstützte die Geistlichkeit das Ansehen der Kaiserin.

Nachdem unter Elisabeth's Herrschaft die Ausländer vertrieben waren, welche Peter der Große zur Förderung der Cultur ins Land gerufen hatte, zeigte sich die Thorheit des russischen Adels in ihrer ganzen Größe. Alles

wurde abgeschafft, was die Bildung der Deutschen und Franzosen unter diesen Orientalen eingeführt hatte. Die so verpönt gewesenen altrussischen Sitten wurden wieder eingeführt. Die grenzenloseste Verschwendung, der barbarische Hochmuth der Moskowiter, ihre Unwissenheit, ihre Eitelkeit und ihr Aberglaube zeigten sich wieder, gepaart mit aller der Rohheit, welche frühere Regierungen nur zu beschränken, nicht auszurotten vermocht hatten. Jetzt besonders machte sich die Frömmelei bei der Kaiserin geltend, indem man auf den Straßen die Kinder der Ausländer auffing, um sie in Klöster sperren und dort im orthodoxen Glauben der griechischen Kirche erziehen zu lassen. Und das nannte die gekrönte Sünderin: Gott wohlgefällige, fromme Werke üben.

Dennoch wurde Elisabeth von ihren sclavischen Unterthanen angebetet, indem Diese in der Tochter Peter's des Großen nur die Erhalterin der alt-moskowitischen Sitten, Gewohnheiten und ihrer Religion sahen. Jene abgöttische Verehrung der Herrscher, welche das Volk zu den Füßen des Czaren niederwirft wie vor einem Heiligenbilde, schlug auch in den höheren Ständen wieder Wurzel. Ein echter Russe dankt jeden Abend dem Czaren, daß er ihm im Laufe des Tages seinen Kopf nicht hat vor die Füße legen lassen.

Wie sehr aber auch die Kaiserin Elisabeth sich der rohen Sinnlichkeit hingab und ihre Liebhaber so oft

wechselte, wie andere Damen ihre Handschuhe, und wenn auch behauptet wird, daß sie einmal in ihrer seltsamen Lüsternheit sich den Umarmungen eines scheußlich häßlichen Kalmücken habe hingeben wollen, um für ihre abgestumpften Sinne einen neuen pikanten Reiz zu gewinnen, und daß sie nur schwer davon abzubringen gewesen sei, so war sie doch auch fähig, dauernde zärtliche Neigungen zu empfinden.

Aus diesem Bedürfniß, zu lieben und geliebt zu werden, entstand das berüchtigte Favorisat, welches einen reichlichen Wechsel von Liebhabern in die Geschichte ihres Hoflebens brachte.

Es sei erlaubt, die bedeutendsten derselben hier aufzuzählen.

Von Schubin, ihrem ersten Jugendgeliebten, haben wir schon erzählt, daß er ein russischer Soldat von großer Schönheit war, der die Aufmerksamkeit der blühenden, damals siebzehnjährigen Prinzessin Elisabeth auf sich gezogen hatte; ferner daß Derselbe von ihrer Tante, der Kaiserin Anna, nach Sibirien verbannt wurde, um dieses unwürdige Verhältniß zu trennen. Hatte sich auch Elisabeth bald durch einen neuen Geliebten, Namens Rasumowski, über diesen Verlust getröstet, so erinnerte sie sich doch gleich nach ihrer Thronbesteigung jenes ersten Jugendgeliebten und seines unglücklichen Geschicks, und sie sandte einen

Officier als Courier nach Sibirien, mit dem Befehl, den Gefangenen Schubin aufzusuchen und zu erlösen. Für den Fall, daß er Schubin entdecken würde, versprach sie ihm große Belohnungen. Das war aber eine schwierige Aufgabe. Der Unglückliche hatte, wie alle Verwiesene, vor der Abreise seinen Namen verändern und schwören müssen, gegen Niemanden zu entdecken, wer er sei. Sein wahrer Name wurde dann vergessen und nur sein angenommener in die Register der geheimen Canzlei eingetragen. Kein Mensch konnte also darüber Auskunft geben, als Schubin selbst. Der Officier, welcher ihn entdecken sollte, durchsuchte nun in den ungeheuren Einöden Sibiriens alle Gefängnisse, fragte alle Verwiesene, und fand ihn nicht, weil er nicht sagen wollte, welches eigentlich der Zweck seiner Sendung war. Doch gehorsam seinen Befehlen und in der Hoffnung auf hohe Belohnung setzte er unermüdet zwei Jahre lang seine Bemühungen fort. Schon auf der Rückreise begriffen, besuchte er zum zweiten Male ein Gefängniß, in welchem er vor fast zwei Jahren schon einmal gewesen war, und fragte auf's Neue nach einem Gefangenen, der Schubin hieße. Aber Niemand wollte diesen Namen führen. Jetzt rief er unmuthig aus: „Was wird unsere Kaiserin Elisabeth sagen, wenn ich ihr ihren Schubin nicht bringe?“ Da sprach einer der Gefangenen, indem er von dem elenden Schilflager, worauf seine abge-

zehrte Gestalt lag, aufsprang: „Ist Elisabeth Kaiserin, so bin ich Schubin!“

Er hatte früher seinen Namen nicht sagen wollen, weil er nur Verfolgungen fürchtete. Jetzt aber wurde er ganz berauscht vom Glücke, als ihm im Namen seiner hohen Geliebten nach einer achtjährigen schrecklichen Kerkerhaft seine Freiheit angekündigt wurde. Er tanzte wie wahnsinnig im Kerker herum, umarmte seine Mitgefangenen und seinen Befreier, und nachdem er anständige Kleidung erhalten hatte, trat er mit Diesem seine Rückreise nach St. Petersburg an.

Es war im Sommer des Jahres 1743, als er dort eintraf und der Kaiserin vorgestellt wurde.

Aber wie hatten sich die Zeiten geändert? Seine ehemalige Schönheit war durch die Leiden der langen Gefangenschaft gänzlich zerstört; Elisabeth hatte jetzt einem andern Favoriten ihre Gunst geschenkt, dem noch weit schönern jungen Rasumowski, und sie fühlte keine Neigung, das frühere Verhältniß mit dem geretteten Schubin wieder anzuknüpfen. So war denn die erste und zugleich auch die letzte Audienz des Wiedersehens kurz. Verlegenheit erschien auf beiden Seiten, Elisabeth versicherte ihm mit kalter Höflichkeit ihrer Huld und ernannte den ehemaligen Sergeanten zum Major der Garde, bald darauf mit entsprechendem Gehalte zum

General-Major und Ritter des Alexander-Newsky-Orordens. Bald erhielt er den Titel eines Generallieutenants mit der freundlichen Weisung, sich zur Pflege seiner Gesundheit auf die ihm geschenkten Güter zurückzuziehen. Dort verbrachte er den Abend seines Lebens in behaglicher Ruhe, froh darüber, daß er so mit blauem Auge, wie man zu sagen pflegt, den Intriguen eines schlüpfrigen Hoflebens und der gefährlichen Gunst seiner hohen Gebieterin entkommen war.

Als Elisabeth den Thron bestiegen hatte, setzte sie den vertrauten Umgang mit Schubin's Nachfolger in ihrer Gunst, Rasumowski, ohne alle Zurückhaltung fort. Ihr Umgang mit ihm war so zwanglos, daß sogar der Anstand dabei aus den Augen gesetzt wurde. Sie lebte ganz öffentlich mit ihm, auf dem vertrauten Fuße einer Gemahlin. Er besuchte sie im Schlafrocke ganz ungenirt des Morgens, wenn sie ihre Toilette machte, so wie auch Abends, wenn sie sich auskleiden ließ und ins Bett legte. Ein so vertrauter Umgang machte für Rasumowski einen höhern Rang nöthig. Schon am Tage ihrer Thronbesteigung ernannte ihn die Kaiserin zum Kammerherrn, und an ihrem Krönungstage wurde er zum Oberjägermeister, russischen Grafen und Ritter des Andreasordens erhoben. Zuletzt erhielt er den Rang eines Generalfeldmarschalls — obgleich er weder Geistesgaben noch Kenntnisse besaß.

Die Reichthümer, die er nach und nach von ihr erhielt, waren unermeßlich. Seine Freunde, die immer für ihn denken mußten, fanden es zur Erhaltung ihrer gemeinschaftlichen Interessen nothwendig, daß Elisabeth sich mit diesem ihren Günstling durch priesterliche Einsegnung im Geheim verbinden ließ. Sie sahen voraus, daß bei den veränderlichen Neigungen dieser Kaiserin leicht Ueberdruß an die Stelle der Gunst treten könne, und wollten wenigstens durch das Band der Ehe die Verhältnisse so fest geknüpft sehen, daß keine förmliche Trennung und Verlust der Vortheile ihrer Gunst so leicht zu besorgen war. So mußte denn Rasumowski, nach dem Rathe seiner Freunde, vor allen Dingen die Geistlichen in der Umgebung der Kaiserin gewinnen. Dieses geschah denn auch leicht durch große Geschenke, und der Beichtvater Derselben machte es ihr zur Gewissenssache, die Sünde einer außerehelichen Gemeinschaft mit ihrem Günstling durch die im Geheim zu vollziehende eheliche Verbindung wieder auszutilgen. Das sei der einzige Weg Gott zu versöhnen. Die frömmelnde Kaiserin ging darauf ein, und so wurde denn Rasumowski, trotz ihres Vorsatzes unverehelicht zu bleiben, im Geheim ihr Gatte. In dieser morganatischen Ehe wurde mit möglichstem Geheimniß ein Sohn geboren, der den Namen Sakrewsky erhielt und, nachdem er sorgfältig erzogen war, als Geheimrath und Präsident des Medicinischen

Collegiums angestellt wurde. — Andere Früchte dieser geheimen Verbindung der Kaiserin Elisabeth mit Rasumowski waren die beiden Grafen Tarrakanoff und deren schöne Schwester, die Prinzessin Tarrakanoff, deren unmenschliche Verfolgung unter der Kaiserin Katharina II. wir später erzählen werden.

Nach dem Laufe der Natur erfolgte denn auch, was die Freunde Rasumowski's vorausgesehen hatten. Als im Anfange der funfziger Jahre seine Schönheit verblüht war, verlor er die Stelle eines Favoriten, konnte aber als Gemahl der Kaiserin nicht entfernt werden. So blieb er denn am Hofe, drückte bei ihren zahllosen Verirrungen ein Auge zu, und wurde mit derselben äußern Ehrfurcht behandelt, als zuvor.

Abgelöst als Favorit wurde Rasumowski durch den Pagen Iwan Schuwalow. Dieser junge Mensch war aus einem armen adeligen Geschlecht entsprossen, und da seine Aeltern nicht in Ansehen standen, so hatte er keine Aussicht, am Hofe sein Glück zu machen. Aber Elisabeth fand Wohlgefallen an seiner schlanken, kräftigen Gestalt. Sie erhob den Pagen unerwartet zum Kammerjunker, dann zum Kammerherrn und zum Ritter des Alexander Newsky-Ordens. Der bescheidene und blöde junge Mensch wußte nicht, wie ihm geschah. Aber Elisabeth

machte ihm ganz unzweideutige Avancen, und die Freunde, welche die Gunst der Kaiserin ihm sogleich zahlreich verschafft hatte, ermunterten ihn zur Dreistigkeit, und so feierte denn bald die erfahrene Elisabeth ihre Triumphe, über die Unschuld des unerfahrenen, jungen Menschen. Eben diese Unschuld war es, die ihr einen so neuen und pikanten Reiz gewährte, daß sie ihn wirklich in ihrer Weise liebte. Wie sie ihm sogar eine verübergehende Untreue vergab und ihre Verfolgungen gegen alle die Weiber richtete, die nur irgend im Verdacht standen, jemals die Kühnheit gehabt zu haben, ihre Blicke gegen den jungen Liebling der Kaiserin zu erheben, haben wir schon früher erzählt.

Uebrigens lernte dieser Günstling, Graf Iwan Iwanowitsch Schuwalow, seine Stellung als Favorit der Kaiserin bald benutzen, um seine Reichthümer durch ihre Freigebigkeit ungeheuer zu vermehren. Mit Freuden überließ er seinem Vetter, Peter Schuwalow, das beschwerliche Amt, Intriguen zu schmieden. Dieser Peter Schuwalow hatte den thörichten Plan gefaßt, sich statt des Großfürsten Peter — von dem später die Rede sein wird — der Thronfolge zu bemächtigen. Elisabeth erfuhr davon, lachte aber über diese Narrheit, wie sie es nannte, da er der Vetter ihres Günstlings war. Indeß wußte Iwan den Neigungen der Kaiserin zu schmeicheln. Er rühmte ihre Herzensgüte

und Menschlichkeit, trotz der empörenden Beweise vom Gegentheil, die sie täglich gab. Aber da sie gern für eine große, milde Herrscherin gelten wollte, so fühlte sie sich dadurch ungemein geschmeichelt.

Daß eine solche Günstlingswirthschaft, bei den ohnehin verschwenderischen Neigungen der Kaiserin Elisabeth, zu einer entsetzlichen Zerrüttung der Finanzen und einer Schwächung der Politik Rußlands dem Auslande gegenüber führen mußte, liegt auf der Hand. — Willkürlichkeit und Erpressungen, Unterschleif von Staatsgeldern, Verkäuflichkeit der Politik, Zerrüttung des Adels, der durch den unsinnigsten und geschmacklosesten Prunk am Hofe zu den heillosesten Verschwendungen verleitet wurde, Vernichtung aller Volksmoral und Aufklärung, Verfall aller öffentlichen Anstalten und Gebäude, der Armee und der Marine, eine verkehrte Politik, wohin vorzüglich der Haß Elisabeth's gegen Friedrich den Großen gehörte — so stand es damals mit Rußland, und solche Zerrüttungen konnten nicht ausbleiben, wo solche Ursachen wirkten.

Inmitten dieses höllischen Pfuhls von moralischer und staatlicher Versunkenheit begannen zwei Männer von Bedeutung an Elisabeth's Hofe, ihren gegenseitigen Kampf der Intriguen gegen einander auf Leben und Tod, nämlich Bestucheff und Lestocq.

10.

Lestocq's Besorgnisse. — Das Gelübde der Kaiserin. — Bestucheff. — Der Haß Elisabeth's gegen Friedrich II. — Lestocq's Unvorsichtigkeit. — Bestucheff's Intriguen. — Der Großfürst Peter. — Bestucheff's und Apraxin's Intriguen gegen ihn. — Verfahren gegen den französischen Gesandten, Marquis von Chetarderie. — Spionerie. — Der Beschluß, Lestocq zu stürzen.

Der Graf Lestocq war einer von den vertrauten Staatsmännern, welche beauftragt wurden, das Rachewerk der Kaiserin Elisabeth zu leiten und an der Criminal-Untersuchung wegen der angeblichen Staatsverbrechen der gemißhandelten und verbannten Unglücklichen Theil zu nehmen. Wie viel Antheil er an der barbarischen Vollstreckung der Sentenzen genommen, können wir nicht sagen. Ein jovialer, leichtsinniger Mensch, wie dieser Franzose war, ist selten so bösartig von Charakter, wie eine solche Theilnahme voraussetzen würde. In seinem Leichtsinn dachte er auch wol nicht einmal daran, daß ihn selbst, wie jedem Hochgestellten in Rußland dereinst ein ähnliches Schicksal treffen könne.

Der Günstling einer unbeschränkten Selbstherrscherin ist aber niemals ohne Neider und Feinde; das wußte Lestocq wohl und so entstanden denn bei ihm, da er mehrere Spuren von Intriguen, die gegen ihn gesponnen wurden, entdeckte, trotz seines sanguinischen Temperaments einige Besorgnisse, daß es seinen Feinden doch einmal

gelingen könnte, die in ihren Neigungen so unbeständige Kaiserin gegen ihn einzunehmen. Er selbst war bekanntlich sehr frei und sarkastisch in seinen Aeußerungen. Ein beißender Witz mußte heraus, und sollte es ihm das Leben kosten. Wie leicht konnte ein Neider oder ein Feind einen solchen unbedachten Einfall der Monarchin hinterbringen, und glaubte Diese sich einmal persönlich beleidigt, so war sie unversöhnlich, verdammte Jeden, den solche Anklage traf, ungehört und kannte in ihrer Wuth keine Grenzen der Schonung oder Dankbarkeit.

So waren Lestocq's trübe Gedanken, womit er sich nicht selten in den langen, schlaflosen Nächten plagte, die seine Ausschweifungen ihm zugezogen hatten.

Um einen solchen Streich, der ihm drohte, für die Zukunft abzuwehren, hatte er mit der Kaiserin in den ersten Tagen ihrer Regierung eine geheime Unterredung, worin er ihr für ihre vielfachen Gnadenbeweise dankte. Er bekannte dabei, daß er durch die Ernennung zum Präsidenten des Medicinischen Collegiums, wobei er nur ihr selbst Rechenschaft abzulegen hatte, ohne dem Senate oder irgend einem Collegium untergeordnet zu sein, über Verdienst belohnt wäre.

Mit gewohnter Freimüthigkeit setzte er hinzu: „Aber ich kann nicht verhehlen, wie sehr ich von der Sorge erfüllt bin, daß Ew. Majestät einmal meine geringen Dienste zu Gunsten Ihrer Thronbesteigung vergessen und

mir mit Undank lohnen werden; noch mehr — daß ich einmal meinen gegenwärtigen und künftigen Feinden aufgeopfert werden könnte. Ew. Kaiserliche Majestät würden sich vor ganz Europa beschimpfen, wenn Sie jemals den eifrigen Einflüsterungen der Höflinge Gehör geben würden, denen meine Erhebung ein Dorn im Auge ist."

Elisabeth war gerührt und betroffen. Sie erneuerte dem Manne, der sie auf den Thron gehoben hatte, die Versicherung ihrer unverbrüchlichen Dankbarkeit, und versicherte im leidenschaftlichsten Tone: „Sollte ich jemals einer mir so fremden und unnatürlichen Empfindung Gehör geben, so darfst Du nur an mich schreiben, mich an die Dienste, die Du mir geleistet hast und an die heutige Unterredung erinnern, und Alles wird vergessen und vergeben sein."

Lestocq überließ sich seiner gewöhnlichen Heiterkeit, lachte darüber, und versicherte, daß doch seine Besorgnisse dadurch nicht gehoben wären.

Elisabeth wurde durch diese Zweifel ihres Günstlings als Weib so erregt, daß sie auf ihre Knie sank und rief: „Ich gelobe und schwöre bei Gott und der heiligen Jungfrau Maria, daß nie meine Dankbarkeit gegen Dich erkalten wird. Ich gebe mein Ehrenwort, daß ich allezeit unempfindlich bleiben werde gegen die

bösen Eindrücke, die man auf mich gegen Dich zu machen jemals versuchen würde.“

Wem hätten solche heilige Versicherungen einer hohen Monarchin nicht genügt? Auch Lestocq fühlte sich dadurch erleichtert und beruhigt. Er gab sich dem Wahne hin, daß es nun für immer seinen Feinden unmöglich sein würde, ihn zu stürzen. Er vertraute der Ehrenhaftigkeit seiner hohen Gönnerin mehr, als sie verdiente. Wie wenig kannte er doch den schwankenden Charakter Derselben!

Unbesorgt stürzte er sich nun in die Wogen des Geschäftslebens. Er arbeitete auch, nach der Aufforderung der Kaiserin, in Staatssachen. Sein Genie machte ihn zu Allem fähig.

Aber diese seine Einmischung in eine Geschäftssphäre, die ganz außerhalb seiner eigentlichen Dienstbeziehungen lag, erregte das Mißvergnügen der hohen Staatsbeamten, die sich bisher ausschließlich in solchen Geschäftskreisen bewegt hatten. Dadurch wurden zuerst die Cabalen der russischen Großen geweckt, die bald nur auf eine günstige Gelegenheit lauerten, um ihm zu schaden.

Durch sein sorgloses Benehmen, selbst in den ernstesten Angelegenheiten, gab er seinen Feind die Waffen gegen sich in die Hand.

Dazu beging er noch eine Unvorsichtigkeit. Er protegirte den eben so ehrgeizigen als intriguanten Gra=

fen Bestuscheff=Riumin bei der Kaiserin, indem er ihn zu der wichtigen Stelle eines Großcanzlers des Reichs empfahl.

„Aber,“ sprach sie bedenklich, indem sie das Ernennungspatent Desselben unterschrieb, „weißt Du denn auch, was Du thust mit dieser Empfehlung? — daß ich auf Deine Verwendung einen Mann befördert habe, der Dich stürzen wird?“

Diese Worte machten damals auf Lestocq nur einen flüchtigen Eindruck. Erst als es zu spät war, erinnerte er sich daran, daß ihn die Kaiserin gewarnt hatte. Politische Bewegungen sollten die erste Veranlassung zu seinem Sturze geben.

Der Krieg gegen Preußens genialen König Friedrich den Großen war damals in Rußland ein allgemein beliebter Gedanke. Die Feindseligkeit gegen Denselben war so groß, daß die Russen geneigt waren, alle Preußen wegzujagen, die sich im Reiche aufhielten. Lestocq war einer der Wenigen, welche dieser herrschenden Gesinnung nicht beitraten. Unerfahren in der Hofpolitik, deren mühsames Studiren er erst anfing, und unfähig zu jeder Vorstellung, erklärte er sich offen für Preußen, und stellte der Kaiserin vor, daß dieser Krieg ein höchst ungerechter sei und viel Menschenleben und Geld kosten würde.

„Aber,“ entgegnete ihm Elisabeth in gereizter

Stimmung, „mein Vater hat ein Bündniß mit Oesterreich gemacht. Dieses besteht noch bis heute. Darf ich es brechen?“

„Wohl,“ versetzte Lestocq lebhaft, „wenn Ew. Majestät noch an diesem Bündnisse hangen, nun so erfüllen Sie es, indem Sie dem Kaiser die stipulirten 25,000 Mann schicken, damit aber lassen Sie es gut sein!“

Es lag jedoch noch ein ganz anderer Gedanke als der der Politik im Hintergrunde der Seele der Kaiserin Elisabeth, der sie so unversöhnlich gegen den König Friedrich II. aufbrachte. Es war ihr erzählt worden, daß Derselbe einmal bei Tafel in seiner sarkastischen Laune geäußert habe, die „Kaiserin Elisabeth sei die nordische Messalina!“

Je mehr diese Aeußerung in der Wahrheit begründet war, um desto größer war in Elisabeth's Augen das Verbrechen eines Monarchen, der damit nach ihrer Meinung hinreichende Veranlassung gegebenhatte, ihn mit Krieg zu überziehen, und wer für einen solchen Schänder ihrer Ehre das Wort nehmen konnte, der hatte sie selbst beleidigt, der war ihr Feind. Sie konnte es Lestocq deshalb nie vergeben, daß er den Krieg gegen diesen bösen Mann, wie sie Friedrich II. nannte, für einen ungerechten erklärt hatte. An so dünnem Faden hingen damals die Entscheidungen der Politik über Krieg und Frieden.

Ein Krieg war damals nicht Sache der Staatsinteressen, sondern persönlicher Leidenschaften.

Lestocq indeß, obgleich er Verstand und Klugheit besaß, war zu leichtsinnig, um es zu bemerken, daß die pikirte Kaiserin seit dem Augenblicke seiner Verwendung für Preußen es vermied mit ihm zu reden. Er hielt in seiner blinden Sicherheit ihre Zurückhaltung für ein vorübergehendes Schmollen, und that deshalb gar keine Schritte, sich wieder in ihrer Gunst zu befestigen. Im Gegentheil handelte er ganz rücksichtslos, indem er öffentlich die genaueste freundschaftliche Verbindung mit dem preußischen Gesandten unterhielt. Sie waren fast beständig bei einander.

Lestocq's Feinde aber benutzten diese Unvorsichtigkeit, um den bisherigen Günstling der Kaiserin ihr verdächtig zu machen.

Sie stellten ihr vor, daß dieser Franzose nur um seiner selbst willen sich verdient um sie gemacht habe, und daß er darnach trachte, Rußland unter dem Namen seiner Beherrscherin zu tyrannisiren. Jetzt erst träten seine verderblichen, selbstsüchtigen Projecte offen zu Tage. „Die Leichtigkeit,“ fügte man hinzu, „womit er die Revolution gemacht hat, kann nur in ihm den Gedanken an die Möglichkeit unterhalten, eine zweite mit eben der Leichtigkeit des Erfolgs durchzuführen. So leidet es denn gar keinen Zweifel, daß er früher oder

später Hand daran legen wird, Ew. Majestät vom Throne zu stoßen."

Es kam noch ein Umstand dazu, die Verstimmung der Kaiserin gegen Lestocq zu erhöhen.

Nach der Vermählung des Thronfolgers, nachmaligen Kaisers Peter III., mit der Prinzessin von Anhalt-Zerbst, die als Großfürstin den Namen Katharina angenommen, und später als Katharina II. den russischen Thron bestieg, zeigte Lestocq eine große Vorliebe für jenen jungen Thronfolger, der ein fanatischer Verehrer Friedrich's des Großen war. Aber der arglose Lestocq suchte in diesem Umgange Nichts als die heitere Gesellschaft am kleinen Hofe des Großfürsten und die geistreiche Unterhaltung der Großfürstin Katharina. Doch war es genug, um seinen Feinden das Mittel zu geben, ihn zu stürzen.

Die gefährlichsten seiner Gegner waren vorzüglich die beiden Staatsmänner, welche er selbst auf ihre Höhe gehoben hatte, Bestucheff und Apraxin.

Der Großkanzler Bestucheff-Riumin war, ohne ein Liebhaber der Kaiserin Elisabeth zu sein, doch derjenige Staatsbeamte, der den größten Einfluß auf ihre Entschließungen zu gewinnen gewußt hatte. Als Staatsmann war er der kühnste und geschickteste Intriguant am russischen Hofe.

Er war der Sohn eines schottischen Officiers mit

Namen Best, den Peter I. bei seiner Rückkehr aus England mit nach Petersburg genommen hatte. Der Name Best bedeutet in der russischen Sprache so viel als ein dummes Thier (Beest, Bestie) und wird dort als eines der gewöhnlichsten groben Schimpfwörter gebraucht. Deshalb sagte einst Peter der Große scherzend zu Best: „Du mußt Deinen Namen ändern, sonst bist Du vor den Augen meiner Russen ein Vieh, und ein solches kann ich in meinem Dienste nicht gebrauchen.“ „Sehr gern,“ antwortete Best, „wenn Ew. Majestät mein Name nicht gefällt, so geben Sie mir gefälligst einen andern.“ „Nenne Dich Bestucheff,“ antwortete der Czar, „dann bist Du aus einem Schotten plötzlich ein echter Russe geworden.“

Bestucheff beherrschte durch seine Klugheit zugleich die Kaiserin, ihre Günstlinge und Minister. Er regierte thatsächlich ganz allein, besorgte und entschied Alles, sowol im Innern des Reichs, als auch nach außen hin.

Er hatte sich seit mehr als 40 Jahren den Staatsangelegenheiten und Hofintriguen gewidmet. Nachdem er unter Peter dem Großen als Attaché der russischen Ambassade mit auf dem Congresse in Utrecht gewesen war, hatte er sich in England in der Ministerschule Georg's I. weiter ausgebildet. Als er nach Petersburg zurückgekehrt war, wurde er zum russischen Minister am Hofe von Stockholm ernannt und später an den

dänischen Hof nach Kopenhagen versetzt. Unter Anna Iwanowna wurde er am kurländischen Hofe angestellt. Als sie den Thron bestiegen hatte, ward er in der Eigenschaft eines Envoyé extraordinaire nach Hamburg gesendet. Dem Herzog von Biron eifrig ergeben, wurde er gleichzeitig mit Demselben verhaftet. Aber er besaß Gewandtheit, Glück und Geschick genug, es dahin zu bringen, daß er dessen Verbannung nach Sibirien nicht zu theilen brauchte.

Dieser Mann, den Lestocq erst in Elisabeth's Dienste gebracht hatte, war es, der ihm mit dem schwärzesten Undank lohnte, indem er die Gelegenheit, die dessen Unvorsichtigkeit und Sorglosigkeit gegeben hatte, dazu benutzte, ihn zu stürzen.

Der Grund seiner Verfolgung Lestocq's war eigentlich der, daß er ihm die Gunst beneidete, worin Dieser bei der Kaiserin stand, daß er dessen Einmischung in die Staatsgeschäfte nicht ertragen wollte; ferner konnte er es Lestocq nicht vergeben, daß die Kaiserin seiner Gemahlin öffentlich hatte die Knute geben lassen, indem er Lestocq die Schuld beimaß, diese Grausamkeit wenigstens nicht verhindert zu haben. Ein besonderer Grund aber war, daß es Lestocq mit der französischen Partei hielt.

Die erzwungene Abreise des Marquis Chetarderie, der den Befehl erhalten hatte, binnen zwei Stunden Petersburg und das Reich zu verlassen, wenn er nicht

über die Grenze gebracht sein wollte, hatte den englischen und österreichischen Intriguen am englischen Hofe offene Bahn gemacht. Beide Staaten überschütteten den russischen Großcanzler mit unermeßlichen Schätzen. Dieses ging so weit, daß, da er ein starker Spieler war, er seine Verluste fast nur in englischem oder deutschem Gelde bezahlte.

Der französische Gesandte aber war durch Lestocq's Fürsprache von der Kaiserin zurückgerufen worden. Dies war ein neues Verbrechen Lestocqs's in den Augen Bestucheff's. Er intriguirte deshalb auf's Neue gegen den Marquis von Chetarderie, und redete der Kaiserin ein, daß der französische Ambassadeur nur deshalb ihrem Rufe zur Rückkehr nach Petersburg gefolgt sei, um gegen sie zu cabalisiren.

Er hatte sogar die grausame Dreistigkeit, einen Courier, den Dieser nach Paris abgesendet hatte, verfolgen und ermorden zu lassen, um sich der Depeschen Desselben zu bemächtigen. Diese waren in Chiffern geschrieben, und so war es ihm denn leicht, sie ganz nach seiner Phantasie zu übersetzen und auszulegen. Dies geschah denn auch auf eine Weise, daß er damit der leichtgläubigen Kaiserin beweisen konnte, der französische Gesandte habe sie mit Schmähungen überhäuft und die gefährlichsten Intriguen gegen sie angezettelt.

Elisabeth glaubte leicht dieser schändlichen Ver=

leumdung, und ohne die Sache weiter zu untersuchen, oder ihn nur zur Verantwortung zu ziehen, sandte sie dem Marquis sogleich den Befehl, Petersburg und das Land sofort zu verlassen.

Der Gesandte reiste sogleich ab, und als er die Ermordung seines Couriers erfuhr, fürchtete er, daß es ihm eben so ergehen könne. Diese seine Befürchtungen waren nicht ohne Grund. Noch hatte er nicht die russische Grenze erreicht, so sah er sich verfolgt. Der Postillon mußte im Carrière davonjagen, aber die Meuchelmörder, welche Bestucheff abgesendet hatte, kamen noch nahe genug heran, um mehrere Schüsse gegen ihn abzufeuern. Zum Glück wurde er selbst nicht getroffen; nur einer seiner Bedienten, welche hinter ihm im Coupé saßen, wurde erschossen.

So erging es dem einen der beiden Männer, welche zur Erhebung Elisabeth's auf den Thron das Meiste beigetragen hatten. Dem andern, Lestocq, sollte es noch schlimmer ergehen.

Es gelang Bestucheff, Lestocq bei der Kaiserin noch mehr in Verdacht zu bringen. Durch ihre vertrautesten Kammerfrauen, die er durch Geld zu gewinnen wußte, ließ er ihr zuraunen, daß Lestocq den Plan habe, in Uebereinstimmung mit dem Hofe des Großfürsten Diesem vor der Zeit auf den Thron zu helfen, indem er durch eine neue Thronrevolution Elisabeth stürzte. Man setzte

hinzu, dieses sei eigentlich schon früher seine Absicht gewesen, solle aber jetzt erst zur Ausführung kommen. Obgleich diese Anklage eigentlich sehr unwahrscheinlich und unsinnig war, so machte sie doch auf das ängstliche Gemüth der Kaiserin Elisabeth einen erschütternden Eindruck. Doch forderte sie für dieses Mal Beweise, und nun umstellte Bestucheff Lestocq mit Spionen, um Alles zu erfahren, was der allerdings nur zu unvorsichtige Franzose in Gesellschaften über den Hof und die Kaiserin spräche.

Diese Spionerien wurden so arg getrieben, daß es endlich der arglose Lestocq selbst bemerkte. Dennoch gab er seinen Umgang am Hofe des Großfürsten nicht auf, weil er unmöglich glauben konnte, daß man ihm daraus ein Verbrechen machen würde. Endlich wurde es ihm aber doch unerträglich, beständig beobachtet zu werden; er ließ daher einmal einen von diesen Spionen festnehmen und auf die Wache bringen.

Dann begab er sich zur Kaiserin, und bat um die Erlaubniß, den Menschen foltern zu lassen, um dadurch zu erfahren, wer ihn gedungen habe. Er fiel der Kaiserin zu Füßen und sagte: „Mit Schmerzen muß ich sehen, daß Ew. Majestät mir allmählich das Vertrauen entziehen, dessen ich so werth bin, und daß an dessen Stelle der ungegründetste Verdacht getreten ist.“

Elisabeth hob ihn auf, und versicherte ihm gütig,

daß sie sein Klagen gar nicht verstehe. Sie versprach den Spion verhören zu lassen.

11.

Lestocq's Verhaftung, Proceß, Verbannung, Zurückberufung und Tod.

Dieser Auftritt fiel in Gegenwart eines vertrauten Anhängers von Bestucheff vor. Der Großcanzler erhielt davon sogleich Nachricht, und so hielt er es denn für die höchste Zeit, dem verhaßten Fremden den letzten Stoß zu geben. Der Generalfeldmarschall Graf Apraxin war ganz seiner Meinung. Diesen beiden Männern gelang es nun, die Kaiserin zu überzeugen, daß Lestocq gefährliche Verbindungen mit dem preußischen Gesandten unterhalte. Dadurch wurde die leichtgläubige Kaiserin so in Angst gesetzt, daß sie wenige Tage nach der Versicherung ihrer Gnade an Lestocq, am 13. November 1748, den Befehl gab, den gefährlichen Mann zu verhaften.

Nun aber kam es darauf an, einen entschlossenen Mann zu finden, der den Muth hatte, diesen Verhaftsbefehl zu vollziehen. Keiner der russischen Großen wagte es, Hand an ihn zu legen, sei es aus Furchtsamkeit oder in der Besorgniß, daß die wankelmüthige Kaiserin dem gefallenen Günstlinge ihre Gnade wieder zuwenden könnte, und dann würde die Rache gegen die Theil=

nehmer am Complot fürchterlich gewesen sein. So übernahm es denn der Generalfeldmarschall Graf Aprarin selbst, den Act der Vollziehung des Hofbefehls persönlich zu leiten.

Es war am hellen Tage eines Sonntagmorgens; da klirrten die Waffen. Hundert Mann Garde, dieselben bärtigen, alten Soldaten aus Peter's des Großen Zeit, die unter Lestocq's Leitung wenige Jahre früher in der Nacht durch eine geheimnißvolle Schlittenfahrt Elisabeth auf den kaiserlichen Thron gehoben hatten, rückten jetzt in möglichster Stille vor gegen den Palast dieses ihres ehemaligen Führers. Dies hatte nichts Auffallendes. Man war gewohnt, vor diesem glänzenden Hause Ehrenwachen aufmarschiren zu sehen. Man glaubte im Volke nicht anders, als daß dem Günstlinge eine solche Ehre von seiner Kaiserin zugedacht sei.

Dieses Mal war ihr Führer der Generalfeldmarschall Graf Aprarin. Das Haus wurde besetzt und auf Verlangen geöffnet; ein zahlreiches Commando marschirte die breite Prachttreppe hinauf und füllte die Vorgemächer der Wohnung des Grafen Lestocq. Vor der Eingangsthür zu seinem Wohnzimmer wurde Halt gemacht. Aprarin übergab den kaiserlichen Befehl, wonach Lestocq verhaftet werden sollte, einem Unterofficier mit dem Auftrage, solchen dem zu Verhaftenden vorzulesen. Ein Commando trat mit hinein. Aprarin selbst blieb

so lange im Vorzimmer. Er hatte eine natürliche Scheu, seinem ehemaligen vertrauten Freunde, mit dem er so manches Trinkgelage gefeiert hatte, mit einem solchen Auftrage vor Augen zu treten. Lestocq war so vollständig überrascht, daß er diesen unerwarteten Besuch im Schlafrocke empfing, ohne Zeit zu haben zu entfliehen. Erst als die Vorlesung des Haftbefehls und die Verhaftung selbst vollendet war, trat der Feldmarschall ein, und fragte Lestocq, wo sich seine Gemahlin befände. Diese war in der Kirche, denn es war Sonntagmorgen, und Apraxin commandirte nun sogleich einen Unterofficier und sechs Mann, mit dem Befehle, auch sie zu verhaften, doch den Gottesdienst nicht zu stören. So erwartete denn das Commando vor den Kirchthüren ihr Heraustreten. Erst als sie der Lakai in ihren Wagen gehoben hatte, umzingelte das Commando denselben, ließ Schritt vor Schritt fahren und führte sie als Gefangene in die Festung an den Ort ihrer Bestimmung. Dorthin war indeß auch Graf Lestocq gebracht worden, und der Proceß begann mit aller der Parteilichkeit, welche Haß und Verfolgungssucht in Rußland zur Tagesordnung gemacht hatte.

Lestocq's Feinde waren Kläger und Richter zugleich. So zunächst Apraxin, der die Anklage-Acte entwarf und vorlas, der auch Präsident der Commission war, die ihn verurtheilen sollte. Bestucheff war Referent

und dirigirte den Proceß. Beide waren bekanntlich die erbittertsten Feinde des Angeklagten, die ihn schuldig finden mußten, um nicht selbst durch dessen Freisprechung von der Höhe ihrer Stellung und ihres Einflusses herabgestürzt zu werden.

Nun begann der Proceß mit einer solchen rücksichtslosen Häufung von offenbaren Ungerechtigkeiten, daß jeder Unbefangene mit Unwillen erfüllt wurde.

Lestocq ließ sich dadurch noch nicht niederschlagen. Er vertraute seiner Unschuld und der Zusicherung von Gunst, die er von der Kaiserin empfangen hatte; daher hoffte er im Anfange, noch über seine Feinde zu triumphiren. Aber bald verließ ihn sein Muth, wenigstens auf einige Zeit. Um ihn strafbar zu finden, mußte man sein Geständniß haben, da Beweise gegen ihn nicht vorlagen, und selbst die genaueste Durchsicht seiner Papiere nicht den geringsten Verdacht begründete. Aber zum Geständnisse einer Schuld, von der sich sein Gewissen rein wußte, war er im ordentlichen Rechtsgange auf keine Weise zu bringen, und so bedrohten ihn seine Richter mit der fürchterlichsten Tortur. Doch solche entsetzliche Zwangsmittel anzuwenden war nicht nöthig. Schon einige leichte Knutenhiebe genügten, um den dadurch in seinem feinen Ehrgefühl tief verletzten Franzosen zum Geständniß von Verbrechen zu bringen, an die seine Seele nicht gedacht hatte, die er sich

aber aufbürden ließ, um noch größeren Martern zu entgehen.

So war er denn wol actenmäßig geständig, aber nicht überführt. Noch immer fehlte es an Beweisen; da seine Feinde aber einmal seine Entfernung von den Geschäften und seinen Untergang beschlossen hatten, so zogen sie den Proceß und damit seine Gefangenschaft in die Länge. Es läßt sich denken, daß diese so sehr erschwert wurde, als es der Haß seiner Gegner und die Rohheit jener Zeit in Rußland nur immer gestattete. Lestocq verwünschte den Augenblick, wo er den Boden Rußlands betreten hatte, um dort sein Glück zu machen.

Endlich im Jahre 1750 erfolgte, was sich schon lange voraussehen ließ. Der Angeklagte erlag der Ausdauer, der Macht und der Intrigue seiner Gegner. Lestocq wurde als Hochverräther in der äußern Form des Rechtes, aber höchst ungerecht, zum Tode verurtheilt.

Jetzt, da Lestocq sein Urtheil kannte, glaubte er, daß der Augenblick gekommen sei, um die Kaiserin in geeigneter Form an seine Dienste und ihre gegen ihn ausgesprochene Dankbarkeit zu erinnern.

Er schrieb deshalb einen ausführlichen Brief, der aber nicht in ihre Hände gekommen ist, weil ihn seine Feinde aufgefangen und unterschlagen hatten.

Elisabeth zögerte indeß lange, ehe sie sich entschloß, das verdammende Urtheil gegen einen Mann zu unterzeichnen, dessen Verdienste um sie noch nicht völlig aus ihrem Gedächtniß verschwunden waren. Endlich, bei ihrer Anwesenheit in Moskau, war sie schwach genug, auf den täglich dringender werdenden Rath von Bestucheff und Apraxin das Verdammungsurtheil, jedoch mit der Milderung einer lebenslänglichen Verbannung nach Sibirien, zu unterschreiben. Sein beträchtliches Vermögen, welches schon unter der Sequestration der Commission, durch die ungeheuren Kosten, die man ihm berechnete,*) bedeutend geschmälert worden war, wurde confiscirt; alle Würden, Aemter und Ehrenzeichen wurden ihm genommen. Nur den Grafentitel konnte man ihm nicht entziehen, da er ihm vom Auslande ertheilt worden war.

Lestocq hatte große Reichthümer an Gütern, Häusern und Kostbarkeiten, die er noch in den besten Zeiten der Gnade und Freigebigkeit der Kaiserin Elisabeth zu danken gehabt hatte. Nur allein an baarem Gelde fand

---

*) Wie unverantwortlich verschwenderische Besoldungen der Commission aus seinem Vermögen bestritten wurden, läßt sich schon daraus ersehen, daß man die Frechheit hatte, ihm 800 Rubel für Schreibmaterialien in Rechnung zu bringen. Lestocq konnte nicht aufhören, darüber zu lachen.

man in seiner Chatouille an 40,000 Rubel. Dies war ein herrlicher Fang für den Fiscus und für Lestocq's Feinde. Apraxin erhielt als Gratification für seine Mühe das große glänzende Hotel des Verbannten mit der ganzen darin enthaltenen kostbaren Einrichtung.

Was ihn aber mehr schmerzte, diesen feingebildeten Franzosen, als der Verlust seiner Güter und Ehrenstellen, waren die körperlichen Züchtigungen mit der Knute, welche entehrende Strafe er als Tortur wiederholt empfing, während er auf der Festung von Petersburg als Staatsgefangener saß.

Nachdem er von den Wunden dieser barbarischen Prügel geheilt war, mußte er auf einer Bauernwagen-Kibitke, von Kosaken escortirt, die langwierige Reise nach seinem Verbannungsorte Uglitsch, einer kleinen Stadt an der Wolga in der Jaroslaw'schen Statthalterschaft, antreten. Von dort wurde er im Jahre 1753 aus unbekannten Ursachen nach Usting Waliki, einer Provinzialstadt im Archangel'schen Gouvernement, versetzt.

Seiner Gemahlin war es freigestellt worden, in Petersburg zurückzubleiben, aber in schöner Weiblichkeit zog sie es vor, ihren Gemahl, dem sie eine treue Lebensgefährtin im Glücke gewesen war, auch im Unglück nicht zu verlassen. Die Kaiserin bestimmte ihnen und

ihren Bedienten einen täglichen Lebensunterhalt von drei Rubel, die aus Lestocq's confiscirtem Vermögen gezahlt werden sollten. Dieses Geld aber wurde ihm nicht einmal ausgezahlt, sondern ging durch die Hände der ihn bewachenden Officiere und Officianten, die Niemandem darüber Rechenschaft zu geben hatten. Nach echt russischer Sitte wurde davon das Wenigste für seine Verpflegung verwendet, und so mußte diese unglückliche Familie in ihrer Verbannung vielfach an den unentbehrlichsten Lebensbedürfnissen Mangel leiden.

Erst zu Usting-Waliki wurde ihm wenigstens die persönliche Freiheit wiedergegeben. Doch mußte er daselbst bleiben bis zum Tode der Kaiserin.

Auch ihm und seiner Gemahlin gab Peter III. bei dem Antritt seiner Regierung die volle Freiheit mit der Erlaubniß zur Rückkehr wieder. Dies geschah im Jahre 1762. Beide erhielten 1000 Rubel Reisegeld.

Nach seiner Rückkehr in die Residenz äußerte Graf Lestocq öfters: „Während der ganzen Zeit meiner Verbannung hat mich Nichts mehr geärgert, als daß ich nicht Apraxin mit dem Degen niedergestoßen habe, als er mir die Ungnade der Kaiserin verkündigte."

Peter III. ertheilte ihm die Würde eines Ge-

heimen Rathes. Außerdem that dieser Monarch wenig für ihn. Es wurde ihm zwar Versprochen, daß er seine Besitzungen zurückerhalten sollte, diese aber waren indeß in so viele andere Hände übergegangen, daß die Ausführung, besonders bei den damaligen russischen Zuständen, unmöglich erschien.

Scherzend gab ihm endlich auf vielfaches Ansuchen der Kaiser den Rath, daß er selbst nach seinen Sachen sich umsehen, und dieselben, wo er sie finde, an sich nehmen möge. Lestocq griff dieses auf, und ließ sich die kaiserliche Zusage schriftlich ausfertigen, was ihm lachend gewährt wurde.

Lestocq ergriff mit Vergnügen diese Gelegenheit, sich an der Bestürzung, die er damit erzeugen würde, zu belustigen, und begann in mehreren Privathäusern eine wahre Jagd nach seinem Eigenthum. Ein alter Kammerdiener, den er wieder aufgefunden hatte, legte ihm eine Liste von Notizen über den Raub seiner Juwelen und kostbaren Sachen vor, und er fuhr dann in die betreffenden Häuser, wo er, gestützt auf den kaiserlichen Befehl, alle Möbeln, Kunstwerke, Gold- und Silbergeräth, Juwelen und Kostbarkeiten wieder an sich nahm, wo er diese Gegenstände seines Eigenthums gefunden hatte; ja er stellte in Begleitung eines Polizeiagenten förmliche Hausvisitation an, und ergötzte sich über

die langen Gesichter der jetzigen Besitzer, die sich so plötzlich ihres Raubes wieder beraubt sahen. Nicht wenig werthvolle Gegenstände kamen dadurch wieder in seine Hände.

Wahrscheinlich würde Peter III. ihn nach und nach wieder in einigen Wohlstand versetzt haben, wenn ihn nicht seine eigene Ermordung daran verhindert hätte.

Als darauf die Kaiserin Katharina II. zur Regierung gekommen war, suchte diese die günstigen Absichten ihres Gemahls für Lestocq in Ausführung zu bringen. Sie gab ihm zu seinem Geheimerathstitel seinen frühern Gehalt von 7000 Rubel jährlich zurück, befreite ihn jedoch von allen Geschäften, die ihm bei seinem hohen Alter beschwerlich werden mußten.

Lestocq war damit sehr zufrieden. Er fühlte sich glücklich, daß er auf dem gefährlichen, schlüpfrigen Boden des Hoflebens Nichts mehr zu schaffen hatte, und lebte heiter in einem kleinen, aber jovialen Kreise seiner Freunde, denen er oft in humoristischer Laune laut lachend die furchtbarsten Ereignisse seines Lebens erzählte. Die Freuden der Tafel waren seine liebste Erholung. Aber auch diese mußte er bald beschränken, denn bald nach seiner Rückkehr wurde er in Folge der

wieder begonnenen Unmäßigkeit in Speise und Trank anhaltend kränklich. Vielleicht hatte ihn bis dahin nur die erzwungene Enthaltsamkeit so lange noch am Leben und gesund erhalten.

Bald aber zeigten sich bedenkliche Zustände, welche bei vorrückendem Alter und der ihm eigenen Unreinlichkeit zunahmen.

So starb denn endlich dieser so merkwürdige Abenteurer, dessen theils glänzende, theils elende Lebensbahn die russische Hofgeschichte in ihren merkwürdigsten Phasen durchlaufen hatte, von Peter dem Großen bis Katharina II., der an dem üppigen Hofe der Kaiserin Elisabeth Zeuge und Mitwisser ihrer sittenlosen Lebensweise gewesen war; der diese Kaiserin durch eine Revolution auf den Thron gehoben hatte, von ihr aber mit Undank belohnt worden war, im Jahre 1767, in einem Lebensalter von 92 Jahren, im Bekenntnisse der evangelischen Religion, ohne Kinder zu hinterlassen, aber leider an einer entsetzlichen Krankheit, bei lebendem Leibe fast aufgezehrt vom Ungeziefer, wogegen die Kunst bis jetzt noch keine Hülfe gewährt hat.

Vor seinem Tode sollte er noch die Genugthuung haben, daß seine treulosen Freunde, die ihn gestürzt hatten, von dem rächenden Geschicke erreicht wurden.

12.

Bestucheff's und Apraxin's Sturz. — Bestucheff's Intriguen gegen Friedrich II. und den Großfürst Peter. — Stimmung der Kaiserin. — Deren Krankheit. — Bestucheff's Unvorsichtigkeit. — Seine Verbannuug. — Tod der Kaiserin.

Bestucheff und Apraxin, die beiden gewaltigen Staatsmänner, die, nachdem sie Lestocq gestürzt hatten, zu so großen Ehren und Ansehen erhoben waren, sollten auch bald die Gnade dieser wankelmüthigen Kaiserin verlieren, die geglaubt hatte, durch ihre Klugheit und Ergebenheit der ihr eingeredeten Gefahr einer Thronrevolution entgangen zu sein.

Bestucheff war der erklärte Feind des großen Königs Friedrich II. Er war es, der sich alle Mühe gab, den Haß der Kaiserin auf das Höchste zu spannen. Er hatte ihr des Königs Denkwürdigkeiten der brandenburgischen Geschichte in einem durch vertraute Hand erhaltenen Manuscripte (das als solches gedruckt war) vorgelegt, und sie mußte darin die beleidigende, freimüthige Aeußerung lesen: die Mutter der jetzigen Kaiserin Elisabeth von Rußland ist Nichts mehr oder weniger, als die Wittwe eines Unterofficiers. Auf Bestucheff's Veranlassung wurde ihr erzählt: Friedrich II. habe einst in seiner sarkastischen Laune an der Tafel in Gegenwart des russischen Gesandten geäußert: „Die

Kaiserin Elisabeth thut es der berüchtigten Octavia Messalina noch zuvor.“

Die schwache Elisabeth glaubte sogar Dasjenige, was ihr ein Heiduck, der einst in Friedrich's II. Diensten gestanden, erzählt hatte, und was Dieser, sein damaliger König und Herr, über ihren ausschweifenden Lebenswandel geäußert habe.

Das war mehr als genug gewesen, um in der russischen Monarchie die Absicht zu nähren, mit Preußen zu brechen und sich den Allürten Oesterreich und Frankreich anzuschließen, um wo möglich Friedrich II. vom Throne zu stoßen.

Der russische Gesandte in Berlin erhielt sogleich Befehl, bei erster Veranlassung ohne Abschied von Berlin abzureisen. Die Veranlassung dazu sollte sich bald finden.

Eines Tages hatte man vergessen — ob absichtlich oder nicht, muß dahin gestellt bleiben — den russischen Gesandten zur königlichen Tafel zu ziehen. Dieses wurde so übel genommen, daß Derselbe sogleich, ohne dem Hofe davon nur Anzeige zu machen, Berlin verließ. Darauf gab Friedrich der Große seinem Gesandten in Petersburg Befehl, eben so rücksichtslos den nordischen Hof zu verlassen. Ein diplomatisches Entschuldigungsschreiben, welches das Petersburger Cabinet an

Friedrich II. erließ, fand Dieser so ungenügend, daß er es nicht einmal beantworten ließ.

Alle diese Anreizungen nährten den Haß der Kaiserin Elisabeth so sehr, daß Dieselbe leicht zu bewegen war, der großen Coalition gegen Friedrich den Großen beizutreten, sich deshalb enger an Oesterreich und Frankreich anzuschließen und dem preußischen Könige den Krieg zu erklären, woraus dann der siebenjährige Krieg entstand, aus welchem der Heldenkönig unter tausend Bedrängnissen als Sieger hervorging.

So rückte denn im Jahre 1757 ein russisches Heer unter Führung des Generalfeldmarschalls Apraxin in Preußen ein. Diese nordischen Barbaren brachten über das unglückliche Land die entsetzlichsten Verheerungen durch Feuer und Schwert, Schandthaten und Plünderung. Wehrlose Menschen wurden auf das Grausamste zu Tode geknutet, um sie zu zwingen, ihre vermeintlichen Schätze anzuzeigen, die dieses arme, bis auf das Blut ausgesogene Volk nicht besaß. Eine Menge Einwohner wurden mit Weibern und Kindern nach Rußland geschleppt, wo Niemand für sie sorgte, und Diese mußten in den unermeßlichen öden und wasserlosen Steppen, oder in den Sümpfen der verpesteten Stromufer elend umkommen.

Nachdem Bestucheff diese grausamen Zwecke erreicht

hatte, so bemühte er sich, den Thronerben, Großfürst Peter, bei der Kaiserin anzuschwärzen, um ihn zu hindern, nach Elisabeth's Tode, wie seine Vorliebe für Friedrich den Großen erwarten ließ, Frieden zu schließen, wodurch nothwendig Bestucheff's Sturz herbeigeführt werden mußte.

Der Haß, welchen er schon längst gegen diesen jungen Fürsten hegte, war noch giftiger geworden, weil Dieser den Krieg gegen Friedrich den Großen ganz offen gemißbilligt hatte, und er bei jeder Gelegenheit, ohne Rücksicht auf den Haß der Kaiserin zu nehmen, seine Achtung und Ergebenheit für jenen Monarchen, den er bewunderte, zu erkennen gab.

Diese Bewunderung ging so weit, daß, als der Großfürst Peter das Bildniß Friedrich's II. erhalten hatte, er sich seiner ausschweifenden Freude so lebhaft überließ, daß er es in Gegenwart mehrerer Personen aus dem Gefolge der Kaiserin küßte. Er konnte in seiner Begeisterung nicht aufhören, das Portrait des großen Königs zu betrachten, und ließ es endlich an einer Stelle in seinem Zimmer aufhängen, wo er es immer vor Augen hatte. Unbeweglich stand er einst vor dem Portrait seines großen Lehrers, wie er den König nannte; da trat der einflußreiche erste Günstling und heimliche Gemahl der Kaiserin, Rasumowski, ein.

Der Großfürst wendete sich gegen ihn um, und rief begeistert: „Nieder auf die Knie, das ist Euer Bog“ (Gott).

Dabei unterhielt er einen lebhaften, vertraulichen Briefwechsel mit Friedrich II., während noch die russischen Waffen gegen ihn kämpften. Auf diesem Wege erhielt er immer am ersten die sichersten Nachrichten über die wahre Lage der Sache, und wenn die russischen Armeeberichte glänzende Sieges-Bulletins vor das Auge der Kaiserin brachten, oder wenn man ein Tedeum wegen der erfochtenen Siege sang, so lachte der Großfürst laut auf über solche officiellen Lügen, und theilte ganz andere Nachrichten mit, die er über den für die Russen nachtheiligen Ausgang einer Affaire empfangen hatte. Bei Tafel trank er auf die Gesundheit seines großen Lehrers in der Kriegskunst, Friedrich's II.

Das war mehr als genügend, um die Kaiserin gegen ihn auf das Höchste zu erbittern. Aber die Verfolgungen, die er deshalb erdulden mußte, blieben nicht unbestraft.

Da die Kaiserin fürchtete, der Großfürst werde sie einmal vom Throne stoßen, so wagte sie es nicht mehr, in den Nächten sich dem Schlafe zu überlassen, sondern sie kehrte die Ordnung von Tag und Nacht um, und

das gereichte zu nicht geringer Beschwerde der Bewohner von Petersburg. Um bei Tage, wenn sie schlief, alles Geräusch von ihrem Palaste zu entfernen, war die grüne Brücke in der Nähe des Winterpalastes für alle Wagen gesperrt, und diese waren dadurch zu weiten Umwegen, oft von zwei Wersten, genöthigt. War aber die Schildwache nicht bei guter Laune, so trieb sie in ihrem Uebermuthe das Verbot so weit, daß sie auch Fußgängern den Uebergang über die Brücke versagte.

Aus demselben Grunde fingen die Schauspiele und Opern oft erst tief in der Nacht an, und endigten mit Tagesanbruch.

Diese sonderbare Lebensweise der Kaiserin verbreitete eine unselige Langsamkeit über alle Staatsgeschäfte; die ganze Verwaltung war wie gelähmt, und jeder der tausend großen und kleinen Despoten, welche Beamte waren, that ungestraft, was ihm beliebte, zur Bedrückung des Volks, wenn er nur seinen Vorgesetzten am Raube Antheil nehmen ließ.

Elisabeth gerieth durch ihre ewige Todesangst in eine Stimmung, in deren Ueberreizung sie öfters ausrief: „Fluch über Den, der zuerst das Mittel erfand, einen Herrscher vom Throne zu stürzen!“

Unter solchen drängenden Umständen wurde auch

die Stellung Bestucheff's eine bedenkliche und fast unhaltbare.

Es war im Sommer des Jahres 1757, als mitten unter den Kriegeswirren Elisabeth in eine schwere Krankheit verfiel. Ihre Umgebung glaubte an ihr baldiges Ende, und Jeder traf seine Vorbereitungen, um im Falle einer solchen Katastrophe zunächst für sich selbst sorgen zu können. So auch der schlaue Politiker, der Reichscanzler Graf Bestucheff.

Er erkannte sehr wohl, daß er verloren war, wenn Elisabeth starb, und er dann mit seiner Preußenfeindschaft dem schwärmerischen Verehrer des großen Preußenkönigs gegenüberstehen würde.

So hielt er es denn für das letzte Mittel zu seiner Rettung, den Großfürsten Thronfolger für sich zu gewinnen, an seinen Freund Apraxin, der damals noch mit einer siegreichen Armee im Herzen Preußens stand, vertraulich zu schreiben, daß er aus wichtigen Gründen den Rückzug über die russische Grenze antreten möge. Da die Kaiserin Elisabeth im Sterben liege, so habe die russische Politik einen Wendepunkt zu Gunsten Preußens zu erwarten, und deshalb müßten sie Beide zeitig ihre jetzige Politik umkehren, um sich bei dem Thronfolger beliebt zu machen.

Apraxin begriff sehr leicht, worauf es jetzt ankam.

Auch über seinem Haupte schwebte das Schwert des Damokles am Haare, wenn ihn als Anführer eines Heeres, welches Preußen so barbarisch verwüstet hatte, der Zorn des Thronfolgers träfe. Eiligst verließ er mit seinem Heere die eingenommene vortheilhafte Stellung, und kehrte mit demselben nach Rußland zurück.

Ostermann aber hatte nichts Eiligeres zu thun, als sich dem bis daher vernachlässigten Großfürsten, gegen dessen Thronfolge er so heimtückisch, wenn auch vergebens, intriguirt hatte, wieder zu nähern, und seine Verdienste wegen des Rückzugs des russischen Heeres geltend zu machen; da — o Schrecken! erhielt er von den kaiserlichen Leibärzten die Nachricht, daß die Gefahr vorüber, und die Kaiserin auf dem besten Wege sei, ihre Gesundheit wiederzuerlangen.

Jetzt befanden sich die drei Staatsmänner in einer entsetzlichen Situation. Die russische Armee war bereits in Ingermannland, und näherte sich Petersburg.

Elisabeth aber erkundigte sich, in ihrer leidenschaftlichen Stimmung gegen Preußen, nach den Eroberungen, die ihre Armee während ihrer Krankheit gemacht hatte, und vernahm mit der lebhaftesten Entrüstung, daß dieselbe auf Rußlands Boden stehe.

„Wer hat den Rückzug befohlen?“ rief sie aus.

„Dies ist nicht bekannt geworden,“ lautete die vorsichtige Antwort.

„Man lasse Apraxin kommen!“

Er kam. Um sich selbst zu retten, mußte er seinen Freund verrathen. Er konnte es nicht umgehen, das vertrauliche Schreiben, welches er von Bestucheff empfangen hatte, vorzulegen. Dieser war dadurch auf das Stärkste compromittirt. Die Kaiserin war außer sich vor Wuth. „Augenblicklich soll Bestucheff, dieser Landesverräther, vortreten,“ rief sie. Bestucheff erkannte, daß er verloren war. Zitternd trat er ein, und las schon in den zornblitzenden Augen der Kaiserin, daß es um seine Macht geschehen war.

„Wer hat es gewagt, ohne meinen Befehl einzuholen, mein Heer aus dessen siegreicher Stellung zurückzurufen?“

„Ew. Majestät, die Umstände . . . .“

„Still! Hochverräther, ich will Nichts hören. Du wolltest Dich in das Fell des Löwen theilen, ehe er todt war; Du verriethest die Landesinteressen, um für Deine eigene Zukunft zu sorgen. Du vermagst Dich nicht zu rechtfertigen. Von heute ab bist Du aller Deiner Ehrenämter und Stellen entsetzt. Du begiebst Dich auf Dein Gut Gortetowo — vierzehn Meilen von

Moskau gelegen — damit Du, der Du im Verbrechen grau geworden bist, Zeit habest, darüber nachzudenken, und ferner nicht im Stande seist Menschen zu schaden, und zu bestechen und meine Völker unglücklich zu machen." Dies geschah im Jahre 1758.

So lautete denn auch die kaiserliche Ukase, welche ihm bald darauf über seine Verbannung zugestellt wurde. Anfangs mußte er in einer elenden Bauernhütte leben. Erst später erhielt er die Erlaubniß, sich ein eigenes Haus zu bauen. Er nannte dieses „das Haus der Trübsal."

In dieser Verbannung wurde der sonst so kalt-herzige Staatsmann ein religiöser Schwärmer und Frömmler. Er beschäftigte sich damit, Stellen aus der Bibel auszuziehen und zu sammeln. *)

Den Feldmarschall Apraxin schützte sein unerwarteter Tod gegen die Bestrafung für die unüberlegte Freundschaft für Bestucheff und das hochverräthische

---

*) Dieses merkwürdige Werk wurde 1763 zu Moskau gedruckt, vermehrt mit einigen Gebetsformeln und einer Vorrede von dem Archimandriten und nachmaligen Bischof Gabriel zu Twer. Das ganze Werk machte 13 Bogen in klein Quart aus und ist ins Deutsche, Schwedische und Französische übersetzt worden. Der Titel heißt: „Auserlesene Stellen der heiligen Schrift, gesammelt zum Troste eines jeden Christen, der unschuldig leidet.

Zurückziehen der russischen Truppen aus ihrer Siegeslaufbahn.

Bestucheff wurde, als Katharina II. den Thron bestieg, wieder zurückberufen. Sein Tod erfolgte 1766.

Elisabeth setzte nun den Krieg gegen Preußen mit aller Anstrengung fort. Sie brachte aber dadurch, daß sie nur ihrer persönlichen Rachsucht Gehör gab, Rußland seinem Verderben nahe, und erregte damit die größte Unzufriedenheit.

Unter den Großen des Reichs, wie im Volke, war fast keine Familie, die nicht den Verlust eines der Ihrigen zu betrauern gehabt hätte. Aus Furcht vor einem Aufstande wagte man es nicht, die Armee zu recrutiren. Außer den 70,000 Mann, die schon 1755 ausgehoben waren, hatte man im folgenden Jahre beträchtlich geworben. Während des Krieges wurden noch 24,000 Mann ausgehoben. Die Schlachten, Krankheit, Proviantmangel und andere ungünstige Zufälle im Felde rafften zahllose Menschenleben hinweg. Dazu kam noch der Verlust von 30 Millionen Rubel, welche der Krieg kostete, und die im Auslande verzehrt wurden.

Endlich machte die für Friedrich's II. unsterblichen Ruhm so siegreiche und in ihren Folgen so wichtige Schlacht bei Zorndorf der russischen Barbarei in Preußen ein klägliches Ende.

Alle diese Unfälle beschleunigten durch die heftigsten Gemüthsbewegungen den Tod der Kaiserin Elisabeth, da ihre Gesundheit ohnedies schon durch ihre ausschweifende und unregelmäßige Lebensweise unheilbar zerrüttet worden war.

Ihr furchtbarer, unversöhnlicher Haß gegen den von Freund und Feind bewunderten großen Preußenkönig hatte ihr den Haß des Hofes und ihres eigenen Volkes zugezogen.

Um sich gegen die Gährung in den Gemüthern, die sie täglich größer werden sah, zu schützen, besoldete sie ein Heer von Spionen, die überall im Geheimen umherschlichen. Jede, auch die unsinnigste und unwahrscheinlichste Denunciation fand ein williges Gehör. Jeder Schurke konnte den edelsten Mann und die achtbarste Familie in maßloses Unglück stürzen. Der Name des „Königs von Preußen", das unbedeutendste Wort über die Zeitläufe waren unverzeihliche Verbrechen. Die Gefängnisse waren damals so gefüllt, daß sie die Unzahl der Angeklagten kaum fassen konnten. Die Gouverneurs an den Grenzen, junge Leute in Liefland, die an Nichts als an ihr Vergnügen gedacht hatten, wurden verhaftet, vor die geheime Canzlei gezogen und auf das Unbarmherzigste geknutet, um Bekenntnisse über ihre angeschuldigten Verbrechen, wovon ihre Seele

Nichts wußte, zu erpressen. Man mußte sich damals hüten, nur das deutsche Wort „Krieg“ auszusprechen. Die verworfensten Spione verstanden oft nur dieses einzige deutsche Wort, und wußten gar nicht, in welcher Beziehung oder Verbindung es ausgesprochen worden war. Dennoch gründeten sie darauf eine Anklage gegen Unschuldige, deren mildeste Bestrafung barbarische Knutenhiebe waren, worauf dann oft noch Verbannung nach Sibirien folgte, ohne daß man ihnen nur sagte, warum.

So inmitten dieses gräßlichen Schauplatzes von Barbarei, Tyrannei, Unthaten aller Art und sinnlichen Ausschweifungen, wie sie nie, weder früher, noch später in der Weltgeschichte, die berüchtigte Octavia Messalina kaum ausgenommen, eine gekrönte Monarchin sich erlaubt hat, ereilte sie der Tod als ein vergeltendes Verhängniß, denn sie war erst 52 Jahre alt, als sie am 29. December 1761, unbeklagt und unbeweint, verstarb.

Ihr Tod wurde auf kurze Zeit eine Erlösung von den Leiden, die Rußland der Weiberherrschaft und dem Günstlings-Regiment zu danken hatte, bis wieder neue Gewaltthaten ein gleiches Weiberregiment mit maßloser Günstlingsherrschaft erweckte, dem sich der unsinnige Despotismus des Kaisers Paul und dessen Er-

mordung anschloß, welchem Unglück erst in neuerer Zeit durch die edleren Herrschernaturen von Alexander I., Nikolaus I. — wenn auch unter großen Fehlgriffen im System einer absoluten Gewalt — so wie in neuester Zeit durch die jetzt so friedliche Politik Alexander's II. ein Ziel gesetzt wurde.

Ende des zweiten Theils.

Druck von A. M. Coldiz in Leipzig.

Russische Hofgeschichten.

Von Peter dem Großen bis auf die neuere Zeit.

Historischer Novellen-Kreis

von

H. E. R. Belani.

„Unglückseliges Land! — dem es wie dem Schiffer ergeht, der aus der Scylla in die Charybdis fällt!"

v. B.

Dritter Theil.

Inhalt:

1) Der Großfürst Peter und die Großfürstin Katharina. — 2) Der Kaiser Peter III. und die Kaiserin Katharina II.

Leipzig.

Verlag von C. L. Fritzsche.

1856.

I.

Großfürst Peter und Großfürstin Katharina.

Aus dem Hofleben der Kaiserin Elisabeth.

Historische Novelle.

1.

Rückkehr der Kaiserin aus dem Theater. — Wahl des Nachfolgers.

Es war Nachts um drei Uhr. In das große Portal des kaiserlichen Winterpalastes zu St. Petersburg fuhren kaiserliche Schlitten herein, von Garden zu Pferde und reitenden Lakaien mit brennenden Fackeln umgeben. Eine lange Reihe sich daran schließender Schlitten gehörten zum Gefolge der Kaiserin Elisabeth. Aus allen diesen Schlitten stiegen Damen und Herren, die unter ihren weiten Schuppen- und Zobelpelzen kostbare Toiletten in Sammet und Seide, Goldstickerei und zahllose Ordenssterne blicken ließen. Sie gaben rasch ihre Pelze an die Lakaien ab und ordneten sich en espalier in der Vorhalle und auf den breiten, großen Treppen, deren Stufen mit kostbaren Teppichen bedeckt waren. Endlich erschien die Kaiserin Elisabeth in großer, prächtiger Toilette nach dem neuesten damaligen Pariser Geschmack, aber überladen mit Diamanten, an Zitternadeln in der Frisur, als Collier und in Ringen an allen Fingern.

Die Erscheinung dieser hohen Herrscherin war eben so imponirend, als herzgewinnend. Elisabeth war damals, im Jahre 1742, ein Jahr, nachdem sie sich durch die früher erzählte kühne nächtliche Schlittenfahrt auf den Thron geschwungen hatte, 33 Jahre alt, und lebhaftes aufgelegtes Roth auf den Wangen gab der feinen weißen Haut von Stirn und Hals, Nacken und dem nach der damaligen Pariser Mode tief ausgeschnittenen Busen eine gewisse Frische, welche den tiefgerändelten, sonst aber wunderschönen Augen jene angenehme Lebhaftigkeit verlieh, die besonders für Männer so anziehend war. Hunderte von brennenden Wachskerzen, welche Lakaien trugen, die in grüne, auf allen Nähten mit breiten Goldborden betreßte Livreen gekleidet waren, warfen ein den Effect noch erhöhendes Licht auf diese glänzende Erscheinung. Die Kaiserin hatte von der Natur einen herrlichen Wuchs vom seltensten Ebenmaß im Bau aller Formen empfangen, und, wie alle Zeitgenossen versichern, Aehnlichkeit mit ihrer Mutter, der schönen Katharina I., dabei aber ein üppiges Embonpoint, das bei der feinen Taille und übrigens zarten Bau mit den kleinen Füßen und Händen und den runden Armen damals noch alle Reize weiblicher Schönheit besaß. Ihre Gesichtszüge waren wunderbar schön, doch etwas stark markirt, indem sich ein Gepräge ungezügelter Leidenschaften darauf ausdrückte — dennoch lag darin

der Ausdruck einer unbeschreiblichen Milde, der sich noch mehr durch die Anmuth ihrer lebhaften und liebenswürdigen Conversation erhöhte.

Auf der einen Seite der Treppe bis hinauf in den großen Eintrittssaal nach der Reihe von Gemächern, die zu ihrem Boudoir führte, standen die Damen, auf der andern die Herren vom Hofe, die sich während des Durchgehens der Kaiserin tief verneigten. Aber einen seltsamen Contrast bildeten die verschiedenen Geschlechter dieses Hofstaates — die Damen, weniger schön als anmuthig, hatten etwas Nobles in ihren Gesichtszügen, welches verrieth, daß sie von alten Kneesen- und Bojarenfamilien abstammten. War auch ihre reiche, mit Gold, Perlen und Stickereien überladene Kleidung ein seltsames Gemisch von alt orientalischen Gewohnheiten und neueren französischen Moden, das in mancherlei Uebertreibungen und seltsamen Zusammensetzungen von Farben den unglaublichsten Ungeschmack verrieth, so war doch Alles bei ihnen nobel und reinlich. Weniger war dies bei den Hofherren der Fall. Selten oder nie sah man an einem andern Hofe eine solche Galerie von jugendlich schönen und kraftvoll gebauten Männern, denen man freilich trotz Ordensbändern, Sternen und reich galonnirten Sammetkleidern es ansah, daß diese Hofmarschälle, Grafen, Kammerherren und Kammerjunker Leute vom niedrigsten Herkommen, ohne alle

Bildung, oft von tief auf ihren Gesichtszügen ausgeprägter Gemeinheit waren. Ein gewisser Branntweindunst ging wie eine verpestete Atmosphäre von den Athemzügen der Mehrzahl Derselben aus. Da war keine Grazie des feinen Hoflebens; schmuzige seidene Strümpfe schlotterten an den starken Waden der Meisten, große, ungeputzte Schuhe waren mit mächtigen diamantenen Schuhschnallen bedeckt, und die Perrücken nach damaliger Mode saßen schief oder zerzaust auf ihren Köpfen, die Hochmuth und gemeine Frechheit emporhob, nur um ihre Blicke und die völlige Geistesleere zu zeigen.

„Das ist der Harem der Kaiserin," flüsterte der Leibchirurg der Kaiserin, Graf Lestocq, der sich im Gefolge derselben befand und seine beißenden Sarkasmen nicht unterdrücken konnte, und hätten sie ihm das Leben gekostet, dem neben ihm gehenden französischen Gesandten Marquis de la Chetarderie zu, auf die glänzende Reihe der Hofherren deutend; „haben Sie jemals, Monseigneur, eine prächtigere Galerie von en Chevaliers travestirten Soldaten, Reitknechten, Bauern und Lakaien gesehen, als diese Hofherren, mit denen sich so eben unsere glorreiche Kaiserin so anmuthig unterhält?" — „Sie bedarf aber auch der Zerstreuung," spöttelte der Marquis. Da Beide französisch sprachen, so wagten sie wenig mit ihren Moquerien in diesem ungebildeten Hofzirkel. „Haben Sie bemerkt,

Monseigneur le Comte, wie die Kaiserin alterirt war über die Katastrophe in der Tragödie „Semiramis!“ Wie tactlos, ein Stück aufzuführen, welches nur geeignet ist, der beständigen Furcht der Kaiserin, auf dieselbe Weise entthront zu werden, wie sie den Thron bestiegen hat, Nahrung zu geben! In diesem Trauerspiele ist es der Sohn, welcher die eigene Mutter, die Königin Semiramis, entthront und ermorden läßt, eben so fürchtet sie den von ihr entthronten kleinen Kaiser Iwan, obwol alle Maßregeln getroffen sind, ihn geistig zu tödten und damit unschädlich zu machen.“

„Wird Alles Nichts helfen, denn einem Kronprätendenten fehlt es nie an geheimen Anhängern. Das beste Mittel wäre es, ihn für immer stumm zu machen, aber ihre Sentimentalität und Frömmelei scheut alles Blutvergießen. Das Schlimmste ist noch, daß sie, aus Angst in der Nacht überfallen und ermordet zu werden, die Weltordnung umdreht, aus Nacht Tag und aus Tag Nacht macht *). Das Diner beginnt um 9 Uhr Abends, das Theater um 12 Uhr um Mitternacht, das Souper um 3 oder 4 Uhr Morgens. Mit Tagesanbruch wird sie betrunken ins Bett gebracht; einer ihrer Favoriten leistet ihr Gesellschaft bis zum Abend, wo sie in seinen Armen erwacht und zum Morgen Toilette macht.

---

*) Siehe Novelle „Lestocq,“ zweite Abth. im II. Bande.

„Heillose Wirthschaft!" flüsterte der Marquis; „mich schützt das Gesandtschaftsrecht, aber Ihr Kopf, lieber Graf, sitzt nicht fester auf Ihren Schultern als der Handschuh an Ihrer Hand."

„Ach bah! sie hat mir ewige Dankbarkeit geschworen!"

„Schweigen Sie davon; seit wann hätte eine charakterlose Frau, die so oft mit ihrem Liebhaber wie mit ihren Handschuhen wechselt, sich durch Dankbarkeit hindern lassen, den Intriguen Gehör zu geben?"

„Das Einzige," fuhr der Marquis fort, „Sie von der Bekanntschaft mit Sibirien zu befreien, wäre, daß Sie die Kaiserin bewegten, zeitig einen Nachfolger zu ernennen. Ein günstigerer Moment als der gegenwärtige läßt sich nicht leicht finden, um ihr diesen guten Rath zu geben."

„Jedenfalls muß er minderjährig und von mir abhängig sein."

„Der Meinung wäre ich auch. Zum Beispiel der Sohn des Herzogs von Holstein-Gottorp und der ältern Schwester der Kaiserin Anna Petrowna. Er ist jetzt erst vierzehn Jahre alt. Seine Zuneigung läßt sich noch gewinnen."

„An Den habe ich auch schon gedacht."

„Aber es wird keine Zeit zu verlieren sein. Im Vertrauen kann ich Ihnen sagen: Bestucheff hat andere Pläne."

„Noch in dieser Nacht werde ich mit seiner Mutter reden."

Das Gespräch wurde damit unterbrochen. Die Kaiserin Elisabeth war jetzt die Treppe hinaufgestiegen und in den Hauptsaal getreten. Dem feinen Beobachter Chetarderie war es nicht entgangen, daß die Kaiserin sich stets zur linken Seite wendete, wo die Cavaliere standen, und die Damen, die auf der rechten Seite Spalier machten, gar nicht zu beachten schien. Zur Linken aber wendete sie stets ihre Blicke, dem Einen zunickend, dem Andern im vertraulichsten Tone ein Paar Worte zuflüsternd, vor einem jungen Manne aber, der vorbeiging, ließ sie wie zufällig ihr Taschentuch zu seinen Füßen fallen. Der ganze Hof wußte, was dies zu bedeuten habe. Der junge Mann aber schien ein Neuling zu sein, denn er hob es auf und wollte es ihr überreichen. Aber die Kaiserin sprach: „Ich bin nicht gewohnt ein Tuch, welches an der Erde gelegen hat, anzunehmen; bringe es mit Tagesanbruch meiner Kammerfrau in die Garderobe.“ Sie hatte diese Worte nur leise gesprochen, aber die zunächst Stehenden hatten es gehört, und bald war es ein Geheimniß des ganzen Hofes. Die Kaiserin hatte zum Zeichen des Schweigens ihren Fächer auf den Mund gelegt. Der Glückliche war der junge Iwan Schuwalow, bis dahin Page der Kaiserin. Jetzt aber war er der Gegenstand des Neides und der zuvorkommendsten Höflichkeit des ganzen Hofes. Der unschuldige Jüngling, der

noch nicht wußte, was dies zu bedeuten hatte, wurde von allen Seiten beglückwünscht, da er Aussicht habe, zum Range eines Favoriten der Kaiserin erhoben zu werden. Auch ihr bisheriger erster Günstling und geheimer Gemahl, Fürst Rasumowsky, der Sohn eines Bauern in der Ukraine, durch Elisabeth's leidenschaftliche Gunst so hoch erhoben, der unter priesterlichem Einflusse ihr im Geheim angetraute Gemahl hatte Dieses bemerkt. Er trat vor, bot der Kaiserin den Arm, den sie auch annahm, und führte sie die breite Treppe vollends hinauf durch den großen Eintrittssaal und die unendliche Reihe von Prunkzimmern, welche alle für den Durchgang der Kaiserin mit mehr als tausend brennenden Wachskerzen erleuchtet waren, durch ihre glänzenden Appartements in ihr Boudoir. Dort wurde er ohne irgend eine zärtliche Scene entlassen, und die Kaiserin gab Befehl, sie allein zu lassen, bis sie klingeln würde. Zunächst, als sie sich allein sah, befriedigte sie das Bedürfniß einer süßen Gewohnheit. Sie nahm einen kleinen goldenen Schlüssel aus ihren Busen, der dort an einer feinen venetianischen Goldkette hing, und öffnete ihre Chatouille. Das Nächste aber, was sie herausnahm, war nicht etwa eine Geldrolle oder Juwelen, sondern eine Krystallflasche von ziemlicher Größe, die mit dem feinsten französischen Liqueur gefüllt war. Ein Krystallglas, welches nicht zu klein war, füllte sie damit mehrere

Male, und trank dasselbe mit sichtlichem Wohlbehagen in einem Zuge aus.

Jetzt schien sie damit Kraft gewonnen zu haben, um ihren aufgeregten Gefühlen freien Lauf zu lassen. Sie klingelte ihrer vertrauten, diensthabenden Kammerfrau, und ließ sich auskleiden, indem sie ihr ein Kleid bestimmte, welches sie für die Abendtafel, wie sie sich ausdrückte, anlegen wollte. Als sie so dastand im Unterröckchen, Corset und bloßem Nacken, fiel ihr der tragische Ausgang der in dieser Nacht im Hoftheater angehörten Tragödie Semiramis wieder schwer auf's Herz, und in dieser Angst senkte sie sich auf ihre Knie vor dem mit goldenen Heiligenscheine und diamantener Krone reich gekleideten Bilde der heiligen Katharina, ihrer Schutzpatronin, deren Gesicht und Hände auf das Feinste gemalt waren, während alles Uebrige natürliche Stoffe darstellten. Dieses von zahlreichen Votivkerzen umstellte Heiligenbild war ihre verschwiegenste Vertraute, welche sie in jeder wichtigen Angelegenheit um Rath fragte. So auch jetzt.

„O heilige Katharina!" betete sie halblaut, beschütze mich, Deine demüthige Magd. Siehe, ich bin umgarnt von tausend Gefahren. Man hat mir prophezeiet, daß ich auf dieselbe Weise vom Throne gestoßen werden würde, wie ich ihn bestiegen habe, und die heutige Tragödie hat mir den Beweis von der Möglich-

keit gegeben. Der Unglückliche, von dem allein mir Gefahr droht, ist der von mir entthronte Kaiser Iwan. Wie strenge Maßregeln ich auch getroffen habe, daß er nie erfahre, wer er sei, und mit welchen Rechten und Ansprüchen er geboren, und der niemals lesen und schreiben lernen soll — wer schützt mich dafür, daß nicht von seinem Vater aus eine Thronrevolution mich vom Throne stürzt, und ihm seine alten Rechte wiedergiebt? Man hat mir gerathen, ihn tödten zu lassen, aber, o Gott! das vermag ich nicht; mit diesem Verbrechen will ich mein Gewissen nicht belasten. O meine heilige Katharina! gieb Rath, wie soll ich meinen Thron sichern?"

In diesem Augenblicke entstand ein Geräusch hinter ihr. Mit leisem Hüsteln kündigte sich ein Mann an, der aus der Garderobe durch den Vorhang, welcher die Portière bildete, schon seit einigen Minuten eingetreten war, und ohne Zweifel das ganze Gebet gehört hatte.

Die Kaiserin, deren lebhafte Phantasie leicht von einem Extreme ins andere übersprang, erinnerte sich des jungen Pagen, dem sie das Schnupftuch zugeworfen hatte, und rief, freudig aufschreckend: „Ach, Schuwalow!"

„Entschuldigen Ew. Majestät, sprach eine ganz andere, ihr jedoch wohlbekannte Stimme: „Ich bin es, Ihr unterthäniger Sclave!"

„Ach Du, Lestocq," sprach sie lang gedehnt, ohne wegen ihres, ihre Reize mehr enthüllenden als verhüllenden Negligé nur in die geringste Verlegenheit zu gerathen; „was führt Dich her?"

„Ein Befehl der heiligen Katharina. Sie ist mir als Vision erschienen, und hat mir verkündet: Gehe sogleich hin zu der Kaiserin und melde ihr, ich ließe ihr rathen, das einzige Mittel, allen Thronrevolutionen von Seiten des Prätendenten Iwan zu entgehen, sei, sich einen Nachfolger zu ernennen und ihm vom Senate, von der Geistlichkeit und vom Heere den Eid der Treue schwören zu lassen."

„O weise Heilige!" rief sie aus, Du hast die geheimsten meiner Gedanken getroffen. Aber wen soll ich dazu erwählen, ohne mir damit neue Feinde und neue Gefahren zu bereiten?"

„Die heilige Katharina," fuhr Lestocq fort, „hat Alles reiflich erwogen, und hat mir befohlen, die Aufmerksamkeit Ew. Majestät auf den berechtigten männlichen Thronerben zu lenken, den Sohn des Herzogs von Holstein-Gottorp und der Großfürstin Anna Petrowna, der ältern Schwester Ew. Majestät. Noch ist er jung genug, um ganz nach Ihrem Willen und unter Ihren Augen erzogen und von allem Parteitreiben ferngehalten werden zu können."

Er fügte noch einige Beweggründe hinzu, und die

Kaiserin sagte: „wenn dieser sehr vernünftige Rath von meiner Schutzheiligen herrührt, so will ich ihn gern befolgen. Sorge, daß dies Alles eingeleitet werde. Nun aber geh'; ich habe noch große Abendtoilette für das Souper zu machen.“

Lestocq trat ihr jedoch näher, und sagte im einschmeichelnden Tone, der, wie er wußte, ihrer Eitelkeit behagte: „Wenn alle Frauen auf der Welt durch ihre Toilette schöner werden sollten, so kann die Toilette solchen himmlischen Reizen gegenüber nur dazu dienen, sie zu verhüllen, und die wahre Schönheit, die meine süße, holde Kaiserin besitzt, dem Auge der Sterblichen zu entziehen.“

„Schmeichler!“ entgegnete sie lächelnd, indem sie ihn mit dem Fächer leise auf den Mund schlug, „wenn Dir diese Reize gefallen, so erlaube ich Dir, sie zu küssen.“

Glühend machte Lestocq, der noch ein Mann in seinen kräftigsten Lebensjahren war, von dieser Erlaubniß Gebrauch; Elisabeth aber hatte nur den wunderschönen Pagen im Sinne, und sagte zu Lestocq: „Nun aber geh', finde Dich zur Abendtafel ein und schicke mir meine Kammerfrauen herein.“

Dies geschah. Die Kaiserin war ungeduldig geworden; sie behauptete, dieses prächtige Brocatkleid vom schweren Lyoner Stoff, von Silberlahn durchwebt, habe

sie schon einmal getragen, unmöglich könne sie ein Kleid zweimal anlegen. Mit aller Unterwürfigkeit widersprachen die Kammerfrauen, und erst als sie das wirklich getragene Kleid herbeiholten, und es sich herausstellte, daß das Dessin ein anderes Muster habe, entschloß sie sich, das dargebotene anzuziehen.

Sie begab sich alsdann um vier Morgens zur Abendtafel, welche die große, glänzende Gesellschaft der Kaiserin, ihrer Damen und die seltsamen Hofcavaliere vereinigte. Es ging dabei sehr heiter und ungezwungen her, besonders gegen Morgen, als der reichlich genossene Wein und Branntwein ihre Wirkung gethan hatten.

Die Kaiserin war keine der unbedeutendsten Trinkerinnen. Mit Liqueur wurde der Anfang gemacht, dann kamen schwere Ungarweine, Rheinweine und französische Weine, dazwischen zur Stärkung des Magens ein Schälchen reiner Kornbranntwein, und zuletzt war Champagner an der Tagesordnung. Elisabeth zeigte ungemeinen Appetit. Von den zwölf Gängen, unter welchen sich Delicatessen befanden, wie sie nur ein russischer Magen verträgt, ließ sie kein Gericht vorübergehen, ohne ihren beträchtlichen Antheil davon zu sich zu nehmen. Manche Zweideutigkeit wurde belacht, und Elisabeth, die immer munterer und ausgelassener wurde, lachte am Lebhaftesten. Ein Witzwort nach dem andern ging von ihr aus, und wurde pflichtschuldig im Chor von der

ganzen Tischgesellschaft belacht. Sank einer der Trinkgenossen mit zu schwerem Haupte unter den Stuhl, so gab dies wieder einen Stoff zu ungeheurer Heiterkeit. Selbst die Dienerschaft fing an, mit schwankenden Schritten zu gehen. Glitt Einer aus auf dem spiegelblanken Parquet, oder ließ einen Teller, ein Glas oder eine Flasche fallen, so erhob sich abermals ein homerisches Gelächter. Alles übertraf aber der Spaß, wenn die Hofnarren hereingerufen wurden und ihren Hauptwitz ausführten, d. h. sich einer hinter dem andern mit steif an den Leib gelegten Armen und geschlossenen Beinen hinstellte, und dann ein tüchtiger Kosak dem Hintenstehenden einen Stoß gab, so daß die ganze Reihe wie bleierne Soldaten vornüber fiel.

Allerdings sind solche Züge der Chronique scandaleuse entnommen, die aber, auf historischer Wahrheit beruhend, noch viel ärgere Züge bringt, als sich hier mit Anstand erzählen läßt, auf welche die an Seltsamkeiten und Verirrungen so reiche Geschichte des Großfürsten und der Großfürstin Peter beruht.

In der folgenden Nacht gelang es, die Kaiserin zu bewegen, die indeß ausgefertigten Schriftstücke, welche durch die von der heiligen Katharina angerathene Ernennung eines Thronfolgers betrafen, zu unterschreiben.

2.

Prinz Carl Peter Ulrich von Holstein-Gottorp wird zum Großfürsten erhoben. — Dessen Erziehung und Eigenthümlichkeiten.

Im Jahre 1742 kam der Prinz Carl Peter Ulrich von Holstein-Gottorp mit seinen Aeltern, in Folge einer erhaltenen Einladung, in Petersburg an. Er war der einzige Sohn der Herzogin Anna, der ältern Schwester der Kaiserin, und des Herzogs Carl Friedrich von Holstein-Gottorp, geboren in Kiel im Februar 1728, also damals 14 Jahre alt.

Dieser junge Fürst wurde von der Kaiserin Elisabeth eben so glänzend als freundlich und herzlich empfangen. Die Kaiserin ernannte ihn sogleich zum Generallieutenant, und am 7. October 1742 war der feierliche Act, womit ihn Elisabeth dem versammelten Senate als ihren Thronfolger vorstellte, wobei er den Titel Kaiserliche Hoheit und Großfürst von Rußland erhielt. Dieses wurde dem Volke durch ein Manifest bekannt gemacht.

In Folge dieser Ernennung wurde der junge Thronfolger in der griechischen Religion unterrichtet und am 17. November in diesem Glauben öffentlich eingesegnet. Bei dieser Gelegenheit gab ihm die Kaiserin, die dabei Pathenstelle versah, den Namen Peter Feodorowitsch.

Es war eine sonderbare Fügung des Schicksals, daß ihm wenige Tage nach seiner Erhebung zum russischen Thronfolger der Antrag zu Theil wurde, Thronfolger der schwedischen Krone zu werden.

Es erschien nämlich in Petersburg eine schwedische Ambassade, bestehend aus dem Grafen Bonde und den beiden Baronen Hamilton und Scheffer, und zeigte ihm in aller Ehrfurcht an, daß der schwedische Reichsrath in Stockholm ihn dazu ausersehen habe, den schwedischen Thron nach dem Tode Friedrich's I. von Hessen einzunehmen, da dessen hohes Lebensalter eine lange Regierungsdauer Desselben nicht erwarten lasse.

Peter's Aeltern aber glaubten, nicht mehr diese Krone für ihren Sohn annehmen zu können, da Demselben bereits die Thronfolge für eines der größten und mächtigsten Reiche der Erde übertragen worden war.

Hätten sie oder der junge Großfürst nur die mindeste Ahnung davon gehabt, welches entsetzliche Geschick ihm mit der russischen Krone zugefallen war, so würden sie sicher diese Büchse der Pandora abgelehnt und zu dem bescheidenen, aber ruhigern Geschenk der schwedischen Krone gegriffen haben.

Dankend bat der junge Großfürst die schwedischen Gesandten, bei dem Reichsrath in Stockholm den Antrag zu stellen, an seiner Statt die Wahl zum Thronfolger auf seinen Onkel, den Bischof von Lübeck, Herzog

Adolph Friedrich von Holstein-Gottorp, zu lenken, und Dieser wurde denn auch wirklich nach einigen Monaten zum Könige von Schweden erwählt.

Kaum war die Ernennung des jungen Peter zum Großfürsten, sein Uebertritt zum griechischen Glauben und die Anerkennung und Huldigung Desselben von Seiten des Senats, der Geistlichkeit, des hohen Adels und des Volkes eine vollendete Thatsache geworden, so fing die Kaiserin Elisabeth in ihrer ängstlichen und mißtrauischen Gemüthsstimmung an, sich vor dem Geschöpf ihrer eigenen Gnade zu fürchten, indem sie besorgte, daß dieser Jüngling sie einst vom Throne stoßen würde, um früher, als der Lauf der Natur forderte, zur Regierung zu gelangen.

Als man ihr die Talente und die Kenntnisse des vierzehnjährigen jungen Thronfolgers rühmte, sagte sie: „Ich finde es nicht für angemessen, daß ein Thronfolger zu früh klug werde. Ich will, daß hierin Einhalt geschehe.“

Das war genug in einem despotisch regierten Lande, um ihm seinen deutschen Erzieher zu nehmen, der so viel für die Bildung seines Herzens und Geistes gethan hatte. Aber in beider Hinsicht blieb er auch feststehen auf dem Standpunkte eines vierzehnjährigen Knaben, denn man gab ihm die herzlosesten, beschränktesten Köpfe und pedantischsten Kleinigkeitskrämer zu Erziehern, die in ganz Rußland nur zu finden waren. Der Eine der-

selben hatte in preußischen Diensten gestanden und war ein pensionirter alter Soldat der Andere war ein russischer Pope, den man im ganzen Reiche nicht dümmer hätte finden können. Dabei war allen Behörden durch geheimen Cabinetsbefehl streng untersagt, dem Großfürsten die geringsten Mittheilungen über Staatsangelegenheiten zu machen.

Vergebens versuchten es wahrhaft patriotische Männer, deren es freilig wenig genug an Elisabeth's Hofe gab, der Kaiserin Vorstellungen dagegen zu machen. Sie nahm dies stets sehr ungnädig auf und sagte zu ihren Vertrauten: „Ich müßte sehr blind sein, wenn ich nicht in dem Großfürsten, so jung er auch noch ist, einen gefährlichen Nebenbuhler sehen wollte, dessen Einfluß und Ansehen daher auf einen möglichst kleinen Kreis beschränkt bleiben muß. Ich würde eine sehr unkluge Politik befolgen, wenn ich ihm die geistige Ausbildung und die Kenntnisse der Staatsgeschäfte wollte zu Theil werden lassen, die ihn nur vor der Zeit lüstern nach der Krone machen würden." Einer vertrauten Kammerfrau aber, die es, wol nicht ohne Anregung von außen, gewagt hatte zu äußern: „Wie aber läßt sich erwarten, daß Seine Kaiserliche Hoheit, der Großfürst, einmal ein guter Regent seines Reichs werden könnte, wenn er ohne alle Kenntniß von den Staatseinrichtungen Rußlands bleibt?" antwortete die

Kaiserin höchst aufgeregt: „Weißt Du, wo Sibirien liegt?“ und wendete ihr den Rücken.

So ging denn die absichtlich verpfuschte Erziehung ihren verderblichen Gang, um einen künftigen Monarchen von der seltensten und barokesten Mischung von Gemüthseigenschaften, Geistesgaben, Pedanterie, Einseitigkeit, den bizarrsten Launen und den seltsamsten Gewohnheiten zu bilden.

Das Bewußtsein des hohen Berufs, wozu er bestimmt war, hatte allerdings schon für den Knaben eine belebende Kraft. In seiner jungen Seele erwachte ein Funke von Seelengröße, Wohlwollen für alle Menschen, ideale Vorstellung von Regentenpflicht und Fürstengröße. Aber das Buch der Geschichte hielt man für ihn sorgfältig verschlossen. Vergebens sah er sich um nach Originalien für seine hochfliegenden Ideen. Von allen großen Monarchen der Geschichte erfuhr er höchstens einige berühmte Namen, nur von dem preußischen Könige Friedrich II. empfing er durch den aus preußischen Diensten desertirten Officier, der seiner Unwissenheit und Einseitigkeit ungeachtet, oder vielleicht gerade deshalb ihm zum Erzieher gegeben worden war, ein Bild, welches ihn begeisterte. Unfähig, den wahren Charakter der geistigen Größe Friedrich's II. zu begreifen, hielt er sich an kleinliche Außendinge: sein Exercirreglement, seine Uniformen, der Krückstock, der auf-

fallend gestülpte, dreieckige Hut, der lange, dünne Zopf, der ihm über den Rücken hinablief, das Schnupfen von Spaniol aus der ledernen Westentasche — dieses galt ihm als das Wesen des großen Mannes, welches er selbst bis auf den etwas gekrümmten Rücken, die eigenthümliche Frisur und die glotzenden Augen nachzuahmen suchte. Ehe er auf sein, an den bewunderten König gerichtetes Ersuchen eine preußische Uniform und den Obristlieutenants-Titel erhielt, trug er die grüne Gardeuniform mit rothem Kragen, aber ganz nach preußischem Schnitt wie Friedrich Wilhelm I., so daß ihm die weißleinenen Kamaschen, welche bis über's Knie hinaufgingen, so eng gemacht waren, daß er nur mit steifen Beinen gehen konnte, und wenn er sich hinsetzen wollte, so konnte er sich nur auf einmal in den Sessel niederfallen lassen, wobei ihm die Beine in die Höhe flogen, und das Aufstehen hatte seine eben so großen Schwierigkeiten. Von Staatsangelegenheiten bekam er auch nicht die geringste Idee; der Pope gab ihm etwas Unterricht in der griechisch-orthodoxen Religion. Dies waren aber auch die einzigen Kenntnisse, welche man ihm beibrachte. Sonst geschah Alles, um ihn so zu zerstreuen, daß er das Gelernte wieder vergessen mußte.

Diese Charakterrichtung entwickelte sich aber erst immer mehr und seltsamer hervortretend nach seiner Verheirathung, wo Peter seinen eigenen Hofstaat erhielt.

3.

Die Prinzessin von Anhalt-Zerbst, die Verlobte Peter's. — Sie tritt zur griechischen Religion über unter dem Namen Katharina. — Verlobung mit Peter. — Sie wird Großfürstin. — Peter's Pockenkrankheit. — Liebe und Erkaltung derselben. — Katharinens Ehrgeiz.

Schon drei Monate nach der Ernennung des Prinzen von Holstein-Gottorp zum Großfürsten, im Anfange des Jahres 1743, dachte die Kaiserin mit einer gewissen Unruhe daran, ihrem Thronfolger eine Gemahlin zu geben, um dadurch die Succession in directer Linie möglich zu machen.

Es geschahen diplomatische Anfragen bei mehreren europäischen Höfen. Fast überall war die verlangte Religionsveränderung einer künftigen Gemahlin des Großfürsten ein Stein des Anstoßes, und es erfolgten von mehreren Höfen abschlägliche Antworten. Hatte der König von Polen und Kurfürst von Sachsen seine Antwort in die höflichsten Phrasen der Diplomatie eingehüllt, so war die Entgegnung des Königs von Preußen um desto derber. Als um die Hand der zarten Prinzessin Amalie, der jüngsten Lieblingsschwester Friedrich's II., die auch eine Schwester der Königin Ulrike von Schweden war, und welche bekanntlich das unglückliche, geheime Liebesverständniß mit dem damaligen Cornet von Trenk hatte, angehalten worden war, schrieb Friedrich eigenhändig

an Elisabeth: „Nie werde ich zugeben, daß eine Prinzessin meines evangelischen Hauses, um äußerer Vortheile willen, ihren Glauben abschwöre und eine andere Religion annehme.“

So hatte sich das Gerücht, daß für den Thronerben Rußlands eine junge Gemahlin gesucht werde, über alle Höfe in ganz Europa verbreitet. Damit erfuhr dieses öffentliche Geheimniß auch die Fürstin von Anhalt-Zerbst, deren Gemahl, Christian August, damals commandirender Gouverneur in Stettin war, wo diese apanagirte Familie in eben nicht glänzenden Verhältnissen lebte. Aber seine Gemahlin war eine hohe Dame von Verstand und Bildung, die besonders einen rastlosen Unternehmungsgeist hatte. Beider Tochter, Sophie Auguste von Anhalt-Zerbst, war im Jahre 1729 am 25. April in Stettin geboren, nur ein Jahr jünger als der Großfürst, aber eine Prinzessin, deren seltene Schönheit und ungemeine Geistesgaben anfingen, sich wunderbar zu entwickeln. So jung sie auch noch war, so schwebten ihr doch Gedanken vor, daß sie noch zu irdischer Größe, Macht und Ansehen bestimmt sei, und gern ging die damals kaum funfzehnjährige Prinzessin Sophie Auguste in die Gedanken und Pläne ihrer Mutter ein, wenn Diese dafür schwärmte, ihren Liebling auf den russischen Thron zu erheben. Zudem war die Prinzessin die leibliche Cousine des Großfürsten, ihre Mutter aber eine

Schwester des früh verstorbenen Bräutigams der Kaiserin Elisabeth, des Prinzen von Holstein-Eutin, um dessen Verlust Diese immer noch weinte, so oft sie ihm auch in ihren sinnlichen Ausschweifungen schon untreu geworden war.

Dies waren die Handhaben, woran die Fürstin von Anhalt-Zerbst den Gipfel des Glückes für ihre geliebte Tochter zu ersteigen hoffte. Sie reiste mit ihrer Tochter nach Berlin, um vor Allem wegen dieses Heirathsprojects den König Friedrich II. zu sondiren. Diesem aber war die Gelegenheit sehr willkommen, die sich ihm damit darbot, um die Scharte wieder auszuwetzen, welche er durch seine schroffe Weigerung, dem Großfürsten die Hand seiner Schwester zu geben, der Kaiserin, mit der er damals noch nicht im Unfrieden lebte, geschlagen haben mußte. Gern gab er daher seine Einwilligung, und schrieb einen eigenhändigen Brief an die Kaiserin, worin er statt der Prinzessin Amalie von Preußen auf das Wärmste die Prinzessin Sophie Auguste von Anhalt-Zerbst als eine würdige Gemahlin für den Großfürsten empfahl.

Es lagen diplomatische Gründe genug vor, um zu hoffen, daß diese Verbindung der russischen Kaiserin persönlich angenehm sein würde. Sophie von Zerbst war eine Verwandte des Großfürsten Peter, für den man sie als Gemahlin vorgeschlagen hatte, denn ihre

Mutter, die Prinzessin Johanna Elisabeth von Anhalt-Zerbst, war eine Tochter von Christian August, Bischof von Lübeck, und einer Schwester von Albrecht Friedrich, den die Kaiserin Elisabeth mit Erfolg zum Könige von Schweden vorgeschlagen hatte; auch, wie schon erwähnt, eine Schwester des unvergeßlichen, früh verstorbenen Verlobten der Kaiserin Elisabeth, Adolph Friedrich, Prinz von Holstein-Eutin.

Es kam also zunächst nur darauf an, zu veranlassen, daß die Persönlichkeit der jungen Prinzessin der Kaiserin angenehm sei. Für diesen Zweck ließ Friedrich II. Dieselbe durch seinen Hofmaler, den berühmten Pesne, malen. Es wurde ein treffliches Bild, dessen jugendlicher Liebreiz der Kaiserin gefiel und den jungen Großfürsten entzückte. Für ihre Schönheit, ihren Geist und ihre Liebenswürdigkeit sprach auch schon der günstige Ruf der jungen Prinzessin. So ging die Kaiserin gern auf den Vorschlag des Königs von Preußen ein, obwol der Staatscanzler Bestucheff auf alle nur mögliche Weise dagegen intriguirte.

Die nächste Folge dieses empfehlenden Schreibens war die Einladung an die Fürstin Mutter, mit ihrer Prinzessin Tochter nach Petersburg zu kommen und die Kaiserin als nahe Verwandte zu besuchen.

Gern und schleunig folgten die beiden hohen Damen dieser schmeichelhaften Einladung, und begaben sich so-

gleich auf die Reise nach Petersburg. Zu dieser Reise hatte ihr der König einige Tausend Thaler Vorschuß gegeben, so daß diese Brautfahrt mit wahrhaft fürstlichem Pomp vor sich gehen konnte.

Unter den erwähnten Unterhandlungen war die Zeit hingegangen, so daß Prinzessin Sophie Auguste im 15. Jahre ihres Alters war, als sie am 17. Februar 1744 mit ihrer Frau Mutter in Moskau ankam.

Der Empfang dieser beiden fürstlichen Damen von Seiten der Kaiserin war eben so herzlich als glänzend und prächtig. Zu den ausgezeichnetsten Ehrenbezeugungen, womit die Kaiserin die junge Prinzessin überhäufte, gehörte unstreitig die Verleihung des St. Katharinenordens, womit bisher nur regierende Fürstinnen beehrt worden waren.

Die junge Prinzessin war von seltener Schönheit und Anmuth, und schien in ihrem majestätischen Wesen zu der Thronfolgerin eines so großen Reichs wie geschaffen zu sein. Trotz ihrer zarten Jugend war ihre schlanke und hohe Gestalt schon ungemein entwickelt in fein gerundeten Körperformen. Ihr Lächeln war entzückend, die großen blauen Augen voll Geist. Ihr Teint, den sie nicht durch Schminke verdarb, war ungemein zart, die Wangen leicht geröthet, die Nase römisch gebogen, die Doppelreihe der feinsten Perlenzähne blendend weiß, die Lippen so jungfräulich frisch wie eine eben aufgebrochene Rosenknospe. Ihre Sprache war

angenehm und wohlklingend, dabei voll Geist. In ihrem Benehmen war sie gegen Untergebene freundlich und herablassend, gegen ihr näher stehende Personen und Standesgenossen offen und zutraulich.

So durch Natur und Erziehung auf das Reichste ausgestattet, konnte es ihr nicht fehlen, daß sie sehr bald durch ihre unbeschreibliche Liebenswürdigkeit die persönliche Zuneigung der Kaiserin gewann. Nicht minder wurde ihr die heiß aufflammende Liebe des Großfürsten zu Theil. Dieser war damals noch ein sehr hübscher, hoch und schlank aufgewachsener junger Mensch. Der ungezwungene tägliche Umgang, welcher die hier wenig streng beobachtete Etiquette so nahen Verwandten gestattete, trug dazu bei, daß diese Neigung sich bald bis zu einer jugendlichen Leidenschaft zu steigern vermochte, und die alte Fürstin von Anhalt sorgte dafür, daß es Beiden nicht an Gelegenheit fehlte, Stunden lang ohne Zeugen mit einander zuzubringen.

Dies waren glückliche Stunden der innigsten Zärtlichkeit, wie sie die damals noch so reinen Gemüther erfüllten. Aber es war ein vorübergehendes Glück. Im Anblick dieses jugendlich klaren Freudenhimmels hätte Niemand die Gewitterwolken ahnen können, welche sich bald darauf am reinsten Himmelsblau desselben zusammenzogen.

Wol hatte die Kaiserin Elisabeth, welche für zärt=

liche Gefühle ein stets so offenes Herz besaß, diese beginnende Zuneigung der beiden jungen Leute, welche sie schon im Stillen für einander bestimmt hatte, ohne sich jedoch darüber zu äußern, bemerkt. Doch that sie, als wisse sie Nichts davon, um die weitere Entwickelung dieses kleinen Liebesromans nicht zu hemmen.

Doch einer Mutter, welche ihre Tochter an den rechten Mann bringen will, dauert diese langsame, naturgemäße Entwickelung viel zu lange. Die Fürstin von Anhalt-Zerbst benutzte deshalb die günstige Gelegenheit, als sie einst mit der Kaiserin allein war, auf feine Weise die Erinnerung Derselben auf ihren Bruder, den verstorbenen Verlobten der Kaiserin, als sie noch Großfürstin war, zu lenken. Als sie sah, daß Diese gerührt wurde, schilderte sie ihr mit hinreißender Wärme die glühende Liebe der beiden jungen Leute als eine unüberwindliche Passion, und beschwor sie auf den Knien, daß sie dieser Glückseligkeit kein Hinderniß entgegensetzen möge.

Eines solchen Sturmes auf die Gefühle der Kaiserin hätte es nicht einmal bedurft, um sie zu bewegen, der knienden Fürstin die Versicherung ihrer Zustimmung zu geben, indem sie Dieselbe aufhob und umarmte. Sie war so bewegt, daß sich ihre Zähren mit denen der Prinzessin vermischten. „Aber eine Bedingung," sprach die Kaiserin, „die Ew. Liebden schon voraus=

gesehen haben werden, ist die der Annahme des orthodoxen griechischen Glaubens."

„Dies war schon längst meiner Tochter Wunsch," entgegnete die Fürstin; „schon hat Dieselbe mit meinem Vorwissen heimlich Unterricht in diesem Glauben genommen."

„Ew. Liebden wollen sie damit öffentlich fortfahren lassen. Jetzt aber bitte ich, mir die Liebenden vorzuführen, um sie zu segnen."

Dies geschah. Beide senkten ihr Knie zu den Füßen der Kaiserin, und Diese ertheilte ihrer Liebe die mütterliche Weihe und den Segen.

Wer war glücklicher als der damals siebzehnjährige Großfürst und die kaum vierzehnjährige Prinzessin Sophie Auguste, die jedoch diesen Namen nicht mehr lange tragen sollte, denn schon am folgenden Tage wurde die von der Kaiserin getroffene Wahl einer Gemahlin für den Großfürsten dem Senate bekannt gemacht und gleichzeitig den Ministern und den fremden Gesandten notificirt.

Die junge Prinzessin erhielt nun täglich Unterricht in der russischen Sprache, besonders aber in der griechischen Religion. Bei ihren glänzenden Geistesgaben und dem schönen, hohen Ziele, welches ihr vor Augen stand, machte sie schnell die bedeutendsten Fortschritte, und so konnte sie denn schon am 9. Juli 1744 ihr öffentliches Glaubensbekenntniß in der Hofkapelle von Moskau

ablegen, und empfing dabei von ihrer Pathin, der Kaiserin, die Namen Katharina Alexiewna, unter welchen sie später eben so berühmt als berüchtigt geworden ist, mit der Zusicherung der Thronfolge im Falle des frühern Ablebens des Großfürsten, was auch dem Senate officiell angezeigt wurde.

Schon war der Tag der Vermählung nahe bevorstehend, als ein schweres Unglück hereinbrach, welches ganz geeignet war, das kaum begonnene Glück dieser jungen Liebe wieder zu zerstören.

Der Großfürst wurde plötzlich von jener, damals in Rußland so furchtbar wüthenden Krankheit der schwarzen Pocken befallen. Vergebens suchte man der jungen Prinzessin Katharina die große Gefahr ihres theuern Verlobten zu verheimlichen. Sie wollte sogleich zu ihm eilen, sein Bett Tag und Nacht nicht verlassen, um ihn zu pflegen. Aber auf den Rath der kaiserlichen Leibärzte durfte eine solche Aufopferung, die Ansteckung und Tod für sie bringen konnte, nicht zugegeben werden. Katharina schwebte in Todesangst. Ihre ganze jugendliche Munterkeit war dahin; jede Stunde bei Tag und Nacht empfing sie Nachricht vom Krankenbette, die man ihr freilich mit so vieler Milderung, als nur immer möglich war, mittheilte. Aber schon nach kurzer Zeit trat eine günstige Krisis ein. Die Nachricht lautete: Gerettet! und Katharina vergoß Freudenthränen. Doch

nur langsam fortschreitend erfolgte die Genesung. Eben so lange dauerte es, daß die Liebenden Erlaubniß erhielten einander zu sehen, denn die Zeit der Abtrocknung der Pocken wurde in Betreff der Ansteckung für die gefährlichste gehalten, auch wollte die liebevolle Vorsorge ihrer Mutter die liebende Tochter so lange als möglich mit dem Anblick des widerlichen, durch die Blattern furchtbar entstellten Antlitzes ihres Geliebten verschonen.

Man suchte sie darauf vorzubereiten, indem man sein früher so schön gewesenes Gesicht so entstellt als möglich schilderte. Aber in solche Regionen kann die Phantasie eines liebenden Mädchens nicht leicht folgen. Was man wünscht, das glaubt man auch gern, und Katharina vermuthete, man übertreibe, um sie desto angenehmer zu überraschen. Aber die kluge Mutter erkannte wohl die Gefahr eines liebenden Mädchenherzens, das in solchen Phantasien schwärmt. Katharinens Eigenwille hatte sich schon viel zu stark entwickelt, um zweifeln zu können, daß, wenn Katharinens Liebe zu dem jungen Großfürsten erlöschen sollte, Nichts in der Welt sie würde bewegen können, eines ungeliebten, ja abschreckend häßlichen Mannes Gattin zu werden. Deshalb suchte sie eine andere Leidenschaft in ihrer jungen Seele zu wecken, die der Ehrsucht. Das gelang ihr auch mehr als zu gut, denn der Keim davon schlummerte schon in Katharinens stolzer Seele.

Wenn auch ihre Liebe zu Peter ungetrübt war, so hatte sie doch bei ihrer Verlobung eine eben so große Freude darüber, daß ihr der Glanz eines Kaiserthrones und sogar die Thronfolge nach Peter's früherem Ableben zugesichert war, als über das Glück, das fast das ganze Herz einer jungen Braut ausfüllt, den Geliebten als Gattin umarmen zu können. Katharina besaß Klugheit genug, um, wenn es nicht anders sein könne, für den Glanz des Thrones das Glück der Liebe zu opfern.

Als daher der große Moment herankam, daß die Braut dem Verlobten wieder zugeführtwerden konnte, waren ihr Schreck und ihre Ueberraschung allerdings furchtbar. Die Erscheinung des jungen Großfürsten, übertraf jede Vorstellung, die sie sich davon gemacht hatte. Ein so scheußlich entstelltes menschliches Antlitz hatte sie auch nie nur für möglich gehalten. Tiefe Pockengruben und Nähte durchfurchten alle Züge, entstellten besonders Nase und Mund. Das Aergste davon aber war noch ein zurückgebliebenes Nervenzucken, welches ein gräulich verunstaltendes Grimassiren aller Gesichtszüge veranlaßte.

Katharina fühlte sich wie durch eine Anwandlung von Ohnmacht betroffen. Aber ihre Seelenstärke überwand die körperliche Schwäche, ihre Verstellungskunst unterdrückte jede Aeußerung von Schmerz und Schreck

3*

in ihrer jungen Seele. Aufjubelnd warf sie sich in seine Arme, und wünschte ihm Glück zu seiner Genesung.

Wohl hatte Peter die Gefahr dieses Moments voraus gefühlt. Aengstlich fragte er Katharina, ob sie nicht finde, daß er recht häßlich geworden sei. — „Umgekehrt", — entgegnete Diese. „Was Deine Züge an glatter Schönheit verloren, haben sie an pikantem Reiz und martialischem Ansehen gewonnen."

Sie kannte Peter's schwache Seite, so daß sie ihm damit das angenehmste Compliment auf der Welt sagte. Peter verzerrte sein Gesicht zu einem feinseinsollenden Lächeln, woraus aber ein schaudervolles Grinsen wurde, und küßte erst ihre Hand, dann, o Entsetzen! — ihren schönen Mund.

So war die Harmonie zwischen den beiden jungen Brautleuten wenigstens äußerlich einigermaßen wieder hergestellt, wenn auch im Innern eine unheilbare Disharmonie zwischen den so verschiedenen Charakteren und Gemüthern immer bedauerlicher hervortrat. Wir werden später darauf zurückkommen.

So lag schon der Keim des unglücklichsten Ehelebens, das man sich nur denken kann, in den Verhältnissen und Charakteren der beiden jungen Verlobten, deren glänzende Vermählung nur um so mehr beschleunigt wurde, je mehr selbst nach den Gefühlen der

Kaiserin Elisabeth die Gefahr des Bruchs zwischen Beiden bedrohlich vor Augen lag.

4.

Hochzeitsfeierlichkeiten des großfürstlichen Paares.

Die prunkliebende Kaiserin Elisabeth fand in der Feier des hohen Beilagers des großfürstlichen Paares eine genügende Veranlassung, allen den geschmacklosen Glanz ihrer prächtigen Hofhaltung zu entfalten. Es war am 1. Septbr. 1742 a. St., als zur Feier der hohen Vermählung die Eingeladenen früh um 6 Uhr durch fünf Kanonenschüsse zur Versammlung gerufen wurden. Um 10 Uhr gaben 21 Kanonenschüsse von dem großen Admiralitätsgebäude das Signal zum Aufbruch des Festzuges. Aus dem kaiserlichen Winterpalaste in Petersburg bewegte er sich nach der in der Perspective stehenden prächtigen Kirche Unserer lieben Frauen von Kasan.

Auf dem ganzen Wege dorthin, am Wasser der Williamstraße, dem Amphitheater hinter dem Admiralitätsfelde und auf der Perspective waren 11000 Mann von der Garde und von den in Petersburg liegenden Feldregimentern, zwei Mann hoch in zwei Linien en espalier aufgestellt. In der dadurch gebildeten Gasse bewegte sich durch die unermeßliche Volksmenge der Zug in folgender Ordnung: 1) Ein Detachement von

100 Mann Cavalerie von der Garde auf prächtig angeschirrten Pferden mit Trompeten und Pauken. 2) Ein Futtermarschall zu Pferde; 3) zwei reitende Stallknechte; 4) der Cermoniemeister Wessekłowski in einem offenen, sechsspännigen Galawagen, begleitet von vier Officieren, als Adjutanten des Zuges; 5) 13 sechsspännige Carrossen, davon 5 mit Officieren vom Brigadier-Range; 6) 24 dergl. von der 4. Klasse (Generalmajors-Range); 7) 11 Carossen vom Generallieutenants-Range; 8) 12 vom Generals-Range; 9) 4 vom Feldmarschalls-Range. Es befanden sich darin: der Canzler Graf Bestucheff Riumin und die Feldmarschälle Graf von Lascy und die Fürsten von Trubetzkoi und Dolghoruki. Die zur Suite der Kaiserin gehörigen Wagen, welche in eigenen Equipagen fuhr, wurden ledig geführt.

Dann kamen noch 10) ein Oberst und 12 Reiter von der Garde-Cavalerie; 11) ein kaiserlicher Unterstallmeister zu Pferde; 12) 2 Hoffourriers zu Pferde; 13) 8 sechsspännige Hofcarrossen mit Hoffräuleins; 14) 6 dergl. mit Staatsdamen; 15) 1 dergl. worin der Hofjägermeister (und Günstling) Graf Rasumowsky und der Oberhofmeister Baron von Münnich saßen; An beiden Seiten gingen 8 kaiserliche Hofjäger; 16) 1 dergl., worin der Prinz August von Holstein-Gottorp saß. Vorauf und nebenher gingen 18 Hoflakaien, 2 Heiducken; hinten darauf standen 2 Pagen, zur

Seite aber ritten 4 Cavaliere, Seiner Durchlaucht und der Oberstlieutenant Schild; 17) 1 dergl., worin die Fürstin von Anhalt Zerbst, nebst der Prinzessin von Homburg saßen. Vor und nebenher gingen 2 Läufer, 14 Lakaien, und 2 Heiducken; hintenauf standen zwei Pagen; zur Seite ritt der Kammerjäger von Ladorf; 18) ein Pauker und 6 Trompeter vom Hofe; 19) 12 Grenadierserganten von der Garde, die je zwei und zwei ritten; 20) Oberhof-Ceremoniemeister Graf Santi in einer offenen mit 6 Pferden bespannten Hofchaise. Diesem vorauf ritten 2 Stallknechte und nebenher 4 Adjutanten zur Direction des Zuges; 21) der Hofmarschall Narischkin, in einer offenen sechsspännigen Hofchaise, mit dem Marschallstabe in der Hand. Vorauf ritten 4 Stallknechte; 22) 6 Stallbediente zu Pferde; 23) der Obermarschall Scheppaloff in einer offenen Chaise, mit dem Marschallstabe in der Hand; 24) der Hofstaatsquartiermeister zu Pferde; 25) 6 Läufer und 36 Lakaien, paarweise; 26) der Pagenhofmeister zu Pferde; 27) 6 Kammerpagen und 24 Pagen zu Pferde; 28) die Kammerjunker der Kaiserin, der Großfürstin und des Großfürsten zu Pferde; 29) desgl. die Kammerherren; 30) der Stallmeister Samarokoff zu Pferde; 31) die Kaiserin mit dem Großfürsten und dessen Braut, Prinzessin Katharina, in einer mit 8 Pferden bespannten großen Staatscarrosse. Nebenher gingen 6 Mohren und

12 Heiducken; am Schlage zu beiden Seiten ritten der Oberstallmeister Fürst Kurakin und der General Fürst Repnin, als General-Adjutant du jour; 32) Generallieutenant und Premierlieutenant von der Leibcompagnie Schuwalow (bekanntlich einer der Favoriten der Kaiserin) nebst 60 Mann von der Cavaliergarde zu Pferde; 33) die sechsspännige ledige Carrosse und Bedienten der Prinzessin von Homburg; 34) eine dergl. der Oberhofmeisterin, Fürstin Ghalizin, leer; 35) eine dergl. von der verwittweten Fürstin Czerkaskoy; 36) eine sechsspännige Equipage, worin die verwittwete Fürstin Czerkaskoy saß; 39) eine dergl. mit der Canzlerin Bestucheff Riumin; 37) 28 sechsspännige Carrossen nebst Bedienten, worin Damen vom zweiten, dritten, vierten und fünften Range saßen; 38) ein Oberofficier und 60 Mann zu Pferde.

Diese Mittheilungen, so wie auch die folgende Schilderung der Feier sind einem damaligen officiellen Programm und einer amtlichen Beschreibung der Festivitäten der hohen Vermählungsfeierlichkeiten des Großfürsten, und der Großfürstin, kaiserliche Hoheit entnommen. Die genaue Beschreibung derselben giebt einen Begriff von dem Glanze und dem Umfange der Hofhaltung der prachtliebenden Kaiserin Elisabeth.

Es wird auch ausdrücklich hinzugesetzt: „An allen oben benannten, sowol Hof- als Privatequipagen

hatte man nicht nur die ungemeine Magnificenz, sondern auch den ganz besondern guten Gout zu bewundern. Die letztere Bemerkung schmeckt freilich schon nach höfischer Schmeichelei, wenn man damit die Schilderungen von dem Ungeschmack der glänzenden Pracht dieses Hofes in der Nachahmung französischer Moden in französischen Memoiren vergleicht.

Bei dem Erscheinen Ihrer Majestät der Kaiserin und Ihrer kaiserlichen Hoheiten des Großfürsten und seiner hohen Braut wurde von den Regimentern stalutirt, das Gewehr präsentirt und das Spiel gerührt, was auch auf dem Rückwege beobachtet wurde.

Vor dem Eingange in die Kirche wurde die Kaiserin und der Großfürst mit seiner hohen Braut von der Geistlichkeit mit dem Kreuz und Weihwasser empfangen.

Die Trauung verrichtete der Erzbischof von Nowogrod. Während des Trauungsactes wurden die Kronen gehalten über den Haupte des Großfürsten von dem Prinzen August von Holstein, und über dem der Großfürstin von dem Oberjägermeister Rasumowsky.

In der Kirche, neben der Thronstelle der Kaiserin, wo allein die Oberhofchargen standen, war zur Linken des Haupteinganges ein dem nächsten Pfeiler zur Linken nach dem Altar zu der Stand für das hohe Brautpaar, und etwa zwei bis drei Schritt davon ab rechter Hand der Stand für die Mutter der Braut,

Fürstin von Zerbst, für die Prinzessin von Homburg und für den Prinzen August von Holstein. Die übrigen Plätze an beiden Seiten der Kirche waren, wie ein Amphitheater stufenweise so eingerichtet, daß die Damen zur Rechten, die Cavaliere zur Linken sich aufstellen konnten. Von draußen kamen die fremden und die kaiserlichen Minister vom ersten und zweiten Range zunächst dem Altar zu stehen.

Nach der Trauung wurden auf ein gegebenes Signal von der Festung 101, von der Admiralität 100 Kanonenschüsse gelöst.

Von der auf der Newa vor dem kaiserlichen Winterpalast lagernden Flottille, die aus einem Kriegsschiff von 66 Kanonen, 4 Jachten und 24 im Halbkreis aufgestellten Galeeren bestand, wurden alle Kanonen gelöst, und das auf den Straßen aufgestellte Militair gab ein dreimaliges Lauffeuer.

Nachmittags gegen 5 Uhr ging der Zug in derselben Ordnung von der Kirche nach dem Winterpalast zurück. Als die Kaiserin und die hohen Neuvermählten am Strom bei der Flottille vorbeipassirten, wurden sie mit Musik, Trompeten- und Paukenfanfaren von allen Schiffen und Galeeren empfangen, und die im Tauwerk in Parade aufgestellten Matrosen schwenkten die Hüte und ließen ihre Hurrah erschallen. Die ganze Takellage war mit bunten Flaggen und Wimpeln geschmückt.

Nach der Rückkehr in den Winterpalast empfingen die Kaiserin und die Neuvermählten die Glückwünsche der sämmtlichen auswärtigen Minister.

Ungefähr eine Stunde nachher erhob sich die Kaiserin zu der offenen Ceremonietafel in der Galerie, an welcher auch der Großfürst und die Großfürstin und die anwesenden hohen Fürstlichkeiten Theil nahmen. Alle übrigen Damen und Cavalier, mit Ausnahme Derjenigen, die zur Aufwartung befohlen waren, blieben, bis die erste Gesundheit ausgebracht wurde, Jene zur Rechten, Diese zur Linken vor der kaiserlichen Tafel stehen, und begaben sich alsdann erst an die in den anderen Staatsgemächern für sie servirten Tafeln. Bei den Gesundheiten wurden von den Kriegsschiffen und den vier Jachten auf der Newa vor dem kaiserlichen Winterpalast die Kanonen gelöst.

Abends spät war ein kurzer Ball, worauf alsdann die Kaiserin die Neuvermählten in das prachtvoll für sie eingerichtete Schlafgemach führte.

Der Hof ging sodann aus einander, und mit einbrechender Nacht sah man nicht nur alle Privat- und öffentlichen Gebäude von ganz Petersburg, sondern auch den Fußweg und die grandiosen Admiralitätsgebäude auf das Glänzendste und Prächtigste illuminirt. Die Kaiserin und ein Theil des Hofes fuhren durch die langen und breiten Perspectiven der Straßen, in einen

um so herrlichern Anblick darboten, da die in Feuerlinien am dunklen Nachthimmel gezeichnete Architektur der riesigen Palläste aus den Wasserspiegeln der Newa wiederstrahlte. Alles Volk wogte durch die Straßen, und erfreute sich an dem prachtvollen Anblicke.

Diese glänzenden Festivitäten, die an Großartigkeit und schimmernder Pracht alles bisher Gesehene übertrafen, wurden noch mit wenigen Ruhetagen in der größten Mannichfaltigkeit der Anordnungen bis zum 10. fortgesetzt.

So, am folgenden Tage, den 2. September, nahmen gegen 11 Uhr der Großfürst und die Großfürstin in ihren besonders prachtvoll ausmöblirten und mit den reichsten Kunstwerken ausgestatteten Appartements die Gratulationscour an von den Damen und Cavalieren der auswärtigen Gesandtschaften, der Minister und Großwürdenträger des Reichs.

Mittags erhoben sich Ihre kaiserlichen Hoheiten der Großfürst und die Großfürstin mit einem großen und glänzenden Gefolge nach dem Sommerhof, wo ihnen zu Ehren die Kaiserin Dieselben zur Mittagstafel erwartete; dagegen dinirten Ihre Durchlaucht die Fürstin von Anhalt-Zerbst und deren Herr Bruder im Winterpalais, wo sie zurückgeblieben waren.

Abends kehrten die Kaiserin und der junge Großfürst mit seiner hohen Gemahlin und Suite nach dem

Winterpalais zurück, wo Abends ein Ball gehalten wurde, nach dessen Beendigung an einer figurirten Tafel von 200 Couverts soupirt wurde. Während der Tafel wurde im großen Saale ein italienisches Concert aufgeführt. Die Kaiserin speiste in ihren eigenen Nebenzimmern mit der hohen Geistlichkeit allein.

Uebrigens war die Tafel mit den kostbarsten Aufsätzen in Krystall und Silber und mit dem reichsten Service kunstvoll geschmückt, und im großen Saale sprangen Fontainen von wohlriechendem Wasser. Die Livreen der Dienerschaft waren überaus prächtig geschmückt mit Goldborden auf allen Nähten, so daß man die Farbe des Tuchs kaum noch erkennen konnte.

Am 3. September war Ruhetag.

Am 4ten versammelten sich nach 10 Uhr alle Großwürdenträger der Krone mit ihren Damen abermals in den Appartements des Großfürsten im kaiserlichen Winterpalais. Die Kaiserin hatte im Sommerpalais übernachtet, und erhob sich mit Gefolge gegen 12 Uhr von dort aus, um in den Appartements des Großfürsten zu diniren. Dort wurde auch an verschiedenen Tafeln, die in den anderen Staatszimmern aufgestellt waren, gespeist.

Die Gesundheiten wurden unter Trompeten- und Paukenschall getrunken, während 24 vor dem Winter-

palais aufgepflanzte Feldstücke von der Gardeartillerie gelöst wurden.

Auch dem Volke wurde eine Ergötzlichkeit zum Besten gegeben. Diese bestand aus sechs gebratenen Ochsen, darnach aus 100 Pud Rindfleisch, 800 Pud Schaffleisch, 500 Pud Schweinefleisch, 500 Pud Salzfischen, 500 Hechten, 500 Barschen, 500 Blaien, 500 Hühnern, 300 Enten, 200 Gänsen, 6000 Stück schwarzen Broden, 500 Stück weißen Broden, 3000 Kuchen. Für diese Masse von Victualien, die für die Verproviantirung einer Armee bestimmt zu sein schien, waren auf dem großen freien Platz hinter dem Winterpalais zwei pyramidenförmige Gerüste, in der Mitte ein auf Stufen erhöhtes noch größeres Gerüst errichtet, welches ein bemaltes, mit vergoldeten Statuen besetztes Bassin darstellte. Alle diese Gerüste waren mit den erwähnten Victualien belegt, und diese mit rothem Tuche bedeckt. Aber schon die ersten Kanonensalven zur Begleitung des ausgebrachten Toasts hielt das zu Tausenden versammelte Volk für das Signal zum Angriff, und stürmte nun die Batterien dieser Masse von Leckerbissen und Lebensmitteln mit solchen Erfolgen, daß schon nach wenigen Minuten Nichts mehr davon zu sehen war.

Als die Kaiserin dies erfuhr, lachte sie, und befahl, neue Vorräthe herbeizuschaffen und dem Volke preiszugeben. Als man ihr aber sagte, daß verschiedene

Leute in diesem Kampfe gefährlich verletzt, andere, besonders Frauen und Kinder, im anstürmenden Gedränge zu Tode gedrückt worden waren, gab sie diesen Gedanken auf.

Am Abend dieses Tages wurden Spieltische arrangirt, und dabei ein Vocal- und Instrumental-Concert aufgeführt.

Am 5ten wohnte der Hof der Aufführung einer Festoper bei, die von Abends 6 Uhr bis halb 12 Uhr dauerte. Die von dem italienischen Poeten Dottore Bonechi gedichtete und vom Capellmeister Araga eigens zu dieser Feier gedichtete Oper hieß Scipio, und dazu wurden noch drei große Ballets im kaiserlichen Opernhause auf der Perspective gegeben.

Am 6ten Abends um 6 Uhr begann die Quadrillen-Maskerade in Domino im großen, glänzend erleuchteten Saale des Winterpalais, und dauerte bis gegen 11 Uhr. Darauf wurde in der Galerie an figurirten Tafeln gespeist, in deren Mitte aus einem mit weißen Marmorstatuen besetzten Bassin eine Fontaine sprang.

Am 7ten wurde eine ähnliche Maskerade und Tafel im Sommerpalais gehalten.

Am 8ten nahm gegen 6 Uhr eine große Maskerade im Sommerpalais, wozu alle anständig maskirten Personen zugelassen wurden, ihren Anfang, und dauerte bis 9 Uhr, worauf sich die Kaiserin und sämmtliche höchste und hohe Herrschaften nebst allen übrigen Mas-

ken nach dem Opernhause begaben, um dort der Darstellung einer französischen Komödie beizuwohnen. In den Zwischenacten wurden Ballets und am Schluß ein von verschiedenen Personen gesprochener Epilog, der sich auf das hohe Beilager bezog, aufgeführt. Dabei, um möglichst viele Genüsse mit einander zu verbinden, soupirten die Kaiserin und das großfürstliche Paar in ihren Logen, wo die Tafeln so gestellt waren, daß die Speisenden die Bühne überschauen konnten. Die Fürstin von Anhalt-Zerbst, der Prinz August und die fremden Ambassadeurs waren dabei zugezogen.

Am 9ten war abermals ein Rasttag in diesen Festivitäten.

Am 10ten wurde das Ritterfest im Orden des heiligen Alexander-Newsky celebrirt, und damit der Beschluß der Feier des hohen Beilagers gemacht.

Vormittags um 9 Uhr versammelten sich die hohe Geistlichkeit und die Ritter dieses Ordens in der Kirche Unserer lieben Frauen von Kasan. Nach Beendigung des Gebets und des Kirchengesanges ging die Procession zu Fuße nach dem Kloster von Alexander Newsky.

Die Kaiserin und das großfürstliche Paar wollten ebenfalls dieser Procession zu Fuße beiwohnen, wurden aber durch das Regenwetter genöthigt, sich in ihren Carossen dorthin zu begeben. Der Lobgesang am Schlusse des Gottesdienstes wurde mit Kanonendonner begleitet.

Darauf begaben sich die Kaiserin und der Großfürst nebst Gemahlin in einen großen Remtersaal, der an die Kirche angebaut war.

Nach Aufhebung der Tafel kehrte die Kaiserin mit Gefolge zu Wasser, der Großfürst aber mit seiner Suite zu Wagen nach dem Winterpalais in der Stadt zurück.

Bei Ankunft der Allerhöchsten und Höchsten Herrschaften daselbst wurden von der Flottille, von der Festung und der Admiralität die Kanonen gelöst, und bei ihrem Eintritt in den großen Saal sogleich der glänzende Ball eröffnet, dessen rauschende Musik, von Trompeten und Pauken begleitet, fast die Luft erzittern machte.

Dieser Ball, auf welchem Millionen im Brillantfeuer strahlende Juwelen glänzten, dauerte bis 10 Uhr. Alsdann begann ein prachtvolles Feuerwerk den Fenstern und Balcons des Winterpalais gegenüber, welches auf der Newa abgebrannt wurde und im Wiederschein des Wassers ein herrliches Spiegelbild gewährte. Später wurde in der großen Galerie bei Vocal- und Instrumentalmusik soupirt. Die Allerhöchsten und Höchsten Herrschaften und die Ordensritter saßen an einer runden Tafel zunächst der Mittelfontaine, die übrigen Personen aber an figurirten Seitentafeln, und zwar paarweise nach den durch das Loos gezogenen Namen.

So endigte diese Vermählungsfeier, die, wenn Glanz,

Hoheit, Ehre und Reichthum das Glück einer Ehe ausmachten, zu dem gewöhnlichen Romanschluß eines ruhigen und glücklichen Ehebundes geführt haben würde. Aber es bildete dieses scheinbar glänzende Glücksloos, einen um so schärfern Gegensatz gegen die nachfolgende Wirklichkeit. Der furchtbare Lebensroman begann erst, wo der mildere Jugendroman dieser Neuvermählten abschloß.

4.

Unglückliche Ehe des Großfürsten. — Intrigue gegen Denselben. — Die Kaiserin wird gegen ihn eingenommen.

Zehn Jahre vergingen in diesem so pomphaft geschlossenen Ehebunde. Die Welt sagte: sie leben glücklich; aber wie oft sagt's nicht die Welt? und wenn man tiefer in das Innere solcher für glücklich gepriesenen Familien blickt, wie oft findet man dort, daß die Wangen geheimer Kummer gebleicht hat, daß der Wurm am Herzen nagt und daß es Leiden im Menschenleben giebt, die um so tiefer schmerzen, je mehr man bestrebt ist, sie dem Auge der Welt zu entziehen.

Wurde auch ein lebender Zeuge, gleichsam ein Bürge für das Glück dieses Ehelebens geboren, indem die Großfürstin ihrem Gemahl, zur Freude der Kaiserin und von ganz Rußland einen Thronerben schenkte, wie weit war es von der

Wahrheit entfernt, daß dieser junge Prinz, der am 1. October 1754 geboren war, in der Taufe den Namen Paul Petrowitsch erhielt, und von der Kaiserin zum Großfürsten von Rußland ernannt wurde, dem Großfürsten Peter zur Freude und der Nachwelt zum Heil und Segen das Licht der Welt erblickt hatte.

Die Verhältnisse und die Entwickelung der Charaktere brachten es mit sich, daß der Großfürst Peter mehr als zu gerechte Ursache hatte, diesen Sohn seiner Gemahlin nicht für seinen Sohn zu erkennen, weshalb er ihn auch nie mit väterlicher Liebe behandelte, und daß dieser Paul Petrowitsch nach Katharinens Tode, als einer der unsinnigsten und grausamsten Tyrannen, unter dem Namen Paul I. den russischen Thron bestieg und es so arg trieb, daß seine Ermordung zur Rettung Rußlands, als eine höhere politische Nothwendigkeit erschien, — wenn auch dadurch nicht gerechtfertigt, denn Mord und Revolution können nie gerechtfertigt werden, wol aber können Revolutionen und politischer Mord unter Umständen eine politische Entschuldigung in der Weltgeschichte finden.

Bald nach der Vermählung zogen der Großfürst und die Großfürstin sich oft Stunden lang in das Innere ihrer Gemächer zurück. Sie schlossen sich ein und kein Diener hatte dort, während ihres Zusammenseins, Zutritt. Sie schliefen in einem Zimmer,

und schienen vor der Welt ein unzertrennliches Pärchen zu sein.

Aber später erfuhr man, daß das Paar, welches man für glücklich Liebende hielt, während ihrer Zurückgezogenheit nicht den süßen Genüssen der Liebe pflegte, sondern daß Peter seiner gefälligen Gemahlin das preußische Exercitium beibrachte und Stunden lang mit ihr exercirte.

Die unschuldige, jungfräuliche Gemahlin in die Mysterien der Liebe einzuweihen, wurde, zufolge der Enthüllungen in französischen Memoiren, der junge Gemahl durch einen Naturfehler verhindert, und wer sollte es glauben, daß dieses Hinderniß, welches das großfürstliche Paar der Hoffnung auf einen Thronerben beraubte, an diesem üppigen Hofe zum Gegenstande einer tief greifenden, schamlosen Intrigue wurde?

Wir werden auf diese seltsame Geschichte, so weit es die Delicatesse gestattet, später zurückkehren. Werfen wir zuvörderst einen Blick auf die wunderliche baroke Charakter-Entwickelung, welche den Großfürsten Peter zum launenhaftesten und seltsamsten Fürsten umwandelte, den es jemals gegeben hat.

Seine frühere gute Erziehung und spätere absichtliche Verbildung hatte diese wunderliche Mischung von trefflichen Charakterzügen und den verkehrtesten seltsamsten Launen in seinem Wesen entwickelt.

Bald nach seiner Vermählung hatte er von der Kaiserin das Lustschloß „Oranienbaum", welches früher Mentschikoff's prächtiges Eigenthum gewesen war, zum Geschenk erhalten. Dieses reizend gelegene Lustschloß mit seinen Canälen, seinen symmetrischen Blumen-gärten, beschnittenen Alleen und Hecken im alt-französischen Geschmacke wurde bald sein Lieblingsaufenthalt. Dort konnte er sich so ganz ungestört seinen baroken Launen überlassen. Dazu trieb ihn die Langeweile einer völligen Geschäftslosigkeit, wozu ihn der Wille der Kaiserin verdammt hatte. Daher ging er, so bald es nur irgend die Jahreszeit erlaubte, nach Oranien-baum.

In diesem Schlosse hielt er eine Anzahl holsteinischer Soldaten, die er mit Erlaubniß der Kaiserin aus seiner Heimath hatte kommen lassen. Er steckte sie in preußische Uniformen, und exercirte sie auf preußischen Fuß. Auch beschäftigte er sich mit einer musikalischen Kapelle und einer Schauspielertruppe. Beide hatte er zu seiner Unterhaltung errichtet. Er selbst spielte die Violine, und rühmte sich in den Hof-Concerten, worin er sich hören ließ, daß er seine musikalische Laufbahn als Notenträger angefangen und bis zur ersten Violine gebracht habe, die er freilich schlecht genug spielte.

Einen gleichen Weg des Emporsteigens vom ge-

meinen Tambour wollte er auch im Militairdienst verfolgen, um darin Peter dem Großen nachzuahmen.

Die Kaiserin lächelte über diese Amusements ihres Neffen und sagte zu ihrer Umgebung: „Man lasse ihn dabei. Wer Thorheiten treibt, wird nicht an ernste Geschäfte und Intriguen denken.“ Gerade so sprach einst die Großfürstin Sophie, die über das Soldatenspiel Peter's des Großen gelächelt hatte; aber Peter III. war noch lange kein Peter I., dem er zwar an gutem Willen, nicht aber an Geist und Charakterstärke gleichkam, und so hatte denn dieses Soldatenspiel keinen andern Erfolg, als den jungen Großfürsten an die lächerlichste Pedanterie zu gewöhnen.

Um ihn in dieser Liebhaberei noch zu bestärken und sicher zu gehen, daß er dadurch abgehalten werde, an ernste, politische Unternehmungen zu denken, befahl sie, daß aus mehreren Regimentern eine bestimmte Anzahl von Soldaten zusammengezogen und dem Großfürsten zur Verfügung gestellt werden müsse. Diese bildeten nun gleichsam eine Leibwache für den Großfürsten, aber auch für die Kaiserin eine Ueberwachung Desselben, um ihn dadurch von jeder etwa Gefahr drohenden Unternehmung abzuhalten.

Peter war weit davon entfernt, von dieser arrière-pensées seiner kaiserlichen Tante nur das Geringste zu ahnen, und äußerte eine ausgelassene,

kindische Freude über diese Verstärkung seines kleinen Heeres.

Der Großfürst hatte den im Ganzen löblichen Vorsatz, dem berühmtesten und größten Manne in der Weltgeschichte nachzueifern. Aber er hatte weder Geist noch Kenntnisse genug, das eigentliche Wesen ihrer Größe zu erkennen; dagegen forschte er mit großem Eifer nach ihren kleinen Angewohnheiten und Sonderbarkeiten, und suchte ihnen mit aller nur möglichen Uebertreibung nachzuahmen, wodurch er sich nicht selten vor seinem Hofe lächerlich machte.

Ehe noch seine Vorliebe für Alles Preußische, ganz besonders für Friedrich den Großen sich so entschieden aussprach, ließ er sich nie anders sehen, als in der russischen Garde-Uniform mit dem Andreas-Orden geschmückt. Nachdem ihm aber der König von Preußen, auf sein ausdrückliches Ersuchen, die Uniform seines Syburg'schen Regiments geschickt und ihm dabei den schwarzen Adlerorden verliehen hatte, war er auf diese Auszeichnung so eitel, daß er keine andere Uuiform, als die preußische und keinen andern Orden trug, als diesen.

In Folge seiner Ausschließung von allen Staatsgeschäften und der Unbekanntschaft, worin er auf Befehl der Kaiserin über das ganze russische Staatswesen erhalten wurde, entwickelte sich in ihm nach und nach ein Abscheu gegen alles Russische, und bei der Beschränktheit

seines Geistes, bei der Offenherzigkeit seines Charakters gab er sich gar keine Mühe, diese Abneigung nur im Geringsten zu verbergen. Solche unvorsichtige Aeußerungen bestärkten aber die Kaiserin in ihrem Mißtrauen gegen ihn, und er machte sich nach allen Seiten hin Feinde, die eben jene Schwäche der Kaiserin benutzten, um gegen ihn zu intriguiren.

Lestocq, der sich bekanntlich sogleich nach der Vermählung des Großfürsten seinem Hofe angeschlossen hatte, weil er Gefallen fand an der Unterhaltung der aufgeweckten und geistvollen Großfürstin Katharine, war eben in Folge dieser Unvorsichtigkeit von Bestucheff und Apraxin gestürzt worden. Nun hatten Diese freie Hand. Beide, die unversöhnlichsten Feinde Friedrich's des Großen, die auch mit Eifer die Kriege der persönlich gegen Denselben erbitterten Kaiserin Elisabeth förderten, waren auch bald die unversöhnlichsten Gegner des Großfürsten Peter, die auf alle Weise dahin intriguirten, ihn bei der leichtgläubigen Kaiserin in Ungnade zu bringen, damit sie ihn von der Thronfolge ausschlösse. Sie erkannten gar wohl, daß es mit ihrer Herrschaft ein Ende sein würde, wenn dieser Freund des großen Königs zur Regierung gelangen sollte.

Das war genug, um den Einwand zu beseitigen, daß ein so geistloser und unwissender Charakter, wie dieser Großfürst, einst als Kaiser leichter zu lenken sein

würde, als ein kräftiger Monarch. — „Ja,“ — sagte Bestucheff, — „wenn seine Vorliebe für Friedrich den Großen ein Ergebniß der Ueberlegung und Vernunft wäre, so gäbe es doch wenigstens eine Möglichkeit, ihn durch vernünftige Gegenvorstellungen davon abzubringen, so aber ist es eine wahre Manie — eine fixe Idee — die nur mit seinem Leben enden wird, und darum steht für die Zukunft entweder sein Kopf oder der meinige in Frage.“

Man sieht, es war ernstlich genug gemeint, und Leuten, die vor keinem Mittel, selbst vor dem schlechtesten nicht zurückscheuen, um ihren Zweck zu erreichen, ist Alles möglich.

So leicht wie die Kaiserin zum Sturze von Lestocq zu bewegen war, ging es indeß hier nicht. Elisabeth's weiches Gemüth ließ sich eher zu einer Undankbarkeit gegen den Begründer ihrer Macht — ihren ehemaligen Leibchirurg Lestocq — verleiten, als zu einer Verletzung der Pietät gegen ihren nächsten Verwandten, der ihr gleichsam von der heiligen Katharine zum Thronfolger empfohlen war.

Dennoch ging Alles darauf hinaus, ihn in ihren Augen immer verhaßter und gefürchteter zu machen.

Der Großcanzler stellte sich an die Spitze der altrussischen Partei, welche über die unverhohlene Gleichgültigkeit, die der Großfürst bei jeder Gelegenheit gegen

den griechischen Cultus bewies, aufgebracht war. Das Benehmen des Großfürsten war dabei eben so roh, wie er den Freigeist spielte, der sich über Religion und Sitte hinwegsetzen zu dürfen glaubte. So unter Anderem unterhielt er sich einst in der Kirche, während das Hochamt gehalten wurde, laut mit Damen, oder machte unanständige Bewegungen, um seine Verachtung aller religiösen Gebräuche an den Tag zu legen, anstatt daß er hätte das Zeichen des Kreuzes machen sollen.

In Oranienbaum war auf seine Kosten eine lutherische Kirche für seine holsteinischen Soldaten erbaut worden. Schon dies galt bei den altgläubigen Russen für einen Frevel gegen ihren Glauben. Dazu aber kam noch, daß Peter dieser Einweihung persönlich beiwohnte und dieses ketzerische Kirchenfest, wie es das Volk nannte, durch ein glänzendes Hoffest feierte, zu welchem die Kaiserin und der ganze Hof eingeladen waren. Das machte allerdings um so mehr Aufsehen, als die daselbst gleichzeitig erbaute griechische Kirche für die russischen Soldaten ohne alle Ceremonien eingeweiht und vom Großfürsten an diesem Tage gar nicht besucht wurde, denn während die Einweihung durch die Geistlichkeit, ohne Betheiligung des Hofes geschah, hielt er eine große Jagd.

Je mehr sich der Großfürst durch sein unsinniges, rücksichtsloses Benehmen unbeliebt machte und Feinde

zuzog, um desto mehr gewann die Großfürstin Katharina im Stillen Freunde und Anhänger.

Es war wol natürlich, daß sie sich immer mehr von ihrem Gemahl zurückzog, je unerträglicher ihr Dieser durch sein Benehmen, seine soldatische Pedanterie, seine Geistlosigkeit und Rohheit bei einer immer mehr zunehmenden, abschreckenden Häßlichkeit wurde. So beschäftigte sie sich denn in ihrer Zurückgezogenheit mit den Wissenschaften, indem sie Männer von Geist und Kenntnissen in ihren engern Kreis zog, wo sie, wenn ja der Großfürst einmal darin erschien, nicht selten Ursache hatte, sich seines Mangels an Bildung, seiner Verkehrtheit und Rohheit zu schämen.

So bildete sie ganz im Stillen, von ihrem Widerwillen geleitet, ehrgeizige Pläne für die Zukunft aus, die sie noch Niemandem anzuvertrauen wagte, jedoch stets im Auge behielt.

So lange ihre Mutter noch in Petersburg weilte, wurde sie von Dieser — die vielleicht ihre einzige Vertraute war — da Dieselbe ebenfalls einen ehrgeizigen Charakter besaß, auf das Nachdrücklichste unterstützt. Es gelang der klugen Fürstin von Zerbst, sich gar bald eine kleine, aber einflußreiche Partei zu bilden, und so wurde denn immer mehr das Netz der Intrigue über dem nur zu regellosen Großfürsten zusammengezogen.

Aber auch diese sonst so kluge Fürstin beging Un=

vorsichtigkeiten, die dem Interesse ihrer Tochter wie ihrem eigenen schadeten. Der erste Fehler war, daß die Fürstin von Zerbst in dem Wahne stand, fest auf die Gunst der Kaiserin bauen zu können. In diesem zu großen Vertrauen mischte sie sich in Staatsangelegenheiten und gab sich in ihrer Eitelkeit das Ansehen, als habe sie auf die Gnadenbezeugungen der Kaiserin einen entscheidenden Einfluß.

Diese Anmaßung verdroß die stolzen Russen, und bald empfand die Fürstin die Folgen ihrer Unvorsichtigkeit. Man wußte die Kaiserin gegen sie einzunehmen, und so verlor sie denn das Vertrauen der ohnehin zur Eifersucht auf ihre Macht geneigten Monarchin. Untröstlich hierüber wendete sich die Fürstin an die Könige von Preußen und Schweden, indem sie um deren Vermittelung bei der Kaiserin bat; aber diese Correspondenz blieb nicht geheim. Sie wurde ihr als neues Verbrechen zur Last gelegt, indem man ihr staatsgefährliche Absichten unterschob. Die schon früher gegen die Fürstin von Zerbst aufgebrachte Kaiserin verwies sie nunmehr in völliger Ungnade aus dem Reiche.

Jetzt erst wurde es ihr klar, daß Bestucheff und seine Partei schon längst bemüht gewesen waren, das Ansehen des Großfürsten zu untergraben.

Seine kleinen Fehler und Sonderbarkeiten wurden jetzt als große Verbrechen dargestellt. Es wurde ihm

mehr als ein Laster aufgebürdet, wovon er damals noch frei war, wozu man ihn aber späterhin planmäßig verleitete.

Um durch Verleumdungen seine schändlichen Pläne zu erreichen, suchte der Großcanzler mit Schlauheit Personen für sich und seine lichtscheuen Pläne zu gewinnen, die bei dem Großfürsten in Gunst standen. Dies gelang leider nur zu sehr, und so machte Bestucheff aus den Männern, denen der arglose Peter unbedingt vertraute, seine gefährlichsten heimlichen Feinde.

Dieses schändliche Manöver glückte dem Großcanzler besonders bei dem vertrautesten Günstlinge Desselben, der Cyrill Rasumowsky hieß. Der Großfürst war ihm so gewogen, daß er ihn „mein Bruder" nannte und verlangte, eben so von ihm genannt zu werden.

Dieser Cyrill Rasumowsky war aber einer der größten Schurken, die man sich nur denken kann. Er war ein Emporkömmling aus den untersten Ständen, der seinen hohen Gönner auf die schändlichste Weise verrieth und betrog, und zwar mit einer Unverschämtheit und Frechheit, wie es der herzloseste Günstling kaum fähig gewesen sein würde. Die nächste Veranlassung zu dieser Abtrünnigkeit hatte freilich Peter selbst gegeben. Bei einem Trinkgelage, welches dieser Günstling selbst veranstaltet, machte der stark angetrunkene Großfürst rohe Scherze über die niedrige Herkunft des Empor-

kömmlings, welche dessen Eitelkeit und Hochmuth so stark verletzten, daß er dem Großfürsten im Stillen die unversöhnlichste Rache schwur. Aber mit vollendeter Verstellung verbarg er seine geheimen, gefährlichen Gesinnungen und benahm sich äußerlich so freundlich und dienstbeflissen, daß der arglose Großfürst mehr als jemals glaubte, den treuesten Freund in ihm zu besitzen. Dies war eine Situation, deren Gefährlichkeit sich mit jedem Tage steigerte, indem Bestucheff durch Bestechung und Schmeichelei sich dieses Menschen, als des besten Werkzeuges für seine lichtscheuen Pläne, völlig bemächtigte.

Noch mehr fühlte sich Cyrill beleidigt und gegen Peter erbittert, als Dieser seinem General-Adjutanten Gudowitsch, dem Einzigen in seiner Umgebung, der es treu und ehrlich mit ihm meinte, bei der Bewerbung um die Stelle des Hettmanns von Kleinreußen den Vorzug gab, und in der dadurch aufgeregten boshaften Stimmung bot Cyrill dem Großcanzler Bestucheff, in dessen Pläne er schon eingeweiht war, sein schönes Landhaus Kamen in Roß zum Versammlungsorte der gegen Peter zusammentretenden Verschworenen an.

Dort fanden mehrere geheime Berathungen statt, an welchen, außer dem Großcanzler und dem Verräther Cyrill Rasumowsky, auch eine vertraute Hofdame der Kaiserin, Maria Semenowna Tschiglekow Theil nahm. An diese schlossen sich später der Günstling Katharinens,

Schuwalow, die nachmals so berüchtigt gewordene Fürstin Daschkow u. A. m. Es war ein finsteres, verbrecherisches Complot, dessen Theilnehmer oft nach Mitternacht ihre geheime Versammlungen hielten, worin sie die schändlichen Intriguen beriethen, wodurch man das Ziel zu erreichen gedachte, den Großfürsten zu stürzen und ihn von der Thronfolge auszuschließen. In diesen Sitzungen theilte man sich auch gegenseitig mit, was sich etwa ereignet hatte und sich für ihre Zwecke benutzen ließ.

Als ein Beispiel, welcher schändlichen Mittel man sich bediente, um jene Zwecke zu erreichen, möge folgende Geschichte dienen.

Eines Tages hatte man der leichtgläubigen Kaiserin mancherlei Anklagen gegen den Großfürsten einzuflüstern gesucht, und, mißmuthig darüber, äußerte sie sich gegen ihre Vertraute Semenowna sehr unzufrieden über das Benehmen des Großfürsten. Diese Gelegenheit benutzte die Vertraute, um ganz betrübt in die Klage der Kaiserin einzustimmen. „Ach, wie höchst unglücklich ist es“, sprach sie mit betrübten Mienen, „daß der Großfürst, noch so jung, schon einen unmäßigen Gebrauch von starken Getränken zu seinen täglichen Gewohnheiten macht.“

Elisabeth, die zum ersten Male diese Beschuldigung hörte, war darüber ganz entrüstet. Im strengsten Tone

forderte sie Beweise einer solchen Beschuldigung, an deren Wahrheit sie nicht glauben könne, ehe sie sich nicht selbst überzeugt habe.

Semenowna gerieth darüber keinen Augenblick in Verlegenheit. Ihr Plan war schnell gemacht und mit unglaublicher Frechheit sagte sie: „Nichts ist leichter! Ew. Majestät sollen sich davon mit Allerhöchst eigenen Augen überzeugen können.“ Von da an lauerte sie nur auf einen passenden Augenblick, um den Beweis ihrer boshaften Verleumdung zu führen. Die Gelegenheit dazu kam schon in einigen Tagen.

Der Großfürst war unwohl, und durfte sein Zimmer nicht verlassen. Da besuchte ihn Semenowna unter dem Vorgeben der Theilnahme, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen. Der gutmüthige Großfürst nahm dies sehr gütig auf, und die listige Hofdame benutzte diese Veranlassung, sich die Gnade auszubitten, sein Mittagsmahl mit ihm theilen zu dürfen, da seine Hauptkrankheit in Mangel der Unterhaltung und Erheiterung bestehe. Sehr dankbar nahm Peter dieses freundliche Erbieten an und gab die nöthigen Befehle. Semenowna, eine schöne und angenehme Persönlichkeit, war ungemein liebenswürdig. Ihre Unterhaltung sprudelte von Witz und Heiterkeit; endlich, als sie den Prinzen dadurch in die heiterste Laune versetzt hatte, sagte sie in einschmeichelnder Weise: „Kaiserliche Hoheit müssen mir

erlauben, Sie augenblicklich zu curiren.“ „Sehr gern“, entgegnete Peter lächelnd. „Nun ganz einfach“, versetzte Semenowna, „durch eine Bouteille Champagner!“ „Ei, das Mittel ist nicht unangenehm, wenn sie mir dabei secundiren wollen.“

Der Wein wurde gebracht. Nachdem der Diener sich zurückgezogen hatte, übernahm es Semenowna, die Flasche an einem Nebentische zu entkorken. Der Stöpsel knallte und die schöne Tischgenossin füllte die hohen Spitzgläser mit perlendem Schaumwein bis an den Rand. Das eine Glas credenzte sie dem jungen Fürsten, den man damals noch nicht verleitet hatte, sich an starke Getränke zu gewöhnen. Aber unbemerkt hatte sie ein narkotisches Pulver, man sagt, es sei Spaniol gewesen, in den Wein geschüttet, und mit der liebenswürdigsten Zudringlichkeit nöthigte sie dem davon Nichts ahnenden Prinzen ein Glas von diesem betäubenden Wein nach dem andern auf, bis sie ihn damit vollständig in den Zustand der Berauschung versetzt hatte. Dann ließ sie den Großfürsten auf's Bett legen und eilte zur Kaiserin, der sie fast mit Thränen im schönen Auge ankündigte, daß sie so eben den Großfürsten besucht habe, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen, leider aber habe sie ihn in dem Zustande der sinnlosesten Betrunkenheit angetroffen. Die Kaiserin war davon im höchsten Grade betroffen. Sie begab sich sogleich in

die glänzenden Appartements ihres Neffen, den sie allerdings in diesem beklagenswerthen Zustande fand. Da sie von der schändlichen Veranlassung desselben Nichts wußte, gerieth sie darüber in unbeschreibliche Wuth. Schon früher gegen den unglücklichen Thronfolger eingenommen, glaubte sie jetzt Alles, was Semenowna und ihre Partei an Lügen und Verleumdungen gegen ihn vorbrachten, und Diese, durch den Erfolg kühner gemacht, säumte denn auch nicht, Alles zu übertreiben und aus unschuldigen Thorheiten seines sonderbaren Wesens große Verbrechen zu machen.

Solcher schändlichen Mittel bediente man sich jetzt an diesem frivolen Hofe, dem Nichts heilig war, um sinnlichen Lüsten zu fröhnen und das Erhabene in den Staub zu ziehen.

Außerdem konnte es nicht fehlen, daß der Zustand völliger Unthätigkeit, worin Peter absichtlich erhalten wurde, und die demüthige Ergebenheit gegen den absoluten Willen der Kaiserin und ihrer zahlreichen Günstlinge noch vollends jede geistige Kraft aufzehrte, womit er ohnehin von der Natur so sehr spärlich bedacht war. Es entstand daraus eine maßlose Unvorsichtigkeit und Tactlosigkeit im Benehmen, die nicht wenig dazu beitrugen, die Absichten seiner Feinde zu fördern.

Die Leichtgläubigkeit und Thorheit des Großfürsten stieg so hoch, daß er im Stande gewesen wäre, auf dem

Kopfe zu stehen, hätte man ihm eingeredet, daß dieses zum preußischen Exercirreglement gehöre. Seine Gegner benutzten dies, um ihn glauben zu machen, daß ein echt preußischer Officier die Pfeife niemals kalt werden lasse und hoch spiele. Nun dampfte er Tag und Nacht aus einem großen Meerschaumkopfe, und zwar, da er kein Kenner war, den schlechtesten Regietaback, so daß ihm oft ganz schlimm wurde. Eben so trieb er gegen seine Neigung hohes Hazardspiel, welches seine Finanzen völlig zerrüttete und Diejenigen bereicherte, welche ihn dazu verleitet hatten.

Einen andern Beweis, wie weit seine baroke Thorheit ging, giebt folgender Vorfall.

Eines Tages hatte er einen seiner Höflinge auf das Gröbste gemißhandelt, und zwar ungerechter Weise und ohne allen Grund. Dieses sah er später ein, und in einer Anwandlung von guter Laune beschloß er, dem Beleidigten eine Genugthuung zu geben. Er ließ ihm also sagen, daß er ihm die Ehre erweisen wolle, sich mit ihm zu duelliren. Als Rendezvous zum Zweikampf wurde eine Stelle in einem dichten Gehölze bestimmt. Dort trafen sich die beiden Duellanten, und zwar, wie verabredet war, ohne Secundanten. Der Kampf sollte ein Rencontre vorstellen. Nachdem sich Beide gegenseitig begrüßt hatten, zogen sie ihre Degen und stellten sich zehn Schritte von einander auf, mit der

Bedingung, daß Keiner von Beiden weder vor, noch zurück einen Schritt weichen solle. Nun führte Jeder die furchtbarsten Stöße gegen seinen Gegner, natürlich ohne die Möglichkeit zu haben, nur seinen Degen zu treffen. Nachdem sie auf solche Weise einen Gang gemacht und sich dabei lebhaft echauffirt hatten, ließ der Großfürst seinen Degen sinken und sprach feierlich: „In der That, es wäre jammerschade, wenn zwei so tapfere Cavaliere, wie wir sind, einander um's Leben brächten. Versöhnen wir uns!“ So geschah es denn auch. Der beleidigte Höfling hatte seine glänzende Satisfaction erhalten; Beide gingen Arm in Arm zu den am Eingange des Gehölzes harrenden Cavalieren zurück, und Einer rühmte die heldenmüthige Tapferkeit des Andern. Als die Gesellschaft, die auf den Ausgang des Duells geharrt hatte, beglückwünschend auf sie zukam, hatte der Gegner des Großfürsten noch die Artigkeit, daß er Demselben die Ehre, sich tapfer geschlagen zu haben, erweisen wollte, indem er ausrief: „Ach, gnädigster Prinz, Sie sind an der Hand verwundet! Um des Himmels willen lassen Sie Niemand sehen, daß sie bluten.“ Damit verband er schnell mit seinem Taschentuche die Wunde an der linken Hand des Großfürsten, die freilich Niemand sehen konnte, weil kein Tropfen Blut geflossen war. Dieser aber fühlte sich durch dieses Zeugniß seiner Tapferkeit ungemein

geschmeichelt. Er sprach kein Wort, um die Unwahrheit aufzuklären, überhäufte aber den Höfling für sein schmeichelhaftes Impromptu von da an mit Gunstbezeugungen.

Als die Kaiserin Elisabeth überzeugt worden war, daß er sich einem lasterhaften Lebenswandel hingebe, fing sie an, ihm die Mittel zu einer üppigen und verschwenderischen Lebensweise zu entziehen. Zunächst hielt sie das Gnadengeschenk von 50,000 Rubel zurück, welches sie ihm gewöhnlich an seinem Geburtstage zu geben pflegte, und ließ auch die Ausgaben für seine Tafel so beschränken, daß es dem Großfürsten und seinen Gästen oft am Nothwendigsten fehlte. Dadurch ließ sich Peter oft verleiten, im bittersten Aerger seine Klagen über das Verfahren der Kaiserin gegen sie laut werden zu lassen, und dies trug nicht wenig dazu bei, die Spaltung zwischen ihm und der Kaiserin immer größer zu machen.

Bei solcher Spannung der Gemüther fehlte es dann auch nicht an Winken, die der Kaiserin zugetragen wurden, daß der Großfürst ihrer Macht und ihrem Throne gefährlich werden könne, und damit traf man längst von ihr gehegte Besorgnisse und trug nicht wenig dazu bei, diese noch zu erhöhen.

Dabei gab es an diesem Hofe der Intriguen noch Mysterien in der Ehe des Großfürsten und

seiner Gemahlin, die wir früher schon angedeutet haben, worauf wir aber jetzt nicht unterlassen dürfen, näher einzugehen, da sich daran die ganze Reihe von Folgen anlehnt, welche diesen fürstlichen Ehestand zur Quelle großer Zerwürfnisse und der unglücklichsten Ereignisse machte.*)

5.

Unglückliche Ehe. — Graf Soltikow. — Mysterien und Intriguen Bestucheff's gegen den Großfürsten. — Gelübde der Großfürstin. — Geburt des Großfürsten Paul. — Katharinens Verhältniß zu ihrem Gemahl. — Soltikow's Entfernung von Petersburg. — Ende seines Verhältnisses zu Katharina. — Sein Tod.

Unter den Gesellschaftscavalieren des Großfürsten Peter befand sich der junge Graf Sergius Soltikow. Für diesen liebenswürdigen und bildschönen jungen Mann hegte der Großfürst eine besondere Zuneigung, seltsam genug, da Soltikow's Charakter und Bildungsgrad so wenig mit dem seinigen übereinstimmte. Besonders war dem jungen Grafen das kindische Soldatenspiel und die Pedanterie des Gamaschendienstes zuwider, auch nahm Derselbe sehr ungern an den wüsten Trinkgelagen und

---

*) Wir folgen dabei französischen Memoiren: „Chronique scandaleuse des Petersburger Hofes; aus dem Nachlasse eines alten Staatsmanns". (Deutsch, Fürth 1832.)

den rohen Lustbarkeiten Theil, worin Großfürst Peter nach und nach Gefallen fand. Graf Soltikow war Kammerherr am Hofe des Großfürsten. Seine Bildung aber war höher als die aller anderen Personen an beiden russischen Höfen. Er liebte besonders die französische Literatur und die schönen Künste, sprach mit Leichtigkeit mehrere europäische Sprachen, besonders das Französische mit der Eleganz eines geborenen Franzosen. In dieser Beziehung stand er der jungen Großfürstin geistig am Nächsten, die ihre Bildung am Hofe Friedrich's des Großen empfangen hatte, und an deren kleinem zurückgezogenem Hofe, in deren traulichen, geistreichen Soiréen er die glücklichsten Stunden verlebte.

Dieser Graf Soltikow befand sich eines Tages bei seiner Schwester, der Fürstin Narischkin, zum Besuch, als die Kaiserin bei Derselben eintraf, um ihr Glück zu wünschen, daß sie guter Hoffnung sei. Bei dieser Gelegenheit äußerte die Kaiserin: „Ich wünschte nur die Großfürstin in eben so gesegneten Umständen zu sehen."

Graf Soltikow war ein noch sehr junger Mann, kaum dem Jünglingsalter entwachsen. Dem männlichen Geschlechte gegenüber war er furchtsam und schüchtern, aber um so dreister dem weiblichen gegenüber, denn die Hofdamen hatten ihn schon so verzogen und an leichte Eroberungen gewöhnt, daß er in seinem kecken Uebermuthe vor Nichts mehr zurückschreckte, weder

vor Schönheit, noch vor hohem Range. Er würde weder vor einem entblößten Degen, noch vor den Wüsten Sibiriens gezittert haben, wenn es sich um die Eroberung einer, dem andern Sterblichen zu hoch stehenden Schönheit handelte. Am galanten Hofe von Petersburg galt er für einen der den Schönen des Hofes gefährlichsten Männer, der mit den Versailler Roués in der Periode der höchsten Frivolität in der Galanterie rivalisiren konnte. Soltikow verband mit dem vorlauten, kindischen Wesen des Knaben das Raffinement des erfahrensten Lüstlings, und durch Geist, Kenntniß und liebenswürdige Gewandtheit wußte er sein Talent des Versuchers noch mehr zu erhöhen.

So wagte er, dessen Fehler, wie wir wissen, Decenz eben nicht war, der Kaiserin ganz unbefangen den geheimen Grund zu entdecken, weshalb von Seiten des Großfürsten auf einen Thronerben nicht zu rechnen sei, so lange er sich nicht entschließen würde, sich einer leichten chirurgischen Operation zu unterwerfen. Soltikow kannte, wie alle Umgebungen des Großfürsten, jenen Naturfehler, da Dieser oft genug im halbsinnlosen Zustande der Trunkenheit sich darüber beklagt hatte.

Die Kaiserin war darüber keineswegs entrüstet; sie machte es vielmehr dem jungen Menschen zur Pflicht, durch jedes Mittel, selbst mit Gewalt dahin zu wirken, daß der Großfürst sich einer solchen leichten Operation unterwärfe.

Soltikow vermochte dieses wirklich durch eine Orgie, deren Schilderung man uns wol erlassen wird. Aber die Hoffnung der Kaiserin, die Großfürstin in gesegneten Umständen zu sehen, wurde nicht erfüllt. Da suchte man mit Genehmigung der Kaiserin Elisabeth dieses Ziel auf andere Weise zu erreichen. Die Geschichte bietet selten Beispiele von ähnlichen, scham- und gewissenlosen Abscheulichkeiten, die hier zur Tagesordnung gehörten.

Der Kammerherr Soltikow hatte schon längst durch Schönheit, Bildung und Anmuth unter allen Umgebungen des großfürstlichen Hofes in Oranienbaum die Aufmerksamkeit der Großfürstin am Meisten auf sich gezogen.

Der Graf seiner Seits war längst in Liebe gegen die schöne und geistreiche Fürstin entbrannt. Aber eben, weil er hier wirklich Liebe empfand, so wagte der junge Mann nicht, seine Gefühle anders zu verrathen, als durch die feinsten Aufmerksamkeiten, die er ihr täglich erwies; diese bestanden vorzüglich darin, daß er den langweiligen Aufenthalt Peter's in Oranienbaum für dessen Gemahlin so angenehm als möglich zu machen suchte. Seine Kenntniß der Frauen, bei denen er schon so viel Glück gemacht hatte, ließ ihn leicht erkennen, daß Katharina sehr viel Neigung zum Vergnügen hatte, und so war denn sein eifrigstes Bestreben, ihr in dieser Hinsicht täglich neue Abwechselung zu verschaffen.

Auf diesem Wege war es ihm wirklich gelungen, die Zuneigung der schönen und geistreichen jungen Großfürstin zu gewinnen. Es war zuletzt zwischen Beiden eine stille, aber tiefe Liebe entstanden, ohne daß die Verhältnisse es bisher zugelassen hatten, eine Erklärung herbeizuführen. Da erfolgte der Tod des Vaters des jungen Soltikow, welcher in Moskau gelebt hatte und der Graf mußte sich dorthin begeben, um die Erbschaftsangelegenheiten zu reguliren. Als er bei der Großfürstin erschien, um sich zu beurlauben, befand sich Diese gerade allein in ihrem Cabinete, wo sie ihm Audienz gab. Der Ausdruck einer schmerzlichen Bewegung seiner schönen Gesichtszüge konnte dem feinen Gefühle eines damals noch so rein und keusch liebenden Herzens nicht entgehen. Ihr theilnehmender, inniger Blick verrieth Gefühle, die der jungen fürstlichen Frau vielleicht selbst noch nicht zum klaren Bewußtsein gekommen waren. So sagte sie denn, um ihn zu trösten, mit dem süßesten Flötentone und einem fast schwermüthigen Lächeln zu ihm: „Kehren Sie bald zurück!“ und fügte hinzu, als seine Blicke vor Entzücken flammten: „Sie werden Ihren Kummer leichter vergessen an einem Hofe, an welchem Sie die Seele jeder Freude, jedes Vergnügens sind.“

Soltikow fühlte mit feinem Tact augenblicklich die ganze Tiefe des Gewichts dieser Worte seiner Angebe-

teten. In Moskau besorgte er kaum das Nothwendigste seiner Angelegenheiten, und eilte auf den Flügeln der Liebe nach Petersburg zurück. Und doch, trotz der günstigen Anzeichen einer erwachten Neigung der schönen Großfürstin für ihren jungen Freund, kam er seinem Ziele eines vertrauten Verhältnisses nicht näher. Noch war Katharina tugendhaft und treu in ihren Pflichten, selbst gegen einen ihr mit jedem Tage widerwärtiger werdenden Gemahl.

Soltikow verdoppelte seine Aufmerksamkeiten und Huldigungen, und bot seine ganze Lebenswürdigkeit auf, um der Großfürstin zu gefallen. Diese vergab jedoch ihrer Würde und Pflicht nicht das Geringste. Er aber härmte sich über das Fehlschlagen seiner Hoffnungen so bemerkbar ab, daß er ganz blaß, trübsinnig und niedergeschlagen wurde. Dies konnte der Großfürstin nicht entgehen, und so fragte sie ihn denn einst, als sie sich allein mit ihm befand, um ihn zu beruhigen, mit vieler Güte und Theilnahme: was ihm fehle.

Damit aber brachte sie den Sturm seiner Gefühle zum Ausbruch. Unvermögend, seine Leidenschaft länger in die Tiefe seiner Brust zu verschließen, sank er zu ihren Füßen nieder, und bekannte mit glühenden Worten seine Liebe zu ihr, die er vergebens zu bekämpfen suchte. Er flehte um ein Wort des Trostes und der Hoffnung.

Da die Großfürstin sein Geständniß anhörte, ohne

zörnig zu werden, so faßte er Muth, umfing ihre Knie und beschwor sie, ihn nicht der Vernichtung preiszugeben.

Erschrocken entzog sich Katharina dem Sturmdrange seiner Leidenschaft. Aber sie war zu bewegt, um ihm ein Wort des Trostes zu versagen. Mit Thränen in den schönen Augen gerieth sie in Entzückung, und indem sie sich in ihr Cabinet zurückzog, sprach sie mit „Monime,“ in der Tragödie des Mithridates: „Ah! méritez les pleurs que vous m'allez coûter!“ „Verdient die Thränen, die Ihr jetzt mir kostet.“

Das war ihr gütiger Abschiedsgruß, der dem kühnen Kenner weiblicher Herzen ihre geheime Leidenschaft für ihn verrieth. Von jetzt an zweifelte der junge Kammerherr nicht mehr an seinem Glücke bei der jungen Großfürstin.

Ihr argloser Gemahl förderte dieses, ohne es zu wollen und zu wissen, indem er ihn fortwährend aufforderte, für ihre Unterhaltung in Oranienbaum zu sorgen. Als eines Tages das großfürstliche Paar zu einer Festlichkeit am kaiserlichen Hofe nach Petersburg eingeladen war, fühlte sich Katharina unwohl und entschuldigte ihr Zurückbleiben. Peter wußte in seinen Umgebungen Niemanden besser geeignet, für ihre Zerstreuung zu sorgen, als seinen vertrauten Kammerherrn, Grafen

Soltikow, dem er befahl, gleichfalls zurückzubleiben und nicht von der Seite seiner Gemahlin zu weichen.

Wer war glücklicher über diese Wendung, als Soltikow und Katharina! Das Uebrige fand sich Alles von selbst. Das glühende Geständniß des jungen Mannes wurde von der jungen Fürstin mit Thränen im Auge angehört und mit leidenschaftlichen Gefühlen erwiedert. Umarmungen und glühende Küsse besiegelten den Bund der zum ersten Male in ihrem jungen Leben wahrhaft liebenden Herzen. Blieb auch jetzt noch ihr Verhältniß ein sittliches, so fehlte es doch auch nicht an einem bösen Dämon, der die Gefahr des Falles der Tugend, welchen ohnehin schon die Leidenschaften herbeiführen mußte, noch vergrößerte. Und dieser böse Geist, der Mephistopheles dieser Liebe, war ein Mann, dem wol Niemand eine solche dämonische Einwirkung zugetraut hätte, der schlaue, gewissenlose, alte Großcanzler Bestucheff.

Den Beweggrund dazu gab eine politische Intrigue. Um sich selbst eine Zukunft zu sichern, war es nicht genug, die Ausschließung Peter's von der Thronfolge zu bewirken, sondern auch ihm einen minderjährigen Thronfolger zu geben, in dessen Namen der Canzler die Regentschaft fortführen konnte. Es war dasselbe Manöver, wodurch sich früher Mentschikoff und Biron für kurze Zeit auf den Gipfel der Macht geschwungen hatten, welches aber

auch die Ursache ihres Sturzes geworden war. Hier hatte dasselbe Project dieselben Folgen, nur daß das Mittel, wodurch er dem Großfürsten einen Thronerben verschaffen wollte, um als dessen Vormund einmal zu herrschen, noch viel schändlicher, schamloser und teuflischer war.

Eines Tages, nachdem er durch bestochene Spione von der Dienerschaft der Großfürstin schon Kunde erhalten hatte, daß es zwischen ihr und Soltikow zur Erklärung gekommen war, ließ er sie um eine geheime Audienz bitten.

„Ich komme, kaiserliche Hoheit,“ sprach er ohne Scheu und Scham, „in einer äußerst delicaten Angelegenheit, in welcher meine höheren Pflichten für das Wohl des Staates mich nöthigen, jede Zurückhaltung abzulegen; ich muß nämlich Ew. Kaiserlichen Hoheit offen erklären, daß Ihre kinderlose Ehe die Thronfolge Höchstihres Gemahls und selbst die Ihrige bedeutend in Frage stellt. Dieser Umstand erregt im ganzen Reiche die lebhafteste Besorgniß, da der etwa plötzlich erfolgende Tod des Großfürsten unter solchen Verhältnissen unabsehbare Zerwürfnisse herbeiführen und den innern Frieden des Reichs stören würde. Man hat deshalb für gut gefunden, zu außerordentlichen Mitteln zu greifen, um diesem unsichern Zustande wo möglich ein Ziel zu setzen.

Erstaunt und fragend sah Katharina den Großcanzler an. Sie ahnete noch nicht, wo das hinaus wollte, und dachte eher an den Ausweg der Unterschiebung eines fremden Kindes, als an die Möglichkeit eines so schamlosen Planes, den der Großcanzler jetzt die Frechheit hatte, ihr mit klaren Worten vorzulegen, indem er sagte, es sei der einzige zum Ziele führende Plan, den der Senat berathen und der von dieser hohen Körperschaft bereits im Geheimen gebilligt sei. Er enthüllte nun den Gedanken, dem Großfürsten, der nicht geeignet sei, eine Nachkommenschaft erwarten zu lassen, im Geheim einen Stellvertreter unterzuschieben, und dazu sei Niemand besser geeignet, als der liebenswürdige Kammerherr Graf Soltikow.

Katharina erglühte vor Scham und Zorn über diesen unwürdigen Antrag. Da aber gerade Soltikow genannt worden war, so hielt sie den Antrag für eine Falle, um sie zu einem unvorsichtigen Geständnisse ihres Geheimnisses zu verleiten, und zornig erwiderte sie dem Großcanzler, daß ihr Ehecontract ihr nach dem kinderlosen Ableben des Großfürsten die Thronfolge zusichere, und setzte dann in höchster Entrüstung hinzu: „Sei überzeugt, daß ich mich über die Schmach, die Du mir durch Deinen frechen und schamlosen Antrag zugefügt hast, beklagen und die vollständigste Genugthuung fordern werde.

Lächelnd und ruhig antwortete der Großcanzler:

„So wäre ich denn doch neugierig, bei wem sich etwa Ew. Kaiserliche Hoheit beklagen wollten; etwa bei Denen, die mich an Sie abgeordnet haben? Nun, das würde denn doch wenig helfen.“

Nachdem er ihr nun mit teuflischer Beredtsamkeit die schmähliche Wahrheit, die er behauptet, bewiesen hatte, schien Katharina in ihrer Gemüthsbewegung für einen Augenblick ihr Bewußtsein zu verlieren. Sie sank auf ihren Lehnsessel zurück, und bedeckte die Augen mit ihren Händen. Ruhig und lächelnd blieb Bestucheff vor ihr stehen, und nach einer Pause fragte er im süßlichen Tone: „Wann darf ich Ew. Kaiserliche Hoheit Soltikow zuführen?“

Mit einem Blicke der tiefsten Verachtung erwiderte die Kaiserin: „Heute Abend!“ und gab mit der Hand dem Canzler das Zeichen, daß er sich entfernen möge.

So war die bisher tugendhafte Gattin unter der verführenden Macht der eigenen Leidenschaft und einer teuflischen Intrigue überwunden. Zufrieden lächelnd zog sich der Großcanzler zurück, und überließ die Großfürstin ihrer furchtbar durch ihn aufgeregten Gemüthsbewegung.

Nach solchen Anregungen erfolgte dann, was selbst auch ohne diese diabolische Episode die Macht der Leidenschaft nach dem Laufe der Natur herbeigeführt haben würde. Es verriethen sich nach einiger Zeit Anzeichen,

welche die Erfüllung der heißesten Wünsche des Landes erwarten ließen. Katharina zitterte vor diesen Folgen des vertrauten Umganges mit ihrem geliebten Soltikow; sie theilte ihm in vertrauter Stunde ihre Besorgnisse mit, und daß sie sich seit langer Zeit schon von ihrem Gemahle fern gehalten habe. — Aber aus einem Vergehen folgt oft die Nothwendigkeit eines zweiten. Soltikow rieth ihr, sich bei dem Großfürsten wieder einzuschmeicheln und wo möglich ein vertrautes Verhältniß wieder herbeizuführen. Diese neue schändliche Heuchelei gelang über Erwarten. Der leichtgläubige Großfürst wurde getäuscht über den wahren Urheber der Vaterfreuden, die ihn erwarteten.

Soltikow war durch diese Erfolge zu glücklich, um nicht durch seine Eitelkeit verleitet zu werden, mehr, als die Klugheit es erlaubte, sich merken zu lassen, daß er fest stehe in der Gunst der Großfürstin. Diese aber fühlte sich nun sicher, seitdem es ihr gelungen war, jeden Zweifel an der Legitimität des zu erwartenden Kindes bei ihrem Gemahle zu zerstreuen, und sie hielt ihre Vorliebe für den jungen Kammerherrn nicht vorsichtig genug verborgen.

Die Hofleute sind immer neidisch gegen einander um die Gunst des Herrn oder der Herrin. Sie belauschen und hassen den Begünstigten, von dem sie jedes Geheimniß zu erforschen suchten. Ist ihnen dieses

gelungen, so intriguiren sie, den Untergang des Beneideten herbeizuführen. Vorsichtig schlichen sich nun Soltikow's heimliche Feinde an die Vertrauten der Kaiserin, durch deren Vermittelung aber an Diese selbst heran, und verstanden es, mit erheuchelter Theilnahme den Verdacht bei der Herrscherin geltend zu machen, daß der Kammerherr mit der Großfürstin in einem geheimen Liebesverhältnisse stehe.

Elisabeth, die selbst so leichtsinnig und ausschweifend war, würde sich durch diese Lebensintrigue nicht beleidigt gefühlt haben, wäre sie nicht zu stolz gewesen, um den Gedanken ertragen zu können, den Kaiserthron dereinst von einem Bastard eingenommen zu sehen. Im ersten Zorn darüber beschloß sie die Verbannung des Günstlings der Großfürstin nach Sibirien als Strafe des allzu kühnen Kammerherrn, der es gewagt hatte, die Legitimität des einstigen Thronfolgers in Frage zu stellen.

Auch Soltikow hatte, wie es an diesem intriguanten Hofe für jeden Höfling nothwendig war, seine Spione am Hofe der Kaiserin, und so erfuhr er denn bald, welches entsetzliche Geschick ihn bedrohete. Leicht begriff der kühne Günstling, daß das einzige Mittel, sich zu retten, darin bestand, wenn er den Ausruf: „Nun aber, göttliche Frechheit, steh Du mir bei!“ zur Wahrheit machte.

Dreist beschloß er, dem Sturme zu trotzen. Er be=

gab sich zum Großfürsten, und beklagte sich bitter über das Gerücht, welches man boshafter Weise auszusprengen gewagt habe. Er erinnerte Peter daran, daß er niemals, ohne seinen ausdrücklichen Befehl, sich bei der Großfürstin eingestellt habe. Er betheuerte, daß er die erhabene Prinzessin jederzeit mit der ganzen Ehrfurcht betrachtet habe, welche er ihrem hohen Range schuldig sei. „Die Neider,“ rief er aus, „welche sich verschworen haben, mich zu stürzen, suchen nur einen Vorwand dazu. Sie bedenken in ihrem Hasse nicht, daß ihr Mittel zum Zweck die Verleumdung, mehr dazu beiträgt, die Ehre des Großfürsten, als die eines unbedeutenden Kammerherrn zu compromittiren. Sie bedenken nicht, daß sie sich damit erfrechen, mehr die Legitimität des künftigen Thronerben in Zweifel zu ziehen und die Ehre Ew. Kaiserlichen Hoheit selbst anzugreifen, als meinem Rufe zu schaden. Ich beschwöre daher Ew. Kaiserliche Hoheit, um jeden Anlaß zu solchen schändlichen Verleumdungen zu entfernen und um Ihre Majestät die Kaiserin zu beruhigen, mir die Erlaubniß zu ertheilen, mich nach Moskau in den Ruhestand zurückziehen zu dürfen.“

Diese kecke Erklärung überzeugte nicht nur den Großfürsten von der völligen Unschuld seiner Gemahlin und Soltikow's, sondern auch von der Nothwendigkeit, Diesen in seiner Stellung als Kammerherr der Großfürstin zu erhalten und ihm offen seine Gnade zu be-

weisen. Er glaubte dieses seiner eigenen Ehre schuldig zu sein.

Nun überhäufte er öffentlich Soltikow mit Gnadenbeweisen, und befahl ihm vor Zeugen, bei seiner Gemahlin zu bleiben; alsdann begab er sich zur Kaiserin, und beschwerte sich in der leidenschaftlichsten Weise über die skandalösen Aeußerungen, die man sich aus Haß gegen Soltikow wider seine und seiner Gemahlin Ehre erlaubt habe, er müsse auf die strengste Untersuchung und Bestrafung der Schuldigen dringen. „Ich," fuhr er lebhaft fort, „der ich jetzt in steter Nähe der Großfürstin lebe, mit ihr im besten Vernehmen stehe, muß es doch wol am Besten wissen, was von ihrem Betragen zu halten sei. O, mich betrügt man nicht, ich habe einen Scharfblick von Friedrich dem Großen und eine Energie von Peter I., meinem großen Ahnherrn; ich bin Mannes genug, um der Wächter meiner eigenen Ehre zu sein, und bedarf solcher Intriguanten nicht, welche bemüht sind, sie zu vernichten."

Die Kaiserin, der es nicht an Gemüth fehlte, wurde gerührt; sie versprach, gegen die Verleumder strenges Gericht halten zu lassen, und, wenn sich ihr Unrecht bestätigen würde, selbst zu thun, was die Ehre ihres Hauses und die Genugthuung der Großfürstin erforderten.

Während dieses in den Gemächern der Kaiserin vorfiel, blieb die Großfürstin ihrerseits nicht unthätig.

Sie war mehr als jede andere Person bei der Widerlegung der schlimmen Gerüchte gegen ihren Geliebten betheiligt. Die Vertraute der Kaiserin, Madame Narischkin, war auch für sie gewonnen. Diese unterrichtete Katharina sogleich von den Schritten, die der Großfürst in dieser Angelegenheit gethan hatte, und von den Erfolgen derselben; sie hielt die jetzige Aufregung, worin sich die Kaiserin durch Peter's leidenschaftliche Rede befand, für ganz geeignet, auch ihre Beschwerden über diese skandalösen Verleumdungen vorzubringen. Jetzt glaubte Katharina, die schüchterne Blödigkeit, welche sie bisher der stolzen Kaiserin gegenüber affectirt hatte, ablegen zu müssen, um mit theatralischen Declamationen in den Pathos einer Verzweifelten auszubrechen über den Glauben, den man einer so schändlichen und hassenswerthen Verdächtigung habe schenken können. Betrübniß, Zorn und Rachedurst gaben ihrer Rede eine so flammende Leidenschaftlichkeit, daß Elisabeth nicht zu widerstehen vermochte. Sichtlich gerührt schien die Kaiserin von ihrer Unschuld überzeugt zu sein. Sie umarmte die Großfürstin und Katharinens Sieg war noch vollständiger, als der ihres Gemahls.

Nun glaubte die Kaiserin, dem so schwer Angeklagten eine öffentliche Genugthuung schuldig zu sein, um seine Feinde von der Verfolgung abzuschrecken. Noch am Abend desselben Tages war großer Hofzirkel bei der

Kaiserin. Graf Soltikow war zu einer Spielpartie eingeladen. Die Kaiserin stellte sich während der Partie hinter seinen Stuhl und fragte ihn mit der liebenswürdigsten Anmuth, die ihr eigen war: „Sind Sie glücklich, Soltikow?“

Diese Frage war doppelsinnig, daher unverfänglich. Sie ließ sich sowol auf das Spiel, als auf seine jetzt beruhigten Verhältnisse beziehen. Das fühlte der feine Hofmann augenblicklich und antwortete: „Das bin ich nie!“

„O, das bedauere ich,“ entgegnete die Kaiserin, „aber vielleicht ist es Ihre eigene Schuld. Man sagt mir, daß Sie den Großfürsten verlassen wollen. Ich kann das nicht glauben, und fordere Sie auf, bei Demselben zu bleiben. Rechnen Sie fest darauf: wenn Ihre Feinde ferner versuchen sollten, Ihnen zu schaden, so werde ich die Erste sein, die Ihre Vertheidigung übernimmt.“

Wer war glücklicher, als Soltikow! Da er nun meinte, Nichts mehr zu fürchten zu haben, so genoß er, ohne sich Gewissensscrupel daraus zu machen, die Freude der Liebe in Katharinens Armen, nur wurde dabei von beiden Seiten die möglichst größte Vorsicht beobachtet. Seine Gegner fühlten sich für jetzt geschlagen. Sie blieben aber ruhig, eine bessere Gelegenheit zur Verfolgung ihrer schlimmen Pläne abwartend.

In Katharinens Charakter war eine sichtliche Veränderung vorgegangen. Eine einmal gefallene Frau findet selten mehr einen Halt in ihren Verirrungen. Katharina, eine Entschuldigung für ihre immer stärker vortretenden sinnlichen Neigungen suchend, fand diese in der ausschweifenden Lebensweise der Kaiserin selbst. Elisabeth aber, durch andere Zerstreuungen angezogen, beschäftigte sich nicht weiter mit dieser Intrigue.

Aber die Zeit, die alle heftigen Leidenschaften, wenn auch nicht auslöscht, doch bedeutend abschwächt, hatte auf die Liebe Katharinens für Soltikow noch keinen Einfluß geübt. Das Gefühl, bald Mutter zu werden, riß sie unwiderstehlich hin. Soltikow gewann von Tage zu Tage immer mehr Einfluß auf ihren Willen. Sein Glück hatte jedoch gerade in seiner einstigen unbeachteten Stellung am Schönsten geblüht, jetzt aber, seitdem er von Tage zu Tage höher stieg in Macht und Einfluß, erwachten seine Neider, und endlich gelang es Bestucheff, an der Spitze dieser Partei seinen Fall herbeizuführen.

Der Großcanzler hatte, wie auch seine Verbündeten, lange Zeit zu diesem Treiben an Peter's Hofe geschwiegen, aber um so eifriger hatten sie jeden Schritt Desselben ausspionirt.

Der alte schlaue Minister war fortwährend mit dem Plane beschäftigt, den Großfürsten Peter von der Thronfolge auszuschließen. Um dieses Ziel zu erreichen, war der

erste und nothwendigste Schritt, seinen Günstling, Graf Soltikow, von ihm zu entfernen. Zu diesem Zwecke mußte man ihm schmeicheln und sich in sein Vertrauen einzuschleichen suchen.

Der hochmüthige Bestucheff, dem jedes Mittel recht war, wenn es nur zum Ziele führte, ließ sich herab, ein demüthiger Schmeichler Soltikow's zu werden. Er rühmte ihm ins Gesicht seine trefflichen Eigenschaften des Geistes und Herzens, seine glänzenden Vorzüge und Kenntnisse, seinen Ruhm, den er sich schon als Staatsmann erworben, und um den eitlen jungen Mann in diesen Gedanken noch zu bestärken, theilte er ihm angebliche Staatsgeheimnisse mit.

So wußte der schlaue Diplomat den arglosen jungen Mann bald dahin zu bringen, daß Dieser ihn für seinen besten Freund hielt. Der arglistige Minister gab ihm jetzt den freundschaftlichen Rath, daß er, um seinen Einfluß bei dem Großfürsten zu erhalten und zu vermehren, nach und nach alle Diejenigen aus den Umgebungen des Großfürsten zu entfernen suchen müsse, die Geist und Kenntnisse zeigten, die von hoher Geburt waren, oder Ehrgeiz besaßen und ihm damit gefährlich werden konnten; ihre Stelle aber sollte er durch die unwissendsten und dümmsten Menschen, die nur aufzufinden wären, ersetzen. Er nannte ihm die Personen, welche er für gefährlich hielt und Soltikow ließ sich das nicht zweimal sagen.

Seine Eitelkeit entdeckte die Schlange nicht, die unter jenem Rathe verborgen war, und er ging in die Falle.

Er hatte sich so bei dem Großfürsten zu insinuiren gewußt, daß ihm Alles möglich zu sein schien. Dabei aber zog sich nun schnell gegen den Günstling das ihm schon längst drohende Gewitter zusammen. Die jungen Hofleute, welche sich jetzt aus der Nähe des Großfürsten verwiesen sahen, schlossen sich nun um so enger an die Partei Bestucheff's. Der Canzler belebte wieder den Muth der dem Günstling feindselig gegenüberstehenden Familien Tschoglakoff, Daschkoff und Ragumowsky, und so vereinigten sich nun Alle, welche zu dem Vertrauen der Kaiserin Zugang hatten, um ihre Ohren mit Klagen zu erfüllen über das Betragen des Grafen Soltikow, der das Vertrauen, worin er bei dem Großfürsten stehe, so sehr mißbrauche.

Jetzt hielt es Bestucheff für zeitgemäß, bei der Kaiserin um eine geheime Audienz nachzusuchen, die sie ihm auch gewährte. Mit der ihm eigenen Ueberredungskunst erinnerte er sie an alle die Schwächen und Wunderlichkeiten des Großfürsten, die ihr von vielen Seiten her bereits mitgetheilt waren. „Ew. Kaiserliche Majestät,“ fuhr er fort, „wird sich erinnern, daß ich stets für ihn das Wort genommen habe; indeß jetzt habe ich leider die Ueberzeugung gewinnen müssen, daß alle diese unwürdigen Ausschweifungen und lächerlichen Ueber-

treibungen von Seiten des Großfürsten durch Niemand veranlaßt werden, als durch Soltikow, der lüderlichen Abenteurern und schmeichlerischen Speichelleckern erlaubte, sich dem Großfürsten zu nahen. Leider habe ich auch durch unwiderlegliche Beweise und Mittheilungen der vertrauten Umgebungen der Großfürstin Katharina auf's Neue die Ueberzeugung von der Fortsetzung des verbrecherischen Umgangs Soltikow's mit Ihrer Kaiserlichen Hoheit gewinnen müssen. Endlich ist nicht zu verkennen, daß dieser Mensch ein treuloser Günstling ist, dessen maßloser Ehrgeiz das ganze Reich verderben würde." Elisabeth, die nur zu sehr gewohnt war, Alles zu glauben, was ihr Bestucheff unter dem Scheine der Ergebenheit mit seiner hinreißenden Beredtsamkeit vortrug, gerieth in den heftigsten Zorn, und beschloß, den gleißnerischen Bösewicht, wie sie den jungen Kammerherrn nannte, auf das Empfindlichste zu bestrafen. Das Mindeste war, nach ihrer Ansicht, eine Verbannung nach Sibirien. Doch der schlaue Canzler stellte ihr vor, daß sie durch einen so extremen Schritt die Ehre der Großfürstin und des Großfürsten auf das Aergste compromittiren würde, indem man darin die Ueberführung Soltikow's seines verbrecherischen Umgangs mit der Großfürstin finden würde. Er rathe daher, ein viel sicherer zum Ziele führendes Mittel anzuwenden, nämlich ihn unter dem Scheine einer Gunstbezeugung zu entfernen.

Katharina ging in seine Gedanken ein, und es wurde beschlossen, darüber das strengste Stillschweigen zu beobachten.

So kam denn unter drohenden Wetterwolken, die sich über den Häuptern der Liebenden zusammenzogen, der Tag der Entbindung der Großfürstin von einem Prinzen heran.

Es war der erste October 1754, als dem russischen Hofe ein neuer Thronerbe geschenkt wurde, der in der Taufe die Namen Paul Petrowitsch erhielt.

Die Kaiserin, das großfürstliche Paar, die beiden Höfe, Volk und Geistlichkeit schwammen in einem Meere von Entzücken. Die Kanonen der Admiralität, der Festung und der Flotte wurden gelöst. Hof- und Volksfeste verherrlichten diese Geburt, die Elisabeth in der glänzenden Weise mit orientalischem Luxus feierte, wie sie es liebte. Die Kaiserin und der Großfürst empfingen die Glückwünsche des Senats, der hohen Geistlichkeit, der Generalität, der Admiralität und des Adels, und Peter war nicht der erste Mari cocu, der über sein eigenes Geweihe, welches die ganze Welt sah, nur er selbst nicht, seine kindische Freude äußerte. Niemand aber war glücklicher, als Soltikow, der in seinem Wahne sich schon auf dem Gipfel seines Glückes, seiner Macht und seines Ansehens sah, ohne nur zu ahnen, wie tief die Intriguen seines vermeintlichen Freundes Bestucheff schon den

Boden unter seinen Füßen unterwühlt hatten. In dieser glücklichen Selbsttäuschung hielt er es demnach für eine neue Ehrenauszeichnung, als er von der Kaiserin die Mission erhielt, nach Stockholm als außerordentlicher Gesandter zu gehen, um dem schwedischen Hofe die erfreuliche Geburt eines jungen Großfürsten zu notificiren. Mit Courierpferden reiste er ab, beeilte seine Geschäfte, und auf Flügeln der Liebe war er eben im Begriff, zu seiner geliebten Katharina nach Petersburg zurückzukehren, als ihn wenige Meilen von Stockholm ein Courier erreichte, der ihm den Befehl brachte, sich sogleich als Ministerresident nach Hamburg zu begeben.

Jetzt ging dem unglücklichen Soltikow ein entsetzliches Licht auf. Er erkannte, daß er das Opfer der Intrigue seines vermeintlichen Freundes gewesen war, und diese Täuschung seines Vertrauens war ihm doppelt schmerzlich. Er mußte sich sagen, daß die Strafe, die ihn traf, keine unverdiente war; aber mehr noch, als über sein Verhältniß zu der Großfürstin, machte er sich Vorwürfe, daß er sich hatte verleiten lassen, so viele achtbare junge Männer unglücklich zu machen. Noch schmerzhafter war ihm die Trennung von der Großfürstin, die er aufrichtig liebte. Er schrieb an sie und schilderte ihr mit glühenden Worten seine Sehnsucht und seine Verzweiflung, und beschwor sie, Alles in Bewegung zu setzen, um seine Zurückberufung zu erwirken.

Katharina war gerührt durch seinen Brief, besonders da auch in ihrem Herzen eine Stimme für ihn sprach. Sie hatte in der That die Absicht, unmittelbar bei der Kaiserin Schritte zu thun, um Soltikow's Zurückberufung zu erwirken. Aber der alte schlaue Minister hatte solche Schritte von ihr erwartet. Er begab sich zu ihr, und machte ihr die eindringlichsten Vorstellungen gegen diese Absicht. „Ew. Hoheit," sprach er, „wagen Alles, indem Sie das Wort für diesen jungen Mann nehmen. Sie würden dadurch den üblen Gerüchten, die man über sein Verhältniß zu Ihnen der Kaiserin einzuflüstern gewußt hat, nur eine neue Bestätigung geben. Sie würden die früheren, jetzt kaum vergessenen Verdachtsgründe auf's Neue anregen und bekräftigen."

Katharina ließ sich überzeugen. Es stellte sich heraus, daß ihr Ehrgeiz schon stärker zu werden begann, als ihre Liebe. Die Besorgniß, ihren Herrscherplänen durch eine solche Verwendung für den Geliebten zu schaden, brachte ihre Liebe zum Schweigen.

Bestucheff war dreist genug, ihr zu sagen: „Uebrigens kommt es ja nur auf Ew. kaiserliche Hoheit eigene Entschließungen an, sich auf angemessene Weise zu trösten."

Wie sehr dieser Gedanke ihr den Sieg über ihre erste Liebe erleichterte, wird die Geschichte ihres folgenden Günstlings, des Grafen Poniatowsky, lehren.

Der unglückliche Graf Soltikow mußte zwei Jahre lang als Resident des russischen Hofes in Hamburg bleiben. Als man in Petersburg den nicht unbegründeten Verdacht hegte, daß er noch heimlich im vertrauten Briefwechsel mit der Großfürstin stand, wurde er in gleicher Eigenschaft nach Madrid versetzt. Nach dem Tode der Kaiserin Elisabeth rief ihn zwar der Kaiser Peter III., wie viele andere Verbannte, zurück. Aber Soltikow hatte schon zu üble Erfahrungen über die Einwirkung der Petersburger Hofintriguen gemacht. Obgleich er wieder als Kammerherr bei der damaligen Kaiserin Katharina II. angestellt werden sollte, so befürchtete er doch, daß seine Feinde, auf's Neue gegen ihn aufgebracht, den frühern Verdacht wider ihn wieder anregen möchten — und war auch Bestucheff längst gestürzt und verbannt, so traute doch Soltikow solchen Gnadenbeweisen nicht. Sollte er noch einmal gestürzt werden, so war die Verweisung nach Sibirien das Wenigste, was ihm drohte. Zudem hatte er aus den Briefen Katharinens das Erkalten ihrer Liebe für ihn herausgefühlt. Ihre Antworten auf seine zärtlichen Vorwürfe blieben bald ganz aus. Daß sie einen neuen Günstling habe, konnte ihm nicht unbekannt bleiben, und so zog er es vor, sich nach Paris zu begeben, wo er denn nach einigen Jahren starb.

6.

Graf Poniatowsky. — Sein Herkommen, seine Erziehung und seine Ankunft in St. Petersburg. — Sein Glück bei der Großfürstin.

Auf dem Theater der Intrigue, am St. Petersburger Hofe, erschien nun der junge Graf Stanislaus Poniatowsky. Er war einer der kühnsten Abenteurer jener an Glücksrittern so überreichen Zeit. Er stammte keineswegs als legitimer Abkömmling aus jener altadeligen Familie Polens. Sein Großvater war ein natürlicher Sohn des Grafen Sapieha. Sein Vater war ebenfalls ein Aventurier, der auf Kosten der Sapieha eine sorgfältige Erziehung erhalten hatte. Als Page in der Suite seines Wohlthäters hatte er einen großen Theil von Europa bereist. Nach der Heimkehr von jener Tour wurde dieser Poniatowsky mit Aufträgen von der Familie Sapieha an den tollkühnen jungen Schwedenkönig Karl XII. abgesendet, welcher an dem gewandten jungen Manne großen Gefallen fand und ihn mit Bewilligung seiner frühern Beschützer in seine Dienste aufnahm.

Dieser Poniatowsky, der Vater unseres Abenteurers, war es, der nach der Niederlage von Pultawa Karl's Flucht in die Türkei leitete und später gegen Rußland die Pforte in Bewegung setzte. Nach Karl's Tode be-

gab er sich zu August II., der den geschickten Unterhändler mit offenen Armen aufnahm und später seine Vermählung mit einer Tochter des fürstlichen Hauses Czartorisky durch sein ganzes königliches Ansehen unterstützte.

Von sieben Kindern aus dieser Ehe war Stanislaus Poniatowsky das vierte. Ein Italiener, der Astrolog Fornica, stellte ihm bei seiner Geburt das Horoskop und prophezeihete dem alten Senator, daß dieser sein Sohn einst eine Krone tragen würde. Wer hätte geglaubt, daß diese Weissagung einmal zur Wahrheit werden sollte? und doch war es der Fall, wie wir sehen werden. Ja noch mehr, in jener Zeit, wo jeder Aberglaube leicht ein gläubiges Gehör fand, hielt die Gräfin Poniatowsky diesen ihren jüngsten Sohn für den wahren Glücksstern ihres Hauses, und gewährte Demselben eine viel sorgfältigere Erziehung, als alle ihre älteren Kinder genossen hatten.

Halb im Ernst, halb im Scherz wurde er von seiner Mutter und von der ganzen Familie „der Regent" genannt. Er erhielt den Namen Stanislaus August, als sei er in Aussicht auf einen Königsthron geboren. Die Gräfin selbst betrachtete sich schon als Königin-Mutter, die mit besonderer Sorgfalt über die Bildung des Regenten zu wachen habe. Weder Tag noch Nacht

ließ sie ihn aus den Augen. Seine Studien, die ganz nach jener Weissagung eingerichtet waren, mußte er in ihren Zimmern betreiben. Sie erfüllte die Phantasie des lebhaften und talentvollen Knaben ganz mit Vorstellungen von der glänzenden Rolle, welche er einst zu spielen berufen sei. Endlich gab sie sich Mühe, in ihm jene hohen Gaben und Tugenden zu entwickeln, welche ein König nicht entbehren kann. Um dem Charakter ihrer Söhne eine unerschütterliche Festigkeit einzuprägen, ließ sie sich von einem jeden Derselben, auch von Stanislaus, den Schwur leisten, den Umgang mit Frauen, die Freuden der Tafel und das Spiel wie die Pest zu fliehen. Ihre Bemühungen wurden jedoch durch die sinnliche Natur des jungen Stanislaus wenig begünstigt; dagegen lernte er mit großer Leichtigkeit alle neueren Sprachen, übertraf alle seine Spielkameraden an Gewandtheit in militairischen und anderen Leibesübungen, und gab frühzeitig überraschende Proben von einer natürlichen Beredtsamkeit. Bei allen diesen Vorzügen fehlte ihm jedoch die wahre Energie, der kühne Muth und das vor keinem Hindernisse zurückweichende Bewußtsein der Kraft. Seine natürlichen Neigungen zogen ihn zu den schönen Künsten, besonders zu der Dichtkunst hin. Vergebens drang seine Mutter darauf, daß er die Politik zu seinem Hauptstudium machen möge. Er schwärmte nur in dem Gedanken, dereinst

ein Mäcen des dichterischen und künstlerischen Talents zu werden.

Nicht besser gelang es seiner Mutter, ihm die Strenge der Sitten zu eigen zu machen. Seine schöne Figur, seine galante und feine Bildung und der Eindruck des schönen Geschlechts auf seine Sinne rissen ihn früh schon zu Verirrungen hin. Der schöne Liebesheld wurde bald ein kühner Liebling der Damen.

Früh schon gewöhnt, über die Bestimmung, wofür er erzogen war, Zurückhaltung zu beobachten, um sich nicht dem Gespött der Welt preiszugeben, war er nach und nach ein vollendeter Heuchler geworden.

Seines Vaters Absicht war gewesen, aus ihm einen großen Staatsmann zu bilden; er wurde aber Nichts als ein geistreicher, wissenschaftlich gebildeter, galanter Ritter.

Mit großer Leichtigkeit hatte er sich die Haltung und das würdevolle Wesen eines geborenen Fürsten zu eigen gemacht, aber er hatte darin etwas Gesuchtes und Theatralisches. Und so blieb er selbst bis an das Ende seines Lebens ein Theaterkönig.

Wie die meisten seiner Landsleute, so trieb auch ihn ein Hang zum Reisen ins Ausland. Er verließ Polen in Gesellschaft eines Engländers, des Ritters Williams, der später auf sein Geschick einen bedeuten=

den Einfluß gewann. Ritter Williams war durch seine gesellschaftlichen Talente vortheilhaft bekannt, die freilich durch große Fehler wieder aufgewogen wurden. — Im Jahre 1752 war er als englischer Gesandter nach Warschau gekommen. Sein außerordentlicher Scharfblick erkannte sogleich die Elemente, um sich, wohin er auch kam, überall eine Partei zu gewinnen, und seine Veränderlichkeit bildete überall ein neues, politisches System. Er war mit einem Worte, ein unruhiger Kopf, der nur zu gern Opposition machte.

Näher darauf einzugehen ist hier nicht der Ort. Williams kehrte nach England zurück, um dort den Posten eines britischen Gesandten in Petersburg anzunehmen. Auf der Reise durch Deutschland begleitete ihn der junge Poniatowsky. In Paris blieb Dieser zurück, während sein Führer nach England eilte.

In dieser nicht sehr langen Zeit seines Aufenthaltes in Paris verwickelte sich der junge Pole durch verliebte Abenteuer, Luxus, Spiel und Vergnügen aller Art in beträchtliche Schulden, die er nicht bezahlen konnte. Seine Gläubiger ließen ihn verhaften, aber die freigebige Frau eines reichen Spiegelfabrikanten, Madame Geoffrin, bezahlte seine Schulden und erlöste ihn aus der unangenehmsten Lage seines Lebens. Als diese gute Dame später erfuhr, daß ihr Schützling König

von Polen geworden war, besuchte sie ihn. Poniatowsky empfing sie mit einer wahrhaft kindlichen Zärtlichkeit. In Paris wurde indeß manches Witzwort über Poniatowsky gemacht, denn er gab sich die größte Mühe, im Wesen nnd Benehmen Ludwig XV. zu copiren.

Sobald er aus dem Schuldgefängniß befreit war, eilte er seinem Freund Williams nach, und begleitete Diesen nach St. Petersburg.

Williams blieb nur kurze Zeit dort. Sehr schnell durchschaute er alle Intriguen, die an Elisabeth's Hofe gespielt wurden. Er beschloß, sich seines jungen Freundes anzunehmen um ihm eine Carrière zu bereiten. Er erkannte bald, daß es den stolzen Russen gegenüber äußerst schwer fallen werde, diesem Fremdling, der ohne officielle Stellung bei seiner Gesandtschaft war, die Ehre zu verschaffen, nur zur kaiserlichen Tafel gezogen zu werden. Endlich gelang es ihm, dieses durchzusetzen und ihn in die Nähe der Kaiserin und der Großfürstin Katharina zu bringen. Da bemerkte denn der feine Menschenkenner bald, daß beide hohe Damen, frappirt von der fast wunderbaren Schönheit des jungen Mannes, ihre Blicke nicht von ihm abwendeten.

Nun standen dem jungen Grafen zwei Wege zum Glück offen: der eine durch die sinnliche Gunst der Kaiserin Elisabeth, die ihre Günstlinge verschwenderisch

mit Reichthümern überschüttete, und der andere durch die mehr innige Zuneigung der Großfürstin Katharina, welche leider ihrem Liebhaber nicht mehr zu bieten hatte, als ihr Herz — denn Elisabeth, die alle Einkünfte ihres Reichs gebrauchte, um ihre glänzenden, baroken Feste zu geben, ihre Garderobe täglich mit neuen kostbaren Kleidern und ihre Liebhaber verschwenderisch auszustatten, behielt keine Gelder über, um dem kleinen Hof des Großfürsten und der Großfürstin nur eine mäßige Apanage zu zahlen, so daß Diese aus einer steten Geldverlegenheit kaum herauskamen.

Indeß blieb Poniatowsky nicht lange zweifelhaft in der Wahl zwischen der schon hinfälligen, überaus wohlbeleibten Kaiserin, die sich schamlos allen Lastern sinnlicher Ausschweifungen und dem Trunke hingab — und der schönen jungen Großfürstin, deren volle, aber doch zarte Gestalt und feurige Blicke dem jungen Mann alle Freuden der Liebe verhießen, während sie der aufgehende Stern seines Glückes, Elisabeth dagegen der untergehende zu sein schien.

Er theilte seinem Freunde Williams seine Bemerkungen mit, und Dieser beschloß, sogleich Hand ans Werk zu legen, um ihm die Gunst der jungen Großfürstin zu verschaffen.

Katharina war immer noch schwermüthig und betrübt

über den Verlust ihres geliebten Soltikow, mit dem sie damals immer noch im geheimen, zärtlichen Briefwechsel stand. Williams näherte sich ihr, und mit der Kühnheit, wie sie nur ein so entschieden handelnder Charakter aufzubieten vermag, sagte er zu ihr: „Ew. kaiserliche Hoheit sollten nicht mehr um einen Verlust trauern, den ein Wink von Ihrer Hand so leicht ersetzen kann. Es steht Ihrem Range, wie Ihrem Genie wenig an, sich in die Fesseln gemeiner Seelen zu schlagen. Da die Schwachheit des Menschen Erbtheil ist, so gewinnen entschieden handelnde Charaktere allzeit die Oberhand. Der Hof wird zu Allem schweigen, was Sie unternehmen, sobald Sie offen den glücklichen Sterblichen in Ihren Schutz nehmen, den Sie dessen würdig halten."

Da Katharina durch diese allerdings sehr dreiste Bemerkung nicht verstimmt zu werden schien, so wagte er es hinzuzufügen: „Darf ich mir die Freiheit nehmen, Ew. kaiserliche Hoheit einen jungen Mann vorzustellen, der schon bei Tafel das Glück gehabt hat, Ihre Blicke auf sich zu ziehen und dieses Glückes so würdig ist?" —

Als Katharina schweigend ihre Zustimmung gegeben hatte, führte er ihr den Grafen Poniatowsky zu, und Diesem gelang es bald, durch seine schöne Erscheinung und sein feines Benehmen die Gunst der Groß-

fürstin auf sich zu ziehen. Poniatowsky's Glück bei der schönen Fürstin war damit gemacht.

Poniatowsky war keck bis zur Uebertreibung. Doch dieses Mal schreckte der hohe Rang der Geliebten seine kühne Zudringlichkeit um so mehr zurück, da dieser Fremdling, der es wagte, sich der hohen Fürstin zu nähern, der Gegenstand der eifersüchtigsten Beobachtung der neidischen Höflinge war.

Lange Zeit sprachen Beide nur durch Blicke die verborgensten Geheimnisse ihrer Herzen aus. Bald folgten jedoch diesen stummen Gesprächen andere, welche offene Bekenntnisse ihrer gegenseitigen Liebe enthielten. An die Stelle der zärtlichen Beschwörungen traten geheime Berathungen, wie man sich, ohne Aufsehen zu erregen, im Geheimen sehen und sprechen könne, und es kam dahin, daß Katharina sich entschloß, in stiller Mitternacht, verkleidet, durch eine Hintertreppe des Winterpalastes sich heimlich in das Hotel des englischen Gesandten zu begeben, wo denn Poniatowsky mit offenen Armen sie empfangen durfte und unter der Macht der Leidenschaft ihr Liebesverhältniß bald das zärtlichste und innigste wurde.

7.

Poniatowsky glückliches Verhältniß zu Katharina. — Bestucheff's Pläne. — Er begünstigt dieses Verhältniß. — Elisabeth verweist Poniatowsky von St. Petersburg. — Bestucheff bewirkt, daß er als Gesandter zurückkehrt. — Poniatowsky's Stellung.

Dieses neue Verhältniß zwischen Katharina und Poniatowsky entwickelte sich von Tage zu Tage inniger.

Poniatowsky war der erste Mann von hoher Bildung und geistiger Begabung, der sich der selbst so hochgebildeten Katharina näherte, und dadurch erst erhöhte sich vor ihren Augen der Werth seiner Schönheit und Liebenswürdigkeit. Wie sie selbst, liebte Poniatowsky Künste und Wissenschaften. Dazu hatte der junge Graf eine seltene Gewandtheit, gesellschaftliche Vergnügen zu arrangiren, welche Elisabeth eben so sehr liebte, als Katharina.

Bald sollten ihm die Erfolge dieses seines gesellschaftlichen Talentes zu Gute kommen. Es fehlte an diesem intriguanten Hofe dem jungen Polen eben so wenig, ja noch weniger als Soltikow, an Neidern und Feinden, da Poniatowsky ein Ausländer, Soltikow aber ein Russe war, dem man am Ende noch eher ein solches Glück gegönnt haben würde, als einem Fremden.

Dazu war das Verhältniß zwischen der Großfürstin und diesem Fremden ein so öffentliches Geheimniß geworden, daß man sogar halblaut sagte: „Die Prinzessin Anna, welche Katharina etwa ein Jahr nach dem Entstehen der vertrauten Bekanntschaft mit Poniatowsky geboren hatte, sei nicht das Kind des Großfürsten, sondern jenes kühnen Abenteurers.“

Jetzt nun wurde die Kaiserin Elisabeth von allen Seiten bestürmt mit Beschwerden und Anzeigen über diese Untreue der Großfürstin gegen ihren Gemahl. Allein Elisabeth, die sich selbst ihren unsittlichen, ungezügelten Neigungen rücksichtslos hingab, hielt an und für sich ein solches Amusement — wie sie es nannte — nicht für besonders strafbar. Sie nahm weiter keine Notiz davon, indem sie zu ihrer Vertrauten sagte: „Was kümmert mich jetzt noch die Lebensweise der Großfürstin? ist doch durch Soltikow's Entfernung die Legitimität der Thronfolge gesichert; möge die eheliche Geburt nachfolgender Kinder der Großfürstin bezweifelt werden, — das wird die Succession in meinem Reiche nicht in Frage stellen.“

Diese Gedanken aber waren ihr unvermerkt durch Bestucheff eingegeben, und dieser schlaue Politiker hatte dabei seine klugen Hinterhaltsgedanken gehabt.

Er war Menschenkenner genug, um überzeugt zu sein, daß Katharina mit ihrem feurigen Temperament,

und nach dem Beispiel, das ihre Tante Elisabeth ihr gab, zumal bei der Unlieblichkeit ihres Gemahls sich nicht ohne Liebhaber würde behelfen können, und dann war ihm doch ein gewandter, charakterloser und lenksamer Ausländer für eine solche einflußreiche Stellung am künftigen russischen Hofe immer noch viel lieber, als ein geborener Russe, der gleichsam mit der dort herrschenden Partei verwachsen war. Unverrückt hielt er den Plan, den Großfürsten Peter von der Thronfolge auszuschließen, im Auge, und dazu hielt er kein Mittel für geeigneter, als sich für denselben Zweck mit der Großfürstin zu verbinden. Er näherte sich Derselben auf alle Weise, indem er ihrem Ehrgeiz schmeichelte und den Gedanken bei ihr zum Bewußtsein brachte, daß es ihr möglich sein würde, nach Elisabeth's Tode selbst den Thron zu besteigen und Peter davon für immer auszuschließen. „Frauen", sagte er zu sich selbst, „sind nicht leichter zu gewinnen, als indem man ihren Leidenschaften schmeichelt." So sprach er einst zu Katharina: „Die ganze Welt, mit Ausnahme des Großfürsten, kennt Ihr Verhältniß zu Poniatowsky. Seien Sie indeß überzeugt, kaiserliche Hoheit, daß ich gefühlvoll genug bin, um in Hinblick auf die Mißgestalt und Unleidlichkeit Ihres Gemahls und die Schönheit und Anmuth dieses jungen Polen es als ein Hoheitsrecht der Natur zu erkennen, daß eine schöne junge Frau

sich dieser Leidenschaft ergeben darf. Seien Sie überzeugt, daß diese Liebe in mir ihren Beschützer finden wird, wie es mir denn auch schon gelungen ist, die Unzufriedenheit zu beseitigen, welche Neider und Feinde schon bei der Kaiserin gegen Sie geweckt hatten. Man wird Sie ungestört gewähren lassen, wenn nur der äußere Anstand nicht verletzt und der Großfürst nicht aufgebracht wird. Um dieses zu verhindern, möchte ich Poniatowsky rathen, sich bei ihm einzuschmeicheln und die Mittel dazu, sich seine Gunst zu erhalten, werde ich ihm zu verschaffen suchen."

Katharina war gegen Bestucheff sehr dankbar für diesen vertraulichen Rath. Da ohnehin das Andenken an Soltikow, seit eine neue Liebe sie beschäftigte, fast gänzlich erloschen war, so hatte sie es dem Staatscanzler längst verziehen, daß er eigentlich die Ursache von Soltikow's Vertreibung aus Petersburg gewesen war.

Doch

„Mit des Geschickes Mächten,
Ist kein ew'ger Bund zu flechten."

Wie gesichert auch das Glück der Liebenden schien, so hatte sich doch die charakterlose Kaiserin bewegen lassen, Poniatowsky den Befehl zu ertheilen, augenblicklich Petersburg zu verlassen. Dieser gehorchte mit tiefer Betrübniß. Bestucheff drückte ihm die Hand, als der junge Pole eine schmerzliche Abschiedsscene unter

Schwüren und Thränen bei der Großfürstin hatte, und sagte: „Man hat die Kaiserin verleitet, Sie zu verweisen, ich aber werde dafür sorgen, daß Sie zurückgeführt werden."

Das war den Liebenden wie ein Trost vom Himmel. In den wärmsten Ausdrücken sprachen sie ihm ihre ewige Dankbarkeit aus. „Warten Sie damit, kaiserliche Hoheit", entgegnete Bestucheff, „bis ich diesen Ihren Dank durch Thaten verdient haben werde."

Der alte Staatscanzler hielt sein Versprechen. Während er fortfuhr, gegen den Großfürsten zu intriguiren und sich immer näher an die Großfürstin anzuschließen, um durch deren Theilnahme seine Partei gegen ihren Gemahl zu verstärken, schrieb er wegen Poniatowsky an den ersten Minister des Königs August III., Churfürsten von Sachsen, den Grafen Brühl, welcher diesen Monarchen durch seine Intriguen auf den Thron gehoben hatte. Es war dieser der damals Alles geltende Minister, den Friedrich der Große hinreichend charakterisirte, indem er von ihm schrieb: „Er ist der Mann und Minister des Jahrhunderts, der die meisten Kleider, Uhren, Perrücken, Stiefeln, Schuhe und Pantoffeln besitzt."

Dieses Lob, welches auf einen gänzlichen Mangel an staatsmännischer Weisheit hindeutet, sollte Graf Brühl auch in dieser Angelegenheit verdienen.

Bestucheff theilte ihm mit, in welchen innigen, zärt-

lichen Verhältnissen Poniatowsky mit der Großfürstin Katharina stehe, und wie vortheilhaft es daher für das Interesse von Polen sein müsse, einem so einflußreichen Manne die Rückkehr nach Petersburg durch eine Stellung zu erleichtern, welche keine Ausweisung wieder zulassen und damit jede neue Intrigue gegen ihn unwirksam machen würde. Er wolle daher empfehlen, den Grafen Poniatowsky als polnisch-sächsischen Gesandten dorthin zu senden.

Graf Brühl ließ sich durch das Gewicht dieser Gründe überzeugen, obgleich Poniatowsky noch nie diplomatische Fähigkeiten oder auch nur Neigung dazu gezeigt hatte.

Aber diese Absicht stand in mehr als einer Hinsicht den Gesetzen entgegen. Das erste derselben verbot jedem polnischen Unterthan, welcher eine Starostei besaß, das Reich zu verlassen; ein anderes untersagte, daß ein Pole an irgend einem fremden Hofe damit beauftragt werden dürfe, sächsische Interessen zu vertreten, oder umgekehrt ein Sachse, polnische Angelegenheiten.

Graf Brühl war indeß der Mann nicht, der sich durch Gesetze schrecken ließ. Zu oft schon hatte er die sächsischen und polnischen Landesgesetze überschritten, um sich jetzt durch deren Verletzung in seinen Plänen aufhalten zu lassen. — Poniatowsky wurde mit dem weißen Adlerorden decorirt, und bald darauf hielt das

Ministerium August II. ein geheimes Conseil ab, in welchem er zum Ministre plénipotentiaire der Republik und des Königs von Polen am Hofe Ihrer Majestät, der Kaiserin Elisabeth, ernannt wurde. Man hielt es bei dieser Gelegenheit für nöthig, den Senat zusammenzuberufen und durch ein Senatusconsultum seine gesetzwidrige Ernennung bestätigen zu lassen.

Dies Alles geschah in jener sittenlosen Zeit, um ein ehebrecherisches Liebesverhältniß der Gemahlin eines Thronfolgers zu fördern und den hochverrätherischen Plänen einer Hofpartei zu dienen, welche dahin gingen, diesen legitimen Thronfolger von der Krone auszuschließen.

Die allgemeine Entrüstung aller patriotischen Polen war um so größer, da der verkäufliche und gewissenlose sächsische Premierminister allgemein als ein Anhänger der englischen und preußischen Partei und als eine durch Bestechung gewonnene Creatur der fürstlichen Familie Czartorisky, die sich um den polnischen Thron bewarb, bekannt war. Das Unpolitische dieser Ernennung aber lag darin, daß dadurch die Höfe von Wien und Versailles sich verletzt fühlten, welche zu schonen jetzt eben in der Politik des Ministers August's gelegen hätte.

Da die Sache einmal so weit gediehen war, so durfte Graf Brühl Nichts unterlassen, was dahin

führen konnte, dem Grafen Poniatowsky einen bedeutenden und bleibenden Einfluß auf den Großfürsten und die Großfürstin zu sichern und auf diese Weise durch den günstigsten Erfolg gleichsam seine ungesetzliche Wahl zu rechtfertigen. Nach den von Bestucheff erhaltenen Andeutungen bestand das Mittel darin, den sehr gedrückten Finanzen des Großfürsten und der Großfürstin aufzuhelfen, da bekannt war, wie sehr es die Kaiserin ihnen bei ihren sonstigen verschwenderischen Neigungen oft am Nothwendigsten fehlen ließ. Deshalb stellte er dem Gesandten sechstausend Ducaten zu, um davon für diesen Zweck einen angemessenen Gebrauch machen zu können. In Petersburg angekommen, machte Poniatowsky durch seine Freigebigkeit in diesem Sinne einen so geschickten Gebrauch, daß es ihm leicht gelang, das Herz des Großfürsten für sich zu gewinnen; das der Großfürstin war ihm längst gewonnen und durch die Freudengenüsse des Wiedersehens in vorsichtig veranstalteten geheimen Zusammenkünften um so höher entflammt.

Einmal bei Peter in Gunst, wußte er sich dieselbe leicht zu erhalten. Er huldigte den Lieblingsneigungen Peter's, sprach mit ihm deutsch und englisch, trank und rauchte mit ihm, schmähte auf Frankreich und die Franzosen und stellte sich gut preußisch, indem er das preußische Exercitium lernte und Friedrich II. bis in den dritten Himmel erhob.

Dem Schein nach blos seinem Vergnügen lebend, war er öffentlich mit der Förderung der sächsischen Interessen, so wie im Geheimen mit denen des Hauses Czartorisky beauftragt. Er dachte aber zunächst an seine eigenen Vortheile, welche auf alle Weise zu befördern sein geheimes Bemühen war. Dabei wurde aus seinem Verhältnisse zu der Großfürstin kaum noch ein Geheimniß gemacht. Alle Welt wußte darum — nur nicht der Großfürst, der zu Poniatowsky ein blindes Vertrauen hegte.

Der Großfürstin hatte er von der Weissagung erzählt, die man bei seiner Geburt verkündigt hatte, daß er nämlich bestimmt sei, einst die Krone von Polen zu tragen. Da rief Katharina lebhaft bewegt aus: „Das wird die Aufgabe meines Lebens sein, Dich mit dieser Krone zu zieren, sobald ich den Thron bestiegen haben werde!“

Als er Bestucheff davon Mittheilung gemacht hatte, rieb sich Dieser vergnügt die Hände und sprach: „Damit haben wir eine neue Bürgschaft für das Gelingen meiner Pläne, Peter von der Thronfolge auszuschließen und Katharina auf den Thron zu setzen, und in Deinem Interesse wird es nun liegen, Katharinens ehrgeizige Pläne nach Möglichkeit zu fördern. Ich werde es an gutem Rathe nicht fehlen lassen.“

8.

Bestucheff's fortgesetzte Intriguen. — Untergeschobene Entsagungsacte Peter's. — Bestucheff's Ungnade. — Spannung zwischen dem großfürstlichen Paare. — Woronzow. — Dessen Töchter. — Peter's Maitresse, die dicke Woronzow. — Gefahr für Katharina, Poniatowsky zu verlieren. — Peter's Anklage gegen Katharina und Bestucheff bei der Kaiserin. — Dessen Sturz und Verbannung.

Die öffentliche Meinung urtheilte übrigens sehr scharf über die Verhältnisse Katharinens. Ihre drei einzigen Rathgeber, die bedeutenden Einfluß auf ihre Entschließungen hatten, waren: der Großcanzler Bestucheff, der englische Gesandte Williams und der sächsische, Graf Poniatowsky. Mit einer ziemlich scharfen, aber durchaus wahren Kritik sagte man in Beziehung auf diese Drei: „Die Großfürstin Katharina wird schlecht fahren, da sie von Betrug, Thorheit und Narrheit geleitet wird.“

Bestucheff und seine Partei waren fortwährend thätig ihren Plan zu verfolgen, dem Großfürsten Peter die Thronfolge zu entziehen und den kleinen Großfürsten Paul unter der Vormundschaft Katharinens auf den Thron zu heben. Der Canzler begünstigte daher jede Neigung der Großfürstin, um Diese zu seiner Partei herüberzuziehen. Obgleich Katharina damit nicht ganz

zufrieden war und lieber sogleich nach Elisabeth's Tode unbeschränkt geherrscht hätte, so ging sie doch darauf ein, weil sie diesen Plan als die Brücke betrachtete, um darüber zum Throne zu gelangen. Für den ehrgeizigen Großcanzler war es eine Lebensfrage, Peter, der ihn als den Feind Preußens haßte, vom Throne auszuschließen. Dieser konnte es ihm zudem nie verzeihen, daß Bestucheff, wie der Großfürst später erfuhr, auf einer Durchreise nach Hamburg aus dem Gottorp'schen Staatsarchiv gewisse wichtige Documente, welche die Succession des Hauses Gottorp betrafen, sich zu verschaffen gewußt und unterschlagen hatte.

Der Canzler spielte jetzt va banque. Ehre, Ansehen, Amt und Freiheit standen bei ihm auf dem Spiele, wenn Peter nicht vom Throne entfernt wurde. So scheute er denn vor keinem, selbst nicht vor einem verwegenen, verbrecherischen Mittel zurück, um seinen Plan zur Reife zu bringen.

Eine Krankheit der Kaiserin Elisabeth sollte ihm die Gelegenheit darbieten. Während derselben pflegte Peter die Staatsschriften, welche sonst die Kaiserin unterzeichnete, zu unterschreiben. Da er Nichts von Staatsangelegenheiten verstand, so unterschrieb er in der Regel ungelesen, was man ihm vorlegte. Darauf aber hatte Bestucheff seinen Plan gegründet und ihm eine Entsagungsacte auf die Thronfolge vorgelegt. Hätte er diese un-

gelesen unterzeichnet, so würde Bestucheff nach dem Ableben Elisabeth's davon Gebrauch gemacht haben, und alsdann würde es dem Canzler leicht gewesen sein, durch eine Thronrevolution ihn von der Thronfolge auszuschließen.

Aber das Geheimniß war nicht so sicher bewahrt, daß es nicht Peter's Freunde erfahren hätten. Diese warnten ihn gegen Bestucheff's Intrigue, und der Großfürst fing an, die Papiere, die ihm der Großcanzler in großer Menge vorlegte, zu dessen grenzenlosem Schrecken bedachtsam durchzulesen. Bestucheff zitterte vor den Folgen und nicht ohne Grund. Peter fand seine Thronentsagung. Er las sie aufmerksam durch, faltete das Blatt zusammen und steckte es, ohne ein Wort zu sagen, in die Tasche. Dieses Schweigen war für den Canzler, der sich auf einer so entsetzlichen Staatsbetrügerei betroffen sah, fürchterlicher, als es jeder Zornausbruch gewesen wäre. Es deutete dieses kalte, finstere Schweigen auf eine entschiedene Absicht zu handeln, wodurch der Großcanzler mit einem Schlage vernichtet werden konnte.

In der That begab sich der Großfürst, nachdem er Bestucheff durch einen Wink entlassen hatte, zu seiner Tante, die, von unendlichen Schmerzen gefoltert, krank darniederlag. Er theilte ihr diese schändliche Hinterlist mit, und warf sich mit Thränen im Auge vor

ihrem Bette nieder, indem er sie fragte, was er verbrochen habe, wie er ihre Ungnade in so hohem Grade auf sich gezogen habe, um die Ausschließung vom Throne zu verdienen.

Die Zärtlichkeit einer alten kranken Frau, besonders wenn sie sich, wie Elisabeth, der Frömmelei ergeben hat, ist leicht rege gemacht. Die kranke Kaiserin ließ sich rühren, und gab ihrem Neffen die Versicherung, daß sie nicht das Geringste davon wisse.

Bestucheff wurde sogleich gerufen und erhielt von der Kaiserin, die kein Wort der versuchten Rechtfertigung von ihm anhören wollte, die ernste Weisung, seinen Palast ohne ihre Erlaubniß nicht zu verlassen. Peter wurde mit Aeußerungen der herzlichsten Zuneigung entlassen, und die Großfürstin Katharina fiel in Ungnade, weil man nicht mit Unrecht voraussetzte, daß Bestucheff diesen verbrecherischen Schritt ohne ihre Zustimmung nicht gewagt haben würde.

Die nächste Folge dieser Scene für das großfürstliche Paar war eine zunehmende Spannung zwischen beiden Theilen. Die daraus folgende Zurückziehung des Großfürsten von seiner Gemahlin benutzte alsbald ein anderer schlechter und intriguanter Mensch, der jetzt auf dem Schauplatze der schändlichsten Hofcabale erschien.

Es war der Senator Woronzow, Vater von drei coquetten und bildschönen Töchtern, ein feiler Höfling

von den niedrigsten und gemeinsten Gesinnungen, mit einem Benehmen, das eben so kriechend als frech war. Dieser hatte keine geringere Absicht, als die ehrlose: um sich selbst zu heben, eine seiner Töchter dem Großfürsten zur Maitresse zu geben.

Dies gelang ihm leider mehr als zu gut.

Die älteste Tochter Desselben, eine Frau von Buturlin, war allgemein als eine der schönsten Frauen Rußlands bekannt.

Eben so schön war die zweite, die später in dieser Geschichte als Fürstin Daschkow eine so große Rolle spielte, und sich durch ihre seltene Klugheit auszeichnete.

Letzterer war Anfangs die sogenannte Ehre zugedacht, das Bett des Großfürsten zu theilen und eine Creatur der Partei ihres Vaters zu werden. Sie hatte jedoch noch zu viel natürliches Schamgefühl und zu viel Abscheu gegen den häßlichen und widerwärtigen Liebhaber, den man ihr zugedacht hatte, um nicht diesen väterlichen, so schmachvollen Antrag mit Indignation abzulehnen. Statt dessen wurde sie die vertrauteste Freundin Katharinens, die für die ehrgeizigen Pläne Derselben und Bestucheff's die größte Klugheit und Thätigkeit entwickelte.

So kam denn die Reihe an die jüngste der drei Schwestern, Namens Elisabeth Romanowna Woronzow. Dieser fehlten aber alle Vorzüge der beiden älteren.

Sie besaß weder Reize noch Verstand. Klein von Statur, aber ungemein wohlbeleibt, mit braunem Teint, und einem von tiefen Pockennarben entstellten Gesicht, war sie nur geeignet, einen Mann von der baroken Sonderbarkeit und entsetzlichen Häßlichkeit des Großfürsten Peter zu fesseln. Und das geschah in vollem Maße mit der eigensinnigen Caprice, selbst in der Liebe, die einen solchen Charakter bezeichnete.

In der Residenz nannte man sie nur „die dicke Woronzow,“ die selbst einsehen mußte, wenn sie vor dem Spiegel stand, daß ihr ein schöner Liebhaber unmöglich jemals beschieden sein könne.

Sie hatte eine eigene Weise, sich bei dem Großfürsten einzuschmeicheln. Sie trank mit ihm, sie rauchte mit ihm, ließ sich von ihm wie ein preußischer Rekrut exerciren, und selbst ihr Eigensinn diente zu Peter's Unterhaltung. Niemand war glücklicher, als er. — Elisabeth nannte sie spottend die russische Pompadour, und in ihrem abgelebten Dasein machte es ihr tausend Spaß, sich die geringste Kleinigkeit von den oft schamlos ausartenden Orgien erzählen zu lassen, die am großfürstlichen Hofe in Oranienbaum gefeiert wurden.

So trieben der Großfürst nnd seine Geliebte ungestört ihr sittenloses Leben fort, während dem noch weit zärtlichern Liebesverhältnisse der Großfürstin die größten Gefahren drohten.

Obgleich Bestucheff bei seinem großen Ansehen es verstanden hatte, sich einen zahlreichen und mächtigen Anhang zu verschaffen, so konnte es ihm doch auch nicht an Feinden und Neidern fehlen. Diese aber fühlten, daß es nicht schwer sein würde, den Haß und die Kälte, welche schon lange zwischen dem Großfürsten und seiner Gemahlin herrschten, für ihre Zwecke auszubeuten; dazu aber mußten sie vor Allem Bestucheff's Sturz fördern, indem sie ihn der Kaiserin als die nächste Quelle aller dieser Familienzerwürfnisse angaben.

Katharina trug aber auch durch Leichtsinn und Unvorsichtigkeit nicht wenig dazu bei, ihnen dieses Ziel zu erleichtern. Sie ignorirte das Verhältniß ihres Gemahls zu seiner Maitresse; da sie nur froh war, daß man ihr Verhältniß zu Poniatowsky ungestört ließ. Sie meinte, durch das Benehmen des Großfürsten berechtigt zu sein, dem ihrigen keinen Zwang mehr aufzulegen, und war nicht wenig betroffen, als gerade von Seiten der Politik, um die sie sich jetzt gar nicht bekümmerte, ihr Gefahr drohte, Poniatowsky zu verlieren.

Es war im Herbst 1757, als der sächsische Premierminister, Graf Brühl, durch die französische Partei lebhaft bedrängt, einwilligte, seinen Gesandten am Petersburger Hofe zurückzurufen. Poniatowsky erhielt die Ordre zur Rückkehr, die ihn und Katharina in tiefste Betrübniß versetzte. Schon hatte er begonnen, Abschieds-

besuche zu machen, aber der schlaue Staatsmann sagte zu der weinenden Großfürstin: „Zeit gewinnen heißt oft Alles gewinnen. Das Kriegsglück ist wandelbar. Wer weiß, wie es sich noch wendet!“

Als nun unter diesem Temporisiren der Tag von Roßbach herbeigekommen war, wo Friedrich der Große die Franzosen auf's Haupt geschlagen, hatten Diese andere Dinge zu thun, als sich um die kleine Intrigue des sächsischen Gesandten in Petersburg zu kümmern, und ihr Rückzug aus Sachsen entzog der französischen Partei am sächsischen Hofe jeden Einfluß. Es wurde jetzt dem Großcanzler leicht, die Rückberufung Poniatowsky's rückgängig zu machen, und die beiden Liebenden schöpften wieder freien Athem in neu erlangter Sicherheit.

Aber auch diese war nicht von Dauer. Es zog sich ein Gewitter nach dem andern über dem Himmel dieser Liebenden zusammen und nicht wenig trug dazu die Sehnsucht Katharinens bei, ihre ehrgeizigen Pläne auf die Thronfolge in Erfüllung gehen zu sehen.

Die Partei Woronzow's war wachsam genug, um der Großfürstin jede Schwäche abzulauschen und daraus neues Gift der Verleumdung zu saugen.

Man hatte es jetzt besonders darauf abgesehen, dem Großfürsten, der in dieser Hinsicht mit Blindheit geschlagen zu sein schien, über das sträfliche Verhältniß seiner

Gemahlin zu Poniatowsky endlich die Augen zu öffnen. Unter Anderem benutzte man dazu eine unvorsichtige Aeußerung Derselben.

Es war eines Abends, als die Großfürstin in großer Gesellschaft an der Tafel Poniatowsky gegenüber saß. Man sprach von der Geschicklichkeit, dem Muthe und den Gefahren, womit Katharina I. die wildesten und muthigsten Pferde geritten habe. „O!“ rief sie, indem sie Flammenblicke aus ihren schönen Augen dem Geliebten zuwarf, „es giebt wol kein kühneres Weib, als ich bin. Ich trotze den größten Gefahren.“

Man verstand, wie sie es gemeint hatte, oder legte es wenigstens so aus, daß sie den Gefahren trotzte, welche dieses Liebesverständniß ihr bereitete und hinterbrachte diese Aeußernng mit den nöthigen Verdrehungen dem Großfürsten. Da aber Dieser noch immer nicht an die Treulosigkeit seiner Gemahlin und die Schuld ihres Liebhabers glauben konnte, so legte man ihm Beweise vor, die auf Thatsachen beruhten.

Jetzt aber gerieth Peter bei seinem unentschlossenen Charakter in die größte Bestürzung und Verwirrung. Er war in völliger Verzweiflung über seine bisherige unglückliche Blindheit und Unvorsichtigkeit. Sogleich hörte er auf, der Großfürstin die wenigen Aufmerksamkeiten, die er schon ihrem Range schuldig war, zu er-

weisen. Er ließ Poniatowsky verbieten, sich Derselben wieder irgendwo zu nähern. Dann begab er sich zur Kaiserin nnd beschwor sie, die Beschimpfungen und Beleidigungen seiner Ehre zu rächen. Er sagte ihr auch, daß Bestucheff der Vertraute dieser verbrecherischen Liebe seiner Gemahlin sei, und dieses Verhältniß nicht nur billige, sondern auch fördere. Zudem habe dieser schlaue Minister ohne Ehre und Gewissen zum Oeftern das Vertrauen der Kaiserin getäuscht, namentlich auch während ihrer Krankheit den Befehl zum Rückzug ihrer Truppen aus Preußen an den Feldmarschall Apraxin gegeben. Er zeigte ihr die Ordre, welche jener hochverrätherische Minister wider Wissen und Willen der Kaiserin an diesen Feldherrn gegeben, und daß demzufolge alle durch den Krieg gewonnenen Vortheile freiwillig wieder aufgegeben worden.

Wir wissen,*) daß diese furchtbare Anklage den Sturz, die Absetzung und Verweisung des Großcanzlers und des Feldmarschalls zur Folge hatte.

Das waren zwei Donnerschläge auf einmal, welche jene Liebe traf, die zwischen Katharina und Poniatowsky schon zur glühenden Leidenschaft herangewachsen war, und wir werden sehen, welchen Einfluß beide Maß-

*) Aus dem Lebensbilde „Lestocq," zweite Abtheilung, im 2ten Theile.

regeln auf das unglückliche Zerwürfniß in der großfürstlichen Familie und ganz besonders auf jene beiden Liebenden hatte.

9.

Nach Bestucheff's Verbannung. — Heimlichkeit im Umgange Katharinens und Poniatowsky's. — Neuer Feind dieser Liebe, Graf Woronzow. — Poniatowsky's nächtliches Abenteuer. — Günstiger Ausgang. — Katharinen's Energie und Klugheit. — Versöhnung Peter's mit seiner Gemahlin. — Trennung derselben von Poniatowsky.

Was Poniatowsky und Katharinen betraf, so war es begreiflich, daß der verbotene Umgang heimlich um so vorsichtiger fortgesetzt wurde, je mehr Beide jetzt in dieser Hinsicht die Oeffentlichkeit zu scheuen hatten. Solche Geheimnisse zu bewahren ist an Höfen schwer, aber hochgestellte Personen finden immer ihre Helfer und dadurch die Möglichkeit, solche Intriguen durchzuführen.

Diese Erfahrung sollte auch Katharina machen.

Sie erkannte nun leider zu spät, wohin es durch ihre Unvorsichtigkeit gekommen war. Aber bei ihrer seltenen Charakterstärke verlor sie den Muth nicht. Sie erinnerte sich des Sieges, den sie durch ihre Beredtsamkeit über die schwache Kaiserin gewonnen hatte, und hoffte auf demselben Wege abermals über ihre Feinde zu triumphiren. Die Schwierigkeit war jetzt nur die, daß Elisabeth, erbittert über die Aufführung ihrer Nichte,

sie nicht vor sich lassen wollte, und deshalb die strengsten Befehle gegeben hatte, so daß Niemand aus ihrer Umgebung dagegen die geringste Vorstellung wagte.

In dieser eigenthümlichen Situation wendete sich Katharina an den französischen Gesandten, Marcos de L'Hospital, der durch seine Stellung und seine Persönlichkeit ein großes Ansehen am russischen Hofe genoß. Sie beschwor Denselben mit Thränen in den schönen Augen, daß er doch sich ihrer annehmen und der Kaiserin vorstellen möge, wenn Dieselbe auch den triftigsten Grund habe, ihr zu zürnen und sie ihre wohlverdiente Ungnade fühlen zu lassen, sie doch ihre tiefe, schmerzliche Reue berücksichtigen und ihr Verzeihung angedeihen lassen möge, da sie heilig versichern wolle, ihren Umgang mit Poniatowsky gänzlich aufzugeben.

Der Ambassadeur sagte ihr gern seinen Rath zu; aber er hielt es den Verhältnissen nach für unmöglich, eine Versöhnung zu Stande zu bringen, so wie er denn auch eine solche Einigkeit am russischen Hofe nicht im Interesse der Politik des seinigen hielt.

So blieb denn Katharina eine Zeit lang ohne Hülfe in ihrer isolirten und gepeinigten Lage. Sie duldete zugleich die Folgen ihres Leichtsinnes unter der Verachtung der Kaiserin und dem Hasse ihres Gemahls.

Die Hofleute, welche ihr am Meisten geschmeichelt hatten, zogen sich am Ersten von ihr zurück. Die hoch=

müthige Nichtachtung eines Hofes, welcher noch vor Kurzem vor ihr im Staube gekrochen war, verletzte sie wol; aber ein tieferes Gefühl in ihrer bewegten Seele, die Furcht, von ihrem Geliebten getrennt zu werden, Diesen vielleicht nie wiederzusehen, überwog alle anderen Leiden, die ihr so reichlich zugemessen wurden.

Poniatowsky war nicht weniger in Verzweiflung, als sie selbst. Sein Hof hatte kaum durch Elisabeth Mittheilung erhalten, daß sie Ursache habe, zu wünschen, Poniatowsky von seinem Petersburger Gesandtschaftsposten abberufen zu sehen, als dieses auch geschah. Dem liebenden Grafen blieb nichts Anderes übrig, als eine Krankheit zu fingiren, um wenigstens seine Abreise noch so lange als möglich hinzuziehen. So lag er denn am Tage im Bett, von Medicinflaschen umgeben, und Nachts ging er auf Abenteuer aus, um seine geliebte Katharina zu sehen.

Solche nächtliche Zusammenkünfte kamen damals öfters vor. Katharina war, wenn es galt, im Geheimen ihren Geliebten zu sehen, eben so kühn als gewandt. Sie scheute sich nicht, bald in dieser, bald in jener Verkleidung um Mitternacht aus einem der unteren Fenster des Winterpalastes zu steigen, dann wurde sie von einem italienischen Kommödianten, Namens Dalolio, der dafür durch Geld gewonnen war, in sein Haus geführt, wo sie, von Poniatowsky's Armen der Liebe em=

pfangen, unter Thränen und Küssen einige jener Stunden verlebte, die fast gleichzeitig Schmerz und Entzücken brachten.

Doch an Bestucheff's Stelle war Graf Woronzow gekommen, nicht der Vater der Maitresse des Großfürsten, sondern der Bruder des Erstern, der noch weit intriguanter war, als Jener, und dem kein Mittel zu schlecht war, wenn es nur zum Ziele führte. Dieser hatte Katharina und Poniatowsky mit einem solchen Spionirsystem zu umgeben gewußt, daß selbst das nächtliche Abenteuer ihm nicht entgehen konnte. Er säumte nicht, der Kaiserin davon Anzeige zu machen, und mit dem Beginn des Sommers wurde für die beiden Liebenden die Möglichkeit eines geheimen Rendez-vous immer schwieriger.

Katharina sah sich genöthigt, ihrem Gemahle nach dessen Lustschloß Oranienburg zu folgen, wo sie noch weit besser überwacht werden konnte, als in Petersburg.

Dort ereignete sich denn eines Abends eine höchst unangenehme Entdeckung, die aber zu Peter's Belustigung führte.

Es war an einem sonnenklaren Abende nach zehn Uhr, als in einer der Seitenalleen des im französischen Geschmack angelegten Gartens von Oranienburg ein Unbekannter vorsichtig spähend auf und nieder ging. Das Erste, was er that, war, daß er seinen weiten bürger-

lichen Rock zuknöpfte, um das breite Ordensband vom polnischen weißen Adlerorden zu verstecken. Da knisterte der Sand und verrieth die Schritte eines Nahenden. Höher klopfte das Herz des Fremden, schon hoben sich seine Arme, um die Heißersehnte zu empfangen, da sah er sich furchtbar enttäuscht. Es war einer der Lakaien des Großfürsten, der ihn freundlich grüßte, weil er ihn erkannt hatte.

Poniatowsky gerieth in Besorgniß, daß er entdeckt worden sei. Diese aber war nicht stark genug, um ihn zu bewegen, für heute einem Rendez-vous mit der erwarteten Großfürstin zu entfliehen, welches so große Gefahren brachte.

Der Lakai aber, der, wie Jeder am Hofe, das geheime Verhältniß der Großfürstin zu Poniatowsky kannte, dem auch die Verstimmung des Großfürsten nicht fremd geblieben war, beeilte sich, den Letztern von seiner Entdeckung sofort in Kenntniß zu setzen.

Der Großfürst Peter hatte längst Kunde erhalten von diesem geheimen nächtlichen Rendez-vous, und hatte jetzt eine wilde Freude darüber, daß es endlich geglückt war, den gehaßten Nebenbuhler auf frischer That zu ertappen. Er ließ sogleich den stärksten Officier von der Schloßwache herbeirufen und gab ihm Befehl, den Fremden, den er ihm genau beschrieb, im Schloßgarten aufzusuchen und ihn dann lebend oder todt auf die Haupt-

wache zu bringen — er möge sich ausgeben, für wen er wolle; denn in der Nacht habe Niemand das Recht, im Schloßgarten zu promeniren.

Der Officier vollzog mit dem pünktlichsten Gehorsam und mit der Rücksichtslosigkeit eines Russen den erhaltenen Auftrag.

Er traf den Fremden in der ihm bezeichneten Allee und fragte rauh: „Wer bist Du? — was willst Du hier?“ —

Poniatowsky fühlte sich betroffen; wenn er sich zu erkennen gegeben hätte, so würde ihn das Gesandtenrecht geschützt haben, aber er hätte dann auch seine geliebte Katharina auf das Entsetzlichste compromittirt, und so kam er auf den unglücklichen Gedanken, sich für einen deutschen Schneidergesellen auszugeben, der Befehl habe, einem Officier das Maß zu einer Uniform zu nehmen.

„Nun wohl!“ entgegnete der Officier, „dann wirst Du ihn, der Dich hat rufen lassen, wahrscheinlich auf der Hauptwache finden. Deshalb komme nur immer mit mir; ich werde Dich dahin führen.“

Der angebliche Schneidergesell gerieth in noch größere Verlegenheit. — „Mir ist Befehl gegeben, den Herrn hier zu erwarten,“ sagte er. „Auch habe ich keinen Augenblick Zeit zu verlieren.“

„O,“ entgegnete der Russe hohnlachend, „Zeit und Willen mitzugehen, wollen wir Dir schon machen,“ und

ehe Jener es sich versah, warf er ihm eine von seinem Taschentuche gedrehte Schlinge über den Hals und führte ihn trotz alles Sträubens gewaltsam fort.

Sobald der Großfürst von der wirklich erfolgten Gefangennahme Poniatowsky's zuverlässige Meldung empfangen hatte, rief er noch in derselben Nacht einen Kriegsrath, bestehend aus Officieren seiner Garnison, zusammen. Er legte demselben das Ereigniß vor, und verlangte, daß dieser Eindringling zur Strafe des Erhängens verurtheilt werde, da er verkleidet sich Nachts in den großfürstlichen Garten geschlichen hatte. Er war vollkommen dieser Meinung, und würde in seiner Verkehrtheit das Strafurtheil, wozu er gar kein Recht hatte, auf eigene Verantwortung ausgeführt haben, zumal, da alle Officiere, meistens geborene Russen, freudig beistimmten, um das Vergnügen zu haben, einen dieser gehaßten Ausländer von der Welt zu schaffen, wenn nicht der General Todleben — den die Kaiserin bei dem Großfürsten angestellt hatte, um dessen verkehrtes Betragen zu überwachen — mit der ihm eigenen ruhigen Würde das Wort genommen hätte.

„Kaiserliche Hoheit," sagte er, „Sie haben vollkommen recht, über diese Verletzung Ihrer Ehre erzürnt zu sein. Ich würde auch vollständig dem gerechten Ausspruche dieses Kriegsgerichts beistimmen, wäre nicht der Verbrecher bekleidet mit dem Charakter des Ministers

einer fremden Macht. Da dessen Hinrichtung die wichtigsten politischen Folgen nach sich ziehen, ja Rußland in schwere Kriege verwickeln würde, so bin ich der Meinung, daß die erkannte Hinrichtung nicht ohne specielle Genehmigung der Kaiserin vollzogen werden darf.

Solchen Gründen konnte Peter nicht widerstreben. Sogleich wurde ein Courier von Oranienbaum nach Petersburg abgesendet, um die Kaiserin von dem Vorgefallenen in Kenntniß zu setzen, und die Genehmigung ihrer Entscheidung zu unterbreiten. Todleben wußte ohnehin, daß sie bei der Milde ihres Charakters kein Todesurtheil unterzeichnete, obwol sie Nichts dagegen hatte, wenn viel grausamere Strafen, wie die Zunge ausschneiden, Foltern, Knute, lebenslängliche Verbannung u. s. w., an die Stelle einer schnellen Erlösung durch den Tod gesetzt und Milde genannt wurden.

Zum Glück befanden sich in den Umgebungen der Kaiserin, die, ihrer Gewohnheit folgend, aus Nacht Tag gemacht hatte und mit ihrem Hofe noch auf war, Männer, welche für Poniatowsky das Wort nahmen. Da war unter Anderen dessen vertrauter Freund, der Pole Graf Kratschinsky, der sich, in der Stellung eines Attaché seiner Gesandschaft, zum Liebhaber der Gräfin Romanoff aufgeschwungen hatte. Letztere wendete allen ihren Einfluß an, welchen sie auf Elisabeth hatte, zu deren

intimen Vertrauten sie gehörte, um dem polnischen Minister Leben und Freiheit zu retten.

Den besten Beistand aber leistete Katharina sich selber.

Kaum hatte sie das Unglück erfahren, welches ihren Geliebten betroffen hatte, so begab sie sich mit der Entschlossenheit, welche nur die Liebe geben kann, zu ihrem gegen sie auf's Aeußerste erzürnten Gemahl, und mit der geistigen Ueberlegenheit, die ihr eigen war, läugnete sie durchaus nicht ihr Verhältniß zu Poniatowsky; aber sie entschuldigte es mit dem Beispiel ehelicher Untreue, welches ihr der Großfürst selbst gegeben habe. Sie erinnerte ihn an seine Maitresse, die er mit Wissen des ganzen Reichs unterhalte, und versprach ihm im Zukunft die Achtung zu erweisen, welche ihr Stolz, ihm bisher versagt habe. Ja noch mehr; sie erbot sich, da die Passion des Großfürsten für Militair im preußischen Styl fast alle seine ohnehin geringen Einkünfte verzehrte, der Gräfin Woronzow eine ansehnliche jährliche Pension aus ihrer eigenen Chatouille zu bezahlen.

Es ist kaum glaublich, zu welchen ehrlosen Erniedrigungen damals in einer so sittenlosen Zeit die Selbsthülfe griff, um niedrige Gelüste durchzusetzen.

Auch auf die sogenannte dicke Woronzow wurde von einer andern Seite eingewirkt. Es war die Fürstin Daschkow, ihre eigene Schwester, die, zu Katharinens

Partei gehörig, jene Favorite Peter's durch ein reiches Juwelengeschenk aus Katharinens Schmuckkästchen bewogen hatte ihnen beizustehen, ein mindestens geduldetes Verhältniß zwischen Katharina und Poniatowsky wiederherzustellen.

Das gelang denn auch vollkommen.

Der Großfürst ergriff nun, von seiner Maitresse bewogen, den Ausweg, sich zu stellen, als wisse er durchaus nicht, wer der Gefangene sei. Er begab sich zu ihm, und that nun erst, als ob er ihn erkenne. Er spielte die Rolle des Erzürnten, und bat höflich um Entschuldigung wegen des stattgehabten Mißgriffs, warf in dessen Beisein dem Officier, der auf seinen Befehl die Verhaftung Poniatowsky's vollzogen hatte, vor, daß er sich in der Person geirrt habe. Kurz Poniatowsky, wenn er auch leicht die ganze Komödie durchschaute, die man mit ihm gespielt hatte, war doch froh, daß er aus diesem schlimmen Handel noch so mit blauem Auge davon gekommen war.

Peter aber ergötzte sich höchlich über den dem Liebhaber seiner Gemahlin gespielten, fast kindischen Streich, und erzählte denselben nicht selten lachend in Katharinens Gegenwart.

Niemand aber gewann mehr dadurch, als Katharina und Poniatowsky, deren Umgang dadurch ziemlich zwanglos geworden war. Aber der böse Feind ruhete

nicht. Der Senator Woronzow, der Vater von Peter's Maitresse, ließ nicht nach, den Großfürsten so lange gegen Katharina und Poniatowsky aufzuhetzen, bis Peter auf seinen Rath den Prinzen Karl von Sachsen inständig ersuchte, sich bei seinem Vater, dem König August, für die Abberufung Poniatowskys zu verwenden.

Dies geschah, und nach Bestucheff's Verbannung verlor Katharina mit Poniatowsky ihren Geliebten, ihren zweiten Beschützer und vertrauten Rathgeber.

Beide waren außer sich vor Schmerz; aber sie tröstete sich mit der Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Der Plan, ihren Gemahl von der Thronfolge auszuschließen, wurde nun der stehende Gedanke ihres Geistes voll Klugheit und Energie.

10.

Katharinens Zurücksetzung am Hofe. — Ihr wissenschaftliches Stillleben in der Zurückgezogenheit. — Graf Iwan Schuwalow, ein neuer Verbündeter Katharinens. — Die Woronzows. — Graf Panin. — Dessen Vermittelungsversuche.

Poniatowsky brachte unter Anderem seinem Vater ein eigenhändiges Schreiben der Großfürstin mit, worin es hieß:

„Karl XII. schätzte Ihre Verdienste und belohnte sie. Ich werde die Ihres Sohnes zu würdigen wissen

und ihn vielleicht auf eine noch höhere Stufe erheben, als Karl XII. selbst behauptet hat."

Dieses Schreiben verschloß der alte Poniatowsky in einer silbernen Kapsel, und trug diese bis ans Ende seines Lebens auf seiner Brust, als ein Amulet, das ihm die Erfüllung der bei der Geburt seines Sohnes empfangenen Prophezeihung verbürgen sollte.

Katharina blieb bis zum Tode der Kaiserin ohne einen bekannt gewordenen Liebhaber. Sie trauerte über ihren verlorenen Freund, und entzog sich gern in ihrer schwermüthigen Stimmung allen Hoflustbarkeiten, die ihr ohnehin, durch die Kälte und Zurückhaltung, womit man sie am Hofe behandelte, tief verbittert wurden. In ihrer Einsamkeit beschäftigte sie sich fast ausschließlich mit Lecture. Ihre Gesellschaft bestand aus einigen jungen Damen, welche man bei Hofe nicht gern sah, weil sie ebenfalls Liebesverhältnisse mit jungen Polen aus Poniatowsky's Umgebung gehabt hatten.

Während dieser Periode, immer im Stillen ihren kühnen Plan verfolgend, knüpfte sie auch jene Verbindungen an, die später für ihre Thronbesteigung so wichtige Folgen hatten.

Mit dem Großfürsten blieb sie fortwährend gespannt. Deshalb erschien sie auch nur höchst selten vor dessen Hofe, wo sie ohnehin einer schnöden Behandlung ausgesetzt war. Einige Versuche von ihrer Seite zu einer

Aussöhnung mit der Kaiserin hatten nicht den gewünschten Erfolg. So beschränkt sich denn am Ende Katharina, im Stillen auf eine bessere Zukunft harrend, ganz auf ihre nächsten Umgebungen.

Durch Bestucheff's Sturz waren nun allerdings die Urheber und lebhaftesten Vertheidiger des Planes, den Großfürsten von der Regierung auszuschließen und Katharina auf den Thron zu erheben, beseitigt, aber die Idee selbst hatte in dem Kreise seiner Partei zu tiefe Wurzeln gefaßt, weil die Existenz der meisten Anhänger des gestürzten Ministers von dem Gelingen dieses Planes abhing, um nicht noch kräftigere Vertheidiger desselben zu finden.

In dieser Beziehung tauchte gewissermaßen ein neues Haupt dieser gefürchteten Partei zu Gunsten Katharinens auf. Dies war der Graf Iwan Schuwalow. Nur die Noth hatte ihn dazu gezwungen, diese wichtige Sache in die Hand zu nehmen, denn er war gerade für eine solche Stellung nicht geeignet. Aber er wußte, wie sehr er dem Großfürsten verhaßt war, und daß daher sein Ansehen mit Elisabeth's Tode aufhören werde, wenn es ihm nicht gelingen sollte, Peter von der Thronfolge auszuschließen, oder wenigstens ihm die Macht zu schaden aus den Händen zu spielen. So blieb ihm denn Nichts übrig, als Bestucheff's letzte Pläne wieder aufzunehmen, die dahin gingen, den Großfürsten zwar

zum Czar zu wählen, aber die Regierung der Großfürstin zu übertragen.

Genügte dieses auch keineswegs den ehrgeizigen Absichten Katharinens, die lieber die unbeschränkte Herrschaft gehabt hätte, so fügte sie sich doch vorläufig darein, und hielt ihre eigentlichen, weiter gehenden Herrscherpläne sehr geheim. Sie würde lieber als Kaiserin-Mutter, denn als Gemahlin des Kaisers geherrscht haben.

Die gewissenlosen Mittel, welcher sich ihre Partei bediente, waren dieselben geblieben, wie sie Bestucheff bereits angewendet hatte, nämlich: planmäßige Verleumdung des Großfürsten bei der ohnehin charakterschwachen Kaiserin.

Man erzählte ihr daher fortwährend, mit welcher Freude sich Derselbe über ihre zunehmende Kränklichkeit und über die Hoffnung auf ihr baldiges Ableben geäußert habe. Die Kaiserin war darüber außerordentlich aufgebracht, und wie ernstlich sie sich mit dem Gedanken beschäftigte, ihn von der Regierung auszuschließen, bewies sie einst durch eine Demonstration, wodurch sie diese ihre Absichten mehr als zu deutlich verrieth.

Eines Tages, nachdem man ihr eben mit Verleumdungen gegen Peter stark zugesetzt hatte, als Dieser sich in Oranienbaum befand, befahl sie plötzlich, daß ein

Schauspiel im Theater gegeben wurde. Niemand vom Hofe oder aus der Stadt war dazu eingeladen, und diese Hofschauspiele wurden nur vor eingeladenen Zuschauern gegeben. Die natürliche Folge davon war, daß Elisabeth, als sie sich mit dem kleinen Großfürsten Paul dorthin begab, das Haus leer fand. Das war es aber eben, was sie beabsichtigt hatte. Scheinbar unwillig darüber befahl sie, daß sogleich so viel Gardesoldaten, als nur immer Platz hätten, hereingelassen werden sollten.

Nachdem das Haus auf diese Weise ganz gefüllt war, erhob sie sich, von ihren Sitze, und trat ganz vor an die Brüstung ihrer kaiserlichen Loge. Dann nahm sie den kleinen Prinzen auf ihren Arm und zeigte ihn der Garde, indem sie seine trefflichen Eigenschaften rühmte und ihre Getreuen aufforderte, wenn er dereinst zur Thronfolge gelangen sollte, ihm dieselbe Anhänglichkeit und Ergebenheit zu beweisen, wie ihre Garde stets gegen sie gehegt hätte. — Ein donnernder Jubelruf war die Antwort darauf. Hätte Elisabeth gewagt, noch einen Schritt weiter zu gehen und zu verkündigen, daß dieser junge Prinz ihr nächster Thronerbe werden solle, so würde der Thron für Peter auf immer verloren gewesen sein. Aber wahrscheinlich war es ihre Absicht gewesen, zunächst nur die Gesinnungen der Garde in dieser Beziehung zu erforschen. Zufrieden mit diesem Erfolge,

überließ sie die weitere Entwickelung dieser Absichten der Zukunft; aber ihre natürliche Unentschlossenheit und endlich ihr Tod hinderten sie an der Ausführung ihrer Pläne.

Wie es an Höfen zu gehen pflegt, so brachte dieser auffallende Schritt der Kaiserin die abenteuerlichsten Behauptungen wieder in Bewegung; so unter Anderem ein dunkles Gerücht, da sogleich nach der Geburt des kleinen Paul Elisabeth durch Bestechung der Amme Desselben einen von der Kaiserin selbst heimlich geborenen Sohn dem Sohne der Großfürstin untergeschoben habe und Diesen nun auf den Kaiserthron erheben wolle.

Den intriguanten Anhängern Bestucheff's gegenüber stand die Partei des eben so intriguanten Senators Woronzow, des Vaters der Maitresse des Großfürsten. Dieser Woronzow war der Bruder des an Bestucheff's Stelle gekommenen Großcanzlers Woronzow, einer der ehrgeizigsten Männer in Rußland.

Was seinen Einfluß noch erhöhte, war der Umstand, daß kein Mittel ihm zu schlecht war, wenn er nur glaubte, damit seine Absichten zu fördern. Er war es, der Katharina stets fern hielt von ihrem Gemahl, und der es bei Peter durch ewige Einflüsterungen dahin brachte, daß Dieser ihm und seiner Tochter versprach, sogleich nach seiner Thronbesteigung Katharina zu verstoßen und die dicke Woronzow als seine Gemahlin zur Kaiserin zu erheben, zugleich aber auch den jungen

Paul Petrowitsch für einen Bastard zu erklären und von der Thronfolge auszuschließen.

So befanden sich bei Elisabeth's immer mehr herannahendem Tode die Verhältnisse in der höchsten Spannung, als auf diesem Schauplatze der schändlichsten und niedrigsten Hofcabale noch ein Vermittler erschien.

Es war der Graf Panin, der von Stockholm in der Residenz anlangte, um das Amt eines Gouverneurs und Erziehers des jungen Paul Petrowitsch zu übernehmen.

Der Graf Panin war an diesem stolzen Hofe bei seinem Dienstantritt in geringer Achtung. Graf Nikita Iwanowitsch Panin, 1716 in Petersburg geboren, stammte aus einer italienischen Familie. Sein Vater, der Erste dieses Namens, der sich auszeichnete, diente unter Peter I. und erreichte den Rang eines Generallieutenants. Als er 1726 starb, hinterließ er zwei Söhne. Der eine derselben war der Graf Panin, welcher jetzt auf dem Schauplatz der Intrigue am Elisabeth's Hofe auftrat; der andere zeichnete sich in den Kriegen aus und stieg bis zum Range eines Generals.

Die Schwester von Beiden vermählte sich mit dem Fürsten Kurakin. Sie war sehr schön und hatte — was viel sagen will — an diesem glänzenden Hofe einen gewissen Ruf durch ihre galanten Abenteuer erlangt.

Diesen Hof hatte Graf Panin in seiner neuen

Stellung kaum betreten, als er erkannte, daß er sich zwischen den Parteien des Großfürsten und der Großfürstin entscheiden müsse. Sein Entschluß war bald gefaßt. Er hielt sich zu der Partei der Großfürstin, und war bald in alle geheimen Pläne Derselben eingeweiht; dadurch aber gewann er die Ueberzeugung von den großen Gefahren, welchen sich die Großfürstin aussetzte, wenn die Ausführung ihres Vorhabens, nach Elisabeth's Tode den Thron zu besteigen, mißlingen sollte. Dann wäre die Thronfolge auch für seinen kleinen Zögling Paul Petrowitsch unwiederbringlich verloren gewesen. Er machte daher den Plan, beide Parteien zur Verminderung ihrer Ansprüche zu bewegen und dadurch eine Vermittelung herbeizuführen, wodurch die gefährliche Katastrophe vermieden werden sollte.

Der tief liegende Grund dieser seiner versöhnenden Handlungsweise war der, daß er in Schweden die dortige Regierungsform hatte kennen gelernt, und nun eine aristokratische Verfassung für die beste, besonders auch für Rußland hielt.

Graf Panin, welcher dabei von jetzt an eine so große Rolle spielte, war übrigens ein fester Charakter, der indeß dabei von seinem übrigen, nicht besonders ausgezeichneten Verstandesgaben eine so vortheilhafte Meinung hatte, daß er seine Entschließungen für das unfehlbar Beste hielt und dann mit dem hartnäckigsten

Eigensinn sein Ohr allen besseren Rathschlägen verschloß.

Schon früher, ehe er nach Petersburg gekommen war, wo er eine militairische Carrière angetreten hatte, gab er davon einen Beweis, welcher ihm alle Ehre machte. Panin war ein leidlich schöner Mann. In dieser Eigenschaft hatte er die begehrlichen Blicke der üppigen Kaiserin Elisabeth auf sich gezogen. Aber Panin verachtete als Mann Diejenige, die er als Kaiserin ehren mußte, und widerstand allen Avancen und Lockungen Derselben, so daß endlich die Kaiserin, an leichtere Eroberungen gewöhnt und durch seinen männlichen Widerstand beleidigt, sich entschloß, ihn aus ihren Augen zu entfernen. Das war der eigentliche Beweggrund seiner Mission nach Stockholm. Jahre vergingen, die sinnliche Neigung der Kaiserin hatte längst andere Gegenstände der Befriedigung gewählt, und so wurde denn Panin zurückberufen, um die Erziehung des kleinen Großfürsten zu übernehmen, auf welchen Elisabeth viel hielt.

Panin ging nun ans Werk. Seine Idee ging dahin, den Großfürsten zwar nominell zum Kaiser ernennen zu lassen, aber seiner ehrgeizigen Gemahlin die Regierung zu übertragen. Dieses sollte durch den Senat geschehen, welcher durch beschränkende Bedingungen dann eine der schwedischen ähnliche Verfassung unter Mitherrschaft des Adels einführen sollte. —

Graf Panin war eine unzugängliche Persönlichkeit, bequem, träge und eigensinnig. Doch hörte er gern auf das unbedeutendste Geschwätz, ohne sich dadurch irre machen zu lassen. Jetzt aber, da sein Ehrgeiz einmal geweckt war, um eine politische Lieblingsidee zu verfolgen, war er ein ganz anderer Mann geworden. Seine Bequemlichkeitsliebe verwandelte sich plötzlich in rege Thätigkeit, seine Schwatzhaftigkeit in eine staatsmännische Schweigsamkeit. Sein Wahlspruch war jetzt: „Selbst ist der Mann!" Er mißtraute Jedem, sogar der Großfürstin, gegen die er immer seine Rückhaltsgedanken behielt, indem er den Kern seines Planes selbst gegen sie, wie gegen Jedermann, geheim hielt. Selbst von ihr hielt er sich scheinbar zurück um glauben zu lassen, daß er ihre Partei gänzlich verlassen habe. Erst als er sich in dieser Hinsicht völlig sicher wähnte und überzeugt war, daß man seine eigentlichen Absichten nicht im Geringsten ahne, begab er sich heimlich zu dem Grafen Iwan Schuwalow, dem Oberkammerherrn und Günstling der Kaiserin.

Dieser war eine ängstliche Natur. Die Furcht, daß man ihn für das Haupt einer Partei halten könnte, peinigte ihn um so mehr, als seinen Vetter, Peter Schuwalow, Denselben, welcher ihn für die ehrgeizigen Pläne, den Großfürsten Peter von der Thronfolge auszuschließen, gewonnen, die stete Furcht und Unruhe auf's Krankenlager

geworfen hatte. Die geringe Entschlossenheit, welche Panin ihm einzuflüstern gewußt hatte, war gänzlich von ihm gewichen. So begab sich denn Panin zu ihm, um den kleinmüthigen und knauserigen Günstling der Kaiserin Elisabeth für seine Idee wieder etwas aufzustacheln.

Panin benutzte diese Unentschlossenheit seines Gegners sehr geschickt für seine Zwecke, indem er die Furcht, die Derselbe hegte, durch Uebertreibung der Gefahren noch steigerte.

„Ihr Unglück," sagte er, „ist unzweifelhaft. Wie können Sie es nur wagen, mit so ungleichen Streitkräften einen Kampf gegen den Großfürsten zu beginnen und sich dadurch einen gefährlichen Sturz, ja einen sichern Tod zu bereiten?" — Er schloß mit den Worten: „Wenn Sie meinem Rathe folgen wollen, so gebe ich Ihnen mein Wort, Sie mit einem Plane zu versehen, der alle Parteien brfriedigen wird."

Kurz, seine Beredtsamkeit siegte, und Iwan Schuwaloff ging auf seine Idee ein, begab sich sogleich zu seinem kranken Vetter Peter Schuwalow, und überredete auch Diesen, in Panin's Vermittelungsversuche einzugehen.

Er ließ darauf dem Großfürsten nach Panin's Rath die vertrauliche Mittheilung machen, daß er ihm wichtige Geheimnisse zu enthüllen habe; da er jedoch durch Krankheit gehindert werde, sein Bett zu verlassen, so

sehe er sich gezwungen, Se. kaiserl. Hoheit zu bitten, ihn mit seinem hohen Besuche zu beehren.

Der Großfürst begab sich sogleich zu ihm, und Peter Schuwalow, einer der kühnsten Intriguants jener Zeit, benutzte seine Krankheit, um sich das Ansehen eines Sterbenden zu geben.

„Kaiserliche Hoheit", sprach er mit matter, gebrochener Stimme, „sehen hier einen Sterbenden, dem Nichts heiliger sein kann als die Wahrheit. Sie werden die Stimmung kennen, welche in den meisten Klassen Ihrer zukünftigen Unterthanen gegen Sie herrscht. Das Volk fürchtet Ihre Vorliebe für die Deutschen; die Geistlichkeit nennt Sie einen lauen Sohn der rechtgläubigen Kirche; eine mächtige Partei der vornehmen Russen ist wider Sie eingenommen. Ihr Regierungsantritt wird also sicher nicht ohne Stürme sein, weil man von allen Seiten die Veränderung fürchtet, die damit in der Verwaltung des Reichs beginnen wird. Ja, es kann diese Besorgniß Veranlassung werden, daß man sich Ihrer Thronbesteigung förmlich widersetzt. Meine Tage sind gezählt. In meiner Lage muß es mir persönlich gleichgültig sein, wer in diesem Kampfe widerstrebender Interessen die Oberhand behalten wird. Aber wenn Ew. kaiserl. Hoheit das thun sollten, was gewiß nicht Ihre wahren Freunde Ihnen gerathen haben können, und was schon als Gerücht überall Unwillen erregt, wenn Sie die Großfürstin

verstoßen und Ihren leiblichen Sohn verläugnen wollten, um ein so tief unter Ihnen stehendes Weib, wie die erst von Ihnen in den Grafenstand erhobene Woronzow, auf die Höhe des Thrones zu erheben, so sehe ich im Geiste, wie Sie das Opfer dieser unglücklichen Maßregeln und Gewaltschritte werden und das von Gott Ihnen anvertraute Volk in namenlose Verwirrung stürzen müssen. Von meinem Schmerzenslager, meinem wahrscheinlich letztem in dieser Welt, beschwöre ich Ew. Kaiserliche Hoheit, entsagen Sie diesem traurigen Vorhaben."

Peter hatte schweigend und in der tiefsten Gemüthsbewegung diese Rede angehört. Schuwalow schwieg, da er erkannte, welchen Eindruck seine Worte auf den im Ganzen gutmüthigen, wenn auch wunderlichen und seltsamen Fürsten gemacht hatten. Dieser erklärte darauf: „Es ist mir gar nicht eingefallen, mich von Katharinen scheiden zu lassen. Nur Verleumdung kann dieses Gerücht verbreitet haben. Romandowne (Woronzow) trägt vielleicht selbst die Schuld davon. In ihrer leichtsinnigen Weise hat sie wahrscheinlich meiner ihr ertheilten Zusage erwähnt, sie zu heirathen, versteht sich erst nach dem Ableben der Großfürstin. Bis jetzt ist dieses noch nicht erfolgt. Vertrauen Sie meinem Versprechen, daß ich Alles vergessen habe, sobald meine Tante nicht mehr ist, was meine Widersacher gegen mich unternommen haben."

Schuwalow übersah vielleicht absichtlich das Doppelsinnige des bedingten Eheversprechens, welches Peter der Gräfin Woronzow gegeben hatte. Dieser aber bezeigte seit dieser Unterredung seiner Gemahlin wieder mehr Aufmerksamkeit, verlangte sogar zuweilen ihren Rath, und folgte alsdann ihrer Meinung.

Da nun die Annäherung der Parteien nach Panin's Absichten nicht mehr zu bezweifeln war, so kam Alles darauf an, eine möglichst Aufsehen machende Versöhnungsscene zu erreichen und ins Publicum zu bringen. Diese sollte am Krankenbett der Kaiserin vor sich gehen.

Der Großfürst und Katharina waren dazu gern bereit. Um so schwieriger war es, dazu die Zustimmung der kranken Kaiserin zu erhalten, welche ohnehin durch die Schmerzen ihrer Krankheit sehr verstimmt war.

Der Zustand der Kaiserin erregte damals wenig Hoffnung auf Herstellung. Durch ihre maßlosen Ausschweifungen in Liebe und Trunk war ihr ganzer Organismus zerrüttet. Es gab in der letzten Zeit keine andere Erheiterung mehr für sie, als Augen und Magen ihr gewährten. In den kurzen Zwischenräumen, in welchen sie das Krankenbett verlassen konnte, haschte sie mit ängstlicher Hast nach Zerstreuung. Ihre Trägheit nahm dabei so zu, daß sie schwer zu bewegen war, nur die dringendsten ihrer Staatsschriften zu unterschreiben. Kurze Zeit war sie besonders heftig von Schmerzen im

Unterleibe gepeinigt. Da sie aber, gegen den Rath ihrer Aerzte, dem übermäßigen Genuß starker geistiger Getränke nicht entsagen konnte, so war alle ärztliche Kunst vergebens.

Nicht ohne Erfolg hatten auch die Gegner des Großfürsten die Krankheit der Kaiserin für ihre lichtscheuen Zwecke benutzt, indem sie bei Derselben den Verdacht rege zu machen wußten, daß Peter sie vergiften wolle. Dadurch hatte ihre Abneigung gegen ihren Neffen eine solche Höhe erreicht, daß Derselbe es vielleicht nur der großen Hinfälligkeit Elisabeth's und ihrer Trägheit zu danken hatte, wenn sie ihn nicht von der Thronfolge ausschloß.

Panin aber setzte mit unermüdeter Thätigkeit Alles in Bewegung, um eine solche feierliche Versöhnung zu Stande zu bringen. Zuerst wendete er sich deshalb an den Oberkammerherrn und Günstling der Kaiserin Iwan Schuwalow. Als dieser unentschlossene Günstling aber damit zu lange zögerte, gewann Panin den Beichtvater der Kaiserin für seinen Plan. Diesem gelang es, indem er sich an ihren frömmelnden Sinn wendete und darauf hinwies, daß sie bald vor Gott stehen werde, sie in eine der Versöhnung günstige Stimmung zu versetzen. Als man dieses erreicht zu haben glaubte, wurden der Großfürst und die Großfürstin davon benachrichtigt. Sie eilten herbei und knieten vor dem Bette der Kaiserin nieder; der Beichtvater sprach salbungsvolle Worte vom Himmel

und der ewigen Seeligkeit, von dem Verdienste, das man sich durch Vergebung erwerbe, welche man seinen Feinden angedeihen lassen müsse, und ermahnte die kranke Kaiserin in den rührendsten Ausdrücken, daß sie sich solcher guten Werke theilhaftig machen möge.

Elisabeth, ohnehin reizbar, wurde bis zu Thränen bewegt, und machte ein zustimmendes Zeichen. Das großfürstlliche Paar küßte ihre Hände, und Elisabeth sprach leise die Worte der Versöhnung nach, welche ihr Beichtvater ihr vorsagte.

Man sorgte dafür, daß dieser feierliche Act der Versöhnung die möglichste Verbreitung erhielt. Panin suchte beim Thronfolger die Verdienste geltend zu machen, die er sich dadurch für dessen Thronfolge erworben hatte. Er hoffte nun auch Peter für seine übrigen Rathschläge zu bestimmen.

Er sagte ihm: „Alles hängt vom ersten Schritte ab, den Ew. Kaiserliche Hoheit nach Elisabeth's Tode thun werden. Der schnellste Weg, zur Krone zu gelangen, ist der, sich von der Armee zum Kaiser ausrufen zu lassen, der sicherste und ehrenvollste aber, die Krone aus den Händen des Senats zu empfangen. Es liegt darin auch das Mittel, den Senat zum standhaftesten Vertheidiger der Krone zu machen. Von einer Empörung der Garde werden Ew. Kaiserliche Hoheit dann Nichts zu fürchten haben.“

Der Großfürst schwieg und Panin zweifelte nicht, daß er ihn überzeugt habe. Doch Peter wollte erst die Meinung seiner vertrauten Anhänger darüber vernehmen, ehe er sich entscheiden konnte. Einige seiner Höflinge, die er darüber zu Rathe zog, merkten die Falle, die Panin dem Großfürsten legen wollte, und riethen ihm, den alten Fürsten Trubetzkoi darüber zu hören, der bereits mehrere Thronveränderungen, die in Rußland selten ohne eine Thronrevolution stattgefunden, erlebt und in dieser Hinsicht viel Erfahrung habe.

Der Großfürst ließ ihn rufen und enthüllte dem biedern Krieger, was ihm Panin gerathen habe, daß er sich durch den Senat auf den Thron erheben lassen möge. Er fügte die Beweggründe hinzu, welche ihm der Graf so dringend ans Herz gelegt hatte und verhehlte nicht, daß er sehr geneigt sei, diesem Rathe zu folgen.

Trubetzkoi war entgegengesetzter Meinung. „Der Plan, den man Ihnen vorschlägt, mein Fürst,“ sprach er mit der gewohnten Offenheit, „ist nicht allein gefährlicher, als man durchblicken lassen will, sondern er streitet auch völlig gegen die Organisation des Reichs. Die russische Staatsverfassung ist wesentlich eine militairische. Der Senat hat nie auf die Wahl eines Czaren einen Einfluß gehabt. Sind etwa die Wahlkönige von Schweden und Polen angesehenere Herrscher als die Selbstherrscher von Rußland? Die einzige und

wahre Ehre eines Monarchen ist, daß er gut und thätig regiere. Für das Glück seiner Völker sorgen, ist die beste Bürgschaft für die Sicherheit seines Thrones. Verdienen Sie diese Ehre und Sicherheit, mein Fürst, und zwar ohne sich unter die Vormundschaft eines Senats zu stellen, der Sie bald genug dahinbringen würde, ein Vertrauen zu bereuen, welches Sie bei Ihrem Militair unbeliebt machen müßte. Sollte Ihr Thron einmal unglücklicher Weise ins Wanken gerathen, woher möchte dann wol der Senat die Mittel nehmen wollen, um ihn zu unterstützen? Denn wenn Sie damit anfingen, Ihre Soldaten unzufrieden zu machen, würden Sie dann nicht früher oder später Furcht hegen müssen vor der Rache Derselben?"

Der Großfürst, welcher einmal durch Panin's Rath eingenommen war für den Gedanken, sich durch den Senat auf den Thron heben zu lassen, gerieth durch Trubetzkoi's kraftvolle Worte in neue Unentschlossenheit. In dieser Verlegenheit wußte er keinen bessern Ausweg, als seine Gemahlin Katharina, vor deren überlegenen Verstandskräften er alle Achtung hegte, um Rath fragen zu lassen. Er sandte seinen Adjutanten zu ihr, und ließ ihr die Streitfrage zur Entscheidung verlegen.

Katharina aber befand sich dabei in einer ganz eigenen Situation. Die Voraussicht von Elisabeth's herannahendem Tode, die Annäherung der Katastrophe,

welche ihre längstgehegten und im Stillen vorbereiteten ehrgeizigen Pläne zur Entscheidung bringen mußte, versetzte sie in eine fieberhafte Spannung. Dabei aber sah sie sich von Panin, durch seine Vermittelungsversuche, in ihren höherfliegenden Projecten verlassen. Ueberdies befand sie sich in einem der interessanten Zustände der Frauen, wovon aber ihr Gemahl Nichts wußte, weshalb sie genöthigt war, öffentlich nie anders als mit einem, die ganze Figur verhüllenden dichten Schleier zu erscheinen, und selbst dieser Zustand lähmte ihre politische Thätigkeit.

Obgleich ihre Klugheit erkannte, daß wenn Elisabeth, wie zu erwarten war, bald sterben sollte, der Zeitpunkt noch nicht gekommen sei, um ihre Ansprüche auf den Thron geltend zu machen, so hielt sie es doch für nützlich, sich eine gewisse Popularität zu verschaffen, die ihr Gemahl durch seine grenzenlosen Verkehrtheiten längst verloren hatte. So gab sie sich denn den Schein der Frömmigkeit, die doch der ganzen freigeistigen Richtung ihrer Erziehung fremd war. Sie besuchte jetzt täglich die Kaiserin und stimmte kniend laut mit ein in die Gebete zur Wiederherstellung der Gesundheit Derselben, deren Tod wol Niemand so eifrig wünschte, als gerade Katharina.

Jetzt aber hätte sie durch die Anfrage Peter's über sein Benehmen nach dem Ableben der Herrscherin die

beste Gelegenheit gehabt, auf dessen Entschließungen einen den Plänen Panin's günstigen Einfluß zu gewinnen; doch Dieser hatte es in seiner übergroßen Vorsicht versäumt, sie ganz in dieselben einzuweihen. Zudem hatte sie schon seit mehreren Tagen sich damit beschäftigt, Proclamationen und Manifeste zu entwerfen, welche der Ausrufung Peter's zum Kaiser vorausgehen sollte. Sie war sich bewußt, einen bessern Styl zu schreiben, als alle Höflinge Peter's und Dieser selbst, und so forderte schon ihre Eitelkeit, mit dieser Arbeit, die sie nicht vergebens gemacht haben wollte, zu glänzen. Alle diese Gründe trafen zusammen, daß sie dem Großfürsten den unbestimmten Rath gab: er möge sich nach dem Herkommen richten.

In dem Augenblicke, wo der Großfürst diese Antwort empfing, erhielt er auch die Nachricht von dem Ableben der Kaiserin Elisabeth.

Sie starb am 29. December 1761 im zwei und funfzigsten Jahre ihres Alters, nachdem sie 26 Jahre hindurch eine Regierung geführt, die Rußland wenig Heil und viel Unglück gebracht und dessen Finanzen zerrüttet, dabei alle Familienbande gelockert, die Sitten durch ihr Beispiel untergraben und trotz ihrer Devotion und gepriesenen Milde die schändlichsten Grausamkeiten verübt und zahllose Familien unglücklich gemacht hatte.

Ihre Furcht vor dem Tode und ihr Aberglaube kannten keine Grenzen. Die Erstere ging so weit, daß

die zahlreichen Wachen, welche ihren Palast umgaben, Befehl hatten, Niemanden in Trauerkleidern vorüber=gehen zu lassen, noch weniger zu gestatten, daß ein Trauerzug unter den Fenstern des Winterpalastes vorbei=passire.

Der Aberglaube Elisabeth's hatte aber einst Preußen einen freundlichen Dienst erwiesen. Unzufrieden über den langsamen Fortschritt der Operationen ihres Heeres gegen Preußen, war sie eben im Begriff, eine Ordre zu unter=zeichnen, die ihre Generale anwies, in den preußischen Provinzen ohne Schonung mit Sengen und Brennen, plündernd und mordend zu verfahren, als eben eine Fliege in das Tintenfaß fiel. Dieses hielt sie für ein so böses Omen, daß sie diese schändliche Ordre nicht unterschrieb. Dessen bedurfte es aber auch nicht; denn die empörenden Grausamkeiten, womit ihre Truppen die preußischen Ostseeprovinzen verwüsteten, waren ohnehin schon schrecklich genug.

So hatte denn nun eine Selbstherrscherin ihr lasterhaftes Leben geendigt, welche mehr als alle Andere dazu beigetragen hat zu beweisen, welche große Gefahren den Völkern ganz absolute Regierungen bringen, wo der Wille des Regenten allein das Gesetz giebt.

Leider war dieses schwarze Blatt, welches ihre sechs=undzwanzigjährige Regierung in das Buch der Geschichte eintrug, nicht das Einzige, wodurch die Förderung wahrer

Aufklärung und Civilisation in diesem ungeheuren Reiche, das noch so viele barbarische Ueberlieferungen in seinem Innern trägt, bis auf heute verhindert worden ist.

Unter solchen Umständen, bestieg der Großfürst Peter, mit seinen wenigen guten Eigenschaften und wunderlichen Verkehrtheiten, als Kaiser Peter III. den russischen Czarenthron, ohne zu ahnen, welch ein schreckliches Geschick ihn nach kurzer Frist ereilen sollte.

II.

Der Kaiser Peter III. und die Kaiserin Katharina

bis zu ihrem Regierungsantritte.

Historische Novelle.

1.

Peter's Thronbesteigung. — Volksjubel. — Peter's Persönlichkeit. — Sein Benehmen und seine ersten Regentenhandlungen. — Katharina. — Rückblick Peter's auf seine früheren Fehler. — Amnestie und Zurückberufung der Verbannten. — Peter's Ausschweifungen. — Gudowitsch macht ihm mit Erfolg Vorstellungen dagegen. — Peter's Verbesserungen. — Seine unbesonnenen Reformen. — Er verdirbt es mit der Geistlichkeit. — Katharinens Partei beginnt zu wachsen.

Kaum war die Sonne, der Alles huldigte, untergegangen, so strömte schon die servile Menge der Höflinge der neu aufgehenden Sonne zu.

Elisabeth's Ableben war kaum am Hofe bekannt geworden, als Jeder sich beeilte, dem Thronfolger seine Huldigungen darzubringen. An seine Schwächen und Wunderlichkeiten, an seinen Mangel an Bildung wurde nicht mehr gedacht, sobald ihn der Glanz einer Krone umstrahlte.

Etwa eine Stunde später stieg Peter zu Pferde, und ritt durch die Straßen von Petersburg. Mit vollen Händen warf er Geld unter die Volksmenge, die, Hüte und Mützen schwenkend, ihm von allen Seiten ihre donnernden Hurrah's zurief. Auf dem ganzen Wege drängten sich die Soldaten um sein Pferd und riefen

ihm zu: „Wir werden Dir eben so treu dienen, wie wir unserer guten Mutter, der Kaiserin, gedient haben!“ Vergebens hatten die Feinde des Großfürsten lange daran gedacht, ihn beim Volke verhaßt zu machen — der Volksjubel wollte nicht enden, sobald er sich öffentlich zeigte.

Peter bestieg den russischen Thron unter dem Namen Peter III.

Er hatte durchaus nichts Majestätisches in seiner Haltung. Seine rohe Lebensart und der Mangel an Geistesbildung verhinderten ihn, die nöthige Aufmerksamkeit auf die Würde seiner Erscheinung zu wenden, die doch einem Herrscher fast unentbehrlich ist.

Ziemlich lang gewachsen, das Haupt nach vorn geneigt, mit großen hervortretenden, glotzenden Augen, deren Ausdruck aber völlig geistesleer war; dazu eine breite, kurze Stirn, ein großer Mund, ein spitz zulaufendes Kinn, Pockennarben und Sommersprossen im Gesicht, dessen Züge sich von Zeit zu Zeit fratzenhaft verzerrten, das war sein Bild, welches auf Jeden, der sich noch nicht daran gewöhnt hatte, einen höchst unangenehmen Eindruck machte.

In seinem engen Kreise in Oranienburg lebend, war er gewohnt, seine „Plackhölzer“, wie er seine nach preußischem Muster uniformirten und einexercirten holsteinischen und russischen Soldaten sehr bezeichnend

nannte, nach Belieben zu quälen und zu schinden und sich den wunderlichsten Launen hinzugeben. So erwartete man mit großer Sorge, daß er die gewaltsamsten Maßregeln nach seinem Regierungsantritte ergreifen würde.

Aber merkwürdig genug, das Bewußtsein eines so hohen Berufes schien, nachdem er den Thron bestiegen, seine ganze Natur völlig umgewandelt und veredelt zu haben. Er empfing Diejenigen, welche ihm ihre Huldigungen zu Füßen legten, nicht ohne eine majestätische Würde, die Alle überraschte. Sein ganzer Charakter schien fester, veredelter und gediegener geworden zu sein. Doch war diese günstige Veränderung leider nur von kurzer Dauer.

Peter, der so lange unter dem Drucke und in der Abhängigkeit und Unkenntniß der Staatsangelegenheiten erhalten war, verbarg keinesweges seine Freude über seine endliche Erlösung aus diesem Joche, aber er hatte doch Tact genug, was man nie von ihm erwartet hätte, das Andenken der verstorbenen Kaiserin äußerlich mit der Würde zu feiern, die der Thronfolger einer abgeschiedenen Herrscherin vor der Welt schuldig ist.

Die ersten Tage seiner Regierung zeichneten sich durch wohlthuende Handlungen aus. Würde und Mäßigung war plötzlich an die Stelle seines Eigensinnes, seines Uebermuthes und seiner Völlerei getreten. Stets inconsequent, bizarr und heftig als Großfürst, zeigte

er sich jetzt gerecht, geduldig, verträglich und aufgeklärt. Er behandelte Alle mit Güte, die sich an seine Tante Elisabeth angeschlossen hatten. Alle höheren Staatsbeamten Derselben bestätigte er in ihren Aemtern, Würden und ihrem reichen Diensteinkommen. Seinen Feinden verzieh er aufrichtig, wie wehe sie ihm auch gethan, wie hinterlistig sie ihn auch hintergangen hatten. So erhob er unter Anderem den Peter Schuwalow, der einer seiner gefährlichsten Gegner gewesen war, und, wie er wußte, sogar Verschwörungen gegen ihn angezettelt hatte, zum Feldmarschall; doch genoß Derselbe die Ehre dieses Ranges nicht lange, indem er, schon länger kränklich, bald darauf starb. Elisabeth's alten Günstling und heimlichen Gemahl, Alexis Gregorowitsch Rasumowsky, erhob er zum Oberhofjägermeister. Ja, selbst dem Iwan Schuwalow, der ihn, im Bewußtsein der Gnade der Kaiserin, so oft hinterlistig verleumdet und in seinem Hochmuthe unwürdig behandelt hatte, erwies er vielfache Gnade. Der Fürst Schakowsky, der so nichtswürdig gegen ihn intriguirt hatte, war der Einzige, den er von seiner Stelle entfernte; aber er ließ ihm doch volle Freiheit und zog sein großes Vermögen nicht ein, eine in Rußland bisher noch nie vorgekommene Milde!

Die Großfürstin, die mit Zittern dem Augenblicke seines Regierungsantrittes entgegengesehen hatte, sah

sich unerwartet, gegen alle früheren Aeußerungen ihres Gemahls, von ihm mit Güte und Beweisen von Vertrauen überhäuft. Er erwies ihr die schmeichelhaftesten Aufmerksamkeiten, und fragte sie in den wichtigsten Staatsangelegenheiten um Rath.

Der ganze Hof gerieth über diese seltsame Veränderung in Verwunderung und Bestürzung. Man gratulirte ihm zu dieser glücklichen Veränderung in seinem Betragen. Katharina aber ließ sich dadurch nicht täuschen. Sie erkannte die Quelle derselben in der Charakterschwäche ihres Gemahls, und eben dieser Umstand ließ sie an der Dauer dieser günstigen Wendung ihrer Lage zweifeln. Sie gab deshalb ihre früheren Pläne nicht auf. Doch hüllte sie dieselben in ein undurchdringliches Geheimniß, bis der Zeitpunkt gekommen sein würde, den sie voraussah, daß ihr Gemahl wieder in seine früheren Fehler zurücksinken und dadurch sich die Gunst des Adels, der Geistlichkeit, des Militairs und des Volkes völlig entfremden würde. Wie richtig ihr Scharfblick gerechnet hatte, sollte sich bald zeigen. Daß der Czar bei dem Erlasse seines Manifestes Hintergedanken gehabt hatte, bewies er dadurch, daß er aus dem Entwurfe, den Katharina für ihn gemacht, Alles ausgestrichen hatte, was sich auf die Thronfolge bezog. Ihre eigene Succession und die ihres Sohnes war damit in Frage gestellt, und die Bahn geöffnet, um die Pläne der Wo-

ronzow's, die bekanntlich dahin gingen, Katharinen zu vertreiben, den Großfürsten Paul für einen Bastard zu erklären und die sogenannte dicke Woronzow zur Gemahlin, Kaiserin und Thronfolgerin zu erheben, dereinst wieder aufzunehmen. So mußte sie denn das gütige Benehmen ihres Gemahls gegen sie für Nichts als für Heuchelei halten, um sie in Sicherheit einzuwiegen und dann um so leichter überraschen und verderben zu können. Deshalb nahm die kluge Katharina ganz in der Stille ihre geheimen Maßregeln.

Wir werden später sehen, wie Peter diesen Plänen selbst in die Hände arbeitete, indem er durch Zurücksinken in seine alten Fehler Katharinen auf das Aeußerste trieb und Alles gegen sich aufbrachte.

Nur noch eine gute Handlung fiel in jene seine erste Regierungszeit, indem er eine allgemeine Amnestie erließ für alle Verbannten, welche Biron's Tyrannei und Elisabeth's Grausamkeit vor vielen Jahren ins Elend nach dem unwirthbaren Sibirien verbannt hatte, und sie in ihre Heimath zurückrief. Er gab ihnen wieder, was noch an ihrem Vermögen und ihren bisherigen Ehrenstellen für sie zu retten war. Die bedeutendsten dieser Unglücklichen empfing er gnadenvoll an seinem Hofe. Es waren nicht weniger als 17,000 Opfer der entsetzlichsten und schändlichsten Tyrannei und Herrscherlaunen, welche er, viele nach mehr als zwanzigjährigen

Leiden, ihrer Heimath und ihren Familien zurückgab. Darunter befanden sich der Tyrann Biron selbst, Münnich und Ostermann, die ihn gestürzt hatten, dann selbst wieder gestürzt worden waren, Lestocq und viele andere Namen aus angesehenen und reichen Familien.

Dadurch erwarb er sich allerdings vielen Dank; aber noch fehlte viel, um ihn allgemein beliebt zu machen.

Nur einige Tage hielt bei dem wankelmüthigen Monarchen diese tugendhafte Erhebung, dieses momentane Aufraffen zu einem höhern Seelenadel an.

Bald versank er wieder in seine früher gewohnte lasterhafte Lebensweise und seine trägen, schwelgerischen Gewohnheiten. Er gab sich der Verführung eigennütziger Schmarotzer an seinem Hofe hin. Seine gewohnte Trägheit machte ihm jede Anstrengung in Regierungsangelegenheiten zuwider. Seine Völlerei und seine Ausschweifungen in der Liebe und im Trunke umschleierten seinen ohnehin schwachen Verstand. Er überließ seinen Umgebungen ganz nach Belieben, ein Volk zu beherrschen, welches er weder achtete noch liebte. So hatte er sich einst fünf Tage und Nächte hindurch in das Innere seiner Gemächer eingeschlossen, wo Niemand Zutritt hatte, als die Genossen seiner Orgien, die er dort bis zur Sinnlosigkeit feierte. Seine Maitresse, die dicke Woronzow, stand an der Spitze solcher heillosen Schwelgereien; die leichtfertigsten Männer seines Hofes, selbst Schauspieler

und Tänzerinnen, oder öffentliche Mädchen, mußten Theil nehmen an solchen Schandscenen, wo Peter III. sich ganz seiner kaiserlichen Würde entkleidete, wo Scham, Sitte und Anstand aufhörten, und die Weiber mit den Männern im Branntweintrinken, oder in dem übermäßigen Genusse starker Weine und im Tabakrauchen wetteiferten. Das einzige anständige Vergnügen, das er dort trieb, war, daß er die leichtfertigen Frauen und Mädchen nach dem preußischen Reglement einexercirte. Während dieser Zeit durfte ihm Niemand kommen mit Staatsgeschäften; selbst die wichtigsten Ukase zu unterschreiben war er nicht zu bewegen. Endlich war es einer seiner Höflinge, vielleicht der Einzige, der es treu und redlich mit ihm und dem Reiche meinte, sein General-Adjutant Peter Gudowitsch, eine derbe, biedere und gerade Soldatennatur, der es wagte, ihm dagegen die ernstesten Vorstellungen zu machen.

„Ist das der Weg," hob er an, als er eines Morgens, nach einer solchen mehrtägigen Orgie, bei dem am Kopfschmerz leidenden Kaiser eingetreten war, „auf welchem Ew. Majestät regieren lernen wollen wie Ihr Großvater, Peter der Große, oder siegen lernen, wie Karl XII.? Vermögen Sie doch nicht einmal, die kleine Zahl Uebelgesinnter im Zaume zu halten, die Ihre Güte mißbrauchen und Ew. Kaiserliche Majestät zu dieser unverantwortlichen Saumseligkeit, diesen die Zeit tödten=

den Vergnügungen verleiten, während das ganze Reich vergeblich der Verbesserungen harrt, zu welchen ihm der Antritt Ihrer Regierung so viel Hoffnungen gemacht hat! Sie können Ihren ärgsten Feinden nicht besser in die Hände arbeiten, als wenn Sie Denselben solche Beweise von Vernachlässigung der Reichsangelegenheiten liefern, auf die sie dann hinweisen und dem Volke, welches ohnehin schon murrt, laut sagen können: so sorgt der Kaiser für Euch! An der Tafel und in den Armen seiner Maitresse vergißt er Alles, was er verheißen hat. O, mein gnädiger Herr und Gebieter, erhabener Czar! Versöhnen Sie doch durch irgend eine große, glorreiche Handlung die mißvergnügten Gemüther, zeigen Sie doch, daß Sie des Jubels werth sind, der bei Ihrer Thronbesteigung erschallte!"

Diese freimüthigen und kräftigen Worte des biedern Mannes blieben nicht ohne Eindruck auf das ohnehin zaghafte Gemüth des Kaisers, dem es nicht an Momenten fehlte, wo er edlen Entschließungen zugänglich war.

Peter III. stand da vor seinem muthigen Strafprediger, betroffen und zerknirscht wie ein Schulknabe. Die bleiche Furcht vor einer Revolution, wovon ja die russische Hofgeschichte fast eben so viele Beispiele als Regierungsveränderungen gebracht hatte, war ausgeprägt auf seinen bleichen Wangen und in seinem geistlosen

stieren Blicke. Ein Krampf zuckte durch seine Gesichts-
muskeln und entstellte sie noch mehr. Zitternd fragte
er halblaut: „Aber um Gott! sage mir, was kann ich
thun, um diesen Sturm abzuwenden?“

Gudowitsch war auf diese Frage vorbereitet. Er
überreichte Peter die Entwürfe von zwei Ukasen, wo-
von der eine die Wiedereinsetzung des Adels in seine
Rechte, der andere die Aufhebung des unter dem
Namen „die geheime Canzlei“ bekannten und gefürch-
teten politischen Inquisitions-Tribunals enthielt.

Durch den ersten Entwurf erhielt der Adel Ruß-
lands die Erlaubniß, den kaiserlichen Dienst nach Belieben
zu verlassen. Es hing darnach von dem freien Willen
eines jeden Edelmannes ab, ob er Dienste nehmen
wollte oder nicht. Auch stand es ihm frei, in auswär-
tige Kriegsdienste einer jeden Macht zu treten, die nicht
mit Rußland im Kriege befangen war, so wie auch auf
beliebige Zeit ins Ausland zu reisen, lauter Rechte,
welche dem russischen Adel in neuerer Zeit theils wieder
entzogen, theils sehr geschmälert worden sind.

Die unter dem Namen „Geheime Canzlei“ be-
standene Staatsinquisition war aber ein furchtbares
Tribunal, welches schon Peter's des Großen Vater,
Alexis Michaelowitsch, eingeführt, das aber unter
Biron's und Elisabeth's mißtrauischen Regierungen

unabsehbares Unglück über viele Tausende russischer Familien gebracht hatte. Es genügte „das Wort", das heißt die selbst anonyme Denunciation irgend einer unbedachten Aeußerung, selbst im engsten Familienkreise gesprochen, von rachsüchtigen Leibeigenen oder anderen geheimen Feinden ausgegangen, um selbst angesehene Personen auf die Folter zu bringen, knuten zu lassen und sie nach Sibirien zu verbannen. Wer einem der vielen Günstlinge mißliebig geworden war, konnte gewiß sein, ob schuldig oder nicht, solche barbarische Strafen erdulden zu müssen. Oft hielt diese Staats-Inquisition eine Art von Gericht. Dann genügte es, wenn der Ankläger selbst auftrat, den Angeklagten starr ansah, und nachdem er seine Anklage vorgebracht hatte, sprach: „Stova, diela" („gesagt, gethan"). Dann wurde der Angeklagte jeden Geschlechtes, wenn er läugnete, entkleidet und geknutet, oder auf die Folter gespannt, damit er eingestehen sollte, und wenn er trotz aller Mardern beim Läugnen blieb, so nahm man mit dem Ankläger dieselbe Procedur vor, bis Derselbe bekannte, daß er gelogen hatte; dann aber traf Diesen die Jenem bestimmte Strafe. Und dieser entsetzliche Gebrauch war vielleicht noch der einzige Schutz für eine von Schurken und Feinden umgebene Familie.

Es läßt sich denken, welche ungeheure Freude diese beiden Ukase, die Peter sogleich unterzeichnete und

publiciren ließ, im Volke machten. Man glaubte allgemein, daß der Kaiser die fünf Tage, in welchen er die ruchlosesten Orgien gefeiert hatte, in seinem innern Gemache sich eingeschlossen gehabt, um diese so weisen Gesetze zu entwerfen. Augenblicklich verwandelten sich Haß in Liebe und Verehrung. Das Volk umdrängte den Palast, und so oft er sich sehen ließ, riefen ihm Tausende Glück und Segenswünsche zu. Die Soldaten umdrängten ihn und küßten die Schaberacke seines Pferdes. Ein alter Officier jubelte bei der Eidesleistung: „Nun werde ich vergnügt sterben, da ich einen Kaiser an der Spitze unsers Heeres weiß. Alles Volk schrie Hurrah dazu. Der Adel nun vollends schwärmte in lauter Begeisterung für „seinen lieben Vater Peter III." und schwur, freudig für ihn sterben zu wollen.

Auch der Senat, in den sich der Kaiser im vollen kaiserlichen Pomp am Tage nach der Unterschrift der beiden Ukase mit großem Gefolge begeben hatte, um ihm diese Gesetze zur Anerkennung und Publication vorzulegen, schwur, daß er seinen großen Ahnherrn, Peter I., an Weisheit und Milde noch übertreffe. Er würde einst in den Büchern der Geschichte, sagten ihm Schmeichler unter die Augen, als der größte und weiseste Monarch Rußlands erscheinen.

Es ist begreiflich, daß diese Erfolge und Lobpreisungen für eine Zeit lang seiner Eitelkeit schmeichelten

und in ihm den Vorsatz erweckten, durch eine treffliche Regierung diese Lobsprüche zu verdienen.

Es zeigte sich auch hier recht deutlich, wie leicht es den Monarchen wird, die Liebe ihrer Unterthanen zu erwerben und — ach! wie selten sie diese schönsten Vorrechte ihrer hohen Stellung zu benutzen wissen!

Nun nahm sich Peter vor, alle die zahlreichen Mißbräuche, die sich in der Gesetzgebung und Verwaltung eingeschlichen hatten, gründlich auszurotten. Das war aber gerade für ihn keine so leichte Aufgabe, da er in Folge seiner Erziehung nicht das Mindeste davon verstand und es ihm völlig an staatsklugen und redlichen Rathgebern fehlte.

Er begann damit, daß er oft ganz unerwartet die Gerichtssitzungen und Collegien besuchte. So auch einst den Senat, wo er fand, daß die meisten Mitglieder abwesend waren. Er ließ sie zusammenrufen, und machte ihnen die ernstlichsten Vorstellungen über ihre Saumseligkeit.

Handel, Wissenschaft und Kunst wurden nun Gegenstände der ernsten Fürsorge des neuen Kaisers. Die Aufklärung des Volkes zu fördern lag ihm besonders am Herzen. Aber er wußte dabei nicht mit der gehörigen Vorsicht und Klugheit zu verfahren; um dem

Aberglauben zu hemmen, welchen die Popen durch ihre Heiligenbilder, die sie anbeten ließen, förderten, ließ er diese aus den Kirchen wegnehmen und zerschlagen. Nun aber erhoben die Geistlichen ein Geschrei, daß er ein Religionsverächter sei, der die griechische Religion ausrotten und das Lutherthum an deren Stelle setzen wolle.

Katharina hatte bis dahin in der stillen Zurückgezogenheit ihres Hofes mit der größten Spannung diese Maßregeln ihres kaiserliches Gemahls beobachtet. Mit Zittern und innerem Groll sah sie dessen Popularität unddie Volksliebe für ihn täglich wachsen. Schon glaubte sie alle Hoffnung, ihn jemals vom Throne stürzen zu können, aufgeben zu müssen. Da erkannte sie in den letztgedachten Maßregeln den ersten Schritt, ihn wieder unbeliebt zu machen. Sie vertraute zudem auf den Wankelmuth und die Schwäche seines Charakters; sie war Menschenkennerin genug, um überzeugt zu sein, daß er unmöglich lange diese Spannung, eine Richtung zum Guten, würde ertragen können. Sie sah dessen Rückfälle in Laster und Rohheit vor Augen, und jubelte heimlich: „er ist dennoch verloren! — nicht lange, und er wird in sein eigenes Verderben rennen, das ich nur schlau benutzen darf, um ihn zu stürzen und mich auf den Thron zu erheben.“

2.

Katharina beurtheilt Petern richtig. — Peter verdirbt es mit der Diplomatie. — Sein Preußenthum. — Frieden mit Preußen. — Friedensfest. — Peter's Rohheiten gegen Katharina. — Freiheit an Katharinens Hofe.

Katharina hatte richtig vorausgesehen. Bei allem gutem Willen, der sich jetzt dem Kaiser nicht absprechen ließ, hatte Peter III. doch zu wenig Bildung, um in allen Verhältnissen seiner hohen Stellung den richtigen Tact beobachten zu können, und so konnte es nicht fehlen, daß er mit seinen baroken Launen überall anstoßen mußte, besonders bei der fremden Diplomatie, wodurch er die politischen Verhältnisse Rußlands in Verwirrung brachte und den Interessen des Reichs schadete, was die Großen seines Hofes, wie das Volk gegen ihn aufbrachte.

Wir können nicht umhin, einige Züge dieser Art mitzutheilen.

Da der siebenjährige Krieg gegen Friedrich den Großen noch wüthete, in welchem Elisabeth durch beleidigte Eitelkeit sich hatte bewegen lassen, mit Frankreich und Oesterreich im Bunde gegen den großen König von Preußen ins Feld zu rücken, so mußte jetzt jede Aeußerung, jede Demonstration, wodurch Peter seine Vorliebe für Friedrich II. am Hofe kundgab, die Ca=

binette von Wien und Paris und somit ihre Diplomaten auf das Schwerste verletzen.

An solchen Kundgebungen ließ es aber seine Rücksichtslosigkeit nicht fehlen.

Sein Betragen gegen die fremden Minister war bald kaum noch zu ertragen. Der früher bei Elisabeth so gut accreditirte österreichische Gesandte wurde von ihm kalt behandelt, der dänische Botschafter stets auf eine ihn demüthigende Weise empfangen. Auch der französische Gesandte, Marquis von Breteuil, sah bald, daß Peter III. den französischen Hof wenigstens nicht begünstigte, wie es dessen Diplomaten von jeher gewohnt gewesen waren.

Als man ihm z. B. das Modell zu den unter seiner Regierung zu prägenden neuen Rubeln vorlegte, sah er, daß man sein Haupt mit der großen Perrücke geschmückt hatte, wie sie der König von Frankreich trug. Er warf unwillig den Abguß des Stempels auf den Tisch und rief: „Wie kann man sich unterstehen, mich so abzubilden, daß ich dem König Ludwig XIV. ähnlich sehe? — ich will keine Aehnlichkeit mit diesem Feinde Preußens!" Diese Aeußerung wurde natürlich dem französischen Gesandten hinterbracht und von Diesem sogleich durch einen Courier nach Versailles berichtet, wo sie nicht geringen Anstoß gab.

Bei einen Souper, welches der Großcanzler, Graf Woronzow gab, dem der Kaiser, so wie das ganze diplomatische Corps beiwohnte, sprach Peter nach seiner Gewohnheit viel und mit Bewunderung von Friedrich dem Großen und verschonte die Feinde Desselben nicht mit seinen rohen Spöttereien. — Nach aufgehobener Tafel setzte man sich an die Spieltische, und der Kaiser, welcher dem Herrn von Breteuil zu seiner Partie gezogen hatte, verlor. Darauf stand Peter auf, und der spanische Botschafter nahm seinen Platz ein. Der Kaiser trat an dessen Seite und, auf den Krieg Spaniens mit England zielend, sagte er zu ihm: „Spanien wird verlieren!“ — „Ich bin nicht der Meinung, Sire!“ entgegnete der französische Diplomat, „wir sind Spaniens Alliirte, und es weiß sich auch allein furchtbar zu machen.“ — „So, so!“ — sprach Peter in einiger Verlegenheit, da es ihm an Geist fehlte, eine schlagende Antwort zu geben, und der Marquis von Breteuil fuhr ernsthaft fort: „Ueber den Punkt können Spanien und Frankreich ruhig sein. Bewahren sie sich dabei die Allianz Ew. Kaiserl. Majestät, so können sie es beim deutschen Kriege ebenfalls.“ — Nach einer kleinen Pause sagte der Kaiser stolz: „Ich will, daß Friede werde.“ „Wir sind derselben Meinung,“ entgegnete der Franzose; „wir wollen aber einen so sichern und ehrenvollen Frieden, wie er unserer und unserer Alliirten

würdig ist.“ — „Wie Sie wollen,“ schrie Peter jetzt auf; „ich will, daß Friede werde! — Machen Sie es, wie Sie wollen!“

Der preußische und der englische Botschafter wurden häufig zur kaiserlichen Tafel gezogen. Anfangs trat das jedoch nicht so auffallend hervor, wie später. So blieb denn der österreichische Botschafter längere Zeit darüber ungewiß, welchen Ansichten der neue Kaiser folgen werde. Man schmeichelte sich schon in Wien, einen alten und wichtigen Bundesgenossen nicht ganz zu verlieren, als plötzlich diese Illusion verschwand.

Peter III. hatte längst im Stillen mit Friedrich dem Großen nicht blos den Frieden, sondern auch ein Offensiv- und Defensivbündniß einzugehen beschlossen. Seit längerer Zeit stand er mit dem berühmten und von ihm bewunderten Preußenkönige im geheimen Briefwechsel. Er nannte ihn nur seinen lieben Bruder, Herrn und Meister. Nicht selten erinnerte er ihn daran, daß er als Großfürst die Ehre gehabt habe, in der preußischen Armeeliste zu stehen und bat ihn um Ertheilung eines höhern Grades. Friedrich beförderte ihn auch nach und nach bis zum Generallieutenant.

Diese Stellung genügte ihm indeß noch nicht, wie sich nach geschlossenem Frieden ergab, als er den Fürsten Repnin nach Breslau absandte, mit dem Befehl, das Corps von Tschernikoff, von 30,000 Mann, welches

unter Elisabeth gegen Preußen gekämpft hatte, dem Könige Friedrich II. unbedingt zur Verfügung zu stellen. Da enthielt die Instruction Repnin's die Vorschrift: „Auch wirst Du darüber wachen, daß ich beim Avancement in der preußischen Armee nicht übergangen werde.“

Den preußischen Botschafter fragte Peter III. oft und laut: „Was macht der König, mein Herr, ist er mit mir zufrieden?“

Unter der üppigen Kaiserin Elisabeth schenkte der General von Todleben seiner Monarchin ein sehr getroffenes Bildniß Friedrich's II. Allein er erwarb sich damit keinen Dank. Sie warf es verächtlich in eine Ecke des Zimmers, und seitdem stand es unter altem Gerumpel in einer Polterkammer. Peter III. ließ es wieder hervorsuchen und in seinem Zimmer, an einem Platze, wo er es immer vor Augen hatte, aufstellen.

Außerdem hatte Peter noch ein kleines Miniaturbild dieses Königs, das er, in einen goldnen Ring gefaßt, stets am Finger trug. An Elisabeth's Hofe drehte er das Portrait in das Innere der Hand, aber seitdem er den Thron bestiegen hatte, trug er es offen und küßte es öfters.

Peter konnte sich nur kurze Zeit gegen Oesterreich verstellen und Freundschaft heucheln, wo er Bitterkeit im Herzen fühlte. Auf einmal erhielten alle preußischen

Gefangenen die Freiheit, unter Anderen auch ein Graf Hordt, eine Schwede von Geburt, welcher in der Schlacht von Küstrin gefangen worden war und der früher in preußischen Diensten gestanden hatte. Peter wendete ihm seine besondere Gunst zu, da Graf Hordt viel und gut von Friedrich dem Großen zu erzählen wußte. Elisabeth hatte ihn aus Rachsucht gegen den preußischen König in einer dunklen Kasematte der Festung und drei Jahre lang unter den strengsten Entbehrungen, selbst unter Verbot von Licht und Lecture, gefangen gehalten. Als er einst am Hofe dem Kaiser von diesen seinen Leiden erzählte, war zufällig Katharina dabei gegenwärtig. Empört darüber rief sie aus: „Das war barbarisch!" — Dieser Ausruf wurde ihr als Milde und Herzensgüte ausgelegt und verbreitete sich mit Blitzesschnelle in der Stadt und im Reiche, wo er ihr viele Freunde im Volke erwarb.

Peter's Verfahren zu Gunsten Preußens, der Friedensschluß und Allianztractat, so wie die Sendung von Hülfstruppen an Preußen war weder dem österreichischen, noch dem französischen Gesandten notificirt worden. Beide bis dahin mit Rußland alliirt gewesenen Mächte erfuhren erst durch die Zeitungen von diesem Treubruch und Separatfrieden. Man kann sich denken, welche Sensation dieses schon den Begriffen von diplomatischer Höflichkeit nicht entsprechende Verfahren an beiden Höfen

machte, und wie sehr dadurch die Gemüther gegen ihn aufgebracht wurden. — Bald darauf aber überreichte der russische Botschafter von Wien dem Fürsten Kaunitz eine Note, worin gesagt wurde, daß Peter III., um die Langsamkeit eines Friedenscongresses zu vermeiden, es vorgezogen habe, mit dem Könige von Preußen einen besondern Frieden abzuschließen. Er rathe übrigens dem Wiener Hofe, diesem Beispiele zu folgen und ihm diesen Schritt nicht zu verargen, denn der Krieg in Deutschland ginge ihn durchaus Nichts an.

Am 5. Mai wurde der Friedenstractat abgeschlossen. Herr von Golz und der englische Botschafter, Lord Keith, hatten ihn entworfen. — Friedrich II. erhielt damit Alles zurück, was die Russen schon erobert hatten. Vergebens hatte der Großcanzler Graf Woronzow versucht, Peter III. vorzustellen, daß er diese Veränderung in der Politik weniger plötzlich und scharf eintreten lassen möge. Peter verwarf seine Vorstellungen mit den Worten: „Du bist ein Dummkopf, und hast mir keine Vorschriften zu machen.“

Nun aber wurde dieser so unerwartet abgeschlossene Friede, welcher die Cabinette von Oesterreich und Frankreich so tief verletzte, durch die prachtvollsten Festlichkeiten gefeiert. Mehrere Tage hindurch dauerten diese öffentlichen Feste, die Peter nach seinem Geschmacke mit dem größten Spectakel feierte. Tag und Nacht rollte

der Kanonendonner von der Admiralität durch die breiten Perspectiven der Stadt, von den Schiffen über die Newa dahin und von der Festung über das Meer. Die Glocken in den zahlreichen Klöstern und Kirchen läuteten Tag für Tag. Trompeten und Paukenfanfaren ertönten den Herolden vorauf, welche den Frieden ausriefen, und die aufgestellten Regimenter begrüßten sie mit einem Pelotonfeuer, dessen Geknatter nicht enden zu wollen schien.

Der Kaiser trug an diesen Tagen stets die preußische Uniform mit dem breiten Orangen-Bande des schwarzen Adlerordens.

Um dazu noch den Hohn gegen Oesterreich und Frankreich auf's Höchste zu treiben, ließ er den Grafen Merci d'Argenteau, den damaligen Vertreter der Kaiserin Maria Theresia, zu den Hochfesten, welche zur Feier des Friedens auf das Glänzendste angeordnet waren, noch besonders einladen. Dieser Gesandte lehnte indeß eine solche Ehre stolz von sich ab, indem er dem Hoffourier, der ihn einladete, entgegnete: „Was denkt denn der Kaiser? meint er, er habe einen seiner Sclaven vor sich, dem er heute befehlen kann gegen den Feind zu fechten, morgen seinen eigenen Vater umzubringen, und übermorgen darüber ein Freudenfest zu feiren? —

Bei diesen Freudenfesten beging Peter III. viel Thorheiten. Unter Anderem befahl er, eine Salve von 1000 Kanonenschüssen à tempo zu lösen. Es kostete

Mühe, ihn davon abzubringen, denn dieser Spectakel würde alle Fenster und Trommelfelle, und ganz Petersburg gesprengt haben.

Bei der großen Parade, welche zu Ehren des Festes stattfand, führte er selbst, trotz des Regenwetters, die Preobraschenski'sche Garde auf und ab, und zeigte sich als ein so tüchtiger Gamaschenheld, daß er eigenhändig einem Soldaten, dem die Montur aufgegangen war, dieselbe wieder zuknöpfte.

Bei dieser Feier sprach er fast von nichts Anderem, als von seinem Herrn und Meister Friedrich. Das Bildniß Desselben war im kaiserlichen Speisesaale aufgestellt. Er sprang während der Tafel sehr oft auf, um es zu betrachten, warf sich vor ihm nieder, und leerte sein Glas, indem er rief: „Mein theurer Bruder, wir wollen vereinigt die Welt besiegen."

Als er eines Abends dem Staatsrath Wollkoff gegenüber saß, der sein Vertrauter war, und ihm zu gefallen ebenfalls vom Könige günstig sprach, rief Peter plötzlich, indem er Wollkoff scharf ins Auge faßte: „Das muß man zugeben, der König von Preußen ist ein Zauberer, ein Kenner der schwarzen Kunst. Hat er nicht alle Pläne der Feldzüge gegen ihn auf das Genaueste gekannt, wenn sie auch noch so geheim entworfen waren? Hahaha! das ist eine wunderliche Geschichte!" — Wollkoff gerieth darüber sichtbar in Verlegenheit. Peter,

der es bemerkte, rief lachend: „Nun, was soll das heißen? Du brauchst Dich jetzt nicht mehr vor Sibirien zu fürchten, was Dir damals so viel Herzensangst machte. Konntest Du mir damals alle Entwürfe und Pläne mittheilen, die ich dann Sr. Majestät dem Könige im Geheim zusandte, so braucht jetzt das Dich, nicht mehr bange zu machen."

Auch selbst die Geschichte wollte Peter nach seiner Weise modeln. So brachte er einmal eine räthselhafte Gesundheit aus, indem er, das Glas erhebend rief: „Es leben drei Mal drei." — Niemand konnte errathen, was er damit meinte. Da löste der Kaiser selbst das Räthsel. „Dreimaldrei bedeuten" — so sprach er — „Peter III., Georg III. und Friedrich III." Als man ihm sagte, der König von Preußen ist aber nicht Friedrich III., sondern Friedrich II. — da rief er ärgerlich aus: „Dummheiten! — wenn ich es einmal ausgesprochen habe, so ist es so und soll so bleiben!" — Bei dem darauf folgenden Feuerwerk glänzten auch richtig die drei verschiedenen Namenszüge P. III., G. III. und F. III.

Er vergab überhaupt bei diesen Festlichkeiten nicht selten viel von seinem hohen Range. So unter Anderem rief er bei einer Spielpartie mit der Prinzessin von Holstein-Beck und der Gräfin Romanowna Woronzow dem eintretenden schwedischen Botschafter Grafen Poßte zu: „Siehe da, Gevatter, wird Er kein Spielchen machen?"

Wenn Abends von den Hoffourieren an der Tafel die Nummern der Sitzplätze ausgerufen wurden, und dieses für seinen ungeduldigen Appetit nicht schnell genug ging, so rief er selbst mit, und schalt und fluchte dazwischen.

Seine Gemahlin hatte ebenfalls viel von seiner Rohheit zu leiden. So ereignete es sich, daß bei dem zur Feier des Friedens abgebrannten Feuerwerke Peter an der Seite der Kaiserin Katharina saß, als seine erklärte Maitresse, die Gräfin Romanowna Woronzow vorüberging. Ohne Scham und Scheu rief er sie zu sich, und befahl ihr, sich an seine andere Seite zu setzen. Empört und verletzt stand Katharina auf und zog sich zurück. Peter fiel es gar nicht ein, auch nur ein Wort der Entschuldigung darüber zu verlieren, und mit allgemeiner Entrüstung und Theilnahme für die unglückliche Katharina sah man Diese durch eine von Allen verachtete Maitresse vertrieben.

Eine andere Schonungslosigkeit in seinem Betragen war die, daß, als er am folgenden Tage stehend aus einem kostbaren Pokale die Gesundheit des Königs von Preußen ausgebracht hatte, und er den Pokal seiner Gemahlin reichen ließ, Diese zwar ebenfalls auf dessen Wohl einen Trunk nippte, aber dabei, im Gefühle ihrer Würde, und weil sie die Stimmung der Russen kannte, sitzen blieb. Peter wurde darüber so aufgebracht, daß er seinen Generaladjutanten an sie absendete, um ihr zu sagen: „sie sei eine Närrin.“ Gudowitsch suchte die Härte

dieses Ausdruckes zu mildern, indem er ihr sagte: „Se. Majestät der Kaiser lasse ihr seine Allerhöchste Unzufriedenheit zu erkennen geben.“ Peter hatte dieses aber gehört und rief ganz rücksichtslos über den Tisch: „Du hast gelogen! Du solltest ihr sagen, sie sei eine Närrin!“ Katharina konnte sich der Thränen nicht enthalten, welche ihr diese öffentliche Kränkung erpreßte; sie machte darüber einige halblaute Bemerkungen gegen den Grafen Stroganoff, der für einen ihrer Günstlinge galt. Dieser wagte nicht, darauf Etwas zu erwidern, aber er zuckte mit den Achseln. Darüber wurde Peter wüthend. Er gab sogleich Befehl, ihn an der Seite der Kaiserin zu verhaften.

Eines Abends ließ er nach Beendigung des Theaters die Schauspieler und die Schauspielerinnen mit den Herren und Damen seines Hofes bei der Gräfin Narischkin zusammen soupieren. Eine junge Tänzerin mußte an seiner Seite sitzen, und er nannte sie Allen hörbar „mein liebes Weibchen.“

Solche Scenen, die sich öfters ereigneten, mußten für Katharinens Unglück immer mehr Theilnahme erwecken, und dem Kaiser eben so viel Feinde zuziehen, als Katharina dadurch Anhänger gewann.

In der ersten Zeit nach seiner Thronbesteigung erwies Peter doch wenigstens öffentlich seiner Gemahlin die ihr gebührende Achtnng. So ließ er ihr z. B. bei

der Wasserweihe den ersten Platz einnehmen. Sie mußte dabei im höchsten Staate erscheinen, mit Diamanten und den Insignien der kaiserlichen Würde geschmückt, während er selbst in einfacher Obristenuniform sich in ihrem Gefolge befand. Am Hofe überließ er ihr Anfangs dieselbe Repräsentation, und stellte ihr mit der größten Ehrerbietung Officiere vor, welche er dann seine Kameraden nannte. Dabei trug er die Uniform seines Regiments, und das nannte er französische Galanterie, worauf er sich viel einbildete, und doch war es im Grunde weiter Nichts als eine tactlose Entäußerung seiner kaiserlichen Würde.

Doch ein solches überhöfliches Benehmen von seiner Seite war schnell vorübergehend, und Rohheiten und Beleidigungen traten an dessen Stelle.

Katharina hatte Tact genug, diesen Rohheiten Duldung und Sanftmuth entgegenzusetzen. Während an Peter's Hofe eine bodenlose Gemeinheit und Schwelgerei herrschte, hielt Katharina an ihrem kleinen Hofe, indem sie sich von ihrem Gemahle immer mehr zurückzog, auf eine Würde, die Alle, welche das Glück hatten in ihre Nähe zu kommen, mit Ehrerbietung erfüllte, und sie wußte so ihren kleinen Zirkeln durch Geist und persönliche Liebenswürdigkeit eine Feinheit des Tones und eine Annehmlichkeit zu geben, die Alles entzückte.

Der schwachköpfige Kaiser aber fuhr in seinen Ver=

kehrtheiten fort, Alles gegen sich aufzubringen, was vorher auf seiner Seite gewesen war: Adel, Geistlichkeit und Militair.

Wenn jemals sich der Spruch eines später lebenden großen Dichters bewährte: „Jeder Mensch ist seines Schicksals Schmied", so war es der Kaiser Peter III., der dieses Wort zur Wahrheit machte, indem er durch seine Verkehrtheiten seinen schrecklichen Untergang selbst herbeiführte.

3.

Peter macht sich immer mehr unbeliebt. — Die dicke Woronzow. — Ihre Hochmuth und ihre Pläne. — Soltikoff wird zurückberufen. — Dessen Verrath.

Die Russen fühlten sich durch Nichts so sehr verletzt, als durch Peter's närrische Preußenliebe. Gewohnt, den Preußen als Feinde gegenüber zu stehen, mußten sie in dieser Vorliebe ihres Kaisers eine Beleidigung ihrer Nationalität sehen. Sie wurden feindlich gesinnt gegen den Freund ihres Feindes. Dieses äußerte sich nicht selten in bitteren Sarkasmen. So rühmte sich Peter einst bei den Festlichkeiten der Friedensfeier vor dem versammelten Hofe, daß er, noch ehe er Großfürst geworden, Lieutenant in königlich preußischen Diensten gewesen sei. „Gut", versetzte hierauf trocken der alte Kosakenhettmann Rasumowski: „So kann Ew. Majestät den König Friedrich nun zu Ihrem Feldmarschall machen." Die Unzufrieden=

heit der Russen wuchs natürlich immermehr mit dieser offen dargelegten Narrenliebe für alles Preußische. Selbst die auswärtigen Höfe äußerten ihre Unzufriedenheit darüber.

Gegen Oesterreich wurden am Meisten alle Rücksichten bei Seite gesetzt. Peter ließ am Ende der Friedensfeste dem österreichischen Gesandten sagen: „Da nur die Kaiserin Maria Theresia, um ihrem Stolze Nichts zu vergeben, dem allgemeinen Frieden entgegen sei, so würde er noch 20,000 Russen nach Deutschland schicken, um ihre Hartnäckigkeit zu bekämpfen."

Dazu hatte er schon beschlossen, einen unpopulairen Krieg gegen Dänemark zu Gunsten des Hauses Holstein-Gottorp zu unternehmen. Schon besorgten die fremden Mächte, Friedrich II. werden seinen unbegrenzten Einfluß auf den schwachköpfigen Czar benutzen, um, unterstützt von den Russen, an der Spitze von 100,000 Mann Europa Gesetze vorzuschreiben.

Eben so verdarb es Peter, wie gesagt, mit der Geistlichkeit. Da er durch die allgemeine Unzufriedenheit, welche die Wegnahme der Heiligenbilder aus den Kirchen veranlaßt hatte, geängstigt wurde, so ließ er sie wieder hinhängen, und diese Charakterschwäche, der größte Fehler eines Selbstherrschers, hatte die Folge, daß man ihn verachtete und das Widerstreben überhandnahm. So hatte er auch den Plan gemacht, Klöster und Kirchengüter einzuziehen und die Zahl der Mönche, so wie deren Einkünfte

zu vermindern. Kaum war dieses bekannt geworden, als der allgemeine Unwille der Geistlichkeit ausbrach, welche das Volk gegen ihn aufhetzte, so daß er die Ausführung dieser Maßregel nicht wagte. Bei dem Militair verdarb er es durch Begünstigung der Deutschen, namentlich der holsteinischen Soldaten, und seine ewigen Plackereien mit dem preußischen Exercitium und die Spielerei mit der Nachahmung der preußischen Uniformen beleidigten besonders die Garderegimenter ungemein, was die Vertrauten Katharinens benutzten, um diese einflußreiche Miliz für sie zu gewinnen.

Auch die Marine sah darin einen Beweis von Verachtung, daß er zwei neu erbaute Schiffe nach seinem Oheim und dem Könige von Preußen benannte. Da früher alle Schiffe die Namen von Heiligen erhielten, so sah der Klerus darin eine Beschimpfung der Heiligen, und dies gab neue Aufregungen. Erst Katharina, als sie zu der Regierung kam, taufte jene Schiffe um.

Dann wollte er das preußische Gesetzbuch einführen mit den Abänderungen, welche die russische Verfassung nothwendig machten. Die Senatoren sollten diese Umbildung des Codex Fridericianus vornehmen, aber keiner von ihnen hatte die Fähigkeit dazu. So wurde denn Nichts erreicht, als eine neue Steigerung des Unwillens, an welchem der Senat Theil nahm.

Peter trieb alle nur mögliche Verkehrtheiten bis zu

den äußersten Extremen. In dem Strudel von Friedensfesten und neuen Rüstungen gab er sich nur zu häufig seinen Rohheiten, sinnlichen Ausschweifungen und Schwelgereien hin. Besonders wurde seine Maitresse, die dicke Woronzow, nicht vergessen; das immer offener und schamloser betriebene Verhältniß mit Derselben erweckte ihm immer mehr Gegner, und die Kaiserin Katharina gewann dadurch Anhänger.

Jenes häßliche Schätzchen gewann täglich mehr Gewalt über ihn. Selbst zu beschränkten Verstandes, um Intriguen anzuspinnen, überließ sie Dieses ihrem Vater und Oheim, dem Großcanzler Woronzow, deren Päne und Anschläge sie dann ausführte, indem sie Peter dafür gewann. Diese Intriguen gingen auf nichts Geringeres aus, als sie zur Gemahlin des Kaisers und zu dessen Nachfolgerin auf dem Throne zu erheben, nachdem Katharina entfernt und deren Sohn Paul für unehelich erklärt worden wäre. Dieser Plan, den Peter auf Gudowitsch's Vorstellungen schon ganz aufgegeben zu haben schien, nahm er jetzt auf dringendes Ansuchen seiner Geliebten wieder auf.

Unsinnig, wie er war, erneuerte er seinem häßlichen Liebchen das Versprechen, sie auf den Thron Rußlands zu erheben.

Stolz auf diese Hoffnung und eitel wie sie war, beging die Gräfin Romanowna Woronzow die Unbesonnen-

heit, diese ihre Hoffnung ihren Vertrauten und einigen anderen Personen des Hofes mitzutheilen. Dieser Umstand trug das Meiste zu dem Sturze Peter's und zu der Vernichtung der eitlen Hoffnungen seiner grenzenlos hochmüthigen Maitresse bei. Katharina wurde dadurch auf den Standpunkt der Nothwehr versetzt, und Peter's Feinde mehrten sich durch die Neider und Feinde dieser Maitresse. Selbst Romanowna's Schwestern fanden den Gedanken unerträglich, ihre minder geachtete und weniger schöne jüngere Schwester über sich als Kaiserin herrschen zu sehen, und sie wurden darum die eifrigsten Beförderer zu dem Sturze Peter's, ganz besonders, wie wir sehen werden, die kluge, feine und intriguante Fürstin Daschkoff.

Das Bestreben, Katharinen vom Throne zu verdrängen, führte zu einer andern schändlichen Intrigue, da Alles darauf ankam, den Beweis zu führen, daß der Großfürst Paul der natürliche Sohn Soltikoff's sei. Es war also wichtig, dessen Zeugniß zu erhalten, daß er der wirkliche Vater des Großfürsten sei. Deshalb ließ Peter, auf Anrathen des Senators Woronzow, jenen im Auslande lebenden ehemaligen Günstling Katharinens zurückberufen, und behandelte ihn mit der größten Aufmerksamkeit. Er that Alles, um ihn durch Schmeicheleien und Gunstbeweise zu bewegen, das gewünschte Geständniß abzulegen. Der ganze Hof durchschaute diese Absicht des Kaisers, und zweifelte nicht, daß Soltikoff als vormaliger Höfling nicht

lange mehr den Verheißungen, Belohnungen und Ehrenstellen im Falle des Geständnisses widerstreben werde. Es kam dazu, daß Katharina, die ihn längst vergessen hatte, den frühern Liebling fern von sich hielt, sei es auch nur, um in ihrer jetzigen Situation keinen neuen Verdacht zu erwecken. Genug, was Viele voraussahen, geschah. Soltikoff ließ sich bewegen, dem Czaren das schriftliche Zeugniß auszustellen, daß Paul aus seinem vertrauten Umgange mit der damaligen Großfürstin Katharina entsprungen sei.

Nun hatte Peter III. die gewünschte Waffe gegen seine Gemahlin in den Händen, so daß nur der günstige Moment abgewartet werden durfte, um sie in ein Kloster zu sperren und durch ein Manifest vom Throne zu stürzen, ihren Sohn aber für einen Bastard zu erklären.

Die Gefahr war dringend und kaum abzuwenden, als sie nur noch hingehalten wurde durch die neue Verlegenheit, welche jetzt entstand: woher nun einen andern Thronfolger nehmen? Peter hatte keine Hoffnung auf Nachkommenschaft, obgleich er sich nicht blos seinen sinnlichen Neigungen gegen seine Maitresse, sondern auch gegen hübsche junge Tänzerinnen bis zum Uebermaße hingab, oder vielleicht eben deshalb, daß er durch Ausschweifungen seinen Körper zu sehr geschwächt hatte. Dieses fühlend warf er seine Gedanken auf eine Wiederherstellung des unglücklichen Iwan, den Elisabeth unter

Lestocq's Leitung entthront hatte. Der heimliche Besuch bei diesem gewissenlos verwahrlosten Prinzen, so wie dessen später erfolgendes unglückliches Ende bildet eine tragische Episode in Peter's III. kurzer Regierungsgeschichte und eines der Verbrechen, welche Katharina II. sich hatte zu Schulden kommen lassen, um sich auf dem mit Gewalt erstiegenen Throne zu erhalten.

Haben wir auch schon im Allgemeinen dieser Ereignisse gedacht, so gehören doch erst hieher die Schilderungen der besonderen dabei obwaltenden Umstände.

4.

Peter's geheimer Plan zu Gunsten Iwan's. — Rückblick in Iwan's frühere Geschichte. — Seine Persönlichkeit. — Peter's III. Besuch bei Iwan. — Verbesserung seiner Lage.

Peter's Absicht ging dahin, den von Elisabeth noch in der Wiege entthronten Iwan VI. Antonowitsch zu adoptiren, zum Thronfolger zu erklären und mit der jungen Prinzessin von Holstein-Beck, die damals in Petersburg lebte, zu vermählen. Diese junge liebenswürdige Prinzessin liebte Peter wie seine eigene Tochter. Zuvor wollte er ihn aber erst sehen und beobachten, ob er auch zum Thronfolger einigermaßen geeignet sei.

Er beschloß daher, so wie denn auch das ganze Project in tiefes Geheimniß gehüllt blieb, heimlich nach der Festung Schlüsselburg zu reisen, wo der unglückliche Iwan

schon seit vielen Jahren in grausamer Gefangenschaft gehalten wurde. Im tiefsten Incognito reiste er dorthin ab.

Schlüsselburg, früher, als diese Festung noch den Schweden gehörte, Nöteburg genannt, war von Peter dem Großen als Festung stark ausgebaut worden. Sie liegt auf einer Insel in der Newa, wo sie aus dem Ladogasee sich ins Meer ergießt, und hat in veralteter Bauart sehr hohe Mauern und gewölbte, bombenfeste Kasematten. Sie gilt für den Schlüssel von Petersburg, daher ihr neuerer Name, den ihr Peter I. gegeben hatte.

Werfen wir einen Rückblick auf Iwan's unglückliche Jugendgeschichte, indem wir noch einige Umstände hinzufügen, welche früher nicht berührt worden sind.

Es war im Jahre 1741, als Elisabeth den schon zum Kaiser ernannten kleinen Iwan mit der von ihr entthronten Regentin Anna, seiner Mutter, und seinem Vater, dem Prinzen Anton Ulrich von Braunschweig, so wie die ganze Familie Desselben in die Festung Schlüsselburg einsperren ließ. Dort wurde der unglückliche entthronte Säugling seinen Aeltern entrissen und von seinen Geschwistern getrennt, die nach Kolmogar gebracht wurden, wo denn Anna im März 1746 ihren Leiden erlag.

Ein Mönch hatte sich Zugang in das Gefängniß Iwan's verschafft, und er verrieth ihm das Geheimniß seiner Geburt und seine Ansprüche auf den Thron. Es gelang ihm, den Prinzen zu entführen. Auf der Reise nach

Deutschland wurde er jedoch in Smolensk eingeholt und verhaftet. Nun schloß man ihn in ein Kloster in der Stadt Waldar ein, welche an dem Wege liegt, der von Petersburg nach Moskau führt. Dort wurde er so streng bewacht, daß Niemand bei Todesstrafe mit ihm nur ein Wort sprechen durfte, noch weniger war es erlaubt, ihm nur den geringsten Unterricht zu gewähren.

Es war im Jahre 1756, als die Kaiserin Elisabeth in einer sentimentalen Stunde den unglücklichen Iwan zu sehen wünschte. Sie ließ ihn deshalb heimlich nach Petersburg bringen, wo sie ihn unerkannt und ganz heimlich in dem Hause ihres Günstlings Schuwalow zweimal sah, ohne von ihm, der überhaupt von den Verhältnissen nicht unterrichtet war, erkannt zu werden.

Iwan war damals 16 Jahr alt geworden; er hatte einen schönen, schlanken Wuchs, edle, interessante Gesichtszüge, besonders ein glänzendes, reichgelocktes Haar. Seine Stimme hatte etwas Rührendes; sie war der Ausdruck seiner Leiden, klang mild und anmuthig. Elisabeth fühlte sich dadurch auf das Tiefste erschüttert und vergoß Thränen über ein Unglück, das sie doch selbst verschuldet hatte. Aber sie hatte nicht Charakter genug, die Furcht zu überwinden, daß dieser Prinz, zum Throne berechtigt, durch sein Wiedererscheinen in der Welt eine Revolution veranlassen könnte, die ihr Thron und Leben kosten würde. So unterdrückte sie denn jede Regung von besseren

Gefühlen, und ließ ihn in sein trauriges Gefängniß nach Schlüsselburg zurückführen, wo die Vorsichtsmaßregeln noch verschärft wurden.

Sechs Jahre später war es, als Peter III. in derselben Absicht ihn besuchte.

Peter III. hatte alle Vorsicht gebraucht, um nicht erkannt zu werden. Er trug einen langen, mit Pelz verbrämten altrussischen Kaftan und eine Pelzmütze, wie er sie sonst nie getragen hatte, und war dadurch in der That so unkenntlich geworden, daß ihn nicht einmal der Gouverneur, noch weniger Iwan erkennen konnte, der ohnehin in völliger Unkenntniß darüber erhalten war, wer jetzt Kaiser in Petersburg sei.*)

Der Kaiser hatte selbst seinen Befehl an den Gouverneur von Schlüsselburg ausgestellt, worin diesem geboten wurde, diejenigen Personen, die ihm gegenwärtige Ordre überreichen würden, überall frei in der Festung umhergehen, auch mit dem Gefangenen Iwan ungehindert sprechen zu lassen, und Alles zu thun, was ihm die Ueberbringer dieses in Hinsicht der Behandlung des Iwan

*) Das ist historisch erwiesen, sowie auch seine gänzliche Verwahrlosung, und daher müssen wir die von Krusenstolpe „Der russische Hof“ Bd. I, S. 331 ff. gegebene Erzählung von dieser Zusammenkunft für unwahrscheinlich, ja für unmöglich halten, und folgen dagegen französischen gleichzeitigen Memoiren.

vorschreiben würden. Diesen Befehl überreichte er selbst dem Gouverneur, dem nun wol kein Zweifel bleiben konnte, daß es der Kaiser selbst war, der ihm incognito diesen Befehl überreichte, doch stellte er sich, als ob er ihn nicht kennte.

In seiner Begleitung befand sich nur der Bojar Leon Alexandrowitsch Narischkin und in seinem Gefolge der erste Stallmeister, Baron Ungern-Sternberg, einer seiner Generaladjutanten, der Polizeimeister von Petersburg und der Staatsrath von Korf, welche beiden Letzteren er hatte nachkommen lassen.

Diese traten nun in das Gefängniß des unglücklichen Iwan. Verwundert über so zahlreichen Besuch hob der hoch und schlank gewachsene Jüngling, dessen rührend bleiches Antlitz vielleicht nur zweimal während seiner Gefangenschaft die Sonne beschienen hatte, seine großen, dunklen Augen, welche ausdruckslos, wie die eines Blödsinnigen, die Eintretenden anstarrten. Dumpf vor sich hinbrütend stand er da, in ein schmuziges Wams gekleidet, das ursprünglich weiß gewesen war. Ein Paar alte zerrissene Schuhe trug er an seinen nackten Füßen. Das blonde reiche Haar, welches früher gelockt gewesen war, trug er jetzt rund verschnitten, wie russische Leibeigene es zu tragen pflegen. Unbekannt mit Allem, was außer seinem Kerker vorgegangen war, hatte er nur noch von den Mittheilungen des Mönchs, der den Versuch gemacht hatte,

ihn nach Deutschland zu entführen, dunkte Erinnerungen von seinem Herkommen und seinen Ansprüchen auf den Kaiserthron.

„Wer bist Du?" — fragte ihn Peter.

„Ich bin Kaiser!" antwortete er mit sanfter Stimme, aber in so schreiendem Widerspruch mit den wirklich vorliegenden Verhältnissen.

„Wer hat Dich denn in diesen Kerker geworfen?" fragte Peter weiter.

„Böse Menschen."

„Möchtest Du wol wieder Kaiser werden?"

„Warum nicht? — dann bekäme ich schöne Kleider und Diener zur Befolgung meines Willens."

„Und was würdest Du thun, wenn Du wieder Kaiser würdest?"

„Ich würde Allen die Köpfe abschlagen lassen, die mir Uebles zugefügt haben."

„Aber woher weißt Du das Alles?" fragte ihn Peter.

„Die heilige Jungfrau und ihre Engellein haben es mir erzählt." Und nun beschrieb er mit einer gewissen Begeisterung die Visionen, welche er gehabt zu haben glaubte.

Der Besuch so vieler unbekannten Personen schien ihn nicht in die geringste Verlegenheit zu versetzen. Mit kindischer Neugierde und Vergnügen betrachtete und be-

tastete er die glänzenden Waffen und Uniformen der Anwesenden.

Noch klagte Iwan über die harte Behandlung, die er im Gefängnisse erduldet hatte, besonders über die grausame Trennung von seinen Aeltern, worüber ihm noch eine dunkle Erinnerung vorzuschweben schien.

„Aber von woher schrieb sich diese harte Behandlung, worüber Sie klagen?“ fragte der Czar weiter.

„O gewiß nur von den Officieren, die uns bewachten und transportirten, die beinahe alle grausam, oft unmenschlich waren.“

„Erinnern Sie sich nicht mehr der Namen von einzelnen dieser Officiere?“

„Ach! — Wir waren gar nicht begierig, die Namen dieser Barbaren zu erfahren, und dankten auf unseren Knien dem lieben Gott, wenn einmal diese Ungeheuer durch einen andern menschlichern Officier abgelöst wurden.“

„Also fanden Sie doch auch Personen unter diesen Officieren, die Sie milder behandelten?“

„Ja — aber nur Einen. Seine Güte war groß und sein Andenken wird gewiß nie in meinem Gedächtniß erlöschen.“

„Und Sie kennen auch nicht einmal den Namen dieses Edlen?“

„Ja — er hieß Korf.“

Dieser aber war anwesend, und Thränen entrannen einen Augen.

„Und Sie kennen mich nicht mehr, mein Prinz?" fragte Korf.

„Ach, mein Gott! ja, mein Gott! Sie sind es, Korf!" rief Iwan, ebenfalls mit Thränen im Auge aus und warf sich in seine Arme.

„Siehst Du, Korf" — sprach der Czar — „wie gute Handlungen ihre schönen Früchte bringen?" — Er faßte ihn bei den Armen und sprach leise zu ihm: „Komm hinaus, daß wir unserer Gemüthsbewegung Herr werden, um noch das Weitere anordnen zu können."

Ehe er jedoch den Kerker verließ, wendete er sich noch einmal in der Thüre um und sagte: „Wünschen Sie noch Etwas? So sagen Sie es offen; was möglich ist, um Ihre Lage zu erleichtern, soll geschehen."

„Etwas mehr Luft möchte ich haben," antwortete der unglückliche Prinz mit bescheidener und sanfter Stimme.

Dieser Wunsch war in der That durch die Localitäten leider mehr als zu sehr gerechtfertigt.

Das kalte, steinerne Gefängniß lag mit seiner niedrigen, bombenfesten Wölbung in einer der Kasematten, die von außen durch das Meer bespült wurden; daher waren die Wände fast immer feucht, so daß es unbegreiflich blieb, wie der hohe Gefangene noch den Grad

von Gesundheit erhalten haben konnte, die ihm wirklich eigen war. Das einzige tief durch die starke Mauer und die Erdaufschüttung gehende Fensterchen, welches mit Eisenstangen vergittert war, ließ nur einen schwachen Lichtstrahl in das Dunkel des kellerartigen Gemaches dringen. Vor diesem Gitterfenster war ohnehin noch ein großer Holzstoß aufgebaut, und dieser, wie der Eingang in den Kerker befand sich in dem tiefen Festungsgraben, der sich zwischen dem äußern Walle und den inneren noch viel höheren Bastionen mit ihren steil aufgemauerten Wänden herumzog. So lebte Iwan wie in einem dunklen und feuchten Grabe, in der furchtbarsten Einsamkeit, da Niemand mit ihm sprechen durfte. Bewegung in freier Luft war ihm gar nicht gestattet. Den blauen Himmel hatte er nur zweimal in seiner viele Jahre langen Gefangenschaft gesehen, und zwar von der Tiefe des Grabens aus, in welchen man ihn auf einige Minuten geführt hatte, um seinen Kerker von den jahrelangen Unreinigkeiten etwas zu säubern. Er sah dabei Nichts, als feuchte, gemauerte Wände, oben wandelnde Schildwachen und einen Streifen Himmel. — Im seltsamsten Contrast, gleichsam im Hohn über sein bettelhaftes Aussehen wurde dieser vom Throne gestoßene junge Kaiser auf Silber bedient. Dies war in einer Anwandlung der Milde von Elisabeth befohlen worden. Auch sollte seine Tafel mit vielen leckeren Speisen bestellt werden; aber seine habsüchtigen Wächter

und selbst der Gouverneur steckten das Geld in ihre Taschen und verzehrten das Mahl, wovon Iwan nur einige übriggebliebene Brocken, kaum genügend zur Sättigung, vorgesetzt wurden.

Kaum waren Peter und seine Gefährten wieder ins Freie getreten, so brachen sie aus in Ausrufungen des Entsetzens über diese barbarische Grausamkeit. Der Kaiser gab sogleich Befehl zu einer mildern Behandlung des bejammernswerthen Gefangenen.

Peter war mit Narischkin und Korf noch einmal in Iwan's Kerker getreten. Auch Wolkoff, der Commandant der Festung, befand sich in dem Gefolge des Czaren, den Iwan jetzt wohl erkennen mochte, und Peter sprach zu dem Commandanten im gebietenden Tone in Iwan's Gegenwart:

„Ich befehle Dir von diesem Augenblick an, dem Prinzen Alles zukommen zu lassen, was er von Dir fordert, und ihn so oft und so lange er es wünscht, im ganzen Umkreise der Festung frei herumspazieren zu lassen; vor Allem aber, ihm gute und anständige Kleidung zu geben, auch sein Tafel so zu besetzen, wie es eines Prinzen von Geblüt würdig ist. Weitere schriftliche Instruction darüber werde ich Dir von Petersburg zusenden. Auch Dein Benehmen gegen ihn soll so geändert werden, wie es die schuldigen Rücksichten auf den hohen Rang der geheiligten Person des Prinzen fordern."

Jetzt erst flüsterte man dem unglücklichen Iwan zu: „Es ist der Czar Peter III., der Ihr Schicksal mildert.“ Iwan kniete vor ihm nieder, und dankte ihm in den rührendsten Ausdrücken, indem er die Hand des Kaisers mit Küssen und Thränen bedeckte.

„Fassen Sie Muth, Prinz, ich will, daß Sie wieder ein Glück genießen, wozu Sie Ihre hohe Geburt berechtigt. Bis dahin aber, daß die Verhältnisse Ihre Erhebung möglich machen, fügen Sie sich in Geduld der jetzt noch unvermeidlichen Beschränkung Ihrer Freiheit.“

Kaum hatte Peter diesen Kerker verlassen, so machte er mit seiner Begleitung einen Gang durch die Festung. „Ich suche,“ sagte er, „einen Platz, worauf sich ein hübsches Haus mit einen freundlichen Garten einrichten läßt, welches künftig dem Prinzen zur anständigen Wohnung dienen kann.“

„Ich will,“ fügte er hinzu, „daß es ein Pavillon sei von 9 Fenster Front, und daß man dahinter einen Garten anlege, in welchem es sich angenehm spazieren gehen läßt. Ich werde dazu den Plan von Petersburg senden und es soll dann sogleich mit dem Bau der Anfang gemacht und dieser rasch betrieben werden. Sobald der Bau fertig ist, werde ich selbst wieder nach Schlüsselburg kommen, um den Prinzen dort einzuführen.“

Es läßt sich nicht denken, daß dieses seine eigentliche Absicht war. Wollte er Iwan zum Thronfolger

erklären, so brauchte er kein neues Gefängniß für Denselben zu erbauen. Daher war eher zu vermuthen, daß er durch diesen Neubau seine eigentlichen Pläne verhüllen wollte, und daß diese dahin gingen, seiner Gemahlin, nachdem er sie verstoßen, einen anständigen Kerker zu erbauen, alsdann aber Iwan zum Thronfolger zu erklären und in Freiheit zu setzen. — Wenigstens hat Katharina II., um ihre gewaltsame Thronbesteigung zu rechtfertigen, in ihrem Manifeste diese Absicht Peter's als einen Rechtfertigungsgrund angegeben, und die damaligen gespannten Verhältnisse mit ihr, so wie seine bekannt gewordenen Pläne und die der Romanowna Woronzow gegebenen Versprechungen lassen wol keinen Zweifel an der Wahrheit dieser Absichten.

Einige Zeit nach dem Besuche Peter's in Schlüsselburg wurde dieser bekannt. Auch sein Oheim, Prinz Georg von Holstein, hatte davon gehört, und errieth sehr leicht die Absicht des Czaren. Um den offenen Bruch mit seiner Gemahlin zu hintertreiben, rieth ihm Dieser, den jungen Iwan nach Deutschland an seine Verwandten zurückzusenden. Unter den beständigen Intriguen des Hofes hatte Peter schon heucheln gelernt. Scheinbar ging er auf den Vorschlag seines Oheims ein und versprach, demselben nachzukommen, sobald es die Umstände erlauben würden.

Statt dessen ließ Peter den unglücklichen Prinzen

Iwan nach der Festung Cronholm bringen. Diese liegt auf einer Insel im Ladogasee. Von dort wurde er dann später ganz heimlich nach Petersburg geführt.

Auch auf dieser Reise des Prinzen, wodurch der Kaiser seine Lage zu verbessern beabsichtigte, verfolgte ihn die schwere Hand des Schicksals, welche auf sein ganzes Leben drückte. Als man ihn von Schlüsselburg wegbrachte, wurde die Galeere, worauf er fuhr, von einem so heftigen Sturme befallen, daß dieselbe nahe daran war, in den hochgehenden Wogen umzuschlagen, wodurch er unfehlbar seinen Tod im Meere gefunden haben würde — immer noch ein milderes Geschick, als ihn später, nachdem Katharina II. den russischen Thron bestiegen hatte, so schrecklich ereilte.

Wir wollen diese tragische Katastrophe, der Zeit vorauseilend, erzählen, um die Geschichte dieses Opfers entsetzlicher Tyrannei damit in einem Gusse zu vollenden.

5.

Iwan's ferneres Geschick, seine Ermordung und deren Folgen.

Es ist eine der schwärzesten Episoden, die wir aus der Hofgeschichte Rußlands über das tragische Ende des unglücklichen und unschuldigen Iwan nicht ohne Schaudern zu berichten haben. Sein ganzes Dasein schien nur den einen Zweck zu haben, auf ein ganz schuldloses Men-

schenleben eine Kette der schwersten Leiden zu häufen und diese nur durch einen frühen gewaltsamen Tod zu beendigen.

Kaum hatte Katharina II., nach der gewaltsamen Entthronung und Ermordung Peter's III., den russischen Thron bestiegen, so peinigte sie die Angst, daß die Pläne Desselben, Iwan auf den Thron zu heben, durch einen Volksaufstand wieder ins Leben geführt werden könnten. Das böse Gewissen läßt dem Menschen nie Ruhe vor der Angst für die Folgen einer bösen That! — Wie die Kaiserin Elisabeth, die sich eben so gewaltsam der Regierung bemächtigt hatte, stets von der Furcht gepeinigt wurde, auf dieselbe Weise, wie sie den Thron bestiegen hatte, eben so auch wieder von demselben verdrängt zu werden, und wie diese Furcht der Kaiserin sich gegen den verdrängten, rechtmäßigen Thronfolger gewendet hatte, so war auch für Katharina II. jener unglückliche Prinz das entsetzliche Schreckbild, das ihr Tag und Nacht die Ruhe nahm. Durch die Ermordung Peter's hatte sie bewiesen, daß sie auch nicht vor dem entsetzlichen Verbrechen des Meuchelmordes zurückbebte, um ihre herrschsüchtigen und ehrgeizigen Pläne durchzusetzen; wie sollte sie vor der Ermordung des armen, wehrlosen Iwan sich scheuen, um sich durch Mord zu sichern, was sie durch Mord errungen hatte — den russischen Thron?

Nur kurz währte die bessere Lage, in welche Peter's Milde den unglücklichen Iwan versetzt hatte.

Katharinen's erster Befehl, als sie so gewaltsam den russischen Thron bestiegen hatte, war, den unglücklichen Prinzen Iwan wieder in sein Gefängniß nach Schlüsselburg zurückführen zu lassen. Dort wurde er nun unter noch weit strengere Bewachung gestellt als früher, und Katharina faßte den entsetzlichen Beschluß, sich endlich von der steten Angst zu befreien, daß es nur des Namens „Iwan" bedürfe, um eine neue Thronrevolution gegen sie zum Ausbruch zu bringen.

Für diesen Zweck wurde eine schändliche Intrigue angesponnen, welcher die Kaiserin selbst nicht fremd blieb.

Nachdem Alles eingeleitet war, erschien es nothwendig, daß Katharina sich von Petersburg entfernte, um während der Katastrophe dort nicht gegenwärtig zu sein, damit der Verdacht der Theilnahme am Verbrechen nicht auf sie fallen möge. Eine Reise nach Liefland, unter dem ostensiblen Vorwande, den Schauplatz ihrer Erfolge sehen zu wollen, mußte den Grund dazu bieten. Eine Zusammenkunft mit Poniatowsky, zwar anscheinend heimlich betrieben, wurde unter der Hand bekannt gemacht, um als geheimer Beweggrund zu erscheinen und von dem eigentlichen, wahren Zwecke abzulenken.

Indeß vegetirte der Czar Iwan in der Tiefe seines Gefängnisses im traurigsten Dasein. Für ihn war durch die Strenge jener harten Maßregeln freilich alle Illusion, daß

er jemals noch den Kaiserthron besteigen könnte, verloren. Doch seine Anhänger in Petersburg, die sich immer vermehrten, je unbeliebter Katharina durch ihren Despotismus beim Volke wurde, hegten Hoffnungen auf eine gewaltsame Wendung der Dinge, so lange Iwan wenigstens noch am Leben war.

Gegen diese günstige Stimmung, die selbst dem Schaffot trotzte und durch geheime Verschwörungen auf eine allerdings gefährliche Weise täglich neue Nahrung erhielt, wurde zunächst ein planmäßiges System der schmählichsten Verleumdung angewendet.

Man schämte sich nicht zu sagen, daß der arme Jüngling, dem kaum die kärgliche Nahrung gereicht wurde, ein Trunkenbold, daß er wahnsinnig, wenigstens blödsinnig sei, was bei so herbem Geschick kein Wunder gewesen wäre, aber doch nicht in der Wahrheit begründet war. Man sagte, daß er stammelte und kaum im Stande wäre, seine Meinung auszudrücken, und doch war seine Sprache so weich und rührend und sein Gedankenausdruck, bis auf die Visionen, wozu ihn seine lebhafte Phantasie verleitete, so klar und besonnen, daß sich an seinem Verstande nicht zweifeln ließ.

Im Rausche, hieß es, sollte er sich wie ein reißendes Thier geberden und in seinem periodischen Wahnsinn sogar für einen Propheten halten; das war aber Alles erlogen. Allerdings mußte seine absichtlich

vernachlässigte Erziehung und das Verbot, mit ihm zu sprechen, niederdrückend auf seinen Geist einwirken, aber sowol Peter III. und seine Umgebungen als Elisabeth waren gerührt durch die einfache Anmuth seines Wesens, durch seine sanften Klagen und die Milde seiner Sprache. Niemand in Petersburg glaubte auch an die Wahrheit der von Seiten des Hofes verbreiteten Verleumdungen, und die Theilnahme für den Prinzen stieg damit mehr, als daß sie beseitigt wurde.

So glaubte denn Katharina, daß Nichts übrig bliebe, die Gefahr zu beschwören, als Meuchelmord. Es kam nur darauf an, diesen durch eine Intrigue zur Ausführung zu bringen, welche jeden Verdacht von ihr abwendete.

Dazu hatten sich auch bereits die nöthigen Werkzeuge gefunden.

Das Smolenski'sche Regiment war nach Schlüsselburg verlegt worden, und bildete dort die Garnison. Eine Compagnie desselben hatte die Wache in dem Theile der Festung, in welchem Iwan gefangen saß. In diesem Regimente stand ein Officier, mit Namen Wasili Mirowitsch. Sein Großvater von väterlicher Seite war einer der Officiere gewesen, die in der Verschwörung Mazeppa's mit compromittirt waren, als dieser für Karl XII. die Waffen ergriff, indem er Peter I. verließ. In Folge dieser Abtrünnigkeit wurden die Güter der Familie Mirowitsch confiscirt, und der junge Wasili ließ es an Reclamationen, um diese

wiederzuerlangen, nicht fehlen. Dadurch wurde er dem russischen Hofe bekannt. Man gab ihm zwar seine Güter noch nicht wieder zurück, machte ihm aber Hoffnung dazu, wenn er sich dem Interesse der Kaiserin nützlich machen würde. Nachdem man seinen Charakter und seine Gesinnungen gehörig sondirt und erkannt hatte, daß er ein Mensch war, der, um sein Privatinteresse zu fördern, vor keiner Schändlichkeit und keinem Verbrechen zurückbebte, wurde er mit Vorsicht in den teuflischen Plan eingeweiht, der Alles an Schändlichkeit übertraf, was menschliches Gehirn jemals zur Verübung eines schweren Verbrechens ausgesonnen hatte.

Die Kaiserin Katharina hatte nämlich den beiden Wächtern des beklagenswerthen Prinzen, dem Capitain Usulieff und dem Lieutenant Tschekin den eigenhändig von ihr unterzeichneten schriftlichen Befehl zugehen lassen, im Zimmer des Prinzen zu wachen und Denselben zu tödten, sobald der geringste Versuch gemacht werde, ihn zu befreien. Beide Officiere gehörten zu den rohesten und blind servilen Charakteren, die in Rußland, besonders damals, nicht schwer zu finden waren, so daß man der Vollziehung dieses entsetzlichen Bluturtheils gewiß sein konnte, wenn man nur Befreiungsversuche von außen veranlassen konnte. So war es also die entsetzliche Aufgabe, welche Mirowitsch empfing, Iwan wo möglich zu befreien und zu entführen, da die Kaiserin wünsche, ihn los zu

sein, ohne sich das Ansehen zu geben, ihn befreit zu haben. Um seine Güter zurückzuerhalten, übernahm er einen solchen Befreiungsversuch, und versprach, ihn mit Eifer auszuführen. Dies geschah auf folgende Weise.

Acht Soldaten bewachten gewöhnlich den Corridor, der zu den Zimmern führte, in denen sich Iwan befand, und alle Gänge, welche dorthin führten, waren abgesperrt. Die anderen Soldaten der Wache befanden sich auf der Hauptwache am Festungsthore, oder waren an verschiedenen Orten in der Umgebung des Gefängnisses Iwan's postirt. Dieses Detachement wurde von einem Officier commandirt, der unmittelbar unter den Befehlen des Gouverneurs stand.

Mirowitsch hatte noch einen gewissen Jakob Peskoff für die Theilnahme an seinem Unternehmen gewonnen. Auch suchte er am 4. Juli, um 9 Uhr Abends, drei Corporale und zwei Soldaten dafür zu gewinnen, die zwar Anfangs einige Schwierigkeiten machten, darauf einzugehen, indeß bald durch Bestechung und noch glänzendere Versprechungen dafür gewonnen wurden.

Sie wußten indeß weiter Nichts, als daß es gelte, den unschuldigen Iwan zu befreien und nach Deutschland zu entführen. Hätten sie geahnet, daß es galt, einen Befreiungsversuch zu machen, um dessen Ermordung herbeizuführen, so würden selbst diese rohen Gemüther sich gegen eine solche Schändlichkeit gesträubt haben.

Mirowitsch hatte während der ganzen Woche, in welcher er zum Wachdienste in der Festung commandirt war, Nichts unternehmen können. Deshalb verlangte er die Erlaubniß, noch eine Woche den Wachdienst versehen zu dürfen. Dies geschah unter Vorwänden, welche die Versagung seines Wunsches nicht zuließen.

Er schämte sich seiner bisher bewiesenen Unentschlossenheit und nahm sich vor, nun desto kräftiger ans Werk zu gehen. Auch er war von dem eigentlichen Zwecke seines Befreiungsversuches nicht unterrichtet. Dieses war eigentlich das Schändliche an dieser Intrigue, daß man ihn als Werkzeug brauchen wollte, um ihn zu vernichten, wenn er verbraucht war.

Es war am 4. Juli, als nach einem gemeinschaftlichen Beschlusse der Verschworenen die spätere Nachtzeit gewählt wurde, um zur Ausführung zu schreiten.

Zwischen ein und zwei Uhr kamen die Verschworenen noch einmal zusammen. Mirowitsch und die Corporale hatten bis dahin etwa einige 30 Soldaten für ihr Complot gewonnen, die bereit standen, Alles zu wagen. Diese marschirten nun, von Mirowitsch und Piskoff geführt, gegen das Gefängniß des unglücklichen Prinzen. Die wachhabenden Officiere waren gewarnt, auf ihrer Hut zu sein.

Auf dem Wege dorthin begegnete ihnen unglücklicher Weise der Gouverneur der Festung Berendeikoff. Man

hatte geglaubt, daß Derselbe längst schlafen würde. Aber er hatte Kunde erhalten von einem Complot zur Befreiung Iwan's, und da ihm die eigentliche schändliche Absicht dieses von oben herab im Geheimen befohlenen Befreiungsversuchs nicht mitgetheilt worden war, so glaubte er seine Pflicht zu thun, indem er die Ausführung dieses Complots zur Befreiung Iwan's verhinderte. Er trat heraus und fragte Mirowitsch im barschen Tone, was die bewaffneten Soldaten wollten, und wie er sich unterstehen könne, ohne seinen Befehl in der Nacht Truppen marschiren zu lassen. Er fragte, wohin sich dieselben begeben sollten. Statt aller Antwort gab Mirowitsch dem Gouverneur einen leichten Schlag mit dem Degengefäß und überlieferte ihn einigen Soldaten zur Bewachung. Der Gouverneur ließ sich dieses ganz ruhig gefallen, worauf die Verschworenen ihren Marsch fortsetzten.

Als sie an der Thür angelangt waren, welche zu dem Corridor führte, an welchem Iwan's Gefangenzimmer lag, machten einige Soldaten den Versuch, den Eintritt zu hindern. Sogleich befahl aber Mirowitsch, auf die Posten Feuer zu geben, was auch augenblicklich geschah. Die Schildwachen schossen nun auch ihrerseits, doch wurde auf beiden Seiten kein Mann verwundet. Die Patronen, die man ausgetheilt hatte, waren ohne Kugeln; dafür hatte Mirowitsch in Zeiten gesorgt gehabt.

Seine Soldaten, bestürzt über den Widerstand, woll=

ten sich zurückziehen, doch Mirowitsch hielt sie auf. Nun aber verlangten sie die Ordre zu sehen, wodurch, wie man ihnen vorgeredet hatte, ihr Führer ermächtigt war, so zu handeln. Da zog er ein vorher angefertigtes falsches Manuscript aus der Tasche, wonach der Senat erklärte, daß Prinz Iwan auf den Thron berufen und Katharina desselben entsetzt werden solle, weil sie sich nach Liefland begeben habe, um sich dort mit dem Grafen Poniatowsky zu vermählen. Der unwissende Soldatenhaufe glaubte an diese Verspiegelung, und meinte nun, diesem Documente folgen zu müssen. Sie fällten die Bayonnete zum neuen Angriff. Während dieser Zeit hatte man Mirowitsch eine Kanone zugeführt, die er nun selbst gegen den Eingang zu dem Zimmer Iwan's auffuhr.

Darauf wurde von innen die Thür von Iwan's Gefängniß geöffnet. Mirowitsch mit den Verschworenen und Soldaten, so weit sie der Raum fassen konnte, traten nun hinein, und dort traf sie ein entsetzlicher Anblick.

Sobald die beiden den unglücklichen Prinzen in dessen Zimmer bewachenden Officiere erkannt hatten, daß es einem Befreiungsversuche gelte, vollzogen sie mit sclavischer Genauigkeit den erhaltenen Blutbefehl. Sie waren es, die der Wache auf dem Corridor zuriefen, Feuer zu geben; als sie aber sahen, daß es kein Mittel mehr gäbe, den Angriff abzuhalten, zogen sie die Degen, und drangen

auf das unglückliche Opfer der Tyrannei ein, welches man ihnen entreißen wollte.

Iwan lag im Bette und schlief; vielleicht träumte er von seiner bevorstehenden Kaiserkrönung, welche ihm, wie schon erwähnt, eine Vision der heiligen Maria verkündigt hatte. Aber von dem knatternden Gewehrfeuer geweckt, blickte er auf, und sah die beiden blutgierigen Menschen mit gezückten Degen auf sich eindringen. Starr vor Entsetzen flehte er in den rührendsten Tönen mindestens um Schonung seines elenden Lebens.

Aber von Seiten dieser Barbaren gab es kein Erbarmen. Als ihm die Bösewichter näher rückten mit ihren Degenspitzen, gab ihm die Todesangst Riesenkräfte und der Wehrlose vertheidigte sich noch lange. Schon war seine rechte Hand mit dem Degen durchbohrt; sein Körper blutete aus mehreren tiefen Wunden. Es gelang ihm, den Degen dem einen der Mörder zu entreißen und zu zerbrechen, als ihn der Andere durch einen Degenstoß in den Rücken, der ihm in die Brust drang, tödtlich verwundete. So sank er zu Boden und zuckte noch als Sterbender; da ergriff Der, dem er den Degen zerbrochen hatte, ein Bayonnet und vollendete den Mord mit kalter Grausamkeit durch mehrere Bayonnetstiche.

Nun erst war der Zeitpunkt gekommen, wo Ulusteff die bis dahin von innen verschlossene Thür öffnete. Tschekin schrie dem Eintretenden zu, indem er auf den im

Hemde am Boden liegenden blutigen Leichnam zeigte: „Diese Mordthat habt Ihr Rebellen vor Gott zu verantworten; wir aber sind unschuldig. Wir haben nur die Befehle unserer Kaiserin vollzogen für den Fall eines Befreiungsversuchs, den Ihr gewagt habt. Seht hier ihre schriftliche Ordre mit ihrer eigenhändigen Unterschrift", und damit zeigte er diese Ordre vor.

Im ersten Augenblicke war Mirowitsch allerdings erschrocken über die Folgen seiner That. Er warf sich über den Leichnam des unglücklichen Prinzen und küßte ihn. Das war aber auch die letzte Mahnung eines erwachenden menschlichen Gefühls. Bald ermannte er sich wieder, erhob sich und sprach im Bewußtsein, daß er nur auf höhern Befehl gehandelt hatte, mit eisiger Kälte die Worte, welche sich Niemand erklären konnte: „Es ist gut so. Der Zweck meiner Unternehmung, den ich jetzt erst erkenne, ist nun erfüllt: der unglückliche Iwan ist jetzt befreit." Dann ging er hinaus zu dem Gouverneur, der bis dahin noch bewacht wurde, und übergab ihm seinen Degen mit den höhnend gesprochenen Worten: „Ich bin Ihr Gefangener! Nun thun Sie Ihre Pflicht, ich that die meinige!"

Es ist eine alte Erfahrung in der Verbrecherchronik: je größer das Verbrechen, desto größer die Frechheit.

So hatte man auch hier noch die Unverschämtheit, den von der Kaiserin Elisabeth entthronten, auf Katharinens Befehl ermordeten Großfürsten Iwan am folgenden Tage

öffentlich auszustellen und, um das empörte Volksgefühl zu versöhnen, tiefe Trauer über den selbstverschuldeten Todesfall zu heucheln, auch gegen die ruchlosen Mörder strenge Gerechtigkeit zu verheißen.

Alles Volk strömte herbei, um mit Zorn der Entrüstung und mit Thränen in den Augen die Leiche des unglücklichen berechtigten Thronfolgers zu küssen, den man in der Wiege seiner Rechte beraubte, den man nur im Kerker aufgezogen hatte, um ihn als Mensch auch geistig zu vernichten, was indeß unter Gottes Schutz nicht gelang; endlich ihn durch die scheußlichste Intrigue, die jemals gespielt worden ist, zu ermorden; Alles, um die Seelenangst zweier Kaiserinnen zu beruhigen, die als Thronräuberinnen fürchteten, von dem Entthronten einst selbst wieder entthront zu werden.

Iwan lag auf hohem Katafalk in der schwarz behangenen Kirche, von zahllosen Wachskerzen umgeben, umringt von knienden Priestern. An den Altären wurden Seelenmessen für den jetzt unschädlich gemachten Thronfolger gelesen. Dieser lag im Hermelinmantel von rothem Sammet, wie er ihn im Leben nie getragen hatte, bleich wie ein Wachsbild, ein immer noch schöner Jüngling von sechs Fuß Länge, mit hellblondem, jetzt wieder reich gelocktem Haar, mit einem kurzen, feinen russischen Barte und ungemein zarter Haut, welche nie Wetter und Luft gebräunt hatten — ein überaus rührender Anblick!"

Seine körperliche Schönheit wie sein rührendes Mißgeschick erhöhten noch das Mitgefühl des Volkes. Da, um nicht noch mehr das öffentliche Mitleid herauszufordern, verschloß man die Kirche gegen allen weitern Andrang und — „sic transit gloria mundi!“ — nahm ihm den Purpurmantel und die kostbaren Kleider ab, und hüllte den durchstochenen Leichnam in Schaffelle, legte ihn in einen flachen Sarg von vier unbehobelten Bretern und zwei Bretchen, und scharrte ihn ein in stiller Nacht unter dem Boden der Kirche, indem die Steinplatten desselben wieder darüber eingefugt wurden. Das Volk, welches auf ein glänzendes Leichenbegängniß gehofft hatte, wußte lange nicht, wo dieses unschuldige Opfer der Tyrannei zweier Kaiserinnen geblieben war.

Nun galt es noch dem öffentlichen Rechtsgefühle des Volkes Rechnung zu tragen, damit der Schein der Schuld von der hohen Stelle, von wo sie ausgegangen war, abgewendet würde.

Aber die zwei Hauptthäter, Ulusteff und Tschekin, hatte man entkommen lassen. Sie hatten, um sich der Volkswuth zu entziehen, die erste Verwirrung benutzt und waren auf einem Schiffe, welches im Hafen für sie bereit lag, nach Dänemark gefahren, wo sie der russische Gesandte, der ihre Verbrechen, aber auch ihre Ordres kannte, mit der Freundlichkeit aufnahm, welche ihr Gehorsam als Officiere und ihre That, die zur Gemüthsbe-

ruhigung der Kaiserin gereichte, nach ihrer Ueberzeugung wohl verdient hatte. Einige Zeit darauf, nachdem ihre That nicht mehr besprochen wurde, kamen sie sogar nach Rußland zurück und erhielten glänzende Belohnungen und Beförderungen im Officiersrange, ein historischer Beweis mehr, wenn es dessen noch bedurfte, von der verbrecherischen Theilnahme Katharinens an dieser scheußlichen Mordthat.

Unmittelbar nach Iwan's Ermordung hatte der Gouverneur von Schlüsselburg einen ausführlichen Bericht über die That und ihre Veranlassung an den Grafen Panin gesendet, und Dieser schickte in möglichster Eile einen Courier mit diesem Bericht an die Kaiserin ab, die sich damals noch in Mitau befand.

Dort hatte Katharina II. ihre Zeit indeß in der peinlichsten Unruhe verlebt. Sie kannte genau die Intrigue, die sie selbst angestiftet hatte. Sie wußte, an welchem Tage Mirowitsch das Commando der Wache übernommen hatte, und berechnete genau die Zeit, zu welcher die beabsichtigten Folgen seines Befreiungsversuchs eingetreten sein könnten und wenn sie Nachricht darüber erhalten müßte. Aber sie wußte nicht, daß Mirowitsch's Unentschlossenheit die That von einem Tage zum andern bis acht Tage lang verschob, und eben diese Zögerung ängstigte sie so ungemein, daß sie schlaflose Nächte hatte, in einer Nacht sogar mehrere Male aufstand und fragte,

ob denn noch kein Courier angekommen sei. In dieser Spannung wurde sie denn endlich durch die Ankunft des Couriers mit Panin's Bericht beruhigt. „Endlich!" rief sie aus und athmete freier auf, als sie daraus Iwan's Tod ersah.

Hätte Katharina der ersten Regung der Dankbarkeit gefolgt, sie würde Mirowitsch auf das Glänzendste belohnt haben. Aber so, um sich selbst zu reinigen von jedem Verdachte, mußte sie ihr Werkzeug, nachdem es verbraucht war, preisgeben. Sie verordnete daher, daß sogleich ein General-Lieutenant als besonderer Untersuchungscommissar nach Schlüsselburg gesendet wurde.

Nachdem Dieser im Geheimen ein Privatverhör mit Mirowitsch abgehalten hatte, worin er ohne Zweifel Aufschluß über die geheimen Triebfedern seiner Handlungsweise bekommen hatte, begriff er leicht, daß die Kaiserin wünschen mußte, diesen lebendigen Zeugen ihrer Handlungsweise zum ewigen Schweigen zu bringen, und darnach richtete er sein Verfahren ein. Er ließ ihn nach Petersburg abführen und veranlaßte, daß die Untersuchung seines Verbrechens einer Commission übertragen wurde, welche aus fünf Prälaten und einer eben so großen Anzahl von Senatoren bestand.

Mirowitsch erschien vor diesen seinen Richtern mit der Ruhe, welche er nur durch die Gewißheit, seiner Strafe zu entgehen, erlangt haben konnte.

Er antwortete auf alle an ihn gestellten Fragen mit einer frivolen Ruhe und einer oft spöttischen Miene. Die Richter selbst schienen auch die Sache nicht mit besonderem Eifer und strenger Gewissenhaftigkeit zu betreiben. Sie vermieden es sogar so viel als möglich, in die Tiefe des Geheimnisses einzudringen, welches sie wol ahneten, aber als gefährlich für alle Mitwisser scheuten. Nur eines der Mitglieder der Commission, ein Senator, hatte den Muth, sich gegen die Lauheit im Verfahren der Commission aufzulehnen. Aber man tadelte seinen Eifer und legte ihm Stillschweigen auf unter der Drohung, daß er sein Amt nicht behalten würde, wenn er in dieser so delicaten Sache nicht die erforderliche Discretion beobachten wü rd — Dennoch wurde Mirowitsch nach einigen Tagen zum Tode verurtheilt und zwar durch Enthauptung. Aber man vermied es, in den Entscheidungsgründen dieses Bluturtheils den verübten Hochverrath als Beweggrund anzugeben, sondern bezog sich lediglich auf das Verbrechen der Störung der allgemeinen Ruhe.

Es lag klar vor Augen, daß man sich scheute, ein Verbrechen zu bestrafen, das die Kaiserin selbst befohlen, während man doch die Nothwendigkeit gefühlt hatte, dem verletzten Rechtsgefühl des Volkes ein blutiges Opfer zu bringen.

Mirowitsch aber bestieg das Schaffot mit der Festig-

keit und Ruhe eines Mannes, der Nichts mehr zu fürchten hat, indem er gewiß ist, begnadigt zu werden. In der That wurde auch allgemein behauptet, daß ihm die Begnadigung auf das Bestimmteste versprochen worden sei. Aber er sollte grausam enttäuscht werden, als es zu spät war. Man eilte um so mehr mit der Vollziehung der Hinrichtung. Erst als die Henker mit aufgestreiften Aermeln und mordgierigen Blicken ihm die Kleider vom Leibe rissen, als der Scharfrichter den rothen Mantel fallen ließ und das blanke Beil im Sonnenlichte blitzte, als ringsumher sich kein Bote der Gnade mit dem hochgehaltenen Begnadigungsbriefe blicken ließ, ergriff ihn ein Schauder über den furchtbaren Ernst der Situation, und er versuchte zum Volke zu reden in der Absicht, Alles zu enthüllen. Aber auf einen Wink des Commandirenden der Execution rasselten 50 Trommeln, und die Henker ergriffen ihn am Nacken und bei den Haaren und zogen ihn auf den Richtblock nieder; das Beil blitzte in der Luft und einen Augenblick später hob der Henker sein abgetrenntes Haupt empor und zeigte es dem Volke, das mit Schauder in der tiefsten Stille einen Act der Gerechtigkeit ansah, der nach der öffentlichen Meinung an dem unschuldigen Werkzeuge der schändlichsten Intrigue einer kaiserlichen Mörderin vollzogen wurde.

Mirowitsch war der Einzige, der zum Tode verurtheilt und hingerichtet ward. Die er verleitet hatte, mit=

zuwirken, wurden als Verführte betrachtet, und zu geringeren, wenn auch mehr oder weniger harten Strafen verurtheilt. Piskoff und die drei Corporale wurden durch Spießruthenlaufen bestraft, alsdann in Ketten gelegt und zu öffentlichen Arbeiten verurtheilt. — Tsorwanikoff wurde degradirt, weil er, ohne es zu entdecken, Mirowitsch's Mittheilungen über seine Pläne angehört hatte. Im Ganzen wurden 58 Personen zu Strafen verurtheilt. Man wendete gegen dieselben wenigstens verschiedene Strenge an, um den Verdacht von der hochgestellten eigentlichen Urheberin dieser Gräuel abzulenken.

Die Absicht, das Volk zu beruhigen, hatte indeß Katharina nicht erreicht. Die Macht der öffentlichen Meinung war stärker als die der Intriguen. Je mehr man die öffentliche Meinung zu leiten suchte, um so mehr wälzte die öffentliche Volksstimme alle Schuld einer so schwarzen Intrigue auf Katharina. Das Volk klagte sie laut der Treulosigkeit und Grausamkeit an. Man hielt die Kaiserin für das verbrecherischste Weib, welches jemals auf einem Throne gesessen. Man haßte und verabscheute ihre Macht; aber die russische Nation war damals im angeborenen Sclavensinne so tief gesunken, daß man dennoch mit hündischem Gehorsam im Staube zu ihren Füßen kroch und zu jeder Schandthat, die sie wünschte, die Hand bot.

Die Ermordung Iwan's war nicht der erste Mord,

den sie auf sich geladen hatte; man war überzeugt, daß es auch nicht der letzte sein werde. Man zitterte für den jungen Großfürsten Paul, im Falle dessen Erbansprüche auf den Thron ihr irgend eine Besorgniß veranlassen sollten.

Wir haben jetzt nur noch die Katastrophe mitzutheilen, die Katharina auf den Standpunkt der Macht gehoben, welche ihr Iwan's Ermordung möglich gemacht hatte.

6.

Steigende Spannung zwischen dem Großfürsten und seiner Gemahlin. — Katharinen's geheime Liebschaften. — Gregor Orloff — Kinder aus dieser Verbindung. — Ein anderer Günstling von Villebois. — Die Fürstin Daschkoff. — Odart. — Rasumowsky und Graf Panin. — Verschwörung gegen Peter III. — Fürst Wolkonowsky. — Orloff's Brüder.

Wenden wir unsere Blicke zurück auf das unglückliche eheliche Verhältniß zwischen Peter III. und seiner Gemahlin Katharina, so werden wir Schritt für Schritt verfolgen können, wie die immer zunehmende schroffe Rücksichtslosigkeit seines schonungslosen Benehmens gegen sie, und ihre ehrgeizigen Pläne endlich zu der unglücklichen Katastrophe führen mußten, die ihm das Leben kostete und ihr den Thron eroberte.

Von der Zeit an, als sich Katharina von ihren ge-

liebten Poniatowsky trennen mußte, wurde sie sehr vorsichtig, indem sie zwar nicht von zärtlichen Verbindungen ganz abließ, diese aber so geheim hielt, daß weder ihr Gemahl, noch irgend Jemand, außer ihrer vertrauten und verschwiegenen Kammerfrau Katharina Iwanowna, Etwas davon bemerkte.

Katharina beabsichtigte und erreichte durch das Geheimniß, worein sie ihre verliebten Abenteuer zu hüllen wußte, daß ihr Gemahl eine Waffe, die er früher gegen sie hatte, verlor, und daß sie immer mehr Theilnehmer in ihren Umgebungen und am Hofe gewann. Ja, es kam an diesem sittenlosen Hofe dahin, daß man die Trauer der Gemahlin eines Andern für den ihr geraubten Geliebten rührend fand, und dadurch immer blinder wurde für solche geheime Vergnügungen.

Das hatte sie vorzüglich der Gewandtheit, Schlauheit und seltenen Verschwiegenheit ihrer Kammerfrau Katharina Iwanowna zu danken, die ihren Gelüsten oft im Geheimen Liebhaber zuführte, welche nicht ahneten, daß es die Gemahlin des Kaisers war, die ihnen in dunkler Nacht die höchste Gunst gewährt hatte. Katharina bekümmerte sich auch selten darum, wer die Glücklichen waren und wie sie hießen, die ihre flüchtige Gunst genossen hatten.

Nur einige Ausnahmen kamen vor, daß ein dauerndes Verhältniß aus solchen flüchtigen Vergnügungen her=

vorging. Der bedeutendste der dadurch gewonnenen Günst=linge war Gregorius Orloff. Diese Verbindung war auf dieselbe Weise eingeleitet wie alle anderen flüchtigen Lieb=schaften.

Dieser Orloff war als Besitzer einiger leibeigenen Bauern Edelmann von Geburt. Er stand als Officier bei der Artillerie. Seine Brüder Alex, nachmals Admiral, und Wolodomir Orloff, dienten damals noch als gemeine Soldaten unter der Garde.

Jener Gregorius Orloff besaß weder die Vorzüge einer hohen Geburt, noch einer guten Erziehung; aber er hatte von der Natur die guten Eigenschaften eines uner=schütterlichen Muths und einer seltenen Schönheit der Ge=stalt und Gesichtsbildung empfangen. Er war der Enkel eines Strelitzen, der bei der großen Hinrichtung von Tausenden Derselben in Moskau durch Peter den Großen Diesem durch seine kaltblütige Ruhe, womit er dem Todes=streiche entgegensah, auffiel und von ihm begnadigt wurde, als schon das Beil über seinem Haupte blitzte.

Jener Gregorius Orloff hatte nur seiner Schönheit sein Glück zu danken. Der Feldzeugmeister Graf Peter Schuwalow hatte die sonderbare Eitelkeit, vor allen anderen Generalen den schönsten Adjutanten zu haben. Seine Blicke fielen auf den sonst unbedeutenden jungen Artillerie=Officier Orloff, und da in der ganzen Armee kein schönerer Mann zu finden war, so erhob er ihn zu seinem Adjutanten.

Diese Erhebung hatte aber eigenthümliche Folgen.

Schuwalow mit seinem Schönheitssinn, war aber auch eitel darauf, die schönste Dame am Hofe als seine Maitresse zu unterhalten. Es war die schon erwähnte Schwester des Grafen Panin, die wegen ihrer Galanterien berüchtigte Fürstin Kurakin. Diese lernte den schönen Adjutanten in Begleitung ihres Liebhabers kennen, und es war wol natürlich, daß der galanten Frau der bildschöne junge Begleiter besser gefiel als der schon ältliche Feldzeugmeister. Bald spann sich zwischen Beiden ein geheimes Liebesverhältniß an. Schuwalow war viel zu stolz und eitel, um glauben zu können, daß er einen gefährlichen Nebenbuhler seiner Geliebten zugeführt habe. Erst als er einmal Beide im zärtlichsten Tête à Tête in seinem eigenen Cabinete überrascht hatte, erkannte er mit schäumender Wuth, daß er betrogen war. Nun entließ er Orloff augenblicklich aus seinen Diensten, und beschloß, seinen ganzen Einfluß darauf zu verwenden, daß er nach Sibirien verwiesen würde.

Dieses Abenteuer, welches sich gegen Ende der Regierung der Kaiserin Elisabeth zutrug, erregte damals bedeutendes Aufsehen, und diente den unbeschäftigten Hofkreisen als willkommener Unterhaltungsstoff. So erfuhr auch Katharina davon in ihrer stillen Zurückgezogenheit, in welcher sie damals leben mußte. Langeweile und der pikante Reiz, den solche Liebesgeschichten allemal auf

gefühlvolle Frauen gewinnen, trugen dazu bei, daß sie gegen ihre Vertraute den Wunsch äußerte, diesen jungen Officier, von dessen Schönheit, Galanterie und Unglück man überall sprach, persönlich kennen zu lernen. Da sie erfuhr, daß Schuwalow gedroht hatte, ihn nach Sibirien zu schicken, so verwendete sie ihren ganzen Einfluß, ihn dagegen sicherzustellen, was ihr auch gelang.

Nun wendete sich ihre vertraute Kammerfrau, Katharina Iwanowna, an diesen jungen Officier, indem sie ihm vertraute, daß er eine hohe Beschützerin gewonnen habe, die sie aber nicht nennen dürfe, und welche ihn von der Gefahr, nach Sibirien transportirt zu werden, gerettet habe. Diese wünsche ihren Schützling persönlich kennen zu lernen. Orloff ahnte sogleich, daß dieses auf ein neues galantes Abenteuer hinauslaufe, und gern ging er darauf ein, sich der Führung der schlauen Zofe, die er ebenfalls nicht kannte, zu überlassen. Er versprach sich davon mindestens ein amusantes Abenteuer, wie er sie ohnehin sehr liebte.

So geschah es denn, daß nach Verabredung um Mitternacht eine Droschke vor seinem Quartiere hielt. Eine in graue Seide gekleidete Dame, deren Kopf mit einem dichten schwarzen Schleier verhüllt war, stieg aus und zog an der Hausklingel. Es wurde von innen geöffnet; sie stieg die dunkle Treppe hinauf, da sie die Localität schon zu kennen schien, und klopfte an eine

Thür, die ihr sogleich geöffnet und nach ihrem Eintritte wieder verschlossen wurde. Nicht lange nachher traten zwei Personen wieder heraus. Es waren die graue Dame und ein großer Mann in einen weiten weißen Mantel so tief eingehüllt, daß das Gesicht bis unter die Augen bedeckt war. Auf dem Kopfe trug er eine Pelzmütze und in der Hand eine brennende Blendlaterne. Nur die unter dem Mantel hervorblickende Spitze des Degens bewies, daß der Träger desselben ein Officier war.

Als Beide in die Droschke gestiegen waren, bat Katharina Iwanowna, denn es war die vertraute Kammerfrau Katharinens, ihren Begleiter um die Gunst, ihm die Augen verbinden zu dürfen, bis sie an Ort und Stelle sein würden, wo seiner eine desto angenehmere Ueberraschung warte. Der Officier, an solche Abenteuer schon gewöhnt, ließ es sich lächelnd gefallen. Der Wagen fuhr kreuz und quer durch mehrere Straßen, und hielt endlich auf dem innern Hofe eines jener palastartigen Häuser an der Newaperspective, die mit ihren Seiten- und Hintergebäuden ein ganzes Straßenquartier im Quarré einnahmen. Dort stieg Iwanowna aus, und führte den verhüllten Officier noch immer mit verbundenen Augen durch eine niedrige Seitenpforte in einen engen, dunklen Gang, der zu einer schmalen verborgenen Wendeltreppe führte; diese wurde erstiegen, und nun geleitete die Zofe den Officier durch eine lange Reihe dunkler Zimmer in ein klei-

nes Gemach, welches als Garderobe zu dienen schien, und hier nahm sie ihm die Binde von den Augen und den Mantel ab; die Pelzmütze legte er selbst von sich. Da stand nun im Lichtkreise der Blendlaterne ein bildschöner, hoch gewachsener Mann, dem ein altrussischer Kaftan von grünem Sammet, mit Zobelpelz verbrämt, äußerst vortheilhaft stand. Auch den Officiersdegen, der wol nicht geeignet war, Amor's Pfeil zu ersetzen, legte er ab, und nun öffnete die Kammerfrau einen Flügel der Thür des anstoßenden Gemachs, und er betrat ein von Wohlgeruch duftendes kleines Zimmer, das reichlich mit den schönsten Blumen und Porzellanvasen geschmückt war. Aber der schönste Schmuck war ein anscheinend schlafendes, schönes Weib, deren üppige schwellende Formen, nur leicht bekleidet durch eine Art von Schlafrock aus Rosaatlas mit Zobelbesatz, welcher in absichtlich arrangirter Unordnung manchen ihrer Reize verrieth, in malerischer Attitude auf einem schwellenden Ruhebett liegend, einen entzückenden Anblick gewährte. Der weiche persische Teppich führte ihn ungehört in ihre Nähe.

Da sah er denn, kaum aufathmend, das schöne blühende Weib, welches er noch nie gesehen zu haben glaubte, was wol möglich ist, da Katharina bei der Ungnade, worin sie in ihrer Einsamkeit lebte, sich selten an dem Hofe der Kaiserin Elisabeth sehen ließ, und sein Blut fing an stürmischer durch seine Adern zu rollen.

Bald aber sammelte er sich. Als ein Kenner des weiblichen Herzens wußte er, daß man eine solche Komödie voll Coquetterie nicht wagt, wenn man die Absicht hat, in platonischer Liebe die Idylle Damon und Phydias aufzuführen. Und so wagte er denn kühn den ersten feurigen Kuß auf ihre schwellenden Lippen, und Katharina erwachte; denn sie war es, welche die Schlummernde gespielt hatte, und in angenehmer Verwirrung aufblickend rief sie: „Ach, Orloff!"

„Du kennst mich, himmlisches Wesen!" rief der kühne Abenteurer mit neuen glühenden Umarmungen, „die ich liebte mit dem ersten Blicke, als Ihre entzückenden Reize vor meinen Augen erschienen."

„Schmeichler!" entgegnete sie lächelnd, und schlug ihn sanft auf den Mund mit ihren zarten Rosenfingern, die er dafür küßte; „wie sollte ich nicht den schönen Gregorius Orloff kennen, den Liebling aller Frauen, dem mein Herz schon lange gehört!"

„Und Ihrer Verwendung," sprach er, indem bei aller weiblichen Hingebung die Hoheit ihres Wesens ihm Ehrerbietung einflößte, „habe ich meine Freiheit zu danken?"

„Wie konnte ich," entgegnete sie schalkhaft, „die selbst so schwach ist gegen Lockungen der Liebe, einen Mann so hart bestrafen lassen, der kein anderes Verbrechen be-

gangen hat, als sich den Liebeslockungen einer schönen Frau hinzugeben?"

Nun falle der Vorhang. Schon in der dritten Zusammenkunft gab Katharina sich ihrem geheimen Liebhaber zu erkennen. Bei den Schwüren seiner Liebe, bei den überzeugenden Beweisen seiner Kraft, seines Muthes und seiner Anhänglichkeit zögerte sie nicht länger, ihn in ihr Geheimniß einzuweihen, und hatte damit den rechten Mann gewonnen, der ganz geeignet war, die kühnsten Pläne zur Entthronung Peter's III. mit Klugheit und Geschick auszuführen.

Dazu aber war durchaus nothwendig, daß gerade dieses Verhältniß in das tiefste Geheimniß gehüllt blieb. Und das gelang, Dank den Vorsichtsmaßregeln und der seltenen Verschwiegenheit der treuen Kammerfrau so vollständig, daß auch nicht ihre vertrauteste Freundin, die feine intriguante Fürstin Daschkoff, die Schwester der berüchtigten Maitresse ihres Gemahls, nur das Geringste davon ahnte, daß sie mit Orloff an einem und demselben Plane arbeitete.

Obwol nun Orloff der vertrauteste und begünstigtste ihrer geheimen Liebhaber blieb, so war er doch nicht der einzige dieser schönen und üppigen Frau, deren Sinnlichkeit, einmal geweckt, immer neue Abwechselung in ihren geheimen Liebesgenüssen verlangte. Da sie aber bei keinem andern ihrer im Geheimen begünstigten Liebhaber dieselben

Eigenschaften des Muthes, der Entschlossenheit, der Schlauheit und Anhänglichkeit fand, wie bei Orloff, so wagte sie keinen Andern in ihr Geheimniß einzuweihen; doch wußte sie durch ihre Liebenswürdigkeit alle solche Nebenliebhaber, selbst wenn sie als solche verabschiedet wurden, als Freunde zu erhalten, und konnte sicher darauf rechnen, daß, wenn es gelte ihre Partei zu ergreifen, sie mit Gut und Blut die Ihrigen sein würden.

Natürlich erfuhr Orloff eben so wenig von solchen kleinen Verirrungen der Untreue seiner Geliebten und hielt sich für den einzigen von ihr begünstigten Liebhaber.

Katharinens Zurückgezogenheit gab ihr auch das Mittel, die natürlichen Folgen ihres vertrauten Verhältnisses zu ihrem geliebten Orloff vor der Welt zu verbergen, selbst zu der Zeit, als ihr Gemahl noch lebte. Mehrere Kinder waren die geheime Frucht dieses sträflichen Verhältnisses. Zuerst gebar Katharina ihrem Geliebten einen Sohn, den sie unter dem Namen Basil Gregorowitsch Bobeinski erziehen ließ. Später wurde der Admiral Ribas sein Gouverneur. Die Aehnlichkeit des jungen Mannes mit seiner Mutter war so auffallend, daß sich dadurch das dunkle Gerücht: er sei der natürliche Sohn der Kaiserin, nur noch mehr bestätigte. Doch zog bald dessen ausschweifende Lebensweise ihm den Unwillen seiner Mutter zu, und sie verwies ihn, als sie schon Kaiserin Katharina II. war, nach Esthland. Erst als sein

Halbbruder Paul I. den Thron bestieg, rief Dieser ihn zurück und machte ihn zum Major bei der Garde zu Pferde. Doch nach einiger Zeit fiel er wieder bei jenem despotischen Kaiser in Ungnade.

Auch zwei hübsche Hoffräuleins sollen Töchter Katharinens aus ihrer geheimen Verbindung mit Orloff gewesen sein. Beide wurden von der ersten Kammerfrau, Namens Pontasow, als ihre Nichten erzogen.

Noch andere Verbindungen Katharinens hatten bedeutenden Einfluß auf die Entwickelung der Intrigue zur Entthronung Peter's III. Wir nennen davon: den General Villebois und die schöne, junge Fürstin Daschkoff, Beide nächst Orloff die eifrigsten Beförderer von Katharinens ehrgeizigen Plänen, ohne darum zu wissen, daß sie mit diesem Orloff nach einem Ziele strebten.

Unter den Officieren und Hofleuten, welche, als Katharina noch Großfürstin war, im Geheimen ihre Gunst genossen, war einer der begünstigtsten, der später von der Kaiserin ganz besonders ausgezeichnet wurde, eben dieser nachmalige Generallieutenant Villebois. Er war ein Officier von hohen Verdiensten, der Sohn eines Bretagners, den Peter der Große in England als einen geschickten Seemann kennen gelernt hatte. Der Czar zog ihn deshalb unter vortheilhaften Bedingungen nach Petersburg, wo er bald Escadronchef und Adjutant

Peter's I. wurde.*) Er war allerdings nicht mehr jung, als ihn Katharina in den Kreis ihrer Galanterien und ihrer politischen Intriguen zog, und so darf man wol annehmen, daß mehr seine Geschicklichkeit für die letzteren war, als seine persönliche Liebenswürdigkeit war, was ihm Katharinens Zuneigung im hohen Grade gewonnen hatte.

Zunächst benutzte sie dieses Verhältniß, um ihrem geliebten Orloff eine Stellung zu verschaffen, worin er gegen Schuwalow's Verfolgungen und Intriguen sicher war, und zugleich besser für das Gedeihen ihrer eigenen politischen Pläne wirken konnte. Auf ihre dringende Verwendung bei dem zum Feldzeugmeister beförderten Villebois erhob Dieser Orloff zu der einträglichen Stelle eines Regiments-Quartiermeisters, wodurch er zugleich Einfluß erhielt auf die Officiere und Gemeinen des Garderegiments, deren Freundschaft und Anhänglichkeit er sich durch kleine Vorschüsse leicht gewinnen konnte. Villebois hatte keine Ahnung davon, daß er einen mehr, als er es war, begünstigten Nebenbuhler gehoben hatte.

Außer diesen Beiden, Orloff und Villebois, die im Geheimen, unabhängig von einander, und ohne von

---

*) Dieser ältere Villebois (der Vater) ist der Verfasser der interessanten Memoiren, welche sich über das Privatleben Katharinens I. verbreiten und auch anziehende Anecdoten aus dem Hofleben Peter's I. mittheilen. Wir haben sie bei diesem Werke benutzt.

ihren gegenseitigen gleichen Absichten zu wissen, für sie wirkten, hatte Katharina noch die Geschicklichkeit, eine dritte Conspiration für sich zu gewinnen, an deren Spitze die schon genannte Fürstin Daschkoff stand.

Diese Fürstin Daschkoff war 1744 geboren, also erst 18 Jahre alt, als sie die Vertraute und Mitwisserin von Katharinens ehrgeizigen Plänen wurde.

Sie war eine Bruderstochter des Großcanzlers Michael Woronzow, und wie schon erwähnt, eine Schwester der Maitresse Peter's III.; sie hatte ihre Erziehung in dem Hause ihres Oheims erhalten, der ein kluger nnd listiger Mann war. Begreiflich hatte auch ihre Erziehung eine ganz andere Richtung gewonnen, als die ihrer Schwester, welche von den gemeinen, unsittlichen und niederträchtigen Charakterzügen ihres Vaters, in dessen Hause sie aufgewachsen war, ihren richtigen Antheil empfangen hatte.

Originell genug und Zeugniß gebend für den Unternehmungsgeist, welchen sie schon vor ihrer Vermählung besaß, war die Art, wie sie den jungen und reichen Fürsten Daschkoff nöthigte, ihr seine Hand zu bieten. Dieser machte den schönsten Mädchen des Hofes, allerdings mit leichter Galanterie, die Cour, doch ohne ernstliche Absichten zu hegen. So sagte er ihr einst in Gesellschaft bei ihrem Oheim, dem Großcanzler Woronzow, einige Artigkeiten, die weiter Nichts bedeuten sollten, als gewöhnliche leere Galanterien. Doch die junge Woronzow war dreist und

schlau genug, sich den Anschein zu geben, als nehme sie diesen Scherz für Ernst auf. Sie rief ihren Oheim, der sich in der Nähe befand, herbei, und sagte diesem ganz laut: „Onkel, der Fürst Daschkoff hat mir so eben die Ehre erwiesen, um meine Hand anzuhalten!“ — Der Fürst war darüber in die äußerste Verlegenheit versetzt, und obgleich er nie im Geringsten daran gedacht hatte, Ernst zu machen, so wagte er es doch nicht, die schöne Nichte eines so mächtigen Ministers öffentlich zu compromittiren. In dieser Verlegenheit gab er sich das Ansehen, als sei es wirklich seine Absicht gewesen, und hielt nun ernstlich bei dem Oheim um die Hand seiner Nichte an, worauf bald die Vermählung erfolgte.

Schon von früher Jugend an schwärmerisch und enthusiastisch, war die Fürstin Daschkoff leicht für die liberalen Ansichten ihres geistvollen Oheims gewonnen. Sie haßte den Despotismus jeder Art, und indem sie sich an Katharina näher anschloß, war die Absicht, Diese für eine liberale Regierungsform zu gewinnen, nicht das geringste der Motive, dafür mitzuwirken, daß Dieselbe auf den russischen Thron gehoben würde. Katharina aber war schlau genug, diese Hebel zu benutzen, indem sie sich den Anschein gab, als gehe sie ganz in die freisinnigen Ideen ihrer Freundin ein, ohne daß es jemals ihre wahre Absicht gewesen war, der despotischen Alleinherrschaft zu entsagen, welche die russischen Herrscher bisher geübt hatten.

Mit Abscheu hatte die Fürstin den Vorschlag ihres Vaters, die Stelle ihrer Schwester Romanowna bei dem Czar Peter III. einzunehmen, zurückgewiesen. Ihr Geist und ihre Bildung bedurfte eines ganz andern Liebhabers, als eines Mannes, der sich mit Tabakrauch und Soldaten-exerciren beschäftigte. Ihr Stolz ließ es auch nicht zu, eine so unwürdige Rolle zu spielen; am Wenigsten konnte sie aber den Gedanken ertragen, ihre Schwester, die an Bildung tief unter ihr stand, als gekrönte Kaiserin zu sehen. Dazu kam noch ihre höhere Bildung. Sie verstand mehrere Sprachen, besonders deutsch und französisch, und hatte sich in Warschau viel mit der schönen Literatur des Auslandes beschäftigt, besonders mit der französischen. So fühlte sie sich natürlich mehr zu Katharinen hingezogen, welche unstreitig alle ihre Umgebungen an Bildung und Kenntniß weit überragte. Auch war Katharinens Charakter kühn und hochfliegend genug, um ihr selbst in deren Umgebungen eine alle Anderen überragende Stellung zu gewähren. Aber nachdem die Fürstin Daschkoff eingeweiht war in Katharinens geheimste Pläne, bedurfte sie noch eines fähigen Gehülfen, um eine Revolution anzustiften und zu leiten, wodurch sie zwar ihre Familie gegen sich aufbrachte, aber auch die Schöpferin von Katharinens Erhebung auf den Thron zu werden vermochte, durch deren Dankbarkeit zu den höchsten Ehrenstellen, zu Reichthum, Macht und Ansehen erhoben zu werden,

sie dann nicht zweifeln durfte. Diesen Gehülfen fand sie in der Person des Piemontesen Odart.

Odart war, wie viele andere Abenteurer, nach Petersburg gekommen, um dort sein Glück zu machen. Er fand Aufnahme im Hôtel der Fürstin Daschkoff. Es war ihr Geschmack für französische Literatur, die diesem gebildeten Manne die günstige Aufnahme bei der jungen Fürstin zugewendet hatte, denn er hatte sich in Petersburg als französischer und englischer Sprachmeister angekündigt. Ihr Vertrauen aber gewann der listige und gewandte Italiener dadurch, daß er ganz in ihre liberalen Ideen einging und ein ungewöhnliches Genie für Intrigue zeigte. Sie hörte nicht auf, den Mann zu rühmen, der es verstand, sich für ihre Pläne brauchbar zu zeigen. Sie interessirte auch die Kaiserin für diesen Italiener, so daß Katharina ihn zu ihrem Privatsecretair ernannte, um ihn immer mehr an ihre Person und ihre ehrgeizigen Pläne zu fässeln. Bald gewann er das volle Vertrauen auch der Kaiserin Katharina.

Er war Zeuge von den Ungerechtigkeiten, Zurücksetzungen und Demüthigungen, die sie sich am Hofe und sogar öffentlich von ihrem Gemahle, Peter III., gefallen lassen mußte. Dadurch gewann er eine persönliche Theilnahme für sie, die bald die Triebfeder seiner Handlungen wurde, und machte sich ihr auch sehr nützlich als verschwiegener Gehülfe der Kammerfrau, Katharina

Iwanovna, durch Beförderung der geheimen Liebesintriguen der Kaiserin. Es schien, daß es für Katharina kein anderes Mittel gebe, den Mißhandlungen zu entgehen, als den Sturz des Kaisers und ihre eigene Erhebung auf den Thron herbeizuführen. Er verkannte nicht die Schwierigkeit eines solchen Unternehmens. Wenn aber auf der einen Seite, im Falle des Mißlingens, jeden Beförderer dieses Planes Tod oder Sibirien bedrohte, so war es auf der andern Seite auch die bestimmte Aussicht, im Falle des Gelingens, auf die glänzendste Belohnung, welche ihn lockte. Dazu kam seine Entschlossenheit, die vor keinen Gefahren zurückbebte, und das Vertrauen auf sein Talent zur Intrigue jeder Art, was ihn zum bedeutendsten und eifrigsten Mitleiter dieser Verschwörung erhob. Eigennutz war aber in seinem Innern die Haupttriebfeder seiner Handlungen, und diese fand bei jenem Unternehmen die günstigsten Aussichten auf Erwerbung von Reichthümern.

Die Fürstin Daschkoff fühlte sich geschmeichelt durch den Erfolg, einen so fähigen Mann für Katharinens Interessen gewonnen zu haben.

Zunächst sannen nun diese beiden Verbündeten, die Fürstin Daschkoff und Odart, auf Mittel, sich für den Plan Katharinens einen Anhang unter den Soldaten zu verschaffen. Dazu aber gehörte Geld und abermals Geld, vor Allem aber auch ein gewandter und fähiger Führer des Complots, um durch Bestechung sich der Willfährigkeit

der Soldaten zu versichern, ohne doch den eigentlichen Plan der Verschworenen zu verrathen.

In dieser Hinsicht richteten sie ihre Blicke auf zwei Personen: den Hetmann Rasumowsky und den Grafen Panin.

Rasumowsky hatte den größten Einfluß am Hofe Peters III., sowol durch die Gunst und das intime Verhältniß mit der verstorbenen Kaiserin Elisabeth, als auch dadurch, daß er sich bei Peter III., indem er auf alle seine Verkehrtheiten einging, zu insinuiren gewußt hatte; besonders aber durch die unermeßlichen Reichthümer, welche er der verschwenderischen Freigebigkeit der im Geheim mit ihm vermählten Kaiserin Elisabeth zu danken hatte.

Diese seine Reichthümer erlaubten ihm, eine Menge Officiere und Soldaten freigebig mit Geld zu unterstützen und sie durch seine Connexionen zu höheren Graden zu befördern.

Die Stellung, welche er bekleidete, war eine der wichtigsten im ganzen Reiche.

Im Allgemeinen hatte er weder Achtung, noch Vorliebe für Katharina, da er ihr wenig Genie zutraute und ihre sinnlichen Neigungen kannte. Aber er war noch immer von seinem alten Parteigeiste beseelt, und als ihm die Fürstin Daschkoff im Vertrauen die Pläne zu Gunsten Katharinens mittheilte, die sie, um die Kaiserin nicht zu

compromittiren, für die ihrigen ausgab, billigte er sie vollkommen, und erklärte, daß wenn er auch dieselben nicht unmittelbar fördern könne, er doch jede Gelegenheit ergreifen würde, sie mittelbar zu begünstigen.

In diesem Sinne äußerte er sich denn auch gegen Orloff, der ihn besuchte, um seine Ansichten darüber auszuforschen, daß er durchaus die Maßregeln, welche der Kaiser gegen seine Gemahlin zu Gunsten seiner Maitresse beabsichtige, nicht billigen könne, und daß Diejenigen, welche die Interessen der Kaiserin vertheidigten, ganz auf seinen Beistand rechnen könnten. Im Uebrigen blieb Rasumowsky gegen Orloff sehr zurückhaltend, wie er es denn auch gegen die Fürstin Daschkoff gewesen war. Doch war er erfreut zu vernehmen, daß sich zwei Verschwörungen für denselben Zweck gebildet hatten, und seine Absicht ging dahin, beide Parteien zu beherrschen und sich so der Kaiserin als das Haupt derselben zu zeigen, ohne jedoch sich ernstlich zu compromittiren.

In dieser Absicht versammelte er sogleich seine alten Freunde und Anhänger, auf deren Ergebenheit er rechnen zu dürfen glaubte und sagte zu ihnen: „Meine Freunde! ich weiß mit Gewißheit, daß man unter den Truppen eine Verschwörung eingefädelt hat, deren Zweck und Absicht dahin geht, den Czar abzusetzen. Ich bin überzeugt, daß wenn Ihr Euch nicht selbst beeilt, Euch zu Leitern des Aufstandes zu machen, Euch Nichts übrig bleiben

wird, wie den Soldaten, als durch Zwang gewonnene Gehülfen zu dienen, oder vielleicht gar als Opfer des Aufstandes zu fallen."

Die Anwesenden waren überrascht durch diese Mittheilung und mehrere fragten ihn: „Aber was haben wir nun zu thun in diesem Drange der Verhältnisse?"

„Unterstützt nur mich," entgegnete Rasumowsky, „sobald die Conspiration zum Ausbruch kommen wird, und ich werde suchen, jeden von Euch auf den Platz zu stellen, wozu er durch Rang, Ansehen und Talent Anspruch hat. Die blinde Keckheit einiger Verschworenen aus den untersten Ständen soll den ersten Schlag führen. Wir aber müssen nun sehr eifrig auf den rechten Augenblick achten, wenn auch wir ohne Gefahr losbrechen können. Wenn es den untersten Schichten der Gesellschaft gelungen ist, Erfolge zu erzielen, so wird es unsere Sache sein, durch unsere Geschicklichkeit die Früchte davon zu ernten. Meine Herren, ich frage Sie jetzt: fühlen Sie sich Alle fest entschlossen unter solchen Umständen und nach solchen Grundsätzen meinem Beispiele zu folgen, so schwören Sie mir Alle Treue und Ergebenheit in dieser großen Sache unseres gemeinschaftlichen Vaterlandes!"

Und Alle hoben die Rechte auf und schwuren Treue und Ergebenheit für den großen Plan, Petern vom Throne zu stoßen und Katharinen darauf zu erheben. — Alle brannten vor Verlangen, möglichst bald durch den

Ausbruch der Katastrophe beweisen zu können, daß ihnen dabei das größte Verdienst zustehe.

Nachdem die junge Fürstin Daschkoff überzeugt war, daß sie durch Rasumowsky eine große und angesehene Partei für ihre Pläne gewonnen hatte, beschäftigte sie sich damit, auch den Anschluß des Grafen Panin an diese ihre Partei einzuleiten. Katharina hatte es ihr auf das Dringendste eingeschärft, in dieser Hinsicht Nichts zu unterlassen, was zum Ziele führen konnte.

Sie erkannte es sehr wohl, daß wenn auch der Name, der Reichthum und der Anhang des Grafen Rasumowsky im ersten Augenblick des Aufstandes denselben sehr förderlich sein würde, dennoch nur der Graf Panin mit seinem Genie zur Intrigue und seiner Klugheit denselben zum richtigen Ziele führen könne. Er allein war im Stande, den ausschweifenden Enthusiasmus der Fürstin Daschkoff zu mäßigen, Rasumowsky's Haß und Eifer anzufeuern, Odart's servilen Ehrgeiz zu leiten, und, was vor dem Volke als die Hauptsache gelten mußte, der Verschwörung den Anschein von Recht zu verleihen, indem er durch seinen eigenen Zutritt als Beschützer der Rechte seines Eleven, des jungen Thronfolgers Paul Petrowitsch, erscheinen mußte, dem Peter III. die Thronfolge rauben wollte.

Die Fürstin Daschkoff übertrug es dem schlauen Italiener Odart, den Grafen Panin für diesen Gedanken zu

gewinnen. Er stellte ihm vor, daß es für ihn eine weit sichrere und ehrenvollere Aufgabe sein würde, die Rechte des gesetzlichen Thronfolgers gegen ungerechte Angriffe zu sichern, als die Ansprüche Katharinens zu fördern, und diese Idee stimmte so sehr mit seinen geheimsten Gedanken überein, daß er freudig versprach, für die große Unternehmung mitzuwirken und Alles auszuführen, was die Fürstin in dieser Beziehung für angemessen halten würde.

So entwickelte sich die Intrigue immer weiter und gefährlicher für den in seiner stolzen Sicherheit noch nicht das Mindeste davon ahnenden Kaiser. Aber ehe man handelte, wollte die Fürstin Daschkoff, um ihres Erfolges gewiß zu sein, ihren Anhang immer weiter ausbreiten.

In dieser Absicht wendete sie sich nun zunächst an den Fürsten Wolkanowsky, der als Generalmajor im Garde-Corps stand. Dieser Mann war, als ein naher Verwandter von Bestuchef, schon längst in Intriguen geübt. Zudem war er Erbe des Hasses Desselben gegen die Person Peter's III. So wünschte denn auch er eine Veränderung in der Regierung und schmeichelte sich damit, bei einer solchen Katastrophe die Hauptrolle spielen zu können. Er war daher eben so wenig schwer für die Sache zu gewinnen, als früher Rasumowsky und Panin.

Nun galt es noch, dazu eine hohe geistliche Autorität zu gewinnen, und die Blicke der unermüdeten Intriguantin, der jungen Fürstin Daschkoff, fielen auf den

Erzbischof von Nowogrod. Ohne Bedenken rechnete man auf seine Theilnahme.

Der Kaiser hatte den stolzen Prälaten auf das Tiefste und Unversöhnlichste beleidigt durch seine Verbannung nach Sibirien. Hatte er sich auch schon einige Monate später, durch den Unwillen des Volks darüber, bewegen lassen, ihn zurückzurufen und in seine Ehrenämter wieder einzusetzen, so war doch dies für den gekränkten Kirchenfürsten noch lange keine hinreichende und ihn versöhnende Genugthuung. Er sah in dieser Verschwörung nur eine günstige Gelegenheit, seine persönliche Beleidigung zu rächen und die von Peter III. so oft rücksichtslos gekränkten heiligen Rechte der Kirche zu retten. Der Aberglaube versah ihn mit unzähligen Mitteln, der Sache der Verschwörung zu dienen. Er kannte die tiefgewurzelte Verehrung der Russen für ihre alten Kirchengebräuche; dem Erzbischof aber stand ein ganzes Heer von Mönchen und Popen zu Gebote, um dem Volke einzureden, der Czar gehe damit um, die Religion der griechischen Kirche abzuschaffen. In so fern war dieser Erzbischof einer der gefährlichsten Gegner Peter's III. und einer der bedeutendsten unter den Anhängern Katharinens.

Die Fürstin Daschkoff war indeß auch darauf bedacht, sich der Truppen zu versichern. Sie kannte mehrere Officiere und stellte sich jetzt so, als wollte sie ihnen eine Artigkeitsvisite machen, woran man bei der damaligen

freien Hofsitte in Petersburg durchaus keinen Anstoß nahm. So begab sie sich denn, ohne Verdacht zu erregen, zu ihnen in die Kaserne. Dort traf sie auch Orloff. Was Beide auf dem Herzen hatten, ging auch bald über die Zunge. Beide erkannten und verständigten sich bald als Anhänger Katharinens und besprachen weiter mit einander, was für die Förderung der Sache zu thun sei. Die junge Fürstin Daschkoff ahnete nicht, daß Orloff der Kaiserin Katharina bekannt sei, noch weniger, daß er in einem so intimen Verhältnisse mit ihr stehe; denn in Hinsicht dieses wichtigen Geheimnisses war er sehr zurückhaltend.

Orloff hatte längst zwei seiner Brüder,*) die im Militair standen, für die Sache der Kaiserin gewonnen. Er stellte sie der Fürstin vor. Es waren schöne junge Männer, wie Gregor Orloff, nur der eine, Alexis, der Genarbte, hatte etwas Abschreckendes. Die Fürstin war ganz entzückt darüber, daß es ihr nach ihrer Meinung

*) Diese Brüder hießen Alexis und Wladimir. Es waren im Ganzen fünf Brüder Orloff, nämlich: jener Gregor, der geheime Günstling Katharinens; Alexis, der sich, nachdem er es bis zum Admiral gebracht hatte, im Jahre 1768 im Kriege gegen die Türken sehr auszeichnete und die russische Flotte im Archipel commandirte, dann aber, während der despotischrn Regierung von Paul Petrowitsch, in Ungnade fiel; Wladimir, welcher nach der Revolution zum Senator ernannt wurde; Fuller, den Katharina zum Kammerherrn beförderte; Iwan, der es bis zum Obersten brachte, sich aber selten am Hofe sehen ließ.

gelungen sei, auch jene beiden Brüder Orloff's für die Sache der Revolution gewonnen zu haben. Wie hoch sie auch später stiegen, so standen sie doch damals noch als gemeine Soldaten im Garderegimente.

Orloff, der, wie wir gesehen haben, schon früher als Geliebter Katharinens in das Geheimniß der Verschwörung eingeweiht worden war, hatte außer seinen Brüdern auch seine vertrauten Freunde Bibikoff, den Lieutenant Passek und mehrere andere Officiere und durch deren Hülfe und Mitwirkung einige Compagnien Garde für sich gewonnen, ohne ihnen jedoch das ganze gefährliche Geheimniß zu entdecken.

So hatte Katharina als Kaiserin ganz im Stillen eine weitverzweigte Verschwörung gegen Thron und Leben ihres Gemahls mit großer Schlauheit zu Stande gebracht, an deren Spitze sie selbst stand, während die einzelnen Verzweigungen der Verschworenen von der Fürstin Daschkoff geleitet wurden, die übrigens alle Fäden der Conspiration in ihren feinen Händen behielt; daneben vertraten die Uebrigen nach einander jeder eine besondere Function, als: Bestucheff, Schuwalow, Rasumowsky, der Fürst Wolkonsky, ein Schwestersohn des nach Sibirien verbannten Bestucheff, und der Graf Panin. Diese verschiedenen einflußreichen Häupter der Insurrection, welche zum Theil verschiedener Meinung waren, unter einen Hut zu bringen, war die nächste Aufgabe für die Klugheit und

den gewandten Intriguengeist der Kaiserin Katharina und ihrer Freundin, der Fürstin Daschkoff.

Letztere galt damals vermöge ihrer Schönheit, Jugend, Anmuth und Bildung am Hofe als der Mittelpunkt einer glänzenden Gesellschaft, welche Nichts trieb als politisches Geschwätz, wobei Jeder sich mit Eitelkeit des großen Einflusses auf die Politik des Hofes rühmte, und offenbar geneigt war, Intriguen zu schmieden oder sich mindestens dabei zu betheiligen.

7.

Peter III. arbeitet durch sein Benehmen den Verschworenen in die Hände. — Panin's Absichten. — Dessen Gewinnung. — Versuchte Geldanleihe. — Katharinens geheime Schwangerschaft. — Ihre geheime Entbindung. — Peter wird getäuscht. — Peter rüstet sich zum Kriege gegen Dänemark. — Die Gefahr wird dringender. — Die Katastrophe rückt heran.

Das war denn das günstige Terrain, worauf Katharina und die Fürstin Daschkoff mit so großem Erfolge operirten. Peter III. arbeitete ihnen durch sein unvorsichtiges und übereiltes Verfahren in die Hände, indem er überall durch rücksichtsloses Benehmen eine Mißstimmung der Großen des Reichs, der Soldaten und der Geistlichen gegen sich erregte, die bald in Haß und Erbitterung überging.

Indeß brachte die Fürstin Daschkoff ihre meiste Zeit in Katharinens einsamer Umgebung zu. War nicht von

ihren politischen Plänen die Rede, so gab die französische Literatur reichlichen Stoff zur Unterhaltung. Da sie dabei immer noch mehr am Hofe verkehrte als Katharina, so gab sie ihr von Peter's Benehmen, den geringsten Aeußerungen und jedem Ereignisse am Hofe die genaueste Nachricht; auch über die in der Hauptstadt herrschende Stimmung setzte sie die Kaiserin in fortdauernde Kenntniß, um stets wachsam den feindlichen Absichten des Czaren, wenn diese zum Ausbruch kommen sollten, zuvorkommen zu können.

So schien Alles nach Wunsche zu gehen. Indeß zeigte sich eine große Schwierigkeit in der Meinungsverschiedenheit der Hauptttheilnehmer, und Alles mußte aufgeboten werden, Diese zu einigen, daß sie in Katharinens ehrgeizige Pläne eingingen.

Eine Hauptschwierigkeit in der Meinungsverschiedenheit stellte sich indeß heraus, indem die Kaiserin unmittelbar selbst die Regierung anzutreten wünschte; Panin aber wollte, daß sie nur unter dem Titel einer Regentin herrschen sollte, und daß der Titel Kaiser nach Peter's Entthronung Niemand gebühre als dem jungen Großfürsten Paul Petrowitsch. Der Hetman Rasumowsky stimmte in dieser Hinsicht mit Panin überein. Es war also eine mächtige Partei, welche dem ehrgeizigen Wunsche der Kaiserin offen entgegentrat, und keine geringe Schwierigkeit lag vor, diese Gegner für ihre Pläne zu gewinnen.

Es kam darüber in einer geheimen Versammlung der Verschworenen zu lebhaften Discussionen.

Panin redete mit großer Klugheit, wie folgt:

„Ich weiß, Czarin, Alles, was Sie wollen und Alles, was Sie können; aber ich weiß es auch, daß man Ihren Ehrgeiz zügeln muß. Als Sie noch Großfürstin waren, haben Sie es hundertmal gesagt, daß Sie sich nnr den ehrenvollen Titel einer Kaiserin-Mutter wünschten. Nun gut! Sind Sie jetzt nicht mehr mit diesem ehrenvollen Titel zufrieden? Wollen Sie jetzt Ihren Sohn vom russischen Throne entfernen? Welches Recht haben Sie aber dann wol, denselben einzunehmen. Sind Sie aus dem Blute der Czaren entsprossen und sind Sie in dem Reiche derselben geboren? Glauben Sie, daß die alte kriegerische moskowitische Nation eine Prinzessin von Anhalt als ihre Souverainin anerkennen kann? Glauben Sie nicht, daß diese Nation für Abkömmlinge Peter's des Großen conspiriren wird, von denen sie den einen am Fuße des Thrones, den andern vom Throne selbst verstoßen, im finstern Gefängniß dem Verschmachten preisgegeben sehen würde? Ach, Madame! Stehen Sie davon ab, mehr zu begehren, als Sie erhalten können. Bedenken Sie, daß Sie es schon als ein großes Glück ansehen müssen, der Gefahr, die Sie, täglich mehr sich herannähernd, bedrohet, zu entgehen, und daß nur das einzige Mittel zur Rechtfertigung Ihres kecken Verfahrens darin zu finden

ist, daß Sie sich weniger mit sich selbst als mit Ihrem Sohne beschäftigen.“

Die Verschworenen waren ergriffen von der edlen Dreistigkeit und der schlagenden Wahrheit dieser Gründe, und standen im stummen Erstaunen da, die meisten schon entschlossen, zu Panin's Fahne zu schwören.

Orloff bebte. Katharina beobachtete im ersten Augenblicke der Ueberraschung ein bedenkliches Stillschweigen. Doch geschah dies nur, um sich zu sammeln, und sie antwortete mit großer Geistesgegenwart und noch größerer Klugheit:

„Graf Panin! Ich bewundere Ihre Rede. Sie ist voll Stärke und Kraft, aber sie kann mich dennoch nicht überzeugen. Ich kenne und auch Sie kennen die Russen. Wir wissen es Alle, daß sie, wenn sie sich nur kräftig regiert fühlen, sich wenig darum kümmern, welches die Herkunft Derer sei, die sie beherrschen. Die Nation weiß nur dem herrschenden entschiedenen Willen zu gehorchen. Mentschikoff, Biron und Münnich haben dieses bewiesen. Aber das ist nicht die Weise, in welcher ich zu regieren beabsichtige; im Gegentheil ist es die mit Gerechtigkeit gepaarte Milde, eine Art und Weise, die nicht die geringste Veranlassung zum Mißvergnügen geben soll. Aber Sie, der Sie auf Klagen, Murren, Drohungen und Aufruhr hinweisen, vergessen, daß es fast jederzeit in den Zuständen einer Regentschaft war, daß Thron-

revolutionen zum Ausbruch kamen. Würde man denn auch wol jemals an eine Thronrevolution gedacht haben, welche wir jetzt vorbereiten, wenn Peter III. der Mann gewesen wäre, der es vermocht hätte, die Zügel der Herrschaft mit kräftiger Hand zu leiten? Sie sind wegen meines Sohnes bekümmert; aber halten Sie es denn für besser, ihn der Verfügung eines fanatischen Vaters zu überlassen, der sein Erbrecht läugnet, als ihn und sein Schicksal einer Mutter anzuvertrauen, die ihn innig liebt? Und wenn ich mir die höchste Macht wünsche, so ist es nur um das Glück dieses Kindes fördern und um freigebiger Diejenigen belohnen zu können, die, wie Sie, Graf, mich in der Vertheidigung dieses meines Kindes unterstützen. O! Sie können Alle auf meine ewige Dankbarkeit rechnen, aber damit ich Ihnen dieselbe unbegrenzt beweisen kann, so muß ich auch die Macht dazu besitzen, und diese Macht ist es, die ich mir von Ihnen Allen verschafft zu sehen wünsche."

Diese schlau berechnete Rede, welche gleichsam an die Privatinteressen und den Eigennutz der Anwesenden appellirte, verfehlte nicht, auf Viele den tiefsten Eindruck zu ihrem Gunsten zu machen.

Panin hatte übrigens für seine Hartnäckigkeit, womit er seinen Plan, den kleinen Großfürsten Paul auf den Thron zu heben, verfolgte, sehr eigennützige Beweggründe. Seine Absichten gingen dahin, für sich selbst den zweiten

Platz im Reiche zu sichern, oder wo möglich, wie einst Mentschikoff und Biron, die Regentschaft für den Unmündigen zu führen. Längst hatte Katharina seine Gedanken durchschaut und ihm heimlich die Zusicherung geben lassen, daß sie ihn sogleich nach ihrem Regierungsantritte zu ihrem Premierminister ernennen würde. Doch hütete sie sich, ihm dieses Versprechen vor Zeugen von den Verschworenen zu wiederholen, aus Furcht, den Ehrgeiz des Einen oder des Andern zu verletzen.

Um desto eifriger beschäftigte sich die Fürstin Daschkoff damit, Mittel aufzufinden, den hartnäckigen Eigensinn Panin's, wofür sie dessen Weigerung, ihrem Plane beizutreten, hielt, zu überwinden. Sie überlegte diesen wichtigen Gegenstand mit ihrem klugen Vertrauten, dem Italiener Odart. Dieser zog Orloff ins Vertrauen, dem Katharina den ersten Platz im Reiche versprochen hatte. Die Anstrengungen dieser Beiden waren aber lange vergebens. Es dauerte lange, bevor sie die einzige Möglichkeit fanden, seinen Starrsinn zu beugen. Und das Mittel, welches dazu angewendet wurde, war nichts Geringeres als die Liebe.

Odart und Orloff hatten Beide bemerkt, daß der Graf Panin, der durch seine Theilnahme an der Conspiration häufig veranlaßt war, mit der schönen, jungen Fürstin in Berührung zu kommen, trotz seines bedeutend vorgerückten Alters sterblich in Dieselbe verliebt war. Aber sie er=

fuhren auch, daß er bei seiner Schönen eben nicht glücklich war in seinen Bewerbungen. Je mehr ihn die ungewöhnliche Geisteskraft und die liebenswürdige Lebendigkeit dieser jungen Dame angezogen hatte, um so mehr beeilte er sich, ihr ein offenes Geständniß der zärtlichen Neigung, die sie ihm eingeflößt hatte, zu machen. Aber die junge Fürstin wies ihn mit Kälte ab, und gab ihm nicht die geringste Hoffnung auf Erfolg.

Es war indeß nicht gerade die Strenge der Tugend, welche ihr diesen Widerstand eingab, denn es war bekannt genug, daß sie schon mehrere glücklichere Liebhaber erhört hatte. Aber das Widerwärtigste war ihr, daß Graf Panin, wie sie wußte, schon mit ihrer Mutter in den vertrautesten Verhältnissen gestanden hatte. Vor Allem aber war es das tiefe und lebendige Gefühl, welches sie schon für einen andern Liebhaber hegte, das sie abhielt, den einflußreichen Gouverneur des Großfürsten Paul zu erhören. Diese ihre Sprödigkeit gegen den mächtigen Parteimann war allerdings von den nachtheiligsten Folgen für Katharinens Pläne, denn nun fand Panin eine Befriedigung seiner Rachsucht darin, daß er Alles aufwendete, ihren Absichten unübersteigliche Hindernisse in den Weg zu legen.

Der stets aufmerksame Odart hatte kaum diesen Grund des Widerstandes von Panin entdeckt, als er sich zu der jungen Fürstin Daschkoff begab. Nachdem er sich durch

schlaue Fragen die Gewißheit verschafft hatte, daß seine Beobachtungen die richtigen waren, so machte er ihr Vorstellungen über ihre Sprödigkeit, wodurch sie Panin täglich mehr beleidigte und entfernte. Es geschah dieses mit der Freimüthigkeit eines Vertrauten, daß sie Beide, im Fall einer Entdeckung oder eines Mißlingens ihres Plan's, nichts Anderes zu erwarten hätten, als nach Sibirien verwiesen zu werden.

Da es hier galt, den Regungen der Sittlichkeit und Tugend zu trotzen, so wagte Odart über die Gewissensscrupel zu scherzen, welche die Fürstin Daschkoff von der Hingebung an Panins Leidenschaft noch zurückgehalten hatten. Endlich machte er ihr eine ernste Vorstellung, freilich wobei Delicatesse und Sittlichkeitsgefühl bedeutend bei Seite geschoben wurde.

„Ich bin überzeugt," sprach er, „daß der kleine Fehltritt, zu dem sie sich herablassen müßten, wenn Sie Panin's Wünschen Gehör geben wollten, geadelt werden würde durch den Beweggrund, der Sie veranlassen würde, denselben zu begehen. Ich erinnere Sie an die Gefühle der Freundschaft, welche Sie mit der Kaiserin vereinigt. Für wahre und echte Freundschaft aber kann kein Opfer zu groß sein. Es liegt ein Heroismus in dieser Aufopferung aller feineren Gefühle, wodurch Ihre Anmuth nicht allein der Kaiserin, sondern eben so sehr sich selbst den größten Dienst erweisen würde. Denn,

was würde aus Ihnen werden, wenn die Kaiserin von der Regierung ausgeschlossen würde und es Panin's Intriguen gelingen sollte, sich selbst an die Spitze einer vormundschaftlosen Regierung zu stellen? würde er dann nicht für das Verschmähen seiner Liebe sich an Ihnen furchtbar rächen? Läßt sich dann noch die Tragweite seines Hasses voraus berechnen? Als Ihr aufrichtig Ihnen ergebener Freund habe ich die Verpflichtung, Sie zu warnen, schöne Frau, daß Sie nicht durch unzeitige Sprödigkeit sich selbst und die Kaiserin ins Verderben stürzen. Je unliebenswürdiger der Mann ist, dem sie sich hingeben sollen, desto größer ist Ihr Opfer, desto größer damit Ihr Verdienst, welches zu dem Gelingen eines Planes wesentlich beitragen wird, der Sie zu Glück, Anerkennung und zu den höchsten Ehrenstellen im Reiche führen würde."

Diese Rede Odart's hatte nicht verfehlt, auf die überspannten romantischen Gefühle der Fürstin Daschkoff den tiefsten Eindruck zu machen. Sie folgte unbedingt Odart's Rathe mit so vieler Schlauheit und Coquetterie, daß beglückte Liebe den festen starrsinnigen Staatsmann völlig umkehrte, wie man einen Handschuh umwendet.

Panin ging nun Hand in Hand mit der Fürstin Daschkoff, um dahin zu wirken, daß nach Peter's Entthronung Katharina, nicht der unmündige Paul, den russischen Thron bestieg. Es wurden ihm dafür die höchsten Ehren-

stellen im neuen Regimente zugesagt, und da auch die Kaiserin ungemein freundlich gegen ihn war, so zweifelte der eitle Mann keinen Augenblick, daß er durch die Gunst der Kaiserin und der Fürstin Daschkoff denselben Einfluß auf Katharinens Entschließungen erlangen würde, wie auf eine vormundschaftliche Regierung, und so wurde er denn die Seele des durch seinen Beitritt sich immer bedenklicher consolidirenden Aufstandsplanes.

Von da an gab es keine Parteiungen mehr unter den Verschworenen und die Einigkeit Derselben konnte nun kräftiger an die Ausführung denken.

Es fehlte auch der bevorstehenden Insurrection nicht an tüchtigen Führern. Aber was Diesen mangelte, war eine allgemeine Theilnahme der Soldaten.

Hatten auch Orloff, Bibikoff und Passek schon drei Compagnien vom Regiment Ismailoff verleitet, so hielt man doch dieses nicht für hinreichend zur Ausführung des Plans, und um mehr zu gewinnen, bedurfte man des Geldes, das gerade Katharinen fehlte. Die Kaiserin besaß kaum so viel, als ihr tägliches Bedürfniß erforderte. Uebrigens konnte sie sich darauf verlassen, daß die fremden Gesandten, besonders der französische, durch Peter's rücksichtsloses Benehmen beleidigt, ganz auf ihrer Seite waren. Daher trug sie auf Anrathen der Fürstin Daschkoff dem gewandten Odart auf, den französischen Mi=

nister de Breteuil, der sich so eben zur Abreise von Petersburg anschickte, um ein Darlehen zu ersuchen.

Herr von Breteuil wußte wol, daß eine Verschwörung zu Gunsten Katharinens im Werke war, die er allerdings auch billigte; aber er kannte weder die Pläne, noch die Personen, die darein verwickelt waren, noch ihre Mittel. Darum traute er der Sache nicht, und hielt das Geld für verloren, welches die Kaiserin zu haben wünschte. Auf der andern Seite wollte er doch auch Diese, für den Fall, daß sie reussiren würde, nicht verletzen, und so gab er denn an Odart, als Dieser ihm mitgetheilt hatte, daß die Kaiserin wünsche, der König von Frankreich möge ihr eine Anleihe von 60,000 Rubel verwilligen, die allerdings zweideutige Antwort: „Der König, mein Herr, wird mit Vergnügen bei allen Gelegenheiten den Beweis seiner Ergebenheit liefern; ich werde deshalb dem Könige sogleich Nachricht von ihrem Wunsche zukommen lassen.“ — Darauf entwarf er selbst ein Formular für die im Fall der Genehmigung nothwendige Schuldverschreibung, die alsdann — wie er hinzufügte — von der Kaiserin eigenhändig geschrieben und unterzeichnet werden mußte.

Odart zweifelte keinen Augenblick, daß die Kaiserin sehr geneigt sein werde, dieser Bedingung nachzukommen, und versprach dieses in ihrem Namen augenblicklich. Aber Katharina hatte dabei andere Gedanken. Sie fühlte sich

durch das Mißtrauen des Gesandten allerdings beleidigt. Sie erkannte dessen Absicht, sie dadurch in ein abhängiges Verhältniß von sich selbst und von Frankreichs Interessen, denen sie keineswegs geneigt war, zu stellen, und deshalb würdigte sie ihn keiner Antwort.

Nachdem Breteuil noch einige Tage seine Abreise verschoben hatte, und da der Italiener nicht wieder zu ihm kam, ging er nach Wien und von da nach Paris, wo er erfuhr, daß in Petersburg eine Revolution zu Gunsten Katharinens ausgebrochen sei, und Befehl erhielt, sogleich an den russischen Hof zurückzukehren.

Das gewünschte Darlehen erhielt übrigens Katharina von einem englischen Kaufmann Namens Weltdon, der ihr in Verbindung mit anderen Engländern große Dienste erwies.

Uebrigens befand sich jetzt gerade Katharina in einer sehr mißlichen Lage, die ihr weder bei Tage noch bei Nacht Ruhe ließ. Sie schwebte in der beständigen Furcht, daß ihre immer mehr anwachsende Verschwörung, die schon so viele Mitwisser hatten, verrathen werden könnte, daß ihre Gegner sie dabei überraschen würden und daß dann ewiges Gefängniß oder Verbannung nach Sibirien ihr Loos sein würde. Noch mehr aber beunruhigte sie ihre bereits vorgerückte, heimliche und außereheliche Schwangerschaft, die sie kaum noch vor ihren nächsten Umgebungen verbergen konnte. Wie sollte sie es wagen,

damit öffentlich vor das Volk und vor die Soldaten zu treten?

Wie sehr sie auch diesen Zustand zu verbergen suchte, so war er doch vielen Augen nicht entgangen, was allerdings ihrem Ruf und ihrem Anhang bedeutend schadete. Selbst der Czar hatte davon Kenntniß erhalten. Er beschloß, sie zu überraschen, aber er kam zu spät. In dem Augenblicke, als er in ihr Zimmer trat, fand er sie anscheinend uubefangen auf dem Sopha sitzen, nachdem sie erst wenige Stunden zuvor, mit dem Beistand ihrer vertrauten Kammerfrau, von einem Sohne entbunden worden war, den der Graf Orloff erziehen ließ. Später wurde dieser Sprößling einer ungesetzlichen Liebe unter dem Namen Bobrinsky bekannt.

Peter III., getäuscht durch die äußere Ruhe Katharinen's bei der großen Vollkommenheit ihrer Verstellungskunst, glaubte in seiner gutmüthigen Arglosigkeit nicht daran zweifeln zu dürfen, daß man sie diesesmal verleumdet habe, nahm kalt von ihr Abschied und kehrte nach Peterhof zurück. Dort beschäftigte er sich von Neuem, in der drohendsten Lebenslage, auf das Leichtsinnigste nur mit seinem Vergnügen. In dieser Zeit war es, wo er auch das Geschick des jungen Iwan in ernstliche Erwägung zog und mit dem Gedanken mehr wie jemals beschäftigt, Katharina und ihren Sohn, den Großfürsten Paul, von

der Nachfolge auf den Thron auszuschließen, militairische Rüstungen veranlaßte.

Peter schwärmte damals mehr als je für den Gedanken eines Krieges gegen Dänemark, um Holstein wieder zu erobern. Die Flotte, die zum Angriff bestimmt war, lag theils in Kronstadt, theils in Reval. Einige Regimenter, die er zu dieser Expedition commandirt hatte, waren schon in Pommern eingerückt, andere auf dem Marsche dorthin. Peter selbst beabsichtigte, sich an die Spitze dieses Heeres zu stellen, um Holstein zu erobern. Ganz glücklich war er bei dem Gedanken, auf dem Wege dorthin seinen Freund, Friedrich den Großen, den er seinen Bruder, sein Vorbild nannte, umarmen zu können. In Erwartung dieses Glückes behandelte er den preußischen Minister, Baron von Golz, mit einer so hohen Auszeichnung, daß vielleicht Friedrich selbst sich derselben geschämt haben würde. Golz war noch ein junger Mann, der, mit großer Eitelkeit begabt, diese übertriebene Artigkeit mißbrauchte, indem er sich derselben überall berühmte.

Dadurch machte sich der Kaiser immer mehr verhaßt, wie besonders auch durch seinen unpopulairen Krieg gegen Dänemark. Es kam noch hinzu, daß Katharina erfuhr, der Kaiser habe Anstalten getroffen, sie sogleich nach seiner Abreise verhaften zu lassen; so wurde die Gefahr mit jedem Tage dringender, und die Verschworenen erwarteten in jeder Nacht den Befehl zum Ausbruch.

Eine solche Spannung der Verhältnisse konnte nicht lange dauern und die Katastrophe rückte mit Riesenschritten heran.

8.

Peter verwirft alle Warnungen. — Temploff. — Peters Sorglosigkeit. — Die Gefahr rückt näher. — Passek's Verhaftung. — Entschlossenheit der Fürstin Daschkoff. — Panin's Bedenklichkeit. — Nächtliche Berathung der Verschworenen an der grünen Brücke. — Beschluß zum Ausbruch der Revolution.

Es ist eine geschichtliche Erfahrung, die man bei allen Revolutionen gemacht hat, daß die Partei, gegen welche ein Aufstand angestiftet wird, sorgloser ist, als die revolutionaire Partei, welche stets auf ihrer Hut ist und Alles genau beobachtet, während die herrschende Partei, die gestürzt werden soll, sich so häufig der stolzen Sicherheit hingiebt.

So auch hier. Peter hatte seine Maßregeln gegen Katharinen, die nach seiner Entfernung zum Heere ausgeführt werden sollten, beschlossen, und war damit zufrieden. So lange wenigstens, als er noch das Joch seiner Gemahlin, wie er es mit Unrecht nannte — denn er lebte von ihr völlig unabhängig — tragen mußte, wollte er auch sein Leben auf seine rohe Weise noch genießen.

Uebrigens ging seine Sorglosigkeit und sein Eigensinn

in dieser Angelegenheit bis zum Unsinnigen und Unbegreiflichen. Es fehlte ihm nicht an Warnungen, aber in seiner starren Verblendung wies er sie alle von der Hand. Mehrere Personen in seiner Umgebung hatten im Allgemeinen von einer gegen ihn angezettelten Verschwörung gehört; aber sie waren nicht so genau unterrichtet, daß sie dem Kaiser die Hochverräther nachweisen konnten, und deshalb achtete er nicht auf solche Anschuldigungen. Friedrich der Große ermahnte ihn in den dringendsten Briefen, doch etwas vorsichtiger zu sein und seine Handlungsweise zu ändern, da er sich in der allergrößten Gefahr befände, vom Throne gestürzt zu werden. Aber dem Baron von Golz, der ihm aus den dringendsten Gründen die Beachtung dieses wohlgemeinten Rathes seines einsichtsvollen Freundes empfahl, antwortete Peter III. im eigensinnigen Selbstvertrauen: „Wenn Ihr mein Freund seid, so berührt diesen Punkt nicht, der mir so verhaßt ist."

Eine andere, noch entschiedenere Warnung war die eines französischen Architekten, mit Namen Valois, der bei dem englischen Minister den Czaren aufgesucht hatte. Dort stellte er ihm ein Promemoria zu, worin die bösen Absichten und gefährlichen Pläne der Verschworenen aufgedeckt waren. Er hatte seine Notizen von einem gewissen Temploff erhalten, auf den er sich auch als Zeuge berief.

Dieser Temploff war übrigens ein schlechter Mensch,

der natürliche Sohn des Erzbischofs Theophilus von Nowogrod, von einer Frau eines Laternenanzünders, Namens Nopeki Temploff. Diesen natürlichen Sohn hatte der Erzbischoff erziehen lassen. Er kam noch sehr jung nach Petersburg, aber er war unterrichtet. Der allmächtige Günstling, Alexis Rasumowsky, stellte ihn auf Empfehlungen des Erzbischofs, seiner Jugend ungeachtet, als Erzieher seines Sohnes an, auch führte er ihn bei Hofe ein. Hier aber führte der junge Temploff ein so verschwenderisches und ausschweifendes Leben, daß er nach Sibirien verbannt wurde. Später aber wirkte Rasumowsky wieder seine Begnadigung aus. Als Rasumowsky Hetmann der Kosaken und einer der Anhänger Bestuchews geworden war, verschaffte er ihm die Stelle eines Staatsraths. Dieser Mann war es, der, wenn der Czar nur einigermaßen auf seiner Hut gewesen wäre, ganz sicher Katharinens Plan, eine Thronrevolution zu ihren Gunsten zu bewirken, vereitelt und ihr statt des russischen Kaiserthrons Verbannung nach Sibirien verschafft haben würde.

So hängen oft die größten Ereignisse in der Weltgeschichte, wie das Schwert des Damokles, an einem Haare; — reißt es, so ist damit eine ganze folgenreiche Epoche aus der Weltgeschichte ausgestrichen und von einer Katharina II., welche die nordische Semiranis genannt wurde, Polen theilte, und die Krim, den heutigen

Zankapfel Europa's eroberte, wäre nie die Rede in den Büchern der Weltgeschichte gewesen.

Jener Temploff, von dem der Architekt Valois die Thatsachen erfahren hatte, welche das Vorhandensein einer Verschwörung bewiesen, war entweder Zeuge in der Sache, oder er war selbst compromittirt. Jedenfalls mußte er festgenommen und scharf befragt werden, um die volle Wahrheit zu erfahren und alsdann die Theilnehmer augenblicklich verhaften zu können. Aber Peter III. war zu sorglos, und in seiner blinden Sicherheit hielt er jeden Revolutionsversuch für lächerlichen Unsinn, den er Katharinens Absichten wol zugetraut hatte; aber er hielt sie für ein albernes Weib ohne Anhang, das er nächstens im Kloster zum ewigen Schweigen bringen wollte.

Erst auf Andringen seiner Freunde gab Peter endlich nach und ließ Temploff verhaften. Aber es geschah dieses mehr, um seinen Anhängern gefällig zu sein, als aus Ueberzeugung des Kaisers von der Nothwendigkeit eines solchen Schrittes. So vergaß er denn auch, den Befehl zu geben, ihn über den Inhalt jener Denunciation zu verhören, die er übrigens in der Tasche behielt, um mit seiner dicken Woronzow, die eine höchst bornirte Person war, darüber zu lachen.

So kam denn diese unbegreifliche Unvorsichtigkeit und Nachlässigkeit Peter's den Plänen Katharinens insofern zu Statten, daß sie Zeit gewann, dieselben

auszuführen. Ja diese Ausführung wurde durch jenes Ereigniß noch mehr beschleunigt, als es sonst vielleicht der Fall gewesen wäre. — In der Politik gewinnt man durch die Fehler des Gegners oft mehr, als durch die eigene Klugheit und Entschlossenheit.

Die Verschworenen waren lange verschiedener Meinung über die Art der Ausführung. Es war schwer, ja es schien unmöglich, sie unter einen Hut zu bringen, als die Nachricht von Valois' Verrath und Temploff's Verhaftung eintraf. Jetzt waren Alle der einstimmigen Meinung, daß vor Allem rasch gehandelt werden müßte.

Die junge Partei, welche Anfangs der Ansicht gewesen war, man müßte abwarten, bis der Kaiser nach Petersburg zurückgekehrt sein würde, um alsdann loszubrechen, überzeugte sich nun, daß es gefährlich sei, so lange zu warten, und daß es von der Klugheit geboten werde zu eilen, um Peter III. noch in Peterhof zu verhaften, ehe er über militairische Hülfe in St. Petersburg verfügen könnte.

Jeder der Verschworenen hatte nur Vertrauen auf seinen eigenen Muth und auf die Treue seiner Freunde, als durch Zufall entdeckt wurde, daß der Augenblick der höchsten Gefahr für die Conspiration gekommen sei. Anstatt sie zu verwirren und zu beunruhigen, führte dieses zum augenblicklichen Beginn der Action.

Die junge Fürstin Daschkoff, die jeden Vogel an

seinen Federn kannte, und keinem ihrer Mitverschworenen so ganz traute, unterhielt bei jedem der Hauptverschworenen ihren Spion, der sie von den geringsten Ereignissen oder Aeußerungen Desselben sogleich in Kenntniß setzen mußte. Ein solcher Spion befand sich auch bei dem Lieutenant Passek, der einen Theil der Soldaten vom Garderegiment für die Kaiserin gewonnen hatte. Da trat eines Tages einer dieser Soldaten, der nicht glauben konnte, daß der Lieutenant Passek nur irgend Etwas ohne Vorwissen und Zustimmung seines Capitains unternehmen werde, an Diesen heran und fragte ihn ganz zutraulich: „An welchem Tage, Herr Hauptmann, werden die Waffen gegen den Kaiser gewendet?" Der Hauptmann, der wol im Allgemeinen von der im Dunkeln schleichenden Verschwörung gehört hatte, aber nichts Näheres wußte, war im höchsten Grade bestürzt über diese Frage. Aber er wußte sich zu fassen. Augenblicklich erkennend, daß hier große Interessen auf dem Spiele standen, entlockte er dem Soldaten durch eine Antwort in unbestimmten Ausdrücken das ganze Geheimniß, welches er denn sogleich dem Befehlshaber seines Regiments rapportirte.

Dieser ließ Passek sogleich arretiren. Es war gerade 10 Uhr Abends, als dies geschah. Passek fand indeß noch Zeit, mit Bleistift auf ein Stückchen Papier zu schreiben: „Setzt augenblicklich Alles ins Werk, oder wir sind verloren!" — Der Spion, der ihn beobachten

mußte, zeigte sich an der Thür, und Passek, obwol er ihn nicht kannte, glaubte doch Alles wagen zu müssen, drückte dem Unbekannten den Zettel in die Hand uud sprach leise und dringend: „Trage dies sogleich zum Hetmann Rasumowski, aber schweige; Du wirst reich belohnt werden."

Der Spion hatte doppelte Ursache, von diesem Papiere Gebrauch zu machen. Er eilte damit zu der Fürstin Daschkoff, in deren Solde er stand, und übergab ihr den Zettel. Das war noch besser für die Sache der Conspiration, denn die junge Frau war unstreitig die Entschlossenste unter allen Verschworenen.

Es war schon spät in der Nacht. Der ihr aufgedrungene Liebhaber, Panin, befand sich bei ihr. Sie schlug ihm vor, augenblicklich den Ausbruch der Revolution zu beginnen, als das einzige Mittel, der Rache des Czaren zuvorzukommen und ihr zu entgehen.

Panin war bedenklich. Entweder zweifelte er, daß sich das Werk so schnell durchsetzen ließe, oder es fehlte ihm die nöthige Entschlossenheit. So stimmte er denn mit der Meinung der Fürstin nicht überein, sondern äußerte bedenklich: „das Sicherste wird sein, Durchlaucht, bis zum hellen Tage zu warten, um besser und ruhiger zu überlegen, wie und wenn man in dieser bedenklichen Situation handeln müsse."

„So gehen Sie," antwortete die Fürstin kalt und mit einem unbeschreiblichen Hohne auf ihren schönen Gesichtszügen. Panin gerieth dadurch in lebhafte Betroffenheit. Er konnte nicht zweifeln, daß diese entschlossene Frau augenblicklich handeln würde; alsdann würde er gewissermaßen hors de combat gesetzt sein; er würde dann weder den Ruhm, noch die Belohnung günstiger Erfolge, freilich aber auch nicht die Gefahren mit den anderen Verschworenen getheilt haben; kurz, Graf Panin hatte den Kopf verloren; er wußte nicht, was er thun sollte, und durch den sichtlichen Hohn seiner Geliebten vollends consternirt zog er sich zurück.

Nun aber eilte die Fürstin Daschkoff augenblicklich, durch Emissaire die übrigen bedeutenderen Mitverschworenen von dem Vorfalle mit Passek zu unterrichten und ihnen ein nächtliches Rendezvous an der grünen Brücke zu geben.

Kaum hatte sie Panin verlassen, so kleidete sie sich in die Uniform eines Gardeofficiers, welche sie schon seit längerer Zeit für diesen Fall bereit hielt, und dann eilte sie in einer Droschke nach der grünen Brücke,*) wo sie schon öfters Zusammenkünfte und Berathungen mit den Ver=

---

*) Petersburg hat theils Pontonbrücken, theils hölzerne; diese letzteren, welche über den kleinen Nebenfluß Moika geschlagen sind, werden nach den verschiedenen Farben, womit sie angestrichen sind, die rothe, die blaue und die grüne Brücke genannt.

schworenen gehabt hatte, um durch das viele nächtliche Ein- und Ausgehen von Officieren in ihrem Palaste nicht Aufmerksamkeit und Verdacht zu erregen.

Die Verschworenen waren nicht wenig erschrocken über die Mittheilung, welche die Fürstin selbst bei ihrem Erscheinen noch mit großer Beredtsamkeit ergänzte; aber sie beschlossen einstimmig, das Vorhaben augenblicklich ins Werk zu setzen. Das Warten bis zum folgenden Tage schien ihnen zu gefährlich zu sein. Dies wäre auch der Fall gewesen. Bei der geringsten Zögerung war Alles verloren. Man mußte nothwendig, wenn Erfolg erzielt werden sollte, sofort und in der Stille handeln, um dem Czar zuvorzukommen, wenn er, wie sich vermuthen ließ, Truppen zusammenziehen lassen wollte. Der Beschluß zum Aufstand wurde einstimmig gefaßt. Gregor Orloff, einer seiner Brüder und sein Freund Bibikoff begaben sich in die Kasernen, um die von ihnen gewonnenen Soldaten für den Ausbruch vorzubereiten. Alexis Orloff aber übernahm den allerdings bedenklichen Auftrag, die Nichts ahnende schlummernde Kaiserin Katharina zu wecken, sie von der großen Gefahr und dem Ausbruche der Unternehmung in Kenntniß zu setzen und für ihre augenblickliche Theilnahme daran zu gewinnen.

Damit beginnt der erste Ausbruch der Revolution, den wir im folgenden Capitel schildern wollen.

Von Minute zu Minute wurden die Ereignisse spannender.

9.

Die Kaiserin Katharina fängt an zu handeln. — Ihre ersten Erfolge in den Kasernen. — Villebois. — Volksjubel. — Segen der Kirche. — Katharina II. wird als Kaiserin proclamirt. — Weitere Maßregeln und Erfolge. — Der Prinz von Holstein. — Dessen Mißhandlung. — Die Revolution ist vollendet. — Angeblicher Leichenzug Peter's. — Die Kaiserin zeigt ihren Sohn Paul Petrowitsch dem Volke. — Jubel und Huldigung. — Die fremden Minister. — Manifest. — Potemkin. — Ausmarsch der Soldaten.

Gregor Orloff, der jede der oft wechselnden Schlafstellen der Kaiserin Katharina nur zu genau kannte, hatte seinen Bruder, dem er den Auftrag gegeben hatte, ihr das Billet der Fürstin Daschkoff zu überbringen, genau beschrieben, wo er sie in dieser Nacht finden werde.

Die Kaiserin hatte unter dem Vorwande, Alles zu dem großen Feste, das sie geben wollte, vorzubereiten, den Pavillon de Monplaisir bezogen. Dieses kleine hölzerne Gebäude war für die Residenz einer Kaiserin wenig wohnlich eingerichtet, aber es lag so günstig am Ende eines langen Gartens, am Ufer des finnischen Meerbusens, daß dort ganz unbemerkt, unter dem Vorwande von Spazierfahrten, eine zierliche Yacht hatte aufgestellt werden können, deren Bestimmung es war, sie, wenn das Unternehmen mißlingen sollte, mit den am stärksten compromittirten Verschworenen nach Schweden in Sicherheit zu bringen. Dies war der eigentliche Grund, weshalb sie von

Peterhof aus dorthin auf einige Zeit ihre Sommer-residenz verlegt hatte.

Diese Lage und die der übrigen Lustschlösser, welche der Hof bewohnte, war überhaupt der Insurrection sehr günstig. Es war dieses Landhaus nur acht Stunden von Petersburg entfernt.

Oranienbaum, wo Peter III. sich aufhielt, und Peterhof, der Sommeraufenthalt Katharinens, waren größere, aus Stein erbaute Lustschlösser auf dem linken Ufer der Newa. Dieses wird von einer fortlaufenden gleichförmigen Hügelreihe gebildet. Das rechte Ufer dieses Flusses war damals noch von dichten Waldungen bedeckt. Bekanntlich mündet die Newa etwa sechs deutsche Meilen von St. Petersburg in den finnländischen Meerbusen. An diesem Meerbusen und da, wo derselbe so breit wird, daß man das jenseitige Ufer kaum erblicken kann, hatte der mächtige Mentschikoff in der Zeit seines höchsten Glanzes für sich das prächtige Lustschloß Oranienbaum erbaut. Nach seiner Verbannung wurde es confiscirt und Eigenthum der Krone. Dort war der Lieblingsaufenthalt Peter's III., wo er seine meiste Zeit verlebte. Zu seinem Unterrichte und Vergnügen hatte er dort eine kleine Festung angelegt, deren Wälle nicht mehr als sechs Fuß hoch und zur Vertheidigung gar nicht geeignet waren, wo er die eroberten Fahnen als Trophäen bewahrte.

Oranienbaum gegenüber lag in der Mündung des

Flusses die bedeutende Festung Kronstadt, die Vormauer von Petersburg. Die dem kaiserlichen Lustschlosse Oranienbaum zugekehrte Seite der Festung bildet zugleich den stark befestigten Hafen. Dasselbe ist nicht mit der andern Seite der Fall; doch ist der dort vorbeifließende unbefestigte Theil der Newa an sich sehr gefährlich zu passiren und durch künstliche Versenkungen von großen Steinblöcken völlig unschiffbar gemacht. In dem Hafen von Kronstadt und in dem von Reval lagen die gegen Dänemark ausgerüsteten Flotten, wodurch bei einiger Aufmerksamkeit Katharinens Flucht leicht hätte vereitelt werden können.

So liegen denn von Petersburg bis Oranienbaum in geringer Entfernung von einander die Sommerpaläste und Lusthäuser der russischen Großen. Peterhof steht mitten unter ihnen, etwa acht Stunden von Petersburg entfernt.

Wie vortheilhaft die Lage dieses Lustschlosses, welches Katharina bewohnte, während Peter sich in Oranienbaum aufhielt, und des in der Nähe von Peterhof belegenen Pavillons de Monplaisir war, inmitten der Landhäuser, welche meistens die mitverschworenen Großen des Reichs bewohnten, sollte sich erst so recht im Verlaufe des Aufstandes selbst zeigen.

Gregor Orloff unterrichtete seinen Bruder, der die Lage dieser Schlösser genau kannte, von einem geheimen Eingange in den Garten und Pavillon de Monplaisir, welcher zu dem Schlafgemache der Kaiserin führte, und

übergab ihm den dazu bestimmten Schlüssel, von dem er so oft auf seinen nächtlichen Liebesgängen geheimen Gebrauch gemacht hatte. Dann aber wechselte er mit seinem Freunde Bibikoff die geladenen Pistolen, und Beide schwuren, wenn das Unternehmen keinen Erfolg haben sollte, davon gegen den Feind keinen Gebrauch zu machen, sondern sich selbst damit gegenseitig den Tod zu geben.

Katharina, die auf ihrem Landhause so spät in der Nacht keinen Besuch und keine Meldung mehr erwartete, hatte sich niedergelegt und war in den tiefsten Schlaf versunken, als sie um zwei Uhr Morgens plötzlich geweckt wurde. Vor ihrem Bette stand ein Officier der Garde von großer Figur, breiten Schultern und kolossalen Körperformen, dessen gebräuntes ursprünglich schönes Gesicht durch eine breite und tiefe Narbe furchtbar entstellt war. Dies war Gregor's Bruder, Alexis, allgemein als ein roher, aber furchtbar entschlossener Mensch bekannt unter dem Namen: Orloff der Genarbte.

Dieser Mann hatte Auftrag, sich durch das Billet der Fürstin Daschkoff zu legitimiren, aber er zog es vor, die Ehre einer solchen Meldung allein auf sich zu nehmen, und sagte zur Kaiserin blos die Worte: „Es ist kein Augenblick zu verlieren, Ew. Majestät. Bereiten Sie sich, mit mir sogleich nach der Stadt zu eilen!“ Ohne nur eine Secunde länger zu verweilen, zog er sich in ein Nebenzimmer zurück.

Katharina klingelte heftig ihrer vertrauten Kammerfrau Iwanowna, erzählte Dieser in höchster Aufregung, was vorgefallen war, und als auch die Vertraute zur lebhaftesten Eile rieth, ließ sie sich augenblicklich ankleiden. Kaum war sie fertig, so trat Orloff wieder ein, und meldete, daß der Wagen am Eingange des Gartens sie erwarte. Es war eine Equipage der Fürstin Daschkoff, welche schon seit einiger Zeit auf der Meierei, eine Stunde von Peterhof, für den Fall des Ausbruchs bereit gehalten worden war.

Mit lebhaftem Herzklopfen, fast zitternd, in der ungeheuersten Aufregung, aber entschlossen und muthvoll, trat Katharina die gefährliche Nachtreise an, welche über ihr Geschick: ob Krone oder Verbannung nach Sibirien, entscheiden sollte.

Unaufgehalten und von Uneingeweihten unbemerkt, kam die Kaiserin mit Orloff, dem Benarbten, an den Wagen. Sie stieg mit ihrer Kammerfrau Iwanowna hinein. Orloff sprang auf den Kutschersitz, ergriff den Zügel und jagte im vollen Galopp davon auf der Chaussee, die nach Petersburg führt.

Katharina war so guten Muthes, daß sie unterwegs mit ihrer Begleiterin über die Unordnungen scherzte, die sie, als Folge ihrer Uebereilung, in ihrem Anzuge bemerkte.

Aber Alexis Orloff hatte die Pferde zu so rasender

Eile angetrieben, daß sie den Athem verloren und stehen blieben. Keiner Peitsche mehr gehorchend, waren sie keinen Schritt mehr vorwärts zu bringen, und noch war man mehrere Werste von Petersburg entfernt. Katharina war außer sich, Orloff raste; doch endlich blieb Nichts weiter übrig, als daß sie sich entschlossen, den übrigen Theil des Weges zu Fuße zurückzulegen. Das war freilich zeitraubend, aber sie kamen doch, wenn auch langsam, ihrem Ziele näher. Da begegnete ihnen noch zum Glück ein alter Bauernkarren, und Alexis miethete denselben, worauf die Kaiserin ihn bestieg, und die Fahrt ging nun weiter nach Petersburg zu.

Als sie eine gute Strecke gefahren waren, bemerkten die Reisenden einen Wagen, der ihnen mit großer Schnelligkeit von der Stadt her entgegenkam. Da derselbe Weg auch nach Oranienbaum führte, wo Peter III. sich aufhielt, so besorgten Katharina und Orloff irgend ein bedenkliches Zusammentreffen.

Bald aber erkannte die Kaiserin mit einem lauten, freudigen Aufschrei ihren Liebling Gregor Orloff, den sie unter allen Verschworenen für den entschlossensten und fähigsten hielt. Dieser war ihr voll Besorgniß über das lange Ausbleiben Katharinens entgegengeeilt. Als er die Heißersehnte erblickte, rief er ihr zu: „Alles ist bereit, Majestät, und harrt Ihrer Ankunft.“ Sie stieg in seinen Wagen, und im fliegenden Galopp ging es nun der Stadt zu.

Nach einer flüchtigen Umarmung erzählte ihr Gregorius Orloff von seinen und seiner Mitverschworenen Erfolgen bei dem Militair in St. Petersburg, und belebte dadurch den Muth der Kaiserin, der durch die mancherlei unangenehmen Zwischenfälle schon beträchtlich gesunken war.

Schon war es Tag geworden, und Besorgnisse des Mißlingens durch die Zögerung wurden wieder rege, und beunruhigten selbst Orloff, als endlich Katharina mit ihm am Morgen des 9. Juli 1762 in St. Petersburg anlangte.

Obwol sie durch eine Verhüllung sich möglichst unkenntlich gemacht hatte, so beschloß sie doch, damit sie nicht erkannt würde, den noch ziemlich langen Weg durch die Stadt zu Fuße zurückzulegen. Orloff eilte voraus, um ihren Empfang vorzubereiten. Obgleich sie schon ermüdet und es ziemlich still auf den Straßen war, so hatte sie doch Seelenstärke genug, von jetzt an eine äußerlich ruhige Miene und Haltung anzunehmen.

Die ganze Stadt mußte von ihr durchschritten werden, da die Kasernen, wo den Verschworenen das Rendezvous gegeben war, auf der Morgenseite derselben lagen. Sie zog es aber vor, auf der um die Stadt herumführenden Straße sich dorthin zu begeben. Ein Führer ging voraus, ihre Ankunft anzumelden. Ganz erschöpft kam sie dort vor der Kaserne der Ismaeloff'schen Garden an,

von denen drei Compagnien gewonnen waren. Die Verschworenen hatten sie vor Katharinens Ankunft nicht alarmiren wollen, um nicht durch vorzeitigen Jubel vielleicht Verrath zu veranlassen.

Plötzlich wurde ihnen die Ankunft der Kaiserin gemeldet. An dreißig Derselben, zum Theil noch im Hemde, stürzten ihr entgegen, indem sie ein brüllendes Freudengeschrei erhoben.

Ueberrascht von diesem Anblicke erbleichte Katharina, was die Worte, die sie sprach, nur um so eindringlicher machte.

„Ich werfe mich in Eure Arme," rief sie den braunrothen, nach Branntwein duftenden, halb angekleideten, unsauberen Kerlen zu, „schützt mich! Der Czar hat Befehl gegeben, mich und meinen Sohn in dieser Nacht zu ermorden. Die Flucht allein hat mich vom Tode errettet; ich erwarte von Euch, daß Ihr mich gegen meine Feinde vertheidigt."

Alle, die ihre Worte gehört hatten, und der Haufen vergrößerte sich mit jedem Augenblicke, rasten vor Enthusiasmus und schworen, sie zu retten, und riefen in russischer gemüthlicher Ausdrucksweise: „Wir wollen sterben für unsere gute Mutter!"

Der Hetmann Rasumowsky war indeß herbeigekommen, und schloß sich durch lauten Zuruf den Soldaten an. Dieses Beispiel regte auch die Uebrigen auf, und

bald stand das ganze Regiment auf ihrer Seite. Katharina ließ einen Popen desselben mit dem Crucifix kommen, und, ermuthigt durch diese leichten Erfolge, forderte sie nun mit einschmeichelnden Worten das Regiment auf, ihr auf das Crucifix den Eid der Treue zu schwören. Tausend Hände erhoben sich, und wie ein wilder Strom brauste der Schwur über die bärtigen Lippen. Ließen sich auch einige Stimmen vernehmen, die im Tumulte Katharinen nur als Regentin proclamirten, so brachte sie doch Orloff's Drohung zum Schweigen und durch den Zuruf der Uebrigen wurden ihre Stimmen übertönt.

Es war ein furchtbarer Tumult, der sich am Ende doch in den allgemeinen Zuruf auflöste: „Es lebe unsere gute Mutter als regierende Kaiserin!"

Die Simeonischen und Preobraschenskoischen Garden vereinigten sich mit dem Regimente Imailoff im gleichen Rufe. Die Officiere, die bis dahin Nichts von der Sache gewußt hatten, hielten sich an der Spitze ihrer Compagnien, als gehörten sie längst zu den Verschworenen. Nur zwei Officiere von dem Regimente Preobraschenskoi wagten es, sich den Soldaten zu widersetzen, und getreu ihrem Eide protestirten sie dagegen. Aber Orloff ließ sie sogleich verhaften. Diese Beiden waren der Major Tschepeleff und der Lieutenant Puschkin, die sich aber bald auch zu Katharinens Partei wendeten; Diese aber, stolz auf ihre Erfolge, erklärte ihnen: „Ich bedarf Eurer Dienste

nicht mehr!“ Auch waren außer dem Hetmann Rasumowsky der General Fürst Wolkonsky, die Grafen von Stroganoff und von Bruce bei der Kaiserin angekommen, die jetzt schon ein glänzendes Gefolge besaß.

Die Frauen der beiden Letzteren befanden sich in dem wilden bachantischen Kreise derjenigen schönen, jungen Frauen, die Peter zu seinem Vergnügen mit nach Peterhof genommen hatte, und die er in seiner baroken Laune am St. Peterstage von ihren Gatten scheiden lassen und anderweit wieder verheirathen wollte.

Orloff sagte zu Denen, die Katharinen nur als Regentin auszurufen versucht hatten: „Man muß Nichts halb thun, da man sich dadurch in großer Gefahr begiebt. Auf halbem Wege stehen bleiben ist eine große Thorheit. Wer also wieder von einer Regentin spricht, den durchbohre ich auf der Stelle.“ Orloff war allgemein bekannt als ein Mann von großer Entschlossenheit, den man wohl zutrauen durfte, daß er Wort halten würde, und das schüchterte jeden etwa Bedenklichen ein.

Das waren große Erfolge, die Katharina in der kurzen Zeit von zwei Stunden errungen hatte; aber wie die Lawine im Fortrollen anschwillt, so auch die Revolution, wenn sie nicht zeitig gehemmt wird.

Zunächst legte Katharina einen Beweis von ihrer großen Energie ab.

Während Rasumowsky und andere zu der Kaiserin

übergegangene Größe im Kreise von drei Garderegimentern sie umstanden, eilte Orloff zu dem Artillerie-Regimente in der Absicht, auch dieses der Kaiserin zuzuführen. Er selbst war Capitain in diesem Regimente und bei den Soldaten beliebt. Aber die Soldaten weigerten sich, ihm zu folgen, wenn sie nicht dazu Befehl von ihrem Obristen Villebois erhielten. Gegen diesen Officier, dessen strenge, pflichtgetreuen Grundsätze Katharina kannte, hatte sie nicht gewagt, sich zu entdecken. Jetzt sandte Orloff einen seiner Freunde zu ihm und ließ ihm sagen: die Kaiserin lasse ihm befehlen, sich schleunigst mit seinem Regimente zu ihr nach Petersburg zu begeben, und mit den Garden sich zu vereinigen. Villebois fragte bestürzt: „Ist etwa der Kaiser todt?“ Orloff's Freund ging auf die Beantwortung dieser Frage nicht ein, sondern wiederholte nur auf das Gemessenste den Befehl der Kaiserin. Villebois glaubte darin eine Bestätigung seiner Vermuthung vom Tode des Kaisers zu finden und nun gehorchen zu müssen. Er stellte sich in Petersburg mit seinem Regimente der Kaiserin zur Verfügung; allein er wagte es, Derselben Vorstellungen gegen die Durchführung ihres Planes zu machen, den er jetzt durchschaute; aber Katharina unterbrach ihn mit den stolzen Worten: „Mein Herr, ich habe Sie nicht rufen lassen, um Rath von Ihnen zu verlangen, sondern um Ihre bestimmte Erklärung zu fordern, was Sie zu thun beabsichtigen.“

„Ew. Majestät zu gehorchen!“ antwortete Villebois, eingeschüchtert durch die Sicherheit und die imposante Majestät ihres ganzen Wesens, und stellte sich an die Spitze seines Regiments, indem er die Schlüssel der Arsenale der Kaiserin überreichen ließ.

So sah sich denn Katharina von 3000 Soldaten umringt, die ihr den Eid der Treue geschworen hatten. Viele Tausende der Bewohner Petersburgs schlossen sich dem Militair an und stimmten donnernd in dessen Jubelruf mit ein.

Jetzt war es Zeit, die Bewegung der Revolution durch den Segen der Kirche heiligen zu lassen. Auf Rasumowsky's Rath entschloß sich Katharina dazu. Sie begab sich in der Mitte einer zahllosen, jubelnden Begleitung nach der kasanischen Kirche, wo, wie man ihr meldete, zu ihrem Empfange Alles bereit sei.

Alle Thüren, Fenster und Dächer waren mit jubelnden Zuschauern bedeckt; mit wehenden Tüchern, emporgeworfenen Hüten und einem fortrollenden Hochgeschrei wurde sie von Schritt zu Schritt begleitet.

Der Erzbischoff von Nowogrod in seinem Prälaten-Ornat, umgeben von einer ungeheuren Menge Priester, deren lange weiße Bärte und weiße Haare Ehrfurcht einflößten, warteten ihrer schon am Altare.

Dieser hohe Priester setzte ihr die kaiserliche Krone auf das Haupt, und proclamirte sie mit lauter Stimme als

Selbstherrscherin aller Reußen unter dem Namen Katharina II., und erklärte gleichzeitig ihren Sohn, den jungen Großfürsten Paul Petrowitsch, zu ihrem Nachfolger.

So war Katharina als Kaiserin proclamirt, noch ehe nur ein directer Schritt zur förmlichen Entthronung des noch regierenden Kaisers Peter III. geschehen war.

Aus der Kirche von Kasan begab sich nun die gekrönte Kaiserin Katharina II. nach dem Winterpalaste, welchen die Kaiserin Elisabeth bewohnt hatte. Dies geschah wieder unter ungeheurer Begeisterung der sie begleitenden dicht gedrängten Volksmassen. Alle Thore und Pforten des Palastes blieben offen stehen, damit Jeder, der wollte, eintreten konnte. Dies geschah auch in solchen Massen, daß alle die großen und zahlreichen Prunkgemächer und Säle, die gebohnten Parquets, das Marmorgetäfel und die reichen persischen Teppiche ganz mit Menschen besetzt waren. Ueberall, wo Katharina sich sehen ließ, war sie von Knienden umgeben, die ihr den Eid der Treue schwuren.

Die Führer der Verschwörung hatten indeß Nichts unterlassen, was ihnen zur Sicherheit der neuen Kaiserin nothwendig erschien. In alle Viertel der Stadt waren Verschworene gesendet, um dort Sicherheitsmaßregeln zu treffen, denn man setzte voraus, daß Peter, sobald er von der Bewegung die erste Nachricht erhalten werde, sogleich auf Petersburg mit überlegenen Heeresmassen, die ihm noch

zu Gebote standen, rücken werde. Deshalb waren überall starke Wachtposten und Kanonen mit brennenden Lunten der Kanoniere aufgestellt.

Es schien, als sei Peter III. in Petersburg schon vergessen. Kein Mensch nahm sich seiner an. Der Prinz Georg von Holstein, der Onkel Peter's, war der Einzige, der den Muth hatte, für seinen rechtmäßigen Kaiser aufzutreten; aber es sollte ihm schlecht bekommen.

Prinz Georg befand sich gerade in Petersburg, als sein Adjutant ihn benachrichtigte, was in der Residenz vorging. Sogleich stieg er zu Pferde und wollte, von einigen Getreuen begleitet, nach der Kaserne eilen. Noch aber war er nicht weit gekommen, als ihn ein Trupp der berittenen Garde anhielt, ihn vom Pferde riß und in eine Kibitke, ein Bauernfuhrwerk, warf und höhnend und lärmend vor den Palast transportirte, worin Katharina residirte. Hier wollte er absteigen. Allein es kam der Befehl von der Kaiserin, ihn in seine Familie zurückzuführen und mit derselben in seiner Wohnung zu bewachen. Was nun geschah, war nicht ihre Schuld, sondern Folgen der allgemeinen Rohheit und Aufregung.

Kaum war er in seinem Hause angelangt, so erblickte er schon einen Trupp Soldaten, beschäftigt mit Plünderung seiner werthvollsten Effecten. Sogar seinen Söhnen nahmen sie die Uhren aus den Taschen und steckten sie in die ihrigen. Kein Zimmer war vor den Plünderern

verschont geblieben, als das Schlafgemach der Prinzessin, welches ein Unterofficier von der Garde, sowie auch ihre Person, gegen die Rohheiten der Soldaten beschützte. Der Zorn des Prinzen kannte in diesem Augenblicke keine Grenzen. Ohne Degen, den man ihm abgenommen hatte, versetzte er einem der Ersten, die ihm mit einem Arme voll Sachen entgegenkamen, einen Fußtritt vor den Leib, daß Derselbe hinten überfiel und zu Boden stürzte. Nun aber schlugen dessen Kameraden in unbarmherziger Wuth auf den wehrlosen Prinzen los. Der ihn begleitende Officier mußte seinen Degen gebrauchen, um ihn gegen ihre Rache und Wuth zu schützen. Hätten die Soldaten nicht ihre Waffen abgelegt gehabt, um besser plündern zu können, sie würden ihn getödtet haben. So gelang es endlich, den zerbläuten Prinzen aus ihren Händen zu befreien. Am folgenden Tage ließ ihm Katharina wegen dieses Vorfalls ihr Beileid bezeigen und ihm ihre Wohlgewogenheit versichern. Prinz Georg aber war noch so in Wuth, daß er antworte: „Mein Herr! wer es wagt, sich unter die wilden Schweine zu mischen, muß darauf gefaßt sein, daß es ihm so ergeht, wie mir.“

Man hatte Sorge getragen, daß die Thore und Brücken gesperrt waren, um zu verhindern, daß der Kaiser vor der Zeit auf seinem Lustschloße Oranienbaum von diesen Bewegungen in Petersburg Nachricht empfange. Aber ein gewisser Besson, ein italienischer Friseur, der dem

Czar sein Glück zu verdanken hatte, übernahm es, ihm Nachricht zu bringen, während keiner seiner Anhänger sich deshalb rührte. Es gelang ihm, einen treuen Bedienten, in Bauerntracht verkleidet, mit einem Billet unter dem strengen Befehl, es nur in die eigenen Hände des Kaisers zu liefern, abzusenden. Der Bediente passirte die Brücke, die nach Peterhof führte, unbemerkt in dem Augenblicke, als man auf derselben die Wache aufstellte, und begab sich nach Oranienbaum, wo er denn erfuhr, daß der Kaiser sich schon in Peterhof befinde, wohin er sogleich geeilt war. So schien Alles Katharinen zu begünstigen.

Auf dem Wege nach Peterhof stand ein Regiment von 600 Mann, welches noch nicht für den Aufstand zu gewinnen versucht worden war. Es war zu besorgen, daß Peter bei der ersten Nachricht von dem Ausbruche einer Revolution dieses mit seinem holsteinischen Regimente vereinigen und so mit einer schon imposanten Macht auf Petersburg rücken werde, wo es dann möglich gewesen sein würde, die schon Abgefallenen wieder für ihn zu gewinnen.

Man war in Peterhof gerade damit beschäftigt, diese Vereinigung mit den Holsteinern anzuordnen, als der Obrist dieses Regiments, Olsufieff, der von den Bewegungen in Petersburg gehört hatte, sich bewogen fand, dorthin zu reiten und weitere Erkundigungen einzuziehen.

Kaum war Derselbe dort angekommen, so bestürmten

ihn die Verschworenen, sich mit seinem Regimente der Partei der Kaiserin zuzuwenden.

Olsusieff begriff, daß die Bewegung schon zu weit vorgeschritten sei, um durch ein einziges Regiment gehemmt werden zu können. Er war zu klug, um nicht den Umständen nachzugeben, versprach seine Theilnahme, und jagte nach dem Standquartiere seines Regiments zurück, das er leicht für die neue Herrscherin gewann. Einige Augenblicke darauf kam im vollen Carrière ein Adjutant des Kaisers von Peterhof angejagt, der ihm den gemessensten Befehl brachte, sich dorthin zu wenden und mit seinem Regimente zu ihm zu stoßen. Absichtlich empfing der Obrist den Ordonnanz-Officier in der Mitte seiner Truppen. Diese hörten den Befehl, verlangten jedoch mit lautem Geschrei, nach Petersburg geführt zu werden, um sich mit der dortigen Garnison vereinigen zu können.

Noch vor Schluß des Tages hatte Katharina bereits 15,000 Mann, die ihr alle Gehorsam geschworen hatten, unter den Waffen. Die Stadt befand sich im Zustande der gesicherten Vertheidigung. Ueberall herrschte Ruhe und die strengste Ordnung. Die Revolution war vollendet zu ihren Gunsten, ohne daß auch nur ein Tropfen Blut geflossen wäre.

Selbst eine Komödie mußte helfen, das Volk und das Militair zu ihren Gunsten zu begeistern. Sehr geschickt hatte man das Gerücht ausgesprengt, daß der Czar

Peter in Peterhof mit Tode abgegangen sei. Plötzlich bewegte sich von dorther, die Newaperspective hinauf, ein langer, feierlicher Leichenzug; Priester mit Fackeln zogen vorauf; Männer in schwarzen Mänteln trugen den Sarg, auf dessen schwarzer, mit dem goldenen Kreuz verzierter Decke ein Crucifix, gekreuzte Degen und die Krone lagen. Dieser Zug mit gedämpfter Musik und einem verhüllten Trauergefolge bewegte sich vor dem Winterpalaste vorüber, und verschwand alsdann in einer kleinen, abgelegenen Kirche, deren Thüren darauf verschlossen wurden. Man hat nachher nie wieder Etwas von diesem Leichenzuge, den die Fürstin Daschkoff veranstaltet hatte, gesehen. Das Gerücht, daß es Peter's Leiche gewesen, wurde so lange geglaubt, bis die Entdeckung der Wahrheit nicht mehr schaden konnte.

Sobald die Kaiserin im Winterpalaste angekommen war, ließ sie sogleich ihren jungen Sohn Paul Petrowitsch, einen nicht schönen, aber lebhaften, eigensinnigen und verzogenen Knaben, zu sich holen. Ein Detachement mit einem Officier wurde zu diesem Zwecke abgesendet. Als der kleine Großfürst erwachte und sich von Soldaten umgeben sah, fing er an zu schreien. Graf Panin nahm ihn auf seine Arme, und indem er ihn mit Liebkosungen, woran der Knabe sehr gewöhnt war, beruhigte, trug er ihn selbst zu seiner Mutter.

Diese führte ihn hinaus auf den Balcon, hob ihn

empor und zeigte ihn dem Volke. „Sehet hier,“ rief sie mit lauter und klarer Stimme, „den rechtmäßigen Thronfolger, dem ich den alten Czaren-Thron erhalten und, wenn Gott will, hinterlassen werde. Heute war der Tag, an welchem er ermordet werden sollte. Die gütige Vorsehung hat dieses abgewendet und hat ihren Zorn auf das schuldige Haupt herabbeschworen, welches sein Geschick durch seine Verbrechen herausgefordert hat.“

Ohne Untersuchung wurde diese öffentliche Verleumdung geglaubt.

Die Großen des Hofes, von denen die meisten an der Verschwörung nicht Theil genommen hatten, erfuhren erst am folgenden Morgen von der Existenz und den Erfolgen derselben und begaben sich en Gala nach dem Palaste, um der neuen Kaiserin ihre Huldigungen darzubringen.

Nachdem sich im Winterpalaste die Hauptführer der Verschwörung um die Kaiserin gesammelt hatten, beschlossen sie, die günstige Stimmung der Armee zu benutzen, um sogleich gegen den Kaiser und seine Holsteiner, die einzigen seiner Anhänger in der Nähe von Petersburg, zu marschiren. Doch wurde der Kaiserin gerathen, zur Beruhigung des Volks über ihre größere Sicherheit, da der Winterpalast jedem Angriff der Flotte von der Seeseite ausgesetzt war, ein kleines Holz-Palais zu beziehen, welches am Markte lag und leicht ganz mit Truppen

umgeben werden konnte. Katharina befolgte sogleich diesen guten Rath und verlegte eiligst ihre Residenz dorthin.

Nun erst ließ sie in der ganzen Stadt ein Manifest vertheilen und auch den fremden Gesandten zustellen, welches der Piemontese Odart mit kluger Voraussicht schon einige Tage früher verfaßt und heimlich hatte drucken lassen.

Es lautete wörtlich:

„Wir, Katharina die Zweite, Kaiserin aller Reußen, an unsere Unterthanen!"

„Alle wahren Patrioten haben schon lange die Gefahr eingesehen, welche dem russischen Reiche drohte. Unsere heilige Religion ist vor Allem bloßgestellt gewesen. Die Dogmen der griechischen Kirche und die Statuten sind übertreten worden und man hatte schon die Absicht, die alte, in Rußland herrschende Orthodoxie in eine fremde Religion umzuwandeln, welche dieselbe verdrängen sollte. In zweiter Stelle ist Rußlands Ehre, die durch seine siegreichen Waffen und das Blut seiner Krieger erworben ist, den Feinden desselben geopfert worden, insbesondere durch den eben geschlossenen Frieden, während alle inneren Verhältnisse des Reichs, welche das Glück unseres geliebten Vaterlandes befördern und erhalten, mit Füßen getreten wurden."

„Von dieser Gefahr, die über unseren geliebten Unterthanen schwebte, tief gerührt, und vor Allem ihren

aufrichtigen und einstimmigen Wünschen ergeben, haben wir deshalb den kaiserlichen Thron bestiegen."

Während dieses Manifest im Volke vertheilt wurde, stieg Katharina zu Pferde. Sie war gekleidet in die Uniform eines Obristen der Garde, welche ihr ein junger Officier, Namens Julizin, verschafft hatte. Da sie sehr stark war, so saß ihr die Uniform sehr knapp und war ihr nicht besonders wohlkleidend. — Auch die Fürstin Daschkoff ritt in einer ähnlichen Uniform an ihrer Seite. Diese, eine schöne, schlanke Frau, nahm sich darin sehr reizend aus.

In diesem Augenblicke machte die Kaiserin die Eroberung einer in ihrer Geschichte später sehr bedeutend vortretenden Persönlichkeit. Es war die ihres nachmals so allmächtig gewordenen Günstlings Potemkin.

Dieser war damals noch Unterofficier in der Garde zu Pferde. Er hielt in ihrer Nähe. Als er sah, daß Katharinens Degen nicht mit einem Porte-épée versehen war, bot er ihr das seinige an. Dabei war sein Pferd so dressirt, daß es sich vor der Kaiserin auf die Knie niederließ und den Kopf senkte, und Diese bemerkte dabei die Schönheit, Anmuth und Zartheit des jungen Cavaleristen, der in diesem Augenblicke einen so tiefen Eindruck auf ihr dafür empfängliches Gemüth machte, daß er später eine unbeschränkte Gewalt über sie gewann. Potemkin war im Jahre 1738 geboren, also damals 26 Jahr

alt. Katharina erinnerte sich jetzt, ihn schon einmal bei Orloff gesehen zu haben, und sagte ihm dieses mit der liebenswürdigsten Freundlichkeit, indem sie mit leichtem Kopfnicken hinzufügte: „Ich hoffe Dich bald wiederzusehen!“ — Da übrigens Potemkin unter den Verschworenen eine ganz untergeordnete Stellung eingenommen hatte, so erklärt es sich, daß Derselbe bis jetzt unbeachtet geblieben war. Erst das Porte-épée sollte die Brücke seines Glückes werden.

An die Truppen wurde reichlich Bier und Branntwein ausgetheilt, und dadurch eine wilde Begeisterung in ihnen geweckt, die sich durch fortgesetztes Hurrahrufen Luft machte.

Nur ein einziges Regiment verhielt sich ohne jedes Zeichen von Theilnahme. Es war dieses das Cavalerieregiment, welches Peter III., noch als Großfürst, commandirt und später zum Garderegiment erhoben hatte. Dankbarkeit, eine seltene Tugend in Rußland, ließ dieses nur höchst ungern dem Drange der Umstände folgen. Die Officiere weigerten sich entschieden, ihren Kriegsherrn zu verlassen und sich der neuen Herrscherin anzuschließen. Aber Katharina ließ sie verhaften und andere Officiere, die ihr ergeben waren, an ihre Stelle setzen. Nun fügten sich zwar die Soldaten dem von ihnen verlangten Gehorsam, aber es geschah mit finsterem Schweigen, und dies bildete einen unangenehmen Contrast mit dem stürmischen Freudengeschrei der Uebrigen.

Mit Ungeduld erwarteten die Garden, nun gegen ihren Kaiser geführt zu werden. Dies geschah endlich. Sie marschirten unter den offenstehenden Fenstern des Palais am Markte vorbei, wo die Kaiserin speiste. Die Begeisterung erhöhte sich dadurch, und diese theilten alle Volksklassen, welche, ebenfalls von Branntwein berauscht, den großen Marktplatz mit ihrem brüllenden Jubelgeschrei erfüllten.

So ging es nun der letzten entsetzlichen Katastrophe entgegen, die Peter durch seinen Leichtsinn, seine Sorglosigkeit und seinen Eigensinn selbst beschleunigte, anstatt daß er, mit Etwas mehr Klugheit, Besonnenheit und Entschlossenheit ausgestattet, sie hätte abwenden und den Sturm, den Katharina gegen ihn heraufbeschworen hatte, auf ihr eigenes Haupt hätte zurückweisen können.

10.

Peter's eigensinnige Sicherheit. — Petersfeste in Peterhof. — Pläne der Verschworenen. — Passek auf der Lauer. — Peter's Fahrt nach Oranienbaum. — Verschwinden der Kaiserin. — Peter sucht sie. — Falsche Nachrichten. — Der Bote aus Petersburg. — Woronzow geht zu Katharinen über. — Peter's Rathlosigkeit. — Münnich's Rathschläge und Peter's schwankendes Benehmen. — Parade der Holsteiner. — Einschiffung nach Kronstadt. — Peter's Landung in Kronstadt. — Dessen Zurückweisung. — Neuer vergeblicher Rath von Seiten Münnich's. — Landung in Oranienbaum.

Bis dahin war Peter III. völlig unbekannt geblieben mit den wichtigen Ereignissen, die sich in Petersburg be-

geben hatten. Seine eigensinnige Sicherheit war so groß, daß er an demselben Morgen noch einen getreuen Officier verhaften ließ, der in der vorigen Nacht nach Oranienbaum gekommen war, um ihm über ein unklares Gerücht Mittheilung zu machen, das ihm zu Ohren gekommen war, von Unruhen, die in Petersburg ausgebrochen sein sollten, weil er an eine Verschwörung von Seiten Katharinens, die er der Entschlossenheit dazu gar nicht für fähig hielt, durchaus nicht glauben konnte.

Endlich beschloß Peter, sich von Oranienbaum nach Peterhof zu begeben, um dort in wilder Lust den Beginn des Petersfestes zu feiern.

Dies geschah alljährlich. Dieses Fest war das tollste an öffentlichen Lustbarkeiten, was die russische Hofgeschichte nur kannte. Ausgelassenheit, verschwenderische Freigebigkeit und Pracht überboten alles Andere. An drei bis vier tausend Masken, meistens wunderliche Charaktermasken, von den barokksten Launen eingegeben, trieben sich dann in den Sälen des Schlosses, in den Gärten und auf den Terrassen von Peterhof, die sich bis ins Meer herabzogen und mit Springbrunnen geschmückt waren, herum. Nachts war Alles auf das Prächtigste erleuchtet. Unter den Stufen der Cascaden brannten zahllose farbige Lampen in den verschiedensten Farben und warfen ihr buntes Spiegelbild in die Wellen des dort sehr breiten Stroms, worauf Tausende von buntbewimpelten, beflaggten

Schiffen, Galeeren und Gondeln, die mit einer zahllosen jubelnden Bevölkerung besetzt waren, sich wiegten. Der Kaiser mit seinem auf die tollste Weise maskirten Gefolge trieb sich ungezwungen in den dichtesten Haufen der Volksmassen herum, und erlaubte sich den muthwilligsten Ausbruch wilder Lustigkeit, welche mit der kaiserlichen Majestät und Würde wenig harmonirte. Betrunkene taumelten zu Hunderten um ihn her und erlaubten sich Alles, was jedem Gedanken an Anstand widerstrebte oder lagen wie Todte im Grase. Ueberall, in den verschiedensten Räumen waren reich besetzte Buffets aufgestellt. Gegen 10 Uhr Abends wurden noch dazu im Garten lange Tafeln mit warmen Speisen besetzt, die stets erneuert wurden, sobald sie aufgezehrt waren, und an Wein und Branntwein im Ueberfluß fehlte es ebenfalls nicht.

So war das Volksfest beschaffen, zu dem Peter jetzt mit seiner lustigen Gesellschaft eilte, um sich einmal so recht in seiner brutalen Weise zu ergötzen, ohne zu ahnen, daß er indeß in Petersburg schon vom Throne verdrängt war, ja, daß es schon im Plane einiger Verschworenen lag, ihn dort im Volksgetümmel inmitten seiner Lustbarkeiten zu ermorden.

Panin und einige andere Verschworene waren schon dort gewesen, um genaue Kenntniß zu nehmen von der Oertlichkeit und besonders von der Lage der Zimmer, worin er schlief, um sich seiner Person bemächtigen zu

können; denn weiter gingen ihre Absichten damals nicht. Aber der Lieutenant Passek, ein wilder und barbarischer Russe, verlangte den Kaiser in Gegenwart des ganzen russischen Hofes mit einem Dolche niederstoßen zu dürfen, was ihm jedoch Panin streng verbot. Aber Passek begab sich dennoch mit einem seiner vertrauten Kameraden, Namens Buschekoff, nach Peterhof und legte sich zwei Tage und zwei Nächte nahe bei dem kleinen hölzernen Hause, welches Peter der Große bewohnt hatte, in den Hinterhalt. Aber Peter III. kam während dieser Zeit nicht dorthin und entging dieser Gefahr, um sich in eine andere zu stürzen.

Diese rückte nun immer näher. Auf einem offenen großen Wagen, der mit sechs Pferden bespannt war, fuhr Peter mit seiner Maitresse und den lustigsten Weibern und Männern aus seiner zügellosen Umgebung schreiend, lärmend und lachend früh Morgens auf der Chaussee dahin, die von Oranienbaum nach Peterhof führt.

In Peterhof, wo Katharina residirt hattt, herrschte große Bestürzung über das Verschwinden der Kaiserin. Vergebens hatte die Dienerschaft Schloß und Park durchsucht; keine Spur von ihr war zu finden. Nur eine Schildwache behauptete, gegen 4 Uhr Morgens zwei Damen gesehen zu haben, welche, vom Schlosse kommend, zu Fuße den Park verlassen hätten.

Es kamen bald darauf mehrere Personen von St.

Petersburg an, welche die Residenz früh Morgens verlassen hatten. Diese aber hatten noch Nichts von der Bewegung in den Kasernen gesehen. Sie versicherten auf das Bestimmteste, daß dort Alles ruhig sei.

Einer dieser Ankömmlinge und der Kammerherr der Kaiserin, Ismailoff, machten sich endlich nach Oranienbaum auf den Weg, um dem Kaiser, dessen Ankunft mit jeder Minute erwartet wurde, die Flucht seiner Gemahlin zu berichten.

Schon waren sie eine Stunde fortgaloppirt, als ihnen der Generaladjutant des Kaisers, Gudowitsch, entgegengeritten kam, der seinem Herrn vorausgeeilt war. Froh, einen Vermittler bei dem Kaiser gefunden zu haben, der eine solche Nachricht leicht übel aufnehmen konnte, und dann dem Ueberbringer derselben leicht mit Stockschlägen gelohnet haben würde, theilten sie dem Generaladjutanten mit, was geschehen war. Dieser wendete sogleich sein Pferd und galoppirte dem Kaiser entgegen.

Kaum hatte er den kaiserlichen Wagen erblickt, so rief er dem Kutscher zu, sogleich anzuhalten.

„Was sind das für Dummheiten?“ rief Peter dem Adjutanten zu, indem er eben so erschreckt als erzürnt war. Doch Gudowitsch ritt an den haltenden Wagen, salutirte ehrerbietig, und flüsterte dem Kaiser einige Worte zu, die Diesen ganz bestürzt machten. Er schrak heftig zusammen, wurde bleich, stieg aus der Kalesche, und ging, um

das Nähere zu erfahren, einige Schritte auf der Chaussee mit Gudowitsch voraus, und sprach lebhaft mit ihm. So weiter fortgehend, kamen sie endlich an eine Stelle, wo man die Einfahrt zum Park von Peterhof von fern sehen konnte. Dort blieb der Czar stehen und erwartete den langsam nachkommenden Wagen. Darauf wendete er sich an die Damen und sprach zu ihnen: „Hier werden Sie aussteigen, Mesdames, und den übrigen Weg zu Fuße zurücklegen. Wir werden uns in Peterhof wiedersehen!" Dann bestieg er mit Gudowitsch die Kalesche und fuhr im raschen Lauf voraus nach diesem Lustschloß.

Den Damen blieb nichts Anderes übrig, als zu gehorchen. Sie sahen sich mitten auf der Landstraße ausgesetzt. Dort konnten sie unmöglich bleiben. Ihre Fußbekleidung war aber auf eine lange Fußpromenade durchaus nicht eingerichtet; doch da sie aus den verstörten Gesichtszügen Peter's gesehen hatten, daß irgend etwas außerordentlich Unangenehmes vorgefallen sein mußte, so eilten sie nach Möglichkeit vorwärts.

Indeß war der Kaiser in Peterhof angekommen. Hier bestürmte er einen Jeden, der ihm in den Weg kam, mit Fragen, ohne die Antworten zu erwarten, und durchsuchte die von der Kaiserin bisher bewohnten Gemächer. Mit der unruhigsten Hast und steigender Aengstlichkeit durchwühlte er sogar die Schränke, die Kamine und jedes nur denkbare Versteck; selbst unter den Betten suchte

er, als ob seine Gemahlin sich in so unbequemer Lage Stunden lang aufhalten würde, um ohne Zweck die Flüchtige zu spielen.

Noch war er in dieser Beschäftigung begriffen, als die Gräfin Woronzow mit ihrer Begleitung anlangte.

„Siehst Du, Romanowna," schrie er ihr zu, habe ich es nicht immer gesagt? — Katharina ist zu Allem fähig! Sie ist fort — zu allen Teufeln!"

Bleiche Bestürzung entfärbte jetzt alle Gesichter, so weit die Schminke bei den Damen nicht jeden Farbenwechsel verhinderte. Man ahnte wol, was vorging, und unter der Dienerschaft munkelte man von einer in Petersburg ausgebrochenen Revolution; aber kein Mund wagte es, sich gegen die hohen Herrschaften darüber auszusprechen. Die laute Lustigkeit der schönen Begleiterinnen des Czaren war in ein ängstliches Schweigen übergegangen.

Es war schon Nachmittag geworden, als ein französischer Kammerdiener des Kaisers in Peterhof ankam, der noch kurz vor der Sperrung der Residenz Petersburg ungehindert verlassen hatte. Verwundert über die allgemeine Bestürzung, die in Peterhof herrschte, versicherte er in Gegenwart des Czaren lebhaft: „Ihre Majestät die Kaiserin befindet sich vollkommen wohl, und begeht das heutige Petersfest mit allem Glanze. Alle Truppen standen unter dem Gewehr, als ich Petersburg verließ und alles Volk war voll Jubel.

So wenig kennt man oft in unmittelbarer Nähe großer Ereignisse die eigentliche Beschaffenheit derselben.

„Bête!“ schalt Peter den Unbefangenen, der keinen Begriff hatte von den großen und gefährlichen Bewegungen, die jetzt in Petersburg stattfanden, wendete ihm den Rücken, und es fehlte nicht viel, so hätte der bornirte Franzose Bekanntschaft mit Peter's Rohrstock gemacht; denn jetzt kannte der Czar die Ursache jener Bewegungen schon besser.

In diesem Augenblicke traf der schon früher erwähnte, als Bauer verkleidete Diener Besson's ein, der ein Schreiben seines Herrn brachte, welches er aber durchaus dem Kaiser selbst überreichen wollte. Der Czar nahm es an und las. Mit tiefem Schweigen standen die zitternden Höflinge umher; der Kaiser überlief das Schreiben mit einem Blicke, schwankte, faßte sich aber noch und las es mit bebender Stimme laut vor. Es lautete:

„Die Garden haben sich empört; die Kaiserin befindet sich an ihrer Spitze. Es schlägt so eben neun Uhr. Sie wird in der kasanischen Kirche zur Beherrscherin von Rußland ausgerufen. Das ganze Volk scheint diese Bewegung zu theilen. Von den getreuen Unterthanen Ew. Majestät läßt sich Niemand sehen.“

Es ist unbeschreiblich, welche ungeheure Wirkung diese erste authentische Nachricht von den Ereignissen in

Petersburg auf das Gemüth des Kaisers und aller Anwesenden machte.

„Sie ist mir zu vorgekommen!“ rief er ganz erschöpft aus. — Nachdem er eine Weile überlegend, stillgestanden hatte, überließ er sich der völligen Muthlosigkeit. Von allen Seiten suchte man ihn zu trösten. Vergebens — er weinte wie ein Kind. Endlich erbot sich der Großcanzler Woronzow, der Oheim seiner Maitresse, aber auch der jetzt so einflußreichen Fürstin Daschkoff, selbst nach Petersburg zu gehen, indem er behauptete: „Katharina hat wol nur in der ersten Ueberraschung das Volk und die Soldaten verführen können. Aber sie vermag gewiß nicht, sich nur einen Tag auf dem Throne zu erhalten. Ich mache mich anheischig, sie allein wiederzuholen.“

Es war wol weniger treue Ergebenheit gegen den Kaiser, was ihm diesen Gedanken eingegeben hatte, als die geheime Absicht, sich selbst den Rücken zu decken und sein Ansehen für die Zukunft zu sichern, indem er sich der aufgehenden Sonne zuwendete.

Nach langem Ueberlegen willigte endlich Peter ein, und Woronzow fuhr nach Petersburg. Dort fand er Katharinen umgeben von einer unzähligen Volksmenge und vielen Tausend Soldaten, die jubelnd riefen: „Hurrah! es lebe unsere gute Mutter!“ Der kluge Staatsmann mochte wol einsehen, daß hier Nichts mehr zu hoffen sei,

und, um sich selbst zu decken, machte er der Kaiserin einige Vorstellungen über die Gefahren ihrer Unternehmungen. Aber es war damit so ernstlich nicht gemeint. „Sie sehen," antwortete ihm Katharina ganz gelassen, „daß ich nur dem Willen des Volkes folge."

„Allerdings sehe ich das," entgegnete Woronzow, und leistete ihr den Eid der Treue, dann setzte er hinzu: „Unmöglich kann ich für Sie fechten und noch weniger gegen Sie. Ich erbitte mir dafür nur die Gnade des Hausarrestes. Nach meinen so eben gemachten Vorstellungen könnte ich für verdächtig gehalten werden."

Lächelnd erfüllte die Kaiserin, die leicht die Absicht dieser Bitte erkannte, seinen Wunsch, und Woronzow kehrte in seinen Palast zurück, nur zum Schein von einer Wache begleitet.

Auf diese Weise hatte sich der schlaue Höfling nach beiden Seiten hin gedeckt.

Nach Woronzow's Abreise trafen in Peterhof immer mehr Unglücksbotschaften ein. Peter wußte nicht mehr, wo ihm der Kopf stand. Bald wollte er Dieses, bald Jenes, und darüber kam er zu keinem festen Entschlusse. Von geängstigten Weibern und zitternden Höflingen umgeben, irrte er trost- und rathlos in den Alleen des Parks umher. Bald schlug er sich vor den Kopf, als habe er sich selbst auf einer Dummheit ertappt, bald ließ er sich zu trinken geben, als wollte er seine Angst in

Branntwein betäuben. Laut verwünschte er seine abtrünnige Gemahlin, ohne darin Erleichterung zu finden. Sein Seelenzustand war ein furchtbarer.

Endlich beschloß er, seine Holsteiner kommen zu lassen, die einzigen Truppen, auf deren Treue er noch rechnen zu dürfen glaubte. Er fertigte eiligst den Befehl dazu aus. Indeß liefen ihm noch eine Menge andere Sachen durch den Kopf. Er dictirte mehrere wüthende Manifeste voll unsinniger Exclamationen gegen Katharinen und die Rebellen. Seine Begleiter konnten nicht schnell genug solche Placate abschreiben. Er gab Ordre, die Kaiserin zu tödten. Viele übernahmen dieses nur zum Schein, um sich selbst zu retten; aber Keinem war es Ernst damit.

Dann fiel ihm ein, die preußische Haut abzustreifen, die man ihm als verhaßt beim Volke und Militair dargestellt hatte. Er zog die preußische Uniform aus, die er gewöhnlich trug, legte den schwarzen Adlerorden ab, und kleidete sich als russischer Kaiser, decorirt mit allen russischen Orden.

Nun kam er auf den Gedanken, daß sein in Petersburg stationirtes russisches Regiment ebenfalls zu ihm stoßen sollte. Diesen Einfall benutzten viele der feilen Höflinge, die ihn umgaben, um sich, unter dem Vorwande, dem Regimente diesen Befehl mit Lebensgefahr überbringen zu wollen, mit guter Manier aus dem Staube zu machen.

Gleichzeitig wurden die Bauern aus den umliegenden Dorfschaften aufgeboten und Husaren nach allen Richtungen versendet, um so viel Nachrichten wie möglich zu erhalten.

Zu Mittag speiste Peter am Ufer des Meeres und schien einige Fassung zu gewinnen.

Jetzt erschien der einzige kluge und gescheidte Mann zu seinem Beistande, der es noch treu und ergeben mit ihm meinte. Es war der alte Feldmarschall Münnich, den Elisabeth verbannt gehabt, er aber zurückberufen hatte.

Dieser berühmte greise Feldherr hatte sich lange vom Hofe fern gehalten, weil ihn, dem im Pulverdampf ergrauten Krieger, seines Kaisers pedantisches Soldatenspiel anwiderte. Jetzt aber, als seinen unglücklichen Fürsten alle seine Lustgenossen, seine Höflinge und Soldaten verließen, trat er an ihn heran und redete ihm zu, den Muth nicht zu verlieren; es könne Alles noch gut gehen, wenn man nur besonnen und entschlossen handle. — Der Kaiser ergriff mit Wärme seine beiden Hände und bat dringend um seinen Rath.

Münnich's erster Vorschlag war, alle in der Nähe befindlichen Regimenter zusammenzuziehen und damit auf die Residenz loszugehen.

„So wie sich Ew. Majestät nur zeigen," erklärte Münnich, „werden die meisten der Empörer zur Besinnung kommen und sich verkriechen oder zu Ihnen übergehen. Ihre gewiß noch zahlreichen Freunde werden einen

Mittelpunkt sehen, um den sie sich sammeln können und die Rebellen sollen Ihnen die Herrschaft nicht lange mehr streitig machen, wenn sie es ja zum Aeußersten kommen lassen würden."

Peter entschloß sich, diesem Rathe zu folgen. Aber die furchtsamen Weiber um ihn her klagten und weinten unaufhörlich, und verlangten nach Oranienbaum zurückgebracht zu werden.

Noch ehe aber Peter's Truppen ankommen konnten, ging die Nachricht ein, daß Katharina an der Spitze von 20,000 Mann heranziehe. Jetzt kannte die Angst der Höflinge keine Grenzen mehr. Peter mußte auf ihre und der Weiber Vorstellungen einwilligen, sich der Gefahr nicht auszusetzen und nach Oranienbaum zu retiriren.

Münnich aber stellte dem Kaiser vor, daß man die Rebellen, wenn man sie schlagen wolle, wenigstens nicht an einem Orte erwarten dürfe, der so wenig Mittel zur Vertheidigung darböte.

„Jetzt," sprach er, „ist Kronstadt der einzige feste Ort, wo Ew. Majestät Ihre Sicherheit suchen können. Dort befindet sich eine starke Besatzung und eine ausgerüstete, gutbemannte Flotte. Alles liegt daran, nur vierundzwanzig Stunden Zeit zu gewinnen. Entweder zerstäubt alsdann die Rotte der Meuterer von selbst, oder Ew. Majestät werden im Stande sein, ihr mindestens eben so stark entgegenzutreten und Petersburg zittern zu machen."

Durch Münnich's entschlossene Sprache fühlte sich Peter einigermaßen ermuthigt. Wer schon daran gedacht hatte, unbemerkt aus seiner Nähe entweichen zu können, beobachtete jetzt mit großer Spannung den Erfolg von Katharinens Unternehmen und blieb doch wenigstens ungewiß, ob er noch ferner Peter's Geschick theilen oder ihn im Unglück auf eine für sich selbst vortheilhafte Weise verrathen sollte.

Um sich die Festung Kronstadt auf jeden Fall zu bewahren, wurde der General Lievers sogleich dorthin abgeschickt, mit der Ordre das Commando dieses Platzes zu übernehmen. Peter glaubte sich auf seine Treue verlassen zu können.

Zur Ueberfahrt des Kaisers wurden augenblicklich zwei Jachten ausgerüstet. Eben war man damit in Stand gekommen, als ein Adjutant von Kronstadt mit der Meldung zurückkam: Alles sei bereit, den Kaiser zu empfangen. Die Besatzung von Kronstadt sei treu ihrem Eide und habe geschworen, wenn es sein müsse, für den Kaiser zu sterben. Man erwarte ihn dort mit Sehnsucht und treffe auf das Schleunigste Vertheidigungsanstalten.

Indeß waren auch in Oranienbaum die zur Begleitung des Kaisers beorderten holsteinischen Truppen eingetroffen. Das Bewußtsein, in Kronstadt wieder ein sicheres Asyl zu finden, gab ihm seine ganze Entschlossenheit wieder; wenigstens erwachte bei dem Anblick seiner Soldaten

sein alter pedantischer Gamaschengeist und er ließ sich durch keine Vorstellung davon abbringen, erst seinem Regimente förmlich die Parade abzunehmen. Durch das damit nothwendige Putzen, die Aufstellung, das Inspiciren eines jeden Kopfes, den er oft persönlich zurecht rückte, das Nachbürsten der bestaubt gewesenen Uniformen, und das soldatische Fluchen darüber und gelegentliches Fuchteln, welches Peter für eine echt preußische Feldherrntugend hielt, ging, wie viel auch Münnich dagegen vorstellen mochte, die kostbare, unersetzliche Zeit verloren, und damit Thron und Leben, was damals, bei rechter Energie, noch hätte gerettet werden können. Dann stellte er sein Regiment Holsteiner in Schlachtordnung auf, und sprach im Tone der Bravour: „Wir werden doch nicht eher fliehen, als bis wir den Feind gesehen haben!“ Dann recognoscirte er nach allen militairischen Regeln und affectirter Kaltblütigkeit das Terrain. Diejenigen, die ihm Vorstellungen dagegen machten, schalt er Hasenfüße, fluchte und wetterte überhaupt so viel, als wäre jeder Fluch, der aus seinem Munde ging, eine Kanonenkugel, die ein Dutzend Rebellen niederschmettern sollte. Dabei ging er immer vor der Front seines Regiments mit steifen Knien, wegen der engen weißleinenen Gamaschen, auf und nieder, und gab mit pathetischer Stimme seinen Soldaten Regeln, wie sich der Soldat im Feuer zu verhalten habe, die er aus einem militairischen Handbuche auswendig gelernt hatte.

Da sollte plötzlich ein Schreck bewirken, was vernünftigen Vorstellungen nicht gelungen war.

Durch einige aufgefangene Husaren, welche von Petersburg zum Recognosciren ausgesendet worden waren, hatte man schon gehört, daß sich in Petersburg Nichts begeben habe zu Gunsten Peter's III., daß vielmehr die Kaiserin an der Spitze eines zahlreichen Heeres bereit sei, ihm entgegenzurücken und eine Schlacht zu liefern. Kaum war zehn Uhr Morgens vorüber, als ein heranjagender Adjutant meldete, die Kaiserin rücke mit 20,000 Mann Truppen und Kanonen gegen Peterhof heran.

Jetzt war Peter auf einmal entschlossen, sich einzuschiffen. Er eilte nach dem Ufer, sein ganzer Hof, Höflinge und leichtfertige Damen, hinter ihm her. Man warf sich, einander drängend, in die am Ufer liegenden Jachten. Die Eile war so groß, daß weder Anstand, noch Vorrang, noch Galanterie beachtet wurde. Mehrere reich galonnirte Hofherren und prächtig zum Feste gekleidete Damen wurden ins Wasser gedrängt, und mußten, nur mit Mühe gerettet, naß wie gebadete Katzen, diese unglückliche Wasserfahrt mitmachen. Alle Ordnung war aufgelöst. In der Angst und Hast der Flucht nahm man sich nicht mehr Zeit, die Anker zu lichten, sondern kappte die Ankertaue, um desto schneller von dem gefährlichen Ufer abstoßen zu können. Segel und Ruder

wurden in Bewegung gesetzt, um das vermeintlich sichere Kronstadt desto schneller erreichen zu können.

In Kronstadt aber hatten sich indeß während der Zeit, die Peter durch unnöthige Zögerung verlor, die Umstände wesentlich zu seinem Nachtheile verändert.

Die Verschworenen hatten bei ihren Berathungen in Petersburg allerdings nicht an jenen wichtigen Platz gedacht. Da war es ein junger deutscher Officier, der zuerst den Namen „Kronstadt" aussprach.

Der Admiral Talizin übernahm es, sich ganz allein der Festung zu versichern. Er schiffte in einer Schaluppe, ganz ohne Begleitung, hinüber. Seinen Matrosen hatte er bei Todesstrafe untersagt, zu verrathen, woher er komme.

In Kronstadt anlandend wurde er auf Befehl des Commandanten angehalten, weil Niemand ohne dessen specielle Erlaubniß einpassiren durfte. Man fragte ihn, was er Neues vom Lande mitbringe?

„Ich komme," entgegnete Talizin, „von meinem Landhause. Ich habe nur gehört, daß in Petersburg Unruhen ausgebrochen sein sollen. Da mein Platz nur auf der Flotte ist, so bin ich hergeeilt, um auf jeden Fall bei der Hand zu sein."

Der Commandant hatte keine Veranlassung, das geringste Mißtrauen in diese Erklärung eines so hochgestellten Mannes, wie der Admiral war, zu setzen, und

ließ ihn eintreten. Kaum aber hatte der Commandant den Rücken gewendet, um weitere Sicherheitsmaßregeln anzuordnen, so rief Talizin einige Soldaten zusammen, denen er vorsprach, der Kaiser sei abgesetzt, die Kaiserin habe den Thron bestiegen, und unter diesen Umständen würde es ein großes Verdienst sein, die Festung ihrer Mutter Katharina II. zu überliefern, und große Belohnungen würden ihnen dafür zu Theil werden.

Sein hoher Rang, seine Orden, seine imponirende Würde und hinreißende Beredtsamkeit siegten über jedes Bedenken. Die Soldaten gelobten ihm Gehorsam. Man suchte den Commandanten auf. Talizin zeigte ihm die Lage der Verhältnisse an und forderte ihm seinen Degen ab; eine Forderung, welcher die Soldaten Nachdruck gaben. Der Commandant ließ sich auch sehr gern verhaften, froh, daß er dadurch einer großen Verantwortung überhoben war.

Nun übernahm Talizin das Commando von Kronstadt, und zwar in ganz anderem Sinne, als es sein Vorgänger geführt hatte. Einige Stunden nachher erblickte man auf der Höhe des Meeres die herannahenden kaiserlichen Jachten. Besorgt, daß die persönliche Gegenwart des Kaisers die Soldaten wieder zu dessen Gunsten umstimmen könnte, ließ er die Sturmglocken ziehen und Alles in Alarm setzen. Dabei ließ er die Geschütze auf

die Wälle rücken und Kanoniere mit brennenden Lunten dabei aufstellen.

Gegen 10 Uhr warfen die beiden kaiserlichen Jachten, nahe dem Ufer, ihre Anker aus. Auf den Anruf des Wachtpostens: „Wer da?" erscholl es vom Schiffe her: „Der Kaiser."

„Es giebt keinen Kaiser mehr!" schrie die Schildwache zurück.

Nun trat Peter vor, schlug seinen Mantel zurück, deutete auf den weithin strahlenden Ordensstern auf seiner Brust und rief: „Ich bin der Kaiser." Statt der Antwort fällte die unterdessen ins Gewehr getretene Wache das Bayonnet.

Talizin trat nun vor und drohte mit lauter Stimme, auf die Jachtschiffe schießen zu lassen, wenn sie sich nicht augenblicklich aus der Schußweite entfernen würden. Durch einen blinden Kanonenschuß gab er dieser Drohung einen solchen Nachdruck, daß Peter erschrocken im Begriffe war, sich in das Innere des Schiffes zurückzuziehen und Befehl gab die Anker zu kappen.

Gudowitsch aber hielt ihn auf und umklammerte mit dem andern Arme einen der Pfähle, womit der Hafendamm eingefaßt war. Er drang in den Kaiser, mit ihm ans Land zu springen, indem die Soldaten gewiß nicht wagen würden, auf ihn zu feuern, und dann sicher sein Erscheinen genügen würde, Kronstadt wieder unter

seine Botmäßigkeit zu bringen. Münnich war derselben Meinung, aber Peter zögerte, diesem Rathe zu folgen. Er ließ sich nicht länger aufhalten, und flüchtete in das Innere des Schiffes unter die heulenden Weiber und zitternden Höflinge.

Von der Festung her wurde die Aufforderung, sich zu entfernen, durch einen zweiten Schuß mit einer Kugel, welche über die Köpfe hinwegging, erneuert, und die ganze Garnison stimmte in den Ruf ein: „Fort mit der Jacht!"

Abermals nahm man sich wieder nicht die Zeit, die Anker zu lichten, sondern kappte die Taue und machte sich so eilig davon, daß die Matrosen in übermäßiger Anstrengung des Ruderns bald die Kräfte verloren und des Kaisers Jachtschiff Gefahr lief, im Bereiche der Kanonen stehen zu bleiben.

Langsam ging es vorwärts immer in der Richtung nach Oranienbaum zu, den Aengstlichen noch viel zu langsam. Als die Fahrzeuge endlich in gehörige Entfernung vom Ufer gekommen waren, hörten die völlig erschöpften Ruderer ganz auf zu arbeiten. Es war indeß Nacht geworden und mondhell. Münnich und Gudowitsch saßen auf dem Verdecke und warfen schweigend ihre sinnenden Blicke auf den sternenhellen Himmel und die stillen Wogen. Der Capitain des Schiffes stieg hinunter in die Kajüte, wo der Czar sich unter den Frauen

versteckt hielt — als sollte der Himmel ihn nicht suchen an einem Orte, wo der Beherrscher eines großen Reiches in der Stunde der Gefahr nicht hingehört — um ihn zu fragen, wohin er nun das Schiff wenden solle?

Peter ließ Münnich zu sich bescheiden und sagte zu ihm: „Feldmarschall! leider habe ich zu spät Ihren guten Rath befolgt. Aber Sie sehen, bis zu welchem Aeußersten ich gebracht worden bin. Verlassen Sie mich jetzt nicht. Ich werde von jetzt an Ihren Rathschlägen besser folgen. Sie, der Sie es verstanden haben, so vielen Gefahren zu entgehen, werden mich auch aus dieser Gefahr zu erretten wissen! rathen Sie, was soll ich jetzt thun?"

„Suchen Sie so schnell als möglich Ihr Geschwader zu erreichen, welches vor Reval liegt," entgegnete der greise Feldherr, der nie um klugen Rath verlegen war; „besteigen Sie dann ein Schiff, segeln Sie nach Pommern, stellen Sie sich an die Spitze Ihrer Armee, die dort noch steht; führen Sie dieselbe nach Rußland zurück und erobern Sie den Ihnen geraubten Thron auf's Neue, und ich stehe Ihnen dafür, in sechs Wochen wird wieder ganz Rußland zu Ihren Füßen liegen."

Aber die Herren und Damen des Hofes schienen sich verschworen zu haben, durch ihre Zaghaftigkeit den Untergang des unglücklichen Monarchen herbeizuführen. Sie riefen sogleich einstimmig: „Das ist unmöglich! Die

Ruderer sind zum Tode ermüdet, und kaum werden sie uns in dieser Nacht nach Oranienbaum schleppen können, nicht aber nach Reval."

„Nun wohlan!" rief der alte Feldherr entrüstet, „können die Ruderer nicht mehr arbeiten, so ergreifen wir die Ruder selbst, und arbeiten fort, bis sie sich erholt haben werden." Um ein gutes Beispiel zu geben, setzte er sich selbst auf eine Ruderbank und that ein Paar kräftige Ruderschläge. Aber die feinen Damen und Herren besahen ihre zarten Hände und schüttelten die Köpfe. Keine Hand rührte sich, dem edlen Beispiele des kriegerischen Greises zu folgen. Desto rühriger waren ihre Zungen, womit sie in glatten Reden Peter beschworen, die Unmöglichkeit, die ihn noch dazu der Gefahr aussetzen würde, von Kronstadt aus eingeholt zu werden, nicht zu wagen. „Zudem," setzten Andere hinzu, „ist ja die Gefahr noch nicht so groß, wenn wir nach Oranienbaum gehen, und Katharina wird froh sein, wenn sich Ew. Kaiserliche Majestät herablassen wollen, von dort aus mit ihr zu unterhandeln."

Der schwache Czar hatte immer, so auch jetzt, das Unglück, keinen muthigen Entschluß fassen zu können. Er gab also am Liebsten den Vorstellungen dieser Furchtsamen nach und ertheilte Befehl, wieder nach Oranienbaum zu schiffen.

11.

Landung des Czaren in Oranienbaum. — Er schreibt an die Kaiserin, um ihr die Mitregierung anzubieten. — Vorrücken der Kaiserin mit ihrem Heere. — Katharina würdigt ihrem Gemahl keiner Antwort. — Peter will entfliehen. — Der Kammerherr Ismailoff beredet ihn, sich unbedingt zu unterwerfen. — Der Kaiser fährt mit seiner Maitresse und deren Vater nach Peterhof zur Kaiserin. — Peter wird verhaftet. — Schlechte Behandlung Peter's. — Graf Panin beredet ihn, einen Entsagungsact auf die Krone zu unterzeichnen. — Triumphirender Einzug Katharinens und des Heeres in Petersburg. — Ihre Gnadenbezeugungen und Großmuth. — Münnich findet Gnade bei ihr. — Katharina gewinnt Aller Gunst. — Anerkennung von Seiten der Diplomatie. — Entdeckung ihres Verhältnisses zu Orloff. — Die Fürstin Daschkoff. — Veränderte Stimmung gegen sie im Volke und im Heere. — Gefahr. — Entsetzlicher Entschluß.

Es war vier Uhr Morgens, als man endlich nach der verunglückten Expedition dieses kleine kaiserliche Lustschloß wieder erreichte, und unersetzliche Stunden waren damit für seine Rettung verloren. Als seine Jacht an der Strandtreppe des Schlosses landete, eilten ihm einige bestürzte Diener entgegen. Er nahm ein martialisches Gesicht an, zuckte einige Male mit seinen von den Pocken furchtbar zerrissenen Gesichtszügen, und gab den Befehl, gegen Niemand zu verrathen, daß er wieder zurückgekehrt sei. Dann schloß er sich in sein Zimmer ein und schrieb im Geheimen einen möglichst beweglichen Brief an die Kaiserin, von dem sich freilich voraussehen ließ, daß unter

den jetzigen Umständen Nichts damit zu erreichen sein würde.

Es war um zehn Uhr Morgens, als er sich im Schlosse wieder sehen ließ. So groß war die Zuversicht auf seinen vermeintlich klugen Einfall, daß er sich mit ruhiger Miene zeigte. Diejenigen der holsteinischen Garden, die in Oranienbaum zurückgeblieben waren, umringten ihn mit den Zeichen der innigsten Rührung. Sie küßten seine Hände und Kleider, und beschworen ihn mit Thränen, sie gegen die Rebellen marschiren zu lassen, da sie bereit seien, ihr Leben für seine Vertheidigung zu opfern.

Selbst der greise Münnich ergriff auf's Neue diese Gelegenheit, dem Kaiser dringend vorzustellen, daß jetzt Alles auf dem Spiele stehe, und Alles darauf ankomme, Muth zu zeigen.

„Kommen Sie," sprach er, „marschiren Sie sogleich persönlich gegen die Rebellen. Ich werde vorausgehen, um Sie zu decken. Nur über meine Leiche geht der Weg zu Ihnen."

Damit aber war Peter Nichts gedient. Weder die Ergebenheit der Garde, noch die Entschlossenheit des alten Helden konnten seinen Mannesmuth im Mindesten erwecken. Er erwartete Alles von der Gnade eines Weibes, die er tief beleidigt und verfolgt hatte, und die ihm nach Krone und Leben strebte.

Indeß war die Kaiserin mit ihrer Armee bis zu dem Dorfe Krasnoi-Kaback, sieben Werste von Petersburg,

auf dem Wege von Peterhof nach Oranienbaum vorgerückt. Dort ließ sie Halt machen, um einige Stunden nach so großen Anstrengungen in einer Bauernhütte auf einem Lager zu ruhen, welches ihr die Officiere aus ihren Mänteln bereitet hatten.

Beim ersten Anbruch des Tages unternahm Gregor Orloff, ihr geheimer Geliebter, eine Recognoscirung, wobei er jedoch einige bewaffnete Bauern traf. Er ließ sie umzingeln und veranlaßte sie zu rufen: „Es lebe unsere gute Mutter, die Kaiserin!“

Um fünf Uhr Morgens stieg Katharina wieder zu Pferde, und eilte nach dem Kloster St. Sergius, wo sie auf's Neue mit ihren Heerschaaren Halt machte.

Dort empfing sie den erwähnten demüthigen Brief des Czaren, ihres Gemahls. Er bekannte, daß er sich schwer gegen sie vergangen habe, und schlug ihr vor, mit ihm die souveraine Macht zu theilen.

Katharina aber würdigte ihn keiner Antwort, behielt den Ueberbringer des Briefes zurück, und setzte ihren Marsch fort.

Als Peter erfuhr, daß Katharina sich näherte, ließ er eines seiner rascheſten Pferde satteln, um verkleidet die Flucht zu ergreifen. Aber kleinmüthig, unentschlossen und wankelmüthig, mehr als jemals, gab er bald darauf den Befehl, Alles, was in Oranienbaum nur einer Befestigung ähnlich sehe, zu schleifen und jeden Anschein von Widerstand zu vermeiden; dies geschah auf den Rath seiner

dicken Woronzow, die ihm rieth: man müsse die wüthenden Soldaten durch Widerstand nicht noch mehr reizen.

Alsdann schrieb er auf ihren Rath an Katharinen noch ein zweites, weit demüthigeres Schreiben, worin er in den unterwürfigsten Ausdrücken um Verzeihung bat in Betreff aller früheren Vorwürfe, die sie ihm machen könnte. Indem er sich ganz ihrem Edelmuthe unterwarf, gelobte er, die Krone unbedingt an sie abtreten zu wollen. Er bat sie nur um eine Pension für sich und die Erlaubniß, sich mit Romanowna Woronzow nach Holstein zurückziehen zu dürfen.

Das war eine wahrhaft hündische Erniedrigung, worin Peter einen solchen Mangel an männlichem Charakter zeigte, daß man seinem fernern Geschicke kaum noch einige Theilnahme widmen kann.

Auch diesen demüthigen Brief ihres Gemahls würdigte Katharina keiner Antwort.

Der Kammerherr des Kaisers, Ismailoff, ein zweideutiger Charakter, war der Ueberbringer dieses zweiten unterwürfigen Bittschreibens. Die Kaiserin besprach lange unter vier Augen mit ihm diese Angelegenheit. Ismailoff hatte dabei lediglich seine Privatinteressen im Auge. Er erbot sich daher gleich, zu der Partei der Kaiserin überzugehen, und Diese sendete ihn zurück, um ihren Gemahl zu bereden, sich unbedingt ihrem Willen zu unterwerfen.

Ismailoff traf in Oranienbaum den Czaren umgeben von seinen achthundert Mann holsteiner Garden. Er

ließ dieselben sogleich sich zurückziehen, und schloß sich mit dem Kammerherrn in sein Cabinet ein. Dieser zögerte nicht, ihm die Versicherung zu ertheilen, daß die Kaiserin ihn wohl empfangen, und Alles gewähren würde, was er wünsche.

Noch zauderte Peter einige Augenblicke unentschlossen, einen so wichtigen Schritt zu thun, der, einmal geschehen, sich nicht wieder ungeschehen machen ließ. Ismailoff aber sagte zu ihm: „Wenn Sie nicht eilen, sich zu unterwerfen, Majestät, so steht Ihr Leben in der dringendsten Gefahr.“ Und nun folgte der Czar unbedingt seinem Rathe.

Ismailoff bewog ihn, sogleich mit Romanowna Woronzow und Gudowitsch einen Wagen zu besteigen, und nach Peterhof zu der Kaiserin zu fahren.

Gregor Orloff, Potemkin und eine Schwadron Cavalerie erwarteten ihn draußen vor dem Parke und bildeten von da an unbemerkt seine Escorte.

Schon von jetzt an war er Gefangener. So brachten sie ihn nach Peterhof.

Bis dahin erwartete weder der unglückliche Czar, noch seine Begleitung etwas Anderes, als daß Katharina, gerührt durch so viel Nachgiebigkeit und Demuth, alle seine bescheidenen Wünsche erfüllen würde. Aber er hatte sich grausam getäuscht.

Als der Wagen, worin er saß, mitten durch die zu der Kaiserin übergegangene Armee fuhr, empfingen ihn die Kosaken, die ihn nicht persönlich kannten, mit einem tiefen

Schweigen. Er betrachtete dieses als einen Beweis von Achtung seines Unglücks und war dadurch lebhaft gerührt. Um desto schmerzlicher wurde er aber enttäuscht, als ihn die übrigen Truppen mit dem höhnenden Zurufe: „Es lebe unsere gute Mutter, die Kaiserin Katharina II.“ begrüßten; da ergriff ihn eine dumpfe Verzweiflung.

Als er mit seiner Begleitung vor dem Schlosse aus dem Wagen stieg, wurde zunächst seine Geliebte, Romanowna Woronzow, unter lautem Wehklagen Derselben, von Soldaten fortgeführt — er wußte nicht wohin. — Dies geschah, nachdem ihr vorher mit Rohheit das Band des Katharinen-Ordens abgerissen worden, welches der Kaiserin überbracht und von Dieser ihrer leiblichen Schwester, der Fürstin Daschkoff, verliehen wurde. Der General-Adjutant Gudowitsch wurde mit Schmähungen und Schimpfreden überhäuft, welche Dieser aber mit kalter Würde ertrug, indem er den Rebellen ihre Treulosigkeit vorwarf.

Als der Czar die große Treppe hinaufgeführt war, riefen ihm die unten in Schaaren stehenden Soldaten zu: „Den Orden ablegen! Die Kleider ausziehen!“ und da er nicht schnell genug diesem Gebot folgte, so griffen Hunderte von rohen Händen zu und rissen ihm Orden und Kleider vom Leibe. So stand der unglückliche entthronte Herrscher bald im Hemde vor der gaffenden, und ihn höhnenden Menge. Eine mitleidige Hand warf ihm noch einen alten Schlafrock zu, in den er sich hüllen konnte.

Dann schob man ihn in ein kleines, halb dunkles Zimmer, worin er eingeschlossen wurde. Vor die Thür desselben wurde eine starke Wache gestellt, deren auf den Boden gestoßene Gewehrkolben ihn so erschreckten, daß er, da er sich allein sah, wie ein Kind zu weinen anfing.

Nach einiger Zeit wurde die Thür geöffnet, und Graf Panin trat im Auftrage Katharinens bei ihm ein.

Dieser geschmeidige Hofmann nahm es mit seinen Versprechungen nicht so genau, um seine Zwecke zu erreichen. Er sprach dem Kaiser vor, daß Katharina ihn bald aus seiner Haft freigeben würde, und nur den Wunsch hätte, ihn nach Holstein zurückzuschicken. Dann fügte er noch viele andere Versprechungen hinzu, ohne die Absicht zu haben, ein einziges derselben zu erfüllen. Endlich legte er ihm eine schriftliche Erklärung zur Unterschrift vor.

Dieses unwürdige Actenstück lautete:

„Während meiner kurzen Regierung des russischen Reichs habe ich meine Kräfte für eine solche Bürde nicht ausreichend gefunden. Auch habe ich Volkserhebungen veranlaßt, die gewiß den vollständigen Sturm meiner Staaten herbeigeführt und mich mit ewiger Schande umhüllt haben würden. Nachdem ich dieses Alles reiflich erwogen habe, erkläre ich hiermit, vollkommen freiwillig, daß ich für mein ganzes Leben der Regierung des erwähnten Reiches entsage, ohne zu hoffen, jemals dieselbe wiederzuerlangen, mit welcher Hülfe es auch

immer sein möge. Vor Gott und der ganzen russischen Nation bekräftige ich feierlichst diese meine Entsagung, welche von mir eigenhändig niedergeschrieben und unterzeichnet ist."

Peter entschloß sich, diese Erklärung abzuschreiben und zu unterzeichnen, und nachdem er damit zu Stande gekommen war, entfernte sich Graf Panin mit dieser Schrift in der Hand, und die Thür wurde hinter ihm wieder verschlossen.

Peter war nun wieder mit seinen Gedanken allein, und er schmeichelte sich mit der Hoffnung auf baldige Erlösung. Die Sorgen der Regierung hatten ihm so nicht sehr am Herzen gelegen, und er dankte Gott, sie los zu werden. Durch diese Hoffnungen war Peter ruhiger geworden. Da erschien ein Officier mit Wache und zeigte dem Kaiser die Ordre vor, ihn nach dem kleinen Schlosse Robrcha zu führen. Dies geschah unter starker Escorte, ohne daß man ihm Zeit ließ, sich anzukleiden.

In Petersburg blieb man noch lange in Ungewißheit über die Erfolge Katharinens in Peterhof. Peter hatte in der Hauptstadt noch Freunde, besonders unter der Kaufmannschaft, welche die Plünderung von Seiten der rohen Soldaten fürchteten. Hätte er sich dort persönlich gezeigt, so würde er großen Anhang gefunden haben. Abends vernahm man Kanonenschüsse von der Seite von Peterhof her. Man glaubte Anfangs an eine Schlacht; als aber die Schüsse in regelmäßigen Pausen auf einander folgten,

erkannte man wol, daß sie zur Feier eines Sieges gelöst waren und erfuhr bald Peter's Gefangennehmung.

Katharina schlief in dieser Nacht in Peterhof; jetzt aber nicht mehr als Gefangene, sondern als Siegerin und Alleinherrscherin.

Am folgenden Tage nahm sie die Huldigung der Großwürdenträger entgegen, die ihr gefolgt waren, und empfing die jungen Damen, welche von Oranienbaum gekommen waren. Auch der Vater, die Brüder und mehrere nahe Verwandte der Fürstin Daschkoff hatten sich dort eingefunden. Sie sanken vor der Kaiserin auf ihre Knie und flehten um Gnade. Die Fürstin unterstützte diese Bitten mit den Worten: „Majestät, Sie wissen, ich habe Ihnen meine Familie geopfert." Katharina hob sie gnädig auf, und reichte ihnen die Hand zum Kusse.

Auch der würdige Feldmarschall Münnich stellte sich bei ihr ein. „Aha, Feldmarschall!" rief sie ihm entgegen, „Sie waren es also, der mir den Sieg noch streitig machen wollte?"

„Ja, Madame," entgegnete der greise Held, „konnte ich wol weniger für einen Monarchen thun, dem ich meine Zurückberufung aus Sibirien zu danken habe? Aber sobald Sie die gesetzliche Souverainin Rußlands sein werden, legt mir meine Pflicht auf, Ihnen mit eben der Treue zu dienen, die ich meinem Kaiser gewidmet hatte."

Katharina nahm ihn unter schmeichelhaften Aeuße-

rungen huldreich in ihr Gefolge auf, und kehrte Nachmittags nach St. Petersburg zurück. Die Kaiserin hielt zu Pferde, mit einem Kranze geschmückt, ihren triumphirenden Einzug. Die Hauptanführer der Verschwörung befanden sich in ihrer glänzenden Suite.

Die ganze Armee hatte sich mit Laubkränzen geschmückt. Katharina selbst trug einen Kranz von Eichenlaub. Das Jubelgeschrei des Volkes mischte sich mit dem der Soldaten. Massen von Volk aus allen Ständen umdrängten ihr Pferd und küßten ihr Hände und Füße. Eine große Menge von Popen hatte sich auf den Stufen der großen Treppe des Palastes aufgestellt. Katharina stieg vom Pferde und küßte die Vornehmsten der Geistlichkeit auf die Wangen.

Die Kaiserin bewies schon in den ersten Tagen ihrer Regierung ein großes Geschick, sich gegen Alle, die ihr nahe kamen, herablassend und wohlwollend zu bezeugen. So wußte sie leicht durch ihre persönliche Liebenswürdigkeit und imponirende Majestät das Volk zu lenken. Sie begab sich mit ihrem ganzen Hofe in den Senat. Auch hier trat sie mit einer Liebenswürdigkeit und Würde auf, womit sie Alles für sich gewann.

Auch die fremden Gesandten beeilten sich, ihr die Huldigungen darzubringen und sie zum Voraus der Anerkennung ihrer Höfe zu versichern. Sie verstand es, jedem Einzelnen etwas Angenehmes zu sagen, welches

einen um so angenehmern Eindruck machte, als bekanntlich Peter die meisten der Diplomaten durch sein schroffes Benehmen beleidigt hatte.

In diese Zeit fiel die schon früher erzählte Zurückversetzung des Großfürsten Iwan nach Schlüsselburg, worauf dessen schändliche Ermordung folgte. Zunächst galt es, ein noch schwereres Verbrechen ins Werk zu setzen, um sich auf dem Throne zu befestigen — den Gattenmord.

Die Hauptführer der Verschwörung wurden glänzend belohnt. — Graf Panin wurde zum Premierminister ernannt, die Brüder Orloff erhielten den Grafentitel und der eigentliche Günstling der Kaiserin, Gregor Orloff, wurde noch überdies zum Generallieutenant der Armee und Ritter des Alexander-Newsky-Ordens befördert. Alle erhielten sie dabei reiche Dotationen an Domainen und leibeigenen Seelen. Viele andere Officiere wurden befördert; vierundzwanzig Derselben erhielten Domainen und Bauern. Die Finanzen, die dadurch schon sehr zerrüttet wurden, ließen es aber nicht zu, die Soldaten mit Geld zu belohnen; doch erhielten sie Bier und Branntwein in Ueberfluß, und waren glücklich genug, daß sie Tag und Nacht betrunken sein konnten. Dabei behandelte sie Katharina mit der wohlwollendsten Herablassung.

Auch gegen die Anhänger des Kaisers war Katharina nachsichtig und großmüthig. Die im Anfange schlecht behandelte Romanowna wurde zu ihrem Vater gesendet und

blieb im Hause des Senators. Katharina gab Befehl, sie anständig zu behandeln.

Von allen jüngeren Officieren hoffte nun jeder, daß auf ihn die besondere Gunst der Kaiserin fallen werde. Es regte sich damit ein lebhaftes Coquettiren unter den jungen Männern. Jeder suchte die Blicke der Kaiserin auf sich zu ziehen. Niemand aber ahnte, daß diese ihre Wahl schon getroffen hatte, bis die großen Begünstigungen, welche die Orloff's und besonders Gregor Orloff so unerwartet trafen, das so lange geheim gehaltene Geheimniß ans Licht brachten, denn Eifersucht ist noch scharfsinniger als Ehrgeiz.

Die erste, welche diese Entdeckung machte, war die junge Fürstin Daschkoff. Sie kam einst dazu, als die Kaiserin, vor Orloff kniend, diesem, der auf dem Sopha lag, eigenhändig eine kleine Fußwunde verband. Ganz erstarrt darüber blieb sie stehen, denn sie selbst stand mit diesem Orloff im geheimen Liebesverständniß. Sie gerieth darüber in Wuth und wagte es, der Kaiserin ihre unschickliche Vertraulichkeit vorzuwerfen. Diese lachte darüber und sagte: „O, Du wirst deren noch ganz andere erleben!“ Dann brach die Fürstin Daschkoff in den Vorwurf aus: „Habe ich das um Ew. Majestät verdient, mir meinen Liebhaber abspänstig zu machen?“ — „Närrin,“ entgegnete die Kaiserin, er hat ja mit Dir nur gescherzt, um Dich für meine Partei zu gewinnen.“ Das war mehr, als auch der stärkste Charakter einer Frau ertragen kann.

Laut weinend und die Hände über dem Kopfe zusammenschlagend stürzte die Fürstin hinaus, und seitdem blieb ein Stachel tiefer Bitterkeit gegen Katharinen in ihrem Herzen sitzen, der sich oft durch heftige Aeußerungen gegen die Kaiserin kund gab, wodurch aber Diese in ihrer Neigung für ihre Freundin abgekühlt wurde.

Bald kam es über einzelne Maßregeln ihres Regiments zur Unzufriedenheit. Es zeigten sich bedenkliche Symptome in dieser Hinsicht. Das Volk, die Soldaten und besonders die von der Marine warfen einander vor, daß sie den Kaiser für einen Schnaps verkauft hätten. Viele sahen sich in ihren überspannten Erwartungen betrogen. Die Verstimmung gegen Katharinen nahm auf bedenkliche Weise zu. Das Verlesen des Manifestes über ihren Regierungsantritt und der Entsagung des Kaisers bei der großen Parade von dem Schlosse wurde mit finsterem Schweigen angehört. Als der General nach der Verlesung mit lauter Stimme rief: „Es lebe die Kaiserin Katharina II.!“ blieben Soldaten und Volk stumm.

Katharina bemerkte das auf dem Balcon des Winterpalastes stehend. Sie wurde bleich und erkannte, daß sie sich in der Gefahr einer Contrerevolution befand, wovon sie Nichts auf der Welt befreien konnte, als Peter's Tod. Nachrichten kamen hinzu, daß die ganze Armee unzufrieden war, und laut darüber murrte, daß die Garde sich erlaubt habe, eigenmächtig über die Thronfolge zu verfügen.

Ein Wort Peter's, und Heer und Volk würden wieder gegen Katharinen aufgestanden sein. So schwankend sind Volksleidenschaften, die, so leicht irre geleitet, von einem Extrem auf das andere überspringen. Auch hier war der Rausch zu ihren Gunsten verflogen. Die Gefahr schien mit jeder Stunde dringender zu werden. Das Gräßlichste wurde beschlossen, und selbst dem schwärzesten Verbrechen der Machthaber fehlte es niemals an Helfern.

12.

Peter's Ermordung.

Es fehlte übrigens dem unglücklichen Fürsten nicht an Vorzeichen, daß man es doch nicht so freundlich mit ihm meine, als ihm mit falscher Heuchelei vorgespiegelt worden war.

Peter lebte in dem beruhigenden Wahne, daß Panin's Verheißungen, die er als einen Lohn seiner Unterwürfigkeit betrachtete, in Erfüllung gehen würden. In dieser Hoffnung wollte er sich in seiner Einsamkeit unterhalten. Er ließ Katharinen bitten, ihm doch seinen Vielien, einen kleinen Hund, den er sehr liebte, eine Bibel, einige Romane, seinen Mohr und Lustigmacher zukommen zu lassen. Man lachte darüber, wahrscheinlich ohne von diesen bescheidenen Wünschen nur das Mindeste zur Kenntniß der Kaiserin zu bringen, und erfüllte sie nicht.

Auch führte man ihn nicht, wie ihm versprochen

war, nach dem Schlosse Kobscha, sondern brachte ihn heimlich nach Mobsa, einem kleinen Landhause, welches dem Hetman Rasumowsky gehörte.

Einige Tage war er dort gewesen, nur von Revolutionairen und von einigen Soldaten bewacht. Er war der unschuldigste Staatsgefangene von der Welt. Mit keinem Wort dachte er daran, eine Gegenrevolution nur zu versuchen. Sein schwacher Geist war viel zu entmuthigt, um nicht jeden dahin gerichteten Versuch mit Entrüstung von sich zu weisen.

Aber in dem Buche seines Schicksals stand einmal unwiderruflich geschrieben:

„Fort mußt Du, Vogt, die Uhr ist abgelaufen!“

Eines Tages ging sein wohlbewachter Kerker auf. Es war zur Mittagszeit, als zwei ihm wohlbekannte Männer bei ihm eintraten. Alexis Orloff, der von einer großen Narbe im Gesicht, die ihn entstellte, den Beinamen: „der Genarbte“ trug, und jener Temploff, den wir früher schon als einen der rohsten und bösesten Menschen erwähnt haben.

Mit der größten Freundlichkeit näherten sie sich ihm, und sagten, daß sie sich glücklich schätzten, beauftragt zu sein, ihm seine Freiheit anzukündigen. Peter war froh, und gewährte ohne Argwohn ihre Bitte um die Ehre, mit ihm speisen zu dürfen.

Speise und Trank hatten sie selbst mitgebracht. Während Temploff Peter's Aufmerksamkeit abzulenken

suchte, goß Orloff, von ihm unbemerkt, ein stark wirkendes Gift in das für ihn bestimmte, mit Branntwein gefüllte Glas, und bot es dem Kaiser nach altrussischer Sitte zum Trinken an, nach welcher ein Glas Branntwein immer einer jeden Mahlzeit vorausging. Er und Temploff stießen ihre gefüllten Gläser mit ihm an, und tranken sie in einem Zuge aus. Auch der Czar folgte ihrem Beispiele, ohne zu wissen, daß es ein starkwirkendes Gift war, welches einer der Hofärzte, Crousse, der später von der Kaiserin glänzend belohnt wurde, bereitet hatte; er trank es ohne Arg aus. Aber bald darauf fühlte Peter die entsetzliche Wirkung desselben durch convulsivische Leibschmerzen.

Entsetzt darüber, rief er aus: „Man hat mich vergiftet! Hülfe! Milch! Oel!“

Seinem eintretenden treuen Kammerdiener Besson, der sich in seine Arme warf, rief er zu: „Nicht genug, daß man mich verhindert hat, die Krone Schwedens zu tragen, man will mich auch noch ermorden!“

Jener treue Mensch wurde aber sogleich hinausgetrieben und draußen der Wache übergeben. Nun drangen die beiden Uebelthäter mit einem neuen vergifteten Glase Branntwein auf Peter ein, und wollten ihn mit Gewalt zwingen, das Gift zu trinken. Die Angst gab dem Czaren Riesenkraft. Er schlug Orloff das Glas aus den Händen, und es kam zu einem heftigen Kampfe. In diesem Au=

genblicke trat der junge Fürst Banatinsky herein, welcher Befehlshaber der Wache war.

„Machen wir nicht lange Umstände mit ihm," rief Dieser mit Rohheit aus, ergriff eine Serviette, machte daraus mit der Virtuosität eines Henkers eine laufende Schlinge, und Alexis Orloff, der Riesenkraft besaß, umklammte Peter von hinten, und hielt ihm beide Arme fest an den Leib. Indeß warfen ihm die beiden Anderen die Schlinge über den Kopf. Im furchtbaren Ringen war die ganze Masse auf die Erde gefallen; — wenige Secunden reichten hin und der Unglückliche war strangulirt.

Was nun folgte, bewies auf das Empörendste, wie wenig man sich dieses Verbrechens schämte, und wie es ohne Scheu, anstatt bestraft zu werden, noch belohnt wurde.

Alexis Orloff stieg im Augenblicke nach der That, nachdem er sich überzeugt hatte, daß Peter wirklich todt sei, zu Pferde, und reiste nach Petersburg, um die Kaiserin von der Vollziehung seines Auftrages in Kenntniß zu setzen, und ihr die Gewißheit zu bringen, daß Peter III. nicht mehr unter den Lebenden sei.

Katharina erhielt diese Neuigkeit gerade in dem Augenblicke, als sie ihre Toilette vollendet hatte, um sich an den Hof zu begeben, die Cour zu empfangen. Kein Zucken ihrer schönen Gesichtszüge verrieth die geringste innere Gemüthsbewegung. Sie erschien völlig ruhig, heiter und unbefangen vor dem versammelten Hofe, scherzte

und lachte viel. Nach beendigter Cour forderte sie Orloff, Panin, Rasumowsky, Glakow und einige Andere ihrer Vertrauten auf, sich in ihrem Cabinete einzufinden. Als Alle versammelt waren, verschloß sie die Thür, und erzählte ihnen kalt und unbefangen, was sich ereignet hatte. Selbst manchen von diesen verhärteten Bösewichten überlief ein leiser Schauder. Doch wurde der Beschluß gefaßt, die Sache noch bis zum folgenden Tag geheim zu halten, wenigstens am Hofe zu ignoriren, und so erschien denn Abends beim Spiel Katharina in ungewöhnlich heiterer und aufgeweckter Laune.

Am folgenden Tage stellte sie sich noch unbekannt mit dem Tode des Czaren, und ließ sich erst, als sie sich unbefangen zu Tische gesetzt hatte, darüber scheinbar den ersten Bericht erstatten. Es wurde ihr officiell angezeigt, der Czar sei am vorigen Tage von einer Hämorrhoidalkolik befallen worden und daran in der vorigen Nacht verstorben.

Es fehlte nicht an Aerzten, welche dieses in gewissenlosen Attesten bezeugten. Es gelang Katharinen, einige erheuchelte Thränen herauszupressen. Sie entließ sogleich ihren Hof und zog sich in ihre Gemächer zurück.

Von dort aus wurde ein längst vorbereitetes Manifest erlassen, worin den Völkern Rußlands mit vielem Bedauern das Ableben des Czaren in Folge von Krankheit angezeigt, und ihre Thronbesteigung verkündigt wurde.

Man hatte die Unverschämtheit, die Leiche des er-

mordeten Czaren öffentlich auszustellen. Dies geschah im Alexander=Newskykloster, obwol sein ganzer Körper vom Gift ganz schwarz geworden war, und mehrere Wunden im Gesicht, die er im Todeskampfe mit seinen Mördern davongetragen hatte, sich nicht verläugnen ließen. Um ihn beim Volke noch verhaßter zu machen, hatte man ihn in preußischer Uniform ausgestellt. Dennoch krochen die treugebliebenen Russen auf ihren Knien herbei, und küßten ihn nach alter russischer Sitte auf den Mund; aber das starke Gift machte ihnen geschwollene Lippen. Das Blut drang durch die Haut und färbte die doppelten weißen Handschuhe, die man ihm angezogen hatte. Nur vier Wachskerzen beleuchteten schwach das klägliche Katafalk, worauf sein schmuckloser Sarg stand.

Katharina wußte nur zu gut, daß Niemand an die Wahrheit ihres Manifestes und des Gaukelspiels dieser Ausstellung glaubte; aber in ihrer stolzen Ruhe fühlte sie sich zu sicher, um jetzt noch die öffentliche Meinung scheuen zu müssen.

Am Begräbnißtage herrschte in Petersburg eine trübe, dumpfe Stille. Vielen schlug das Gewissen, nicht aber der mächtigen Herrscherin, deren Ehrgeiz damit ihren großen Sieg feierte.

Die holsteinischen Soldaten wurden nach ihrer Heimat eingeschifft, aber man brachte sie in lecke, überfüllte Fahrzeuge, so daß sie Schiffbruch leiden mußten. Als

Viele derselben in ihrer Noth sich noch auf einige aus dem Meere hervorragende Klippen gerettet hatten, und um Hülfe schrien, ließ ihnen der Admiral Talizin sagen, er wolle in Petersburg anfragen lassen, ob er sie retten dürfe. So wurden sie in der nächsten Nacht von den Wellen verschlungen und am folgenden Morgen war keine Spur mehr zu sehen von den letzten Getreuen, die Peter III. noch auf Erden gehabt hatte.

Die entsetzlichen Mörder entflohen Anfangs nach Kopenhagen, wo sie mit großer Auszeichnung von der russischen Gesandtschaft aufgenommen wurden; bald aber wurden sie nach Petersburg zurückberufen, wo sie Katharina mit Ehrenwürden und Reichthümern überschüttete.

Katharina aber befestigte sich immer mehr auf dem Throne, auf welchem sie sich in der Geschichte den Namen die „nordische Semiramis", erwarb.

Sie hätte aber eben so gut wegen ihr[illegible]losen Liebesintriguen und übermächtigen Günst[illegible], wie einst die Kaiserin Elisabeth von Friedrich dem Großen genannt wurde, den Namen der nordischen Octavia Messalina erhalten können.

Ende des dritten und letzten Theils.

Druck von A. M. Colditz in Leipzig.

